Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Siebenter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographische Denkmale.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Biographische Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Erster Theil.

Graf Wilhelm zur Lippe. Graf Matthias von der Schulenburg. König Theodor von Corsica. Freiherr Georg von Derfflinger.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Vorwort zum ersten Theile der ersten und zweiten Auflage.

Weniges habe ich diesen Lebensbeschreibungen voranzuschicken. Sie sind Versuche einer Behandlung, die sich durch sich selbst zu rechtfertigen hat. Die Quellen, aus denen geschöpft worden sind, sind zum Theil die bekannt zugänglichen, zum Theil neue, oder doch bisher unbenutzte. Die Anführung derselben im Einzelnen wurde unterlassen, aus guten Gründen, obwohl einer oder der andre unsrer strengeren Freunde damit unzufrieden sein möchte; vielleicht läßt sich in der Folge, mit Weglassung alles dessen, was bloßer Luxus bei der Sache ist, das Nöthige in gedrängte Rechenschaft zusammenfassen. Daß hin und wieder ein schon vorgefundener Ausdruck aus diesen Quellen beibehalten worden, darf wohl keinen Tadel erleiden, wenigstens nicht in den Fällen, wo jener Ausdruck schon in dem geeignetsten Gepräge vorgefunden worden, welches besonders bei dem Leben des Grafen zur Lippe häufiger eintreten konnte, über welchen schon früh mit würdiger Beredsamkeit gesprochen worden.

Berlin, im Januar 1824.

K. A. Varnhagen von Ense.

Vorwort zum zweiten Theile der ersten und zweiten Auflage.

Ich gebe hier die Fortsetzung meiner biographischen Versuche. In Betreff der Behandlung bin ich der früheren Art und Weise möglichst treu geblieben. Man hat die Darstellung meist günstig beurtheilt, aber dagegen auf die geschichtliche Wirklichkeit des Dargestellten mitunter zweifelnd hingeblickt, besonders da kein Prunk von Anführungen dieselbe recht augenscheinlich im Einzelnen verbürgte. Man hat mir diese Nichtanführung der Quellen vielfach vorgeworfen, und im Eifer sogar übersehen, daß ich denn doch öfters die Quellen benannt, nur freilich im Texte selbst, nicht unter demselben, wie sonst gewöhnlich ist. Zu dem letzteren habe ich mich noch jetzt nicht entschließen können, wiewohl ich die Angabe im Allgemeinen nicht länger vorenthalten will. Versichern darf ich indeß, und wer sich die Mühe giebt, irgend Einzelnes genauer nachforschend zu prüfen, wird meine Versicherung bewährt finden, daß ich mit Sorgfalt und Treue alle mir bekannte und zugängliche Ueberlieferung gesammelt, ihren Sinn wohl zu fassen gesucht, und weder Gehalt noch Färbung derselben wissentlich verändert habe. Ich kann oft im Irrthum, zuweilen ohne hinreichende Kunde, und dadurch häufig im Fehl gewesen sein, aber ich darf behaupten, daß ich es nie durch absichtliche Willkür in

Behandlung der Thatsachen bin. Was der Rezensent meiner biographischen Versuche in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (1824. Stück 143) in andrem Sinne, nämlich in Betreff der abgewogenen Darstellung, sagt: „Vielleicht ist der Verfasser im Stand von jeder Zeile Rechenschaft zu geben", eigne ich mir mit dem Bewußtsein vollen Rechtes vielmehr in Betreff der geschichtlichen Wahrhaftigkeit an. Indeß kann freilich die innere Kritik und Erwägung, welche aus der gegebenen Anschauung eines belebten Ganzen die Abfassung jedes Einzelnen bedingt, und aus der jene „Rechenschaft" hervorgehen soll, sich nicht immer durch sogenannte Stellen äußerlich belegen lassen, sondern muß durch geistige Begleitung in den Zusammenhang der Materialien gefunden und erkannt werden.

Die Lebensbeschreibung Blücher's konnte mit denen Derfflinger's und Dessau's nicht in demselben Bande Raum haben, doch wünsche ich, daß durch diese zufällige Sonderung nicht die Zusammengehörigkeit, welche dem ganzen Inhalte so viele fruchtbare Bezüge und besondere Ansichten eröffnet, aus den Augen verloren würde. Die Verschiedenheit des Umfanges dieser drei Lebensbeschreibungen folgt übrigens, bei gleichem Maßstabe, von selbst aus der Verschiedenheit des Gehalts. Die Erzählung von Blücher's Leben, worin eine ganze Reihe großer Schlachten vorkommt, die zu Weltbegebenheiten geworden sind, fordert einen andern Raum, als das Leben Derfflinger's, der als Oberfeldherr keine, oder als das Leben Leopold's, der in solcher Eigenschaft nur Eine Schlacht geliefert hat. In dem Leben des letzteren dagegen sind andre Seiten nur durch eine Vielheit genauer Umstände zu vergegenwärtigen gewesen.

Zwei Bemerkungen habe ich noch zu machen, in Hinsicht mancher Mißlichkeit des Stoffes und mancher Derbheit des

Ausdrucks. Ich hoffe, man wird an beiden keinen Anstoß nehmen. Was die erstere betrifft, so wäre nichts damit gewonnen, sie zu umgehen; in Deutschland läßt die litterarische Aufmerksamkeit sich nichts entschlüpfen; was Einer absichtlich am Wege liegen läßt, bringen ihm zehn Andre nur mit desto lauterem Anruf in Erinnerung, und das Aergerniß, das vermieden sein wollte, wird dann in Tadel und Vorwurf nur vervielfacht. Was die Derbheit des Ausdrucks betrifft, so gehört sie dem Karakter der Zeit und der Person oft allzuwesentlich an, als daß man sie missen dürfte. Das Bild eines Kriegsmannes, z. B. von Leopold's Art, bedarf oft starker Striche, und die Eigenheit seiner Züge läßt sich nicht, um hier ein Gleichniß anzuwenden, in zierlicher Reinschrift wiedergeben, sondern es müssen, wenn der wahre Karakter nicht verloren gehen soll, auch die Verunstaltungen der Schrift mit übertragen werden. Doch wird man hoffentlich anerkennen, daß ich dennoch stets bemüht war zu mildern, was ganz abzuweisen die geschichtliche Treue meinem sonst wohlgefühlten Bedenken nicht verstatten wollte.

Berlin, im April 1825.

K. A. Varnhagen von Ense.

Inhalt.

Graf Wilhelm zur Lippe.

Die deutschen Lebensgebiete haben von jeher den eigenen Anblick gewährt, daß sie die Fülle der herrlichsten Gaben und Kräfte immer auch durch den Drang der größten Schwierigkeiten und Hindernisse umstellen, und kaum der übermächtigsten Anstrengung dann und wann gestatten, zu ihrem Ziel in das offene Weite völlig durchzubrechen. Die Anlage zum Großen, die Kraft zum Thätigen, der Eifer der Gesinnung, erscheinen hier stets in reichster Darbietung, aber alsobald setzt das Leben sich ihnen entgegen von allen Seiten, drängt sie nieder auf geringere Stufen und beschränkt sie auf engeren Raum, als ihrem inneren Berufe zu gebühren schien. Die Gemüthskraft und Geistesstärke des Einzelnen mag noch so groß sein, die der Nation, vertheilt und belebt in ihren getrennten Gliedern, steht mächtiger daneben, und verwehrt die großen freien Bahnen, die wir bei anderen Völkern jedem Außerordentlichen so bald und leicht eröffnet sehen. Unsere Litteratur wie unsere Politik sind reich an Beispielen dieser Eigenheit; unsere Helden in beiden, unsere Fürsten, Feldherren, Staatsmänner, Reformatoren, Bildner in Kunst und Leben, alle mußten ihre größten Gaben, ausgestattet für Vollgewinn, um geringeren verwenden, der selbst nur um jenen Preis erreichbar wurde. Auch Luther und Friedrich der Große, gerüstet und berufen für die Gesammtheit des Vaterlandes, konnten in dessen Vielgestalt und Zersplitterung, wie mäch-

tige Werke sie auch darin gebildet, nicht das Ganze vereinigend umfangen.

In dieser Eigenthümlichkeit, die über unsere Geschichten, wie über die griechischen, einen beseelenden Reiz, aber auch eine wehmüthige Trauer verbreitet, müssen wir auch den Gesichtspunkt festhalten für die würdige Betrachtung des Helden, dessen Leben hier erzählt werden soll. Eines Helden unstreitig, im vollen Sinne des Wortes; der, indem er Großes ausführte, nur bewies, wie viel Größerem er gewachsen war. Regierender Fürst mit eigenem Kriegsgefolge und Feldhauptmann fremder Heere, dreien Königen verbündet und dienend, führte er Krieg mit Glück und Ruhm gegen Franzosen und Spanier, erbaute Festungen, noch dauernd mit seinem Namen, in Deutschland und Portugal, wirkte nah und fern unablässig in hoher Gesinnung und seegenvoller Thätigkeit, nahm regen Antheil an Geistesbildung und Wissenschaft, deren vaterländisches Gedeihen er früh zu schätzen wußte und zu pflegen, und gewährte in seinem ganzen Dastehen das Bild eines großen Mannes, der durch innere Tugend aus der Menge von Gleich- und Höhergestellten hervorglänzt, und nur in allzuengen Schranken den Werth seiner unverhältnißmäßigen Eigenschaften entfaltet.

Wilhelm Graf zur Lippe, von dem wir eben geredet, auch Graf zu Schaumburg genannt, aus einem uralten in Westphalen landesherrlichen Geschlechte, wurde am 9. Januar 1724 in London geboren. Seine Mutter, eine schöne und geistreiche Frau, war eine geborne Fräulein Melusine von Oeynhausen, Tochter des braunschweigischen Jägermeisters von Oeynhausen und Sophiens Julianens von der Schulenburg, jüngste Schwester des venetianischen Feldmarschalls. Sie lebte damals in England, wegen Mißhelligkeiten, die zwischen ihr und ihrem Schwiegervater, dem regierenden Grafen zur Lippe, aus widersprechenden Gemüthsarten immer neu hervorgingen. Als letzterer im Jahre 1728 starb, trat ihr Gatte die Regierung an, sie selbst aber blieb mit ihren beiden Söhnen, von denen Wilhelm der jüngere war, noch in England zurück, und folgte ihm erst späterhin nach Bückeburg, wo sie aber bald nach ihrer Ankunft starb. Die

ersten Eindrücke, bis in das siebente Lebensjahr, hatte Graf Wilhelm demnach in England empfangen, und dieses war bei dem lebhaften Feuer seines Geistes, der jener frühesten Eindrücke sich tief bemächtigte, von entscheidenden Folgen für sein ganzes Leben. Seine erste Sprache war die englische; Behandlung, Umgang und Unterricht gaben ihm englische Sitte und Sinnesart. Schon in dem Knaben zeigte sich stolze Strenge und kräftiger Wille; er war von auffallend schöner Gesichtsbildung, und wurde deßhalb oftmals bewundert und geliebkoset, dieser Ruhm der Schönheit aber dünkte ihm höchst verächtlich, er färbte daher sein Gesicht mit Wallnußsaft braun, dem Vater, der ihn darüber ansprach, erwiedernd, die Leute hätten ihn gelobt wie ein schönes Mädchen, er aber wolle kein Weibergesicht haben. Für die Ausbildung des Körpers wie des Geistes wurde bei zunehmenden Jahren verhältnißmäßig gesorgt; mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, zeichnete er sich zuerst doch vorzüglich in körperlichen Uebungen aus; er ritt, focht und tanzte vortrefflich; auch wird angemerkt, daß er mit ungewöhnlicher Stärke — im kraftreichsten Alter 19 Fuß in die Weite und 5½ Fuß in die Höhe zu springen vermochte. Er lernte Musik und Zeichnen mit gutem Erfolg. Aus der Fülle des dargebotenen wissenschaftlichen Unterrichts eignete er sich hauptsächlich mathematische und geschichtliche Kenntnisse an; mit besonderer Vorliebe vernahm er die großen Thaten der Römer, die seine ganze Seele ergriffen, und ihm als erhabene Vorbilder lebenslang gegenwärtig blieben. Auch Sprachen trieb er mit Glück; die englische und französische waren ihm von Kindheit geläufig, die italiänische und späterhin die portugiesische wurden ihm leicht; im Latein brachte er es ziemlich weit, doch hatte er es in der Folge beinahe ganz wieder vergessen; das Deutsche wußte er aus dem Lebensverkehr, aber selbst in späteren Jahren, trotz vieler angewandten Mühe, nie ganz regelfest, ein beinahe allgemeiner Fehler der deutschen Vornehmen damaliger Zeit, wo der feine und richtige Ausdruck nur im Französischen gesucht wurde.

Als zweiter Sohn konnte er kaum eine andere Laufbahn, als die der Kriegsdienste, vor Augen haben. Sein Vater,

der sich mit der Wittwe des Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen wieder vermählt hatte, überließ ihn dieser Bestimmung und dem damit verbundenen Unterricht, ohne andere Absicht und Sorge, als die, ihn möglichst entfernt zu halten; so schickte er ihn in seinem elften Jahre nach Genf, wohin seine Lehrer Bechefer und Dufresnoy ihn begleiteten, würdige Männer beide, in deren zufälliger Wahl das Glück ihn begünstigt hatte; sie waren in mannigfachen Kenntnissen, der zweite besonders in mathematischen Wissenschaften, in Feuerwerks- und Geschützkunst, sehr ausgezeichnet, und hauptsächlich zum Praktischen hingeneigt. Nachdem er hier zuvörderst im Glauben der reformirten Kirche vollständig unterrichtet und bestätigt worden, legte er sich mit ungestörtem Eifer auf die sämmtlichen Kriegswissenschaften, welche damals ein berühmter Lehrer Namens Calandrini in Genf mit großem Zulaufe vortrug. Mit guten Kenntnissen und feiner Bildung ausgestattet, kehrte er im sechszehnten Jahre an den Hof seines Vaters zurück, der ihn aber gleich wieder zur Fortsetzung seiner Studien nach Leiden und Montpellier schickte, wo er zwei Jahre blieb, dann mit Erlaubniß seines Vaters nach England ging, und daselbst als Fähndrich in die Königliche Leibgarde eintrat. In seinem achtzehnten Jahre sah er durch den Tod seines älteren Bruders unvermuthet seine Aussichten verändert, und kehrte als nunmehriger Erbe, dem Wunsche seines Vaters gemäß, nach Bückeburg zurück. Das heimische Verhältniß mußte ihm jedoch bald drückend werden, und der Vater trug selbst immer gern wieder zu seiner Entfernung bei. Dieser sonst wohlmeinende und nicht ungebildete Herr führte in seiner steifen Hofhaltung unmäßige Pracht, verschwendete in festlichem Aufwande die Einkünfte des kleinen Landes, und belastete dasselbe durch große Schulden. Mit seiner zweiten Gemahlin Sophia lebte er in kinderloser Ehe, und überdies, wegen seiner anderweitigen Verbindungen, in sehr unangenehmen Verhältnissen. Die geistleere und unbedeutende, aber sehr stolze Fürstin suchte in andächtelnder Frömmigkeit, durch die sie auch mit dem berühmten Grafen von Zinzendorf in Bekanntschaft und Briefwechsel gekommen war, vergebens wahre Befriedigung, fand aber in dieser

Richtung ein willkommenes Hülfsmittel, dem weltlichen Gemahl gegenüber in geistlicher Hoffahrt zu trotzen, und machte sich ihm dadurch nur noch widerwärtiger. Eine Gräfin von Bentink dagegen, die an dem kleinen Hofe als die erklärte Geliebte des Grafen lebte, beherrschte ihn durch Liebenswürdigkeit, Geist und Schlauheit; sie wußte immer neue Lustbarkeit zu ersinnen, schaltete in allem ganz nach Willkür, und verschwendete rücksichtslos die Landeseinkünfte. Die Spannung, welche in diesem Kreise für den nunmehrigen Erbgrafen Wilhelm entstehen mußte, machte sein Benehmen nach den verschiedenen Seiten so schwierig als ungleich, und seine Gegenwart ihm selbst wie den Anderen lästig. Nachdem er seinen Vater, der damals General in holländischen Diensten war, zu dem Feldzuge in den Niederlanden begleitet, und darauf der Schlacht bei Dettingen am 27. Juni 1743 mit Auszeichnung beigewohnt hatte, — dieses waren seine ersten Waffen, — reiste er nach England, um sich dem Seedienste zu widmen, gab jedoch dies Vorhaben, da er seekrank wurde, bald wieder auf, und ging nach Italien, wo er als Freiwilliger im Kaiserlichen Heere den Feldzug von 1745 unter dem Fürsten von Lobkowitz mitmachte, und sich durch ungestümen Muth sehr hervorthat, aber auch so tollkühn in Gefahren stürzte, daß der Kaiserliche General Graf von der Schulenburg einen Vorwand benutzte, um ihn auf gute Weise von dem Heere zu entfernen.

In Wien wurde ihm der Antrag gemacht, als Oberst in österreichische Dienste zu treten; allein er lehnte diesen Antrag ab, weil er die Unabhängigkeit jetzt vorzog. Auch begab er sich alsbald wieder auf Reisen, und besuchte die Schweiz, Italien, Deutschland und England. Die Liebe zur Freiheit verband sich in ihm mit dem brennendsten Ehrgeiz. In Ermangelung größerer Gegenstände, die ihm Befriedigung geben konnten, warf seine stürmische Leidenschaft sich auf Abentheuer des täglichen Lebens, und es gab alsbald keine Unternehmung und Thorheit der Jugend, in der er nicht gesucht hätte, seine Genossen zu übertreffen. Er wetteiferte mit jedem Engländer in jeder Sache, sie mochte noch so seltsam erscheinen. Er ritt, verkehrt auf dem Pferde sitzend,

einer Wette wegen, von London nach Edinburg; er machte schwierige Fußreisen, und bettelte sich in Gesellschaft eines deutschen Fürsten durch einen Theil von England. Heldenmuth und Tollkühnheit wechselten in diesen Ausführungen nach Gelegenheit und Zufall. In Italien bestand er mit dem Degen in der Faust mörderische Anfälle, denen er für einen Freund sich großmüthig bloßgestellt. Bei Regensburg, als er gehört, die Donau sei an einer Stelle so reißend, daß kein Mensch jemals dort durchgeschwommen, warf er sich unbedenklich in die gefahrvolle Fluth, wurde von dem Strudel fortgerissen, und konnte kaum noch gerettet werden. In Wien zeichnete er sich durch vornehmen Anstand und glänzende Glücksverfolge aus; in allen ritterlichen Uebungen erwarb er hier den größten Beifall; als Reiter, als Fechter, blieb er unübertroffen, auch im Ballspiele wurde seine Fertigkeit bewundert. Er durfte sich großer Gunst bei Frauen rühmen, die er doch wenig beachtete; auch hierin behielt er seine eigenthümliche Weise. Eine schöne Sängerin, in der ersten Blüthe der Jugend, erweckte unbewußt die Neigung seines Herzens. Seine Freunde behaupteten, es würde ihm nicht gelingen, das Mädchen zu gewinnen und zu entführen, denn sie lebte durch angesehenen Schutz eines vornehmen Mannes in beneideten Verhältnissen. Er unternahm das Abentheuer nun aus Ehrgeiz, und bezwang seine Neigung. Er näherte sich dem schönen Frauenzimmer mit edler Zuversicht, und gewann alsbald, mehr noch als ihre Neigung, ihr Vertrauen. Sie war überrascht, statt eines Liebhabers einen ermahnenden Freund zu finden, nahm aber seinen ernsten Vorschlag, sie auf bessere Lebensbahn zurückzuführen, ohne Zaudern an, verließ den Ort ihrer Verirrung, und reiste mit ihrem neuen Führer in dessen Wagen nach England. Streng und fest blieb er auf dem langen Wege seiner gefaßten Absicht getreu, das schöne Kind empfand mit tiefer Rührung den Edelmuth ihres Gefährten, und blieb unter seiner fürsorgenden Obhut, bis er eine Gelegenheit fand, sie mit einem wackern und wohlhabenden Manne glücklich zu verheirathen. Diesen Seelenwerth ausgenommen, der in seinen Handlungen bei jedem Anlasse hervortrat, zeigte sein Leben den ganzen Leichtsinn und die

Wildheit vornehmer Jünglinge, zu deren Gunsten eine ganze Welt von Einrichtungen zurechtgestellt ist; für den Anschein war er von den vielen Engländern, mit denen er sich immer zusammenfand, nicht zu unterscheiden. Ja er vermochte sogar, weil seine Stärke ihn in keiner Lage verließ, in vornehmer Leerheit mehr als Andere auszudauern, und in lärmendem Getreibe über die Gebühr zu verharren. Der Besuch von Engländern weckte selbst in seinen späteren Tagen eine Spur solcher Gewohnheiten auf, in welchen sich Würde und Ungebundenheit seltsam verschwisterten. Seine natürliche Ungeduld, und das bewegte Leben, das er führte, ließen ihn auch im Gebiete des Wissens, wie eifrig er nach Erweiterung seiner Kenntnisse strebte und nach allen Seiten lernbegierige Blicke warf, während dieser Reisen nur wandelbare und zerstreute Beschäftigung finden. Einzig Musik und Mahlerei, die er leidenschaftlich liebte, pflegte er gründlicher und anhaltender, und erwarb vorzüglich in Italien seine tiefere Kenntniß und höheren Geschmack in beiden. Die frühen Erfahrungen zu Hause und in der Fremde, sein vielfacher Umgang, und die besonderen Lagen, in die er sich versetzte, reiften desto mehr seinen Karakter, in welchem ernste Verschlossenheit neben glühender Lebensfülle, heftiges Aufbrausen neben kalter Ueberlegung, und Abentheuerlust neben Ordnungsliebe ungestört bestanden. Aus dem Wechsel solcher Zustände und Prüfungen rief ihn nach zweijähriger Abwesenheit eine empfangene Mahnung nach Hause zurück, wo er seinen Vater krank fand, und kurz nachher im Jahre 1748 durch den Tod verlor.

Kaum hatte der Graf die Regierung angetreten, als seine Sinnesart sogleich im schroffen Gegensatze der väterlichen erschien. Er war vier und zwanzig Jahre alt, und in der ganzen Kraft jugendlichen Wollens. Die Fürstin Mutter verließ Bückeburg, und ging auf ihren Wittwensitz nach Stadthagen, die Gräfin von Bentink zog sich in ihre Heimath zurück. So war ihm das Feld von selbst geräumt, und rücksichtslos begann er seine Veränderungen. Sie geschahen mit Nachdruck, und von Grund aus; der ganze Zustand wurde mit Einem Schlage umgeschaffen. Alle vor-

handene Pracht wurde nicht sowohl abgestellt, als mit einer Art von Wuth ausgerottet. Gebäude wurden niedergerissen, Gärten verwüstet, Geräthe verschleudert oder zerstört: die Trümmer blieben zum erinnernden Anblick rings umher liegen. Man konnte aus dieser Heftigkeit ermessen, mit welch unterdrückten Empfindungen der Graf an des Vaters Hofe bisher die verderbliche Wirthschaft angesehen hatte, was alles ihn im Innern verletzt, geärgert und empört haben mochte! Auch mit den Beamten gingen große Veränderungen vor; nur diejenigen wurden beibehalten, welche ganz in die neuen Ansichten eingingen, manche verließen von selbst einen Ort, an welchem sie für sich nichts mehr zu gewinnen sahen. Alle Gedanken des Grafen richteten sich nun mit Macht auf seinen Lieblingsgegenstand, das Kriegswesen. Bevor er jedoch in dieser Richtung seine Thätigkeit entfaltete, beschloß er, wegen des Mangels, den er in sich verspürte, eine neue große Reise bloß in dieser Absicht anzutreten, um neue Kenntnisse und Erfahrungen in diesem Fache einzusammeln.

Er begab sich zuerst nach Berlin zu Friedrich dem Großen, um den schwarzen Adlerorden, den sein Vater gehabt, dem Könige zurückzustellen, und bei diesem Anlasse so viel als möglich die kriegerischen Anstalten dieses beispiellos gerüsteten Staates in Augenschein zu nehmen. Durch seinen ungewöhnlichen Geist, durch seine Kenntnisse und großen Fertigkeiten, erregte er die Aufmerksamkeit des großen Königs, der ihm durch die ganze Folgezeit geneigt blieb. Er zeigte sich auch hier in den abstechenden Eigenschaften, deren Verein ihm stets eine Art abentheuerlicher Seltsamkeit verlieh. Er setzte zu Pferde, zum Schrecken der Anwesenden, über einen breiten Graben hinweg, den der König bei Charlottenburg hatte ziehen lassen, gerade um das Entkommen seiner Reiter zu verhindern. Während er sich durch solche Kraftstücke muthiger Gewandtheit berühmt machte, gewann er zugleich durch kenntnißreichen Eifer den Beifall der Gelehrten, deren Umgang er niemals verabsäumte; bei einem Besuche, den er der Königlichen Akademie der Wissenschaften in einer ihrer Sitzungen abstattete, wurde er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen.

Von Berlin reiste er neuerdings nach Italien, wo er sich lange aufhielt, abwechselnd in reicher Lebensfülle und in einsamer Zurückgezogenheit den Uebungen der Welt und den Studien der schönen Kunst ergeben. Späterhin besuchte er Ungarn, und dachte über Konstantinopel nach Griechenland vorzudringen, woran ihn aber der Ausbruch der Pest, oder, nach Andern, der Mangel an zureichenden Geldmitteln verhinderte. Ueberall suchte er jetzt besonders den Umgang kriegskundiger Männer, um von ihnen in seinem Fache noch mehr zu lernen, er beachtete sorgfältig alle Anstalten und Einrichtungen, und entwarf selbst viele Plane sie zu verbessern und zu veredeln. Während dieser großen Reise entwickelte und befestigte sich völlig sein Karakter, in welchem Ernst und Gründlichkeit nunmehr entschieden herrschend wurden. Auf seiner Rückkehr kam er abermals durch Berlin, und wurde von dem Könige und von der ganzen Königlichen Familie mit Achtung und Zuneigung aufgenommen; auch empfing er jetzt mit großer Feierlichkeit den schwarzen Adlerorden. Friedrich der Große, schon als Kronprinz mit dem Vater als einem feingebildeten Geiste in vertraulichem Briefwechsel — lange Zeit in silberstoffenem Beutel im Archive zu Stadthagen aufbewahrt — scheint in dieser Zeit auch mit dem Sohne näheree Freundschaft angeknüpft zu haben, obwohl die beiderseitige Sinnesweise manche bedeutende Verschiedenheit offenbarte.

Nachdem Graf Wilhelm im Jahre 1753 zu Bückeburg wieder eingetroffen, ging er mit verdoppeltem Eifer an sein großes Werk. Da die Grafschaft seit dem westphälischen Frieden keine Landstände mehr hatte, so stand seinem unumschränkten Walten kein Hinderniß entgegen. Er rief zuvörderst ein altes Gesetz wieder in's Leben, wonach jeder Einwohner zum Kriegsdienste verpflichtet war, und er hielt mit größter Strenge auf dessen rücksichtslose Ausführung. Auf hundert Seelen jedes Geschlechts und Alters rechnete er sechs bis acht Soldaten, ein Verhältniß, das selten in Kriegszeiten vorkommen mag, aber in Friedenszeiten überall unerhört ist. Er errichtete ein Regiment zu Fuß von 800 Mann, eine Abtheilung Artillerie von 300 Mann, und eine Schwadron

ausgesuchter vortrefflicher Reiter. Diese Truppen, lauter einheimische und vertraute Leute, bildeten einen Kern von Mannschaft, die an Tüchtigkeit und Fertigkeit nicht ihres-gleichen hatten. Der Graf unterrichtete und übte sie in den Waffen und im Dienst unabläßig. Alle Zweige der Kriegs-wissenschaften wurden dabei mit Eifer betrieben, merkwürdige Versuche gemacht, neue Aufgaben gestellt, größere Entwicke-lungen in's Auge gefaßt. Die Unterthanen fanden die Strenge der Kriegsverfassung, welche das Land mit eiserner Schwere niederzudrücken drohte, nach dem Schrecken, den die erste Verkündigung verbreitet hatte, weniger schlimm, als sie gefürchtet; die Soldaten wurden gut behandelt und gut be-zahlt, nach abgelaufener Dienstzeit regelmäßig entlassen; diese Ordnung gefiel, sie war damals ungewöhnlich; da nur Lan-deskinder angenommen wurden, so bildete sich unter den jungen Leuten alsbald eine Art von stolzem Ehrgefühl, das sich nach und nach allen Klassen mittheilte, und selten eine Klage über die Strenge der Waffenpflicht aufkommen ließ. Zudem war der Graf in allen übrigen Verhältnissen mild und gütig, persönlich bei dem Volke sehr beliebt, unter dessen Augen er lebte, und dessen Wohlfahrt er auf alle Weise, auch durch viele Anordnungen, die jetzt gewöhnlich geworden, aber in damaliger Zeit noch neu und selten waren, thätig zu fördern strebte. Geld erpreßte er niemals; vielmehr brachte er im Lande selbst durch seine Anstalten wohlthätig in Umlauf, was sonst durch üppige Verschwendung in das Ausland zu fließen pflegte. Gleichwohl ist dem Grafen oft-mals der Vorwurf gemacht worden, durch seine heftige Lieb-haberei für das Kriegsfach das Glück seines kleinen Landes gestört, eine große Verwilderung seiner Unterthanen herbei-geführt, und diese, wie sich selbst, bei den Nachbarn großer Mißachtung ausgesetzt zu haben; dabei lag die gangbare Meinung zum Grunde, daß nur ein großer Staat zu krie-gerischen Anstrengungen berufen sei, in einem kleineren aber jeder Versuch dieser Art so lächerlich als unnütz ausfallen müsse. Jene Vorwürfe jedoch erwiesen sich der Hauptsache nach völlig ungegründet, und was die angeführte Meinung betrifft, so hat der Graf zur Lippe durch seine großen An-

lagen und musterhaften Ausführungen gerade das würdigste Vorbild gegeben, wie auch der anscheinend Geringe in seinem Verhältnisse mit zusammengenommener Kraft bedeutend zu sein vermag, und möchte nur Deutschland in der späteren Zeit viele ihm Gleichdenkende und Nachstrebende unter seinen kleineren Fürsten gezeigt haben!

Die Prüfung blieb nicht lange aus. Der siebenjährige Krieg brach über Deutschland herein, und brachte den Werth und Ertrag der von dem Grafen so leidenschaftlich betriebenen Kriegsbildung in ihm selbst wie in seinen Truppen glänzend an Tag. Ein Fürst seiner Art konnte für England, bei der kriegerischen Verwickelung Hannovers, in solcher Nähe nicht unbeachtet bleiben. Der König von Großbritannien schloß daher, im Einverständnisse des Königs von Preußen, am 28. August 1756 mit dem Grafen zur Lippe einen Staatsvertrag, vermöge dessen der Graf seine Truppen zum Kriege gegen die Franzosen mit den hannöverschen verband, dagegen von England Hülfsgelder und eine angemessene Befehlshaberstelle erhielt; er wurde zum hannöverschen Generalfeldzeugmeister ernannt. Mit Eifer und Uneigennützigkeit, wie selbst seine Widersacher mit großem Lob anerkannten, erfüllte er seinerseits die eingegangenen Verpflichtungen.

Im Anfange des Jahres 1757 rückte ein bedeutendes französisches Heer unter dem Marschall von Etrees zuerst gegen das nördliche Deutschland vor. Der Herzog von Cumberland kam aus England und übernahm den Oberbefehl über das verbündete Heer, welches außer preußischen und hannöverschen Truppen auch die Mannschaften von Hessen, Braunschweig, Gotha und Lippe enthielt. Unter den letzteren waren die bückeburgischen Jäger vorzüglich geübt und brauchbar für den leichten Felddienst, sie thaten den Franzosen, nach dem Zeugnisse damaliger Kriegsnachrichten, ungemein vielen Abbruch; ihre Schnelligkeit ersetzte, was ihnen an Zahl gebrach, sie waren überall gegenwärtig, wo man sie am wenigsten vermuthete, sie überfielen feindliche Abtheilungen, hemmten deren Bewegung und Verbindung, und machten im Rücken des Feindes häufig Gefangene. Nicht weniger tüchtig erwiesen sich die lippischen Reiter, eine

Art Reisige oder Karabiniers, in schwarzen Kollern von gebranntem Leder, mit gelb und schwarzen Wehrgehängen, gewaltigen Schwertern an der Seite, behelmt mit Sturmhauben, beritten auf lauter ausgewählten Hengsten; diese Schaar wurde den Reiterpartheien des Feindes im einzelnen Begegnen jederzeit verderblich, und blieb unter dem Namen les hommes de fer bei den Franzosen lange im Andenken; eine lesenswerthe Schilderung ihrer merkwürdigen Thaten, von G. W. v. Düring, findet sich im Jahrgange 1827 der Berliner Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Der Graf selbst fand in diesem übelgeführten Feldzuge noch keine Gelegenheit sich hervorzuthun. Nach dem unglücklichen Treffen bei Hastenbeck am 26. Juli vermochte der Herzog von Cumberland nicht mehr das Feld zu halten, und schloß den schmählichen Waffenstillstand von Kloster Seven, durch den das verbündete Heer, von welchem die Preußen sich schon getrennt hatten, ganz in Unthätigkeit und Schwäche versank. Die Franzosen ließen den Grafen seinen kriegerischen Eifer entgelten, und bedrückten sein Land sehr hart. Er selbst nahm in dieser unglücklichen Zwischenzeit seinen Aufenthalt in Hamburg, und zuletzt in eingezogener Stille zu Nienstedten, in einem bei Altona an der Elbe gelegenen Landhause, welches er angekauft hatte. Hier arbeitete er an Planen für den künftigen Feldzug, studirte die Stellungen und Bewegungen, die der vermuthliche Schauplatz des Krieges darbieten konnte, und widmete seine meiste Zeit wissenschaftlichem Nachdenken.

Im folgenden Jahre 1758, nachdem der englische Hof den Waffenstillstand aufgehoben, und den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Oberbefehl der verbündeten Truppen bestellt hatte, begab sich auch Graf Wilhelm wieder zum Heere, und unterstützte den neuen Feldherrn, der vieles neu zu schaffen und alles zu verbessern fand, mit Einsicht und Thätigkeit. Sein Land wurde durch das Vorrücken der Verbündeten mit in den Schauplatz der Feindseligkeiten gezogen, und seine Unterthanen hatten viel zu leiden; er suchte den Bedrängten alle Hülfe und Erleichterung zu schaffen, allein die allgemeinen Ereignisse nahmen zu gebieterisch seine Auf-

merksamkeit und Mitthätigkeit in Anspruch, als daß er seinen heimischen Angelegenheiten eine gleiche Sorge widmen konnte. Die Eroberung von Minden, das Treffen bei Krefeld, in welchem die Franzosen mit großen Verlusten geschlagen wurden, worauf die Verbündeten bis an die Maas vorrückten, dann aber wegen des Vordringens eines zweiten französischen Heeres wieder nach Westphalen zurückwichen, endlich das Gefecht bei Lutterberg, in welchem die Franzosen zwar den Sieg, aber um theuern Preis, davontrugen, waren die hauptsächlichsten Gelegenheiten, in welchen Graf Wilhelm sich auszeichnete, und besonders durch seine Leitung der Artillerie, so wie überhaupt durch seine großen Einsichten, den Verbündeten wichtig und werth wurde. In dem Gefechte bei Lutterberg, welches nicht verloren worden wäre, wenn der braunschweigische General von Oberg den Rath des Grafen hätte befolgen wollen, befand sich dieser in großer Gefahr, indem die Franzosen alles aufboten, ihn, der stets unerschrocken voran war, von den Seinigen abzuschneiden und gefangen zu nehmen.

Im Laufe dieses Feldzuges erschien ein Kaiserliches Mandat, welches dem Grafen befahl, seine Truppen von dem verbündeten Heere zu trennen, und dagegen sein reichspflichtiges Kontingent zu dem gegen den König von Preußen versammelten Reichsheere zu stellen, widrigenfalls in die Acht des Reichs, das ist vogelfrei, sich erklärt zu sehen. Die deutsche Reichsverfassung, welche zu keiner Zeit vollkommene und unbestrittene Wirksamkeit genossen, zwar dem Namen nach bestehend und in manchen Fällen auch gehandhabt, hatte der That nach längst in dem neuen Zustande aufgehört, der aus den fortschreitenden Lebensbewegungen emporstieg, und in welchem Preußen eine so bedeutende Stelle einnahm. Die Sache des Grafen zur Lippe war nur ein geringer Nebentheil in der großen Hauptsache des Königs von Preußen, des Kurfürsten von Hannover, und anderer angesehenen Fürsten des Reichs; so lange die Frage auf diesem höheren Gebiete nicht gelöst war, konnte der Graf die an ihn gerichtete Mahnung ruhig dahingestellt sein lassen. Allein die Ehrfurcht, welche er den Gesetzen seines Vaterlandes, und auch ihrer

Scheingestalt noch, schuldig zu sein glaubte, vermochte ihn, vor allen andern mit ihm in gleichen Fall gestellten Fürsten, bei der Reichsversammlung eine ausführliche Vorstellung und Rechtfertigung seines Benehmens einzureichen. Er schilderte darin seine ganze Lage, die Gesetzmäßigkeit seines mit dem Könige von England geschlossenen Vertrages, die untadelhafte Verwendung seiner Truppen, die ausdrücklich nur gegen die Franzosen, nicht aber gegen den Kaiser und das Reich gebraucht werden durften, den feindlichen Einbruch eines französischen Heeres in das nördliche Deutschland, die erlittenen Bedrückungen seines Landes, und die Unmöglichkeit, in so großen und schweren Verwickelungen seinerseits allein den gebieterischen Zeitumständen zu widerstehen. Er schloß mit dem Gesuche, die Reichsversammlung möchte bei Kaiserlicher Majestät es dahin einleiten, daß die gegen ihn ergangenen harten Verfügungen zurückgenommen, und ihm vielmehr zu einer billigen Vergütung des durch die Franzosen erlittenen großen Schadens verholfen würde. Dieses Aktenstück, welches durch seinen muthigen und doch gemessenen Ton in Regensburg großes Aufsehen erregte, war von dem Grafen eigenhändig verfaßt, und verdiente deßhalb und als ein Denkmal vergangener Verhältnisse hier aufbewahrt zu werden, wenn nicht die weitläufige und barbarische Sprache, die unseren vaterländischen Verhandlungen schon von jeher vererbt scheint, von solcher Mittheilung zu sehr abschreckte.

Im Jahre 1759 erhielt Graf Wilhelm den Oberbefehl über die sämmtliche Artillerie bei dem verbündeten Heere, welches große Nachtheile erlitten, und sich vor dem überlegenen Feinde bis an die Weser zurückgezogen hatte. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig aber lieferte bei Minden am 1. August den Franzosen unter dem Marschall von Contades eine Schlacht, und brachte ihnen die völligste Niederlage bei, indem er, während sie von vorn angriffen, sie selbst in Rücken und Seite angriff. An diesem glänzenden Erfolge hatte der Graf zur Lippe den größten Antheil, besonders durch seine treffliche Anordnung der Batterieen und geschickte Richtung des Geschützes, wobei er fast immer selbst Hand anlegte, und keiner Gefahr achtend dem größten Feuer

sich bloßstellte. Nachdem er in der Schlacht selbst den herrlichsten Muth und die angestrengteste Thätigkeit bewiesen, zeigte er nach dem errungenen Siege die großmüthigste Menschlichkeit, und gönnte sich keine Erholung und Ruhe, bevor nicht für die vernachlässigten Verwundeten und Gefangenen gebührende Sorge getragen war. Für seine entscheidende Mitwirkung zu dem ruhmvollen Siege gaben ihm der König von England und der Herzog von Braunschweig durch besondere Schreiben ihren Dank eifrigst zu erkennen. Die ferneren Ereignisse dieses Feldzuges entwickelten sich rasch in glücklicher Folge. Kassel ergab sich am 19. August, das Schloß von Marburg am 11. September; letzteres hatte Graf Wilhelm zur Uebergabe gezwungen, indem er das Geschütz, aller Zweifel ungeachtet, mit großer Anstrengung auf die Berge geschafft, von wo die Beschießung allein möglich war. Er rückte sodann gegen Münster, welche Stadt, nach fehlgeschlagenem Versuch einer Ueberrumpelung, förmlich belagert werden mußte. Er führte dabei den Oberbefehl, und traf alle Anstalten mit größter Einsicht und Schnelligkeit. Aber die Belagerten waren zahlreicher, als die Belagerer, und der französische General Armentieres eilte zum Entsatz herbei; der Graf befand sich in augenscheinlicher Gefahr, von zweifacher Uebermacht in die Mitte genommen und zu Grunde gerichtet zu werden. Seine Entschlossenheit kam dem Feinde zuvor; im entscheidenden Augenblicke brach er in aller Stille auf, rückte dem General Armentieres entgegen, schlug ihn, und stand siegreich wieder vor Münster, bevor die Besatzung etwas zu unternehmen gewagt. Eifrig setzte er nun die Belagerung fort; in den Laufgräben ordnete er alles selbst, unter dem stärksten Kugelregen mit kaltem unerschrockenen Muthe; da trat einsmals ein Schaumburger hastig an ihn heran, riß ihn mit dem plattdeutschen Zurufe, daß es hier nicht für ihn tauge, ungestüm von seinem Platze, und hatte diesen kaum selber eingenommen, als eine Kanonenkugel aus der Festung ihm den Kopf abschlug. Wunderbare Fügung, die den Grafen tief erschütterte, und mit nachdenklichem Staunen über seine eigene Rettung, mit bitterem Schmerz über die ahndungsvolle Hingebung des freiwilligen Opfers erfüllte!

Endlich, nachdem er einige Tage hindurch alles Feuer hatte einstellen lassen, befahl er am 20. November eine allgemeine Beschießung. Die Stadt gerieth an mehreren Orten in Brand, und zwei Stunden wütheten schon die Flammen; der Graf stand auf einer Anhöhe, und staunte das schrecklich prachtvolle Schauspiel an, welches ihn so bewegte, daß er sich abwandte und Thränen vergoß. Die furchtbare Beschießung hatte indeß ihr Ziel erreicht; die Stadt ergab sich noch am nämlichen Tage.

Inmitten der kriegerischen Bewegungen war Graf Wilhelm zugleich mit wichtigen Befestigungsanlagen beschäftigt. Nach seinem Entwurfe wurde in dieser Zeit das Fort Lippe, nachher Sankt Georg genannt, auf dem Berge Klüth bei Hameln angelegt, dessen weitere Ausführung er dem Major Dufresnoy übertrug, seinem ehemaligen Lehrer und nunmehrigen Vorsteher seines Geniewesens. Auch Kassel und Lippstadt setzte er durch neue zweckmäßige Werke, über deren Anlage er selbst die Aufsicht führte, in guten Vertheidigungsstand, desgleichen befestigte er das Lager bei Landau im Waldeckischen. Der Krieg selbst wurde während des Jahres 1760 mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. An der Lippe, in Westphalen, im Waldeckischen gab es überall vielfache Bewegungen und hitzige Gefechte; die Verbündeten siegten am 31. Juli in dem Treffen bei Warburg, und in mehreren nachfolgenden Scharmützeln, mußten aber wieder zurückweichen in dem hartnäckigen Gefecht am 15. Oktober bei Kloster Kampen, wo der Graf zur Lippe durch seine einsichtsvollen und entschlossenen Maßregeln mit seinem Geschütz den Rückzug deckte, den der Feind hierauf nicht weiter beunruhigte.

Im folgenden Jahre 1761, als bei dem Vordringen des verbündeten Heeres die Franzosen sich an den Main zurückzogen, wurde dem Grafen die Belagerung von Kassel aufgetragen, und dieser ging mit gewohntem Eifer an das Werk. Die Laufgräben waren schon eröffnet, und ein Ausfall der Belagerten von dem Grafen zurückgeschlagen, als der Marschall von Broglie, nach einem in Oberhessen errungenen Vortheile, mit ganzer Macht unvermuthet heranzog, und die Verbündeten zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Die

Lage des Grafen war höchst mißlich; auf beiden Seiten von Uebermacht umdrängt, mußte er im Angesichte des Feindes das schwere Geschütz abführen und die ausgestellten Truppen wegziehen; er vollführte beides, und wußte durch seine wohlbedachten Anstalten dem Feinde solche Scheu zu gebieten, daß er am 27. März schlagfertig, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, ohne Verlust und Beschädigung den ehrenvollsten Rückzug nahm. Dennoch war er durch dieses Ereigniß tief gekränkt, und verhehlte seine Empfindlichkeit so wenig, daß er sogar eine besondere Denkschrift zu seiner Rechtfertigung in Druck gab, durch welche sich mancher Andere in höchst nachtheiliges Licht gesetzt sah. Aber auch Friedrich der Große spricht in seinen Geschichtbüchern übereinstimmend mit dem Grafen zur Lippe, die Meinung aus, daß der Oberfeldherr sehr gefehlt habe, bei ohnehin schlechten Wegen und Anstalten drei Festungen zu gleicher Zeit belagern zu lassen, durch welche Zersplitterung der Angriff gegen Kassel nicht früh genug mit gehörigem Nachdruck habe geschehen können. Außer mehreren anderen Bewegungen und Gefechten machte der Graf in diesem Feldzuge auch die Schlacht von Vellinghausen in gewohnter Weise mit, wo am 16. Juli die beiden vereinigten Heere der Franzosen unter Broglie und Soubise geschlagen wurden.

Inzwischen war die Stimmung in dem verbündeten Heere durch manche Vorfälle, in welchen die Leidenschaften ihr verderbliches Spiel getrieben, auf vielfache Weise gestört worden. Der Herzog Ferdinand hatte bei allen Unternehmungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus der Eifersucht, dem falschen Ehrgeiz und daher der Uneinigkeit seiner Generale und Truppen hervorgingen. Mittelmäßigkeit und Dünkel machten dem Verdienste fast immer den Vorzug streitig, und nicht selten mit Erfolg. Graf Wilhelm fügte sich schlecht in diese Verhältnisse; er selbst wurde zwar von Allen hochgeachtet und allgemein als ein vollendeter Kriegsmann geehrt, an Kenntniß überstrahlte er Alle, an Einsicht im Rathe, an Entschlossenheit im Ausführen, an persönlichem Muthe that es ihm niemand zuvor; allein die rückhaltlose Freiheit seines Urtheils verwundete dadurch nur um so schär-

fer; er sagte Allen gerade heraus, was er zu tadeln fand, und wie er es meinte; er konnte seinen Unwillen über die Unwissenheit und Schwäche so vieler Hochgestellten niemals verbergen, und höchst erbittert durch Ungerechtigkeiten und Hindernisse, die er selbst erfahren, verursachte er manchem stolzen Uebermuthe die grausamste Demüthigung. Auch den Herzog Ferdinand selbst, und nicht minder den Erbprinzen von Braunschweig, traf nicht selten sein herber Tadel. Seine bloße Anwesenheit war ein vorwurfsvolles Beispiel, das man fürchtete und haßte. Auch legte er es sonst nicht darauf an, sich durch sein Benehmen Freunde zu machen. Er gefiel sich in einer gewissen Strenge und Erhabenheit, die jeden Annahenden abschreckte. Er suchte überall das Schwierige und Gefahrvolle, und spielte damit in einer Art, die auch Andere, oft wider Willen an seiner abentheuerlichen Kühnheit Theil zu nehmen zwang. So hatte er einst während dieser Kriegsereignisse einige hannöversche Offiziere zum Mittagessen in sein Zelt geladen. Plötzlich fielen Kanonenschüsse ganz in der Nähe, und einige Kugeln, dicht über dem Zelte hinsausend, unterbrachen die muntere Stimmung der Tafel. Die Offiziere meinten, der Feind müsse in der Nähe sein, der Graf verneinte dies, und bat seine Gäste, ruhig weiter zu essen. Gleich darauf neue Schüsse, und die Kanonenkugeln schlugen oben durch das Zelt. Die Offiziere standen auf, und riefen: die Franzosen sind da! „Nein", sagte der Graf, „die Franzosen sind nicht da; meine Herren, bleiben Sie sitzen, und glauben Sie mir auf mein Wort." In regelmäßigen Zwischenräumen wiederholten sich die Schüsse, die Kanonenkugeln rissen Löcher in das Zelt, blieben jedoch alle ziemlich in derselben Höhe, und dies dauerte bis zu Ende der Mahlzeit. Der Graf schwieg, die Offiziere aßen und tranken fort, und machten nur ganz leise, die Augen auf den Grafen gerichtet, ihre Bemerkungen über das wunderliche Gastmahl. Endlich erhob sich dieser, und sagte, er habe den Herren nur zeigen wollen, wie sehr er sich auf seine Artilleristen verlassen könne, denn er habe ihnen befohlen, ihre Schüsse während der Tafelzeit nach der Spitze des Zeltes zu richten, und das hätten sie, er hoffe zu ihrer Aller Zufrieden=

heit, genau ausgeführt. Unstreitig hatten die Gäste allen Grund, die Geschicklichkeit der Artilleristen anzuerkennen, aber dieser und ähnliche Züge wurden dem Grafen von seinen Kriegsgenossen mit Groll nachgetragen; man rächte sich, indem man die Blößen, welche seine Persönlichkeit zu geben schien, voll Schadenfreude benutzte, um ihn bei jeder Gelegenheit zu verkleinern und herabzusetzen. Ohne Zweifel mußte er allen denen, welche für inneren Werth keinen eigenthümlichen Maßstab hatten, eine seltsame Erscheinung sein. Was man dem schwachen Unverdienste gern verziehen hätte, sollte dem hervorleuchtendsten Verdienste unverzeihlich sein, ja dasselbe ganz aufheben. Man spottete über seine ernste Haltung, über den erhabenen Schwung, der über sein ganzes Wesen verbreitet war, man machte sich lustig über seine lange Gestalt, über seine Kleidung, seinen großen Hut und kleinen Degen, man tadelte selbst seine Wissenschaft, seine Versuche, besonders aber seine Gesinnung, die sich, wie man im Tadel unwillkürlich lobend meinte, besser für ein Königreich, als für eine Grafschaft, schickte. Diese Dinge blieben ihm nicht verborgen, und er bestärkte sich dadurch in seiner Weise nur desto mehr. Das beiderseitige Benehmen führte zu den verdrießlichsten Spannungen, die den Grafen schon in höchstem Unfrieden den verbündeten Waffen — das Heer hatte er schon verlassen und sich nach Bückeburg begeben — ganz zu entziehen drohten, als glücklicherweise eine unverhoffte Wendung ihm den glänzenden Abgang zu einem höheren Berufe gönnte.

Der französische Hof glaubte für die vielen Unfälle, welche seinen Heeren in diesem Kriege beschieden waren, einen kleinen Ersatz in der Eroberung von Portugal zu finden, welches durch seine Verbindung mit England genugsam Grund zum Kriege zu geben schien, und in seiner damaligen Lage eine leichte Beute zu werden versprach. Portugal, so wurde gesagt, müsse von dem Joche der englischen Herrschaft befreit und aus der Verblendung gerissen werden, in welcher ihm solch unwürdige Abhängigkeit als vortheilhaftes Bündniß erscheine. In diesem Sinne geschahen herbe Erklärungen, begleitet von Truppenbewegungen an der Gränze. Der König

von Portugal erkannte bald, daß die beleidigenden Anforderungen und Drohungen, mit welchen Spanien auf Anreiz Frankreichs immer stärker hervortrat, von Seiten beider Mächte zu einem förmlichen Bruche führen sollten. Er schloß sich daher nun völlig an England an, bereitete sich zum Kriege, und erließ gegen die Höfe von Spanien und Frankreich, welche die Feindseligkeiten schon begonnen hatten, eine förmliche Kriegserklärung. Allein der Zustand der portugiesischen Angelegenheiten entsprach dieser raschen Handlung keineswegs, ja es schien, als würde dieselbe bald zu bereuen sein. Die spanische Kriegsmacht, welche ungesäumt gegen Portugal anrückte, war durch 12 französische Bataillons verstärkt, und den portugiesischen Truppen in jedem Betrachte weit überlegen. In Portugal war alles Kriegswesen in kläglichstem Verfall, die Gränzen ohne Vertheidigung, das Heer im traurigsten Zustande, und ohne bewährten Anführer. Die Sorgfalt der großbritannischen Minister suchte diesen Mängeln möglichst abzuhelfen; sie sendeten Truppen, und gaben sich alle Mühe, für Portugal in dieser gefährlichen Lage einen kriegskundigen General ausfindig zu machen. Ihre Bemühung und Wahl traf alsbald den Grafen zur Lippe, der alles zu vereinigen schien, was die Umstände hier von einem Manne seiner Art wünschen ließen. Durch die eifrige Vermittelung des Lord Bute und des portugiesischen Gesandten in London wurde der Graf wirklich mit den glänzendsten Anerbietungen als Oberfeldherr der verbündeten englischen und portugiesischen Truppen nach Portugal berufen; seine Freunde und Feinde schienen sich diesmal in gleichem Zwecke vereinigt zu haben, und der englische Hof selbst mochte dabei eben so sehr wünschen, den Grafen von dem deutschen Heere zu entfernen, als ihn an der Spitze des portugiesischen zu sehen. Ihm selbst mußte der Schauplatz, der sich seinem Kriegseifer und Waffenruhm eröffnete, reizend genug sein, um gern den bisherigen, der für jene kaum noch Befriedigung zeigte, damit zu vertauschen; der Graf übernahm, nach kurzem Bedenken, die angebotene Würde, und schiffte, nachdem er seine heimischen Angelegenheiten bestens geordnet, im Frühjahre 1762 über England nach Portugal.

Der Ruf seiner Kriegskunde und seiner Waffenthaten ging ihm glänzend voran. Die Wiederherstellung der portugiesischen Kriegsmacht, die Erneuerung ihrer Waffenehre, die Rettung des ganzen Landes, alles erwartete und hoffte man einzig von ihm. Als er in Oporto landete, wurde er mit den größten Freuden- und Ehrenbezeigungen empfangen, und gleichsam im Triumphe über Aveiro und Coimbra nach Lissabon geführt. Er war von einem zahlreichen Gefolge ausgezeichneter Offiziere begleitet, die zum Theil in seinem eigenen Dienste standen, zum Theil für den portugiesischen geworben waren. Sein Erscheinen am Hofe wirkte Ehrfurcht und Bewunderung, er wußte den Glanz des Fürsten mit der Einfachheit des Kriegers glücklich zu verbinden, und auf alle Weise sein gebietendes Ansehen geltend zu machen. Der König ernannte ihn zum Feldmarschall, und ertheilte ihm solch unumschränkte Vollmacht, wie er sich ausbedungen hatte; einen Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling und ein Geschenk von 40,000 Krusaden, die ihm der König gleich nach seiner Ankunft auszahlen ließ, lehnte er entschieden ab, nahm für sich nur gerade so viel davon, als seine Feldmarschallsuniform kostete, und ließ das Uebrige zum Besten der Truppen verwenden, die solcher Hülfe nur allzu bedürftig waren. Diese Handlung setzte ihn in der Bewunderung und Zuneigung des Königs nur um so höher und fester. Nicht so zuvorkommend, wie der König, bezeigte sich gegen ihn der Minister Carvalho Graf von Oeyras, nachheriger Marquez von Pombal; dieser kühne und mächtige Staatsmann erkannte zwar und ehrte in dem Grafen den hochgesinnten Geistesgenossen, allein den Feldherrn und Ordner des Kriegswesens, das der persönlichen Stellung des Ministers keine anziehende Seite bot, mochte er nicht sonderlich begünstigen, und oft genug in der Folge war er den neuen Maßregeln und Anstalten, mehr aus Abneigung als Unkunde, entgegen und hinderlich. Durchaus feindlich aber war die Mehrzahl der portugiesischen Generale und Offiziere, die trotz ihrer eigenen Unfähigkeit ungern dem Fremden gehorchten, dessen große Ehre und Gewalt sie mit Eifersucht und Neid erfüllte. Der Marquez von Marialva insbesondere suchte ihm durch mannig-

fache Zwistigkeiten zu widerstreben. Manche seiner Gegner gingen so weit, mit den Spaniern in landesverrätherische Verbindung zu treten. Der Dolmetscher selbst, den man dem Grafen beigegeben hatte, wurde solcher Verbindung überwiesen, und in Ketten nach Lissabon zurückgeführt. Nur wenige Offiziere, diese aber gerade die tüchtigsten und verdienstvollsten, schlossen sich gleich anfangs dem neuen Oberhaupte mit redlichem Eifer an.

Die Vorstellung, welche sich der Graf von dem Zustande des portugiesischen Kriegswesens nach den traurigsten Berichten im voraus gemacht hatte, wurde durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen. Für seine Augen, welche an deutsche Einrichtungen, besonders an preußische Ordnung und Fertigkeit gewöhnt waren, konnte es keinen niederschlagenderen Anblick geben; von allem, worauf dort vorzüglich gerechnet wurde, war hier nichts zu sehen; die Haufen von Bewaffneten und Unbewaffneten, die das portugiesische Heer vorstellten, hatten weder Gestalt noch Gliederung, weder Zucht noch Waffenübung. Die Stärke der Truppen wurde zu 18,000 Mann angegeben, allein kaum die Hälfte dieser Zahl war vorhanden. Dabei waren die Festungswerke überall zerfallen, die Zeughäuser leer; weder Geschütz noch Kriegsvorräthe, noch Verpflegungsanstalten und Fuhrwesen, noch Generalstab und Geniekorps, noch Plane und Dienstlisten fanden sich bei diesem Heer. Die Soldaten waren schon lange nicht mehr in den Waffen noch im Dienste geübt worden; ohne Kleidung und Wehr, ohne Brot und Sold, irrten sie aufgelöst umher, fielen in den Straßen bettelnd die Vorübergehenden an, und begingen, hauptsächlich auf dem Lande, die gewaltsamsten Plünderungen. Selbst die Leibwachen im Königlichen Palast erflehten von den Fremden, welche den Hof besuchten, mit Knieverbeugungen und dargehaltenen Hüten geringe Almosen. Diese kriegerische Bettelei erborgte zuweilen die Gestalt der hergebrachten frommen, und es fanden Umzüge Statt, in welchen die Soldaten, am meisten noch bei solchen Gelegenheiten von ihren Ober- und Unteroffizieren angeführt, für die Seelen im Fegefeuer und für die Sündenvergebung der Mildthätigen kleine Spenden

heischten. Unter den Offizieren war an Ehrgefühl, wenigstens in dem bei den neueren Kriegsleuten herkömmlichen Sinne, nicht zu denken. In ihrer Dürftigkeit trieben sie allerlei Gewerbe, der Mann zuweilen das Schneiderhandwerk, während die Frau für Geld wusch; man sah einen Hauptmann die weiße Wäsche abbringen, und die schmutzige in Empfang nehmen; die meisten waren Hausbediente ihrer Generale und Obersten, oft aus Bedienten selbst zu Lieutenants und Rittmeistern erst erhoben, um durch den Sold ihren Lohn zu erhöhen; sie leisteten alle Arten von Dienst, bei Tische standen sie hinter den Stühlen, und besorgten die Aufwartung. Diese Herabsetzung, welche jedoch in den Sitten des Lehns- und Ritterwesens einst nicht als solche galt, mußte den Grafen in seiner Denkart und Gewohnheit auf das Tiefste beleidigen; er sah darin die niedrigste, empörendste Schmach des Standes, dem er selbst anzugehören für seine größte Ehre halten wollte, und dessen Tüchtigkeit, ja dessen Bestehen, ihm ohne gewisse Standessatzung gar nicht denkbar war. Die Begriffe und Sitten der Portugiesen vor allem hierin zu berichtigen und umzuändern, dünkte ihm das nothwendigste Erforderniß, die unerläßlichste Bedingung, wenn ihr Kriegswesen jemals wieder emporkommen sollte. Er schritt sogleich zur That in diesem Sinne, bei jeder Gelegenheit, mit entschlossener Kraft und unerbittlicher Strenge. Als er bald nach seiner Ankunft bei dem portugiesischen General Grafen von Arcos zu Mittag speiste, gewahrte er hinter seinem Stuhle einen Kammerdiener, der in Offiziersuniform aufwartete und ihm den Teller wechselte; er fragte, was dies bedeute, und da man ihn verständigte, der Mann sei Rittmeister in dem Regimente des Generals, stand er sogleich auf, und betheuerte, er würde keine Speise mehr berühren, bis nicht dieser Offizier, wie seinem Stande zukomme, sich mit zur Tafel gesetzt; es mußte geschehen, und der General zwischen sich und dem Oberfeldherrn diesem Rittmeister Platz geben, nicht ohne tiefe Beschämung des vornehmen Stolzes, mit dem der portugiesische Hofadel auf die geringeren Edelleute im Heere als auf seine natürlichen Dienstboten herabsah. Auf gleiche Weise durchbrach der Graf bei allen

Gelegenheiten, durch sein persönliches Benehmen und durch seine Verfügungen, alle Vorurtheile und Gebräuche, durch welche die Ehre des Kriegerstandes beeinträchtigt erschien. Doch das bloße Beispiel fruchtete wenig, nur mit Strenge und Gewalt konnte hier etwas erreicht werden. Er sah sich zu großen Veränderungen in den persönlichen Verhältnissen genöthigt; viele Offiziere, ganz untaugliche, wurden verabschiedet, andere versetzt, andere in Unterweisung gegeben; er mehrte dadurch die Zahl seiner Feinde, und allgemein erschollen die Klagen über seine Härte, seine Ungerechtigkeit, seine unleidlichen Unternehmungen. Besonders großen Anstoß gab auch seine Meinung über den Zweikampf, und man nahm sogar die Kirchengesetze zu Hülfe, um seine Vorschriften zu entkräften. Die portugiesischen Offiziere waren gewohnt, die Religion, deren sonstige Gebote sie ohne Gewissen mit Füßen traten, zur Entschuldigung der Feigheit vorzuschützen, mit der sie persönliche Beleidigungen ungeahndet ertrugen. Der Graf aber erklärte öffentlich ohne Scheu, daß kein Offizier, der unter jenem Vorwande sich dem Zweikampf entzöge, ferner im Heere dienen dürfte, denn der Stand eines Kriegers erfordere unter allen Umständen Muth und Tapferkeit, und wer nicht jederzeit bereit wäre diese zu beweisen, dem stünden in Portugal Klöster genug offen. Er glaubte hier dieses Vorurtheil, denn als solches sah er es selbst an, zur Besserung des kriegerischen Geistes unentbehrlich; bei seinen eigenen Truppen war der Zweikampf verboten. Die Furcht, welche seine strengen Grundsätze und sein gewaltsames Verfahren den Portugiesen einflößten, gewann ihm die Herzen freilich nicht, aber sie verschaffte ihm unbestrittenes Ansehen und meist auch, wenigstens unter seinen Augen, den schnellen Gehorsam, ohne welchen in dieser gränzenlosen Verwilderung gar nichts zu beginnen war.

Allein bevor der Graf zur Lippe zu gründlicheren Einrichtungen schreiten und eine ordentliche Kriegsverfassung herstellen konnte, mußte er, bei schon ausgebrochenen Feindseligkeiten, die vorgefundenen Mittel, wie sie eben waren, dem herandringenden Feind entgegensetzen. War schon die Wiederherstellung des portugiesischen Kriegswesens in ruhiger

Zeit eine höchst schwierige Aufgabe, zu deren Lösung alle Entschlossenheit, Kenntniß und Ausdauer gehörten, die dem Grafen eigen waren, so wurde dagegen die unmittelbare Kriegsführung unter diesen Umständen ein beinahe verzweiflungsvolles Wagniß, dem nur die größten Eigenschaften des wahren Feldherrn sich unterziehen durften. In geregelter Dienstverfassung und an der Spitze eingeübter Truppen den Feind bestehen, ist das Verdienst des guten Generals; der wahre Feldherr aber unterscheidet sich von jenem dadurch, daß er in jedem Gegebenen sein Werkzeug zu finden, solches nach den Umständen zu schaffen, und seine Mittel und sein Verfahren wechselsweise zu bedingen weiß. Der Graf strebte in dieser Bahn mit angestrengtem Eifer und größter Unverdrossenheit, er unternahm es, jammervolle Haufen in's Feld zu führen, und sie als Truppen so zu handhaben, daß sie dazu würden; selten aber gab es in dieser Hinsicht eine schwierigere Lage, als die seinige; selbst was zur Hülfe dienen sollte, gereichte zu neuer Störung. Außer den eigentlichen englischen Hülfsvölkern fand er in Portugal noch andere fremde Truppen, die man in großer Eile durch Werbung zusammengerafft hatte. Von allen Seiten, besonders aber aus England, waren Abentheurer und Gesindel in Menge herbeigeströmt, und Offiziere und Soldaten in diesen neuen Regimentern geworden; die Unordnungen und Ausschweifungen dieser Leute überstiegen jedes Maß; vor dem Feinde ohne Nutzen, wurden sie dem Lande die größte Plage und selbst ein offenbarer Feind, gegen welchen die Eingebornen in der Folge förmlich zu den Waffen greifen mußten. Der Zustand der portugiesischen Truppen selbst ist schon geschildert worden, von ihnen war höchstens guter Wille, und in manchen Fällen kaum dieser zu erwarten. Unter solchen Umständen konnte der erste Feldzug der Portugiesen kein thatenreicher und glänzender werden; der Graf sah ein, daß der Krieg hier mit Beiseitesetzung sonstiger Grundsätze nach besonderer Weise geführt werden müsse. Durch die Beschaffenheit und Minderzahl seiner Truppen im ungeheuersten Nachtheil gegen die feindliche Macht, durfte er weder im offenen Felde eine Schlacht wagen, noch selbstthätig eigene Ausfüh=

rungen beginnen, sondern mußte sich darauf beschränken, nach Maßgabe der feindlichen Bewegungen vertheidigungsweise die seinigen einzurichten, auf seiner Seite vor allem die natürlichen Befestigungen des Landes, die örtlichen Vortheile und Gelegenheiten mitstreiten zu lassen, und den Feind mehr durch die geschickte Verknüpfung solcher Umstände, als durch die Tapferkeit im Gefecht, aus dem Felde zu schlagen.

Das spanische Heer, mit Einschluß der nachrückenden französischen Hülfsvölker unter dem Prinzen von Beauveau über 42,000 Mann stark, und mit beinahe 100 Stücken Feldgeschütz, hatte im Frühjahr 1762 an Portugals nordöstlicher Gränze bei Zamora ein Lager bezogen; die Truppen waren in gutem Zustande, mit Waffen, Kriegsvorräthen und Lebensmitteln wohl versehen, allein ihr Befehlshaber, der Marquez von Saria, ein siebzigjähriger andächtelnder Mann, taugte besser zum Mönch, als zum Kriegsanführer. Die Spanier drangen zwar in die Provinz Tras os Montes ein, wo sie mehrere Plätze wegnahmen, und selbst Oporto einen Augenblick bedrohten; allein die Engwege und angeschwollenen Gewässer dieser gebirgigen Landschaft setzten ihrem weiteren Vordringen große Hindernisse entgegen, die durch den Aufstand der portugiesischen Bergbewohner, deren kriegerischer Muth sich zu allen Zeiten gleich erwiesen, ganz unübersteiglich wurden. Eine Abtheilung von 3000 Spaniern, die gegen Oporto vorrückte, wurde bei Villa Real durch einen Haufen von 400 bewaffneten Landleuten auf dem Marsche unvermuthet angegriffen und völlig geschlagen. Solcherlei wiederholte Unfälle, die in der Hofzeitung von Madrid lächerlicherweise als glänzende Siege verkündet wurden, bewogen den Marquez von Saria seine Truppen wieder nach Zamora zurückzuziehen; nachdem er daselbst gehörig ausgeruht, beschloß er endlich einen neuen Versuch, und setzte sich gegen die portugiesische Festung Almeida in Bewegung. Indessen hatte der Graf zur Lippe den persönlichen Oberbefehl der portugiesischen Feldmacht übernommen, deren Stärke, da beträchtliche Abtheilungen zum Schutze der nördlichen Provinzen und zu den nöthigen Besatzungen verwendet bleiben mußten, selbst mit Einschluß der englischen Hülfstruppen kaum 15,000 Mann betrug.

Nicht ohne Schwierigkeit vereinigte er 7000 Mann am 9. August im Lager bei Abrantes, wo erst nach und nach mehrere Truppen, deren Ausrüstung sich verzögerte, zusammenstießen. Diese Stellung auf dem rechten Ufer des Tejo, durch Oertlichkeit besonders begünstigt, dünkte ihm mit Recht die wichtigste für die Vertheidigung des Königreichs; durch felsiges Gebirg, reißende Waldbäche, tiefe Schluchten und die Fluthen des Tejo gesichert, konnte er hier der Uebermacht des Feindes die Stirn bieten, während Lissabon im Rücken lag, und nach beiden Seiten die Wege offen standen, sowohl nördlich gegen den Mondego als südlich gegen den Guadiana Vertheidigung oder Angriff zu führen. Die nördlicheren Gegenden jenseits des Mondego und des Doiro lagen außerhalb dieses Bereichs, hatten aber eine selbstständige Vertheidigung in ihren rauhen Gebirgen, in dem kriegerischen Geiste ihrer Bewohner, und in den Truppen, die unter dem Marquez von Marialva dorthin beordert waren.

Die Festung Almeida war durch eilige Arbeiten in leidlichen Zustand gebracht, hinlänglich mit Vorräthen versehen, und durch 3000 Mann besetzt; auf die Nachricht von dem Anrücken der Spanier sandte der Graf zur Lippe mehrere tüchtige Offiziere dahin ab, mit den gemessensten Befehlen, den Platz, dessen Vertheidigung sie leiden sollten, bis zum Aeußersten zu halten; er rechnete bei der Langsamkeit der Spanier wenigstens auf sechs Wochen. Mit seiner kleinen Truppenzahl vermochte er zwar nicht im offenen Felde zum Entsatze vorzurücken, allein er hoffte durch anderweitige Bewegungen und Versuche den Fall dieses Platzes zu verhindern, oder wenigstens zu erschweren. Zu diesem Zwecke sandte er den General Townshend mit einigen Regimentern nordwärts über Vizeu dem Feinde in die Seite, um ihn zu beobachten und zu beunruhigen; den Obersten Hamilton, Anführer der Königlichen Freiwilligen, einer aus allen portugiesischen Regimentern ausgewählten Schaar von 600 Mann Fußvolk und Reiter, ließ er das Schloß und die Gegend von Celorico, den General Grafen von Santiago die Gegend von Guarda besetzen, um das Land in allen seinen Zugängen gegen die Streifzüge des Feindes zu decken, oder im Falle ernstlichen Vorrückens desselben gänzlich zu verhee-

ren. Nach diesen nordwärts getroffenen Anstalten ging der Graf selbst mit seiner Hauptstärke am 24. August über den Tejo, in der Absicht, auf dem linken Ufer desselben südwärts in das spanische Gebiet einzufallen, die Vorräthe, welche der Feind dort aufgehäuft, wegzunehmen oder zu zerstören, und die Truppen, welche 3000 Mann stark von Badajoz auf dieser Seite heranzogen, zu zerstreuen; durch solchen raschen Angriff durfte er hoffen, in den spanischen Gränzprovinzen eine allgemeine Bestürzung zu erregen, und die Aufmerksamkeit des Feindes, vielleicht einen Theil seiner Truppen, von Almeida wegzuziehen. Mit kluger Vorsicht hatte er seinen Marsch eingerichtet, und den Feind durch verstellte Schritte getäuscht, der Uebergang über den Tejo war in aller Stille geschehen; allein in Gavião angelangt, wo die nöthigen Verpflegungsanstalten getroffen sein sollten, fanden die Truppen, trotz der genauesten und strengsten Befehle, die deßhalb ergangen waren, keinerlei Vorräthe, und Mannschaft und Pferde mußten, durch die Schuld der säumigen Beamten, Mangel leiden. Durch diese und andere Ungelegenheiten verspätet, kam die Hauptstärke der Portugiesen erst am 28. August in Niza an; inzwischen hatte der Brigadier Bourgoyne auf einem anderen Wege die Stadt Valença glücklich überrumpelt, aber auch den Feind aus seiner Sorglosigkeit aufgeschreckt; da die übrigen portugiesischen Truppen nicht so schnell heranzukommen vermochten, um den errungenen Vortheil sogleich mit ganzer Macht zu verfolgen, so gewannen die Spanier alle Zeit, der Gefahr zu entgehen, und zogen sich in guter Ordnung zurück unter den Schutz von Badajoz. Mittlerweile kam die Nachricht, daß Almeida sich am 26. August an die Spanier ergeben habe; der portugiesische Befehlshaber Don Alexander Palhares, ein frömmelnder Schwächling von achtzig Jahren, hatte die unbequemen Fremden, die ihm von Muth und Ausdauer sprachen, gefangen setzen lassen, und sich selbst in sein Zimmer eingeschlossen, um ungestört den Rosenkranz zu beten, die Soldaten waren gegen die Offiziere, die sie zur Besetzung der Außenwerke befehligen wollten, in offener Empörung aufgestanden, und auf diese Weise die Festung, nach einigen Kanonenschüssen, unvertheidigt gefallen.

Der Graf zur Lippe empfand über diesen schnellen Verlust den höchsten Unwillen; er sah sich von allen Seiten Preis gegeben, seine besten Anstalten halfen zu nichts, seine trefflichsten Plane wurden vereitelt. Jetzt galt es die schleunigsten Maßregeln, um die größeren Nachtheile abzuwehren, die jeden Augenblick bevorstehen konnten. Er beorderte sogleich vier englische Regimenter in allergrößter Schnelligkeit gegen den Mondego nach Ponte da Murcella, um die Verbindung mit dem General Townshend zu erhalten, und die große Straße nach Coimbra zu decken, die dem Feinde, welcher nach der Einnahme von Almeida bereits das Schloß von Celorico genommen hatte, nunmehr offen stand. Der Graf von Santiago erhielt Befehl, sich so lang als möglich in den Gebirgspässen zwischen dem Zezere, der bei Punhete in den Tejo fällt, und diesem Flusse zu halten, besonders aber den Paß von Sobreira Formoza zu vertheidigen; der Brigadier Bourgoyne wurde beauftragt, auf dem linken Ufer des Tejo die Gränze zwischen Portalegre und Villa Velha zu sichern; der Graf selbst aber kehrte mit allen übrigen Truppen auf das rechte Ufer des Tejo zurück, und stellte sie von Abrantes bis Ponte da Murcella zwischen dem Tejo und Mondego in stufenweisen Abtheilungen auf, um ohne Zeitverlust jede beliebige Richtung einschlagen zu können, welche durch die Bewegungen des Feindes, der unter mehreren zu wählen hatte, nöthig würde. Die Spanier, nach Abberufung des Marquez von Saria durch den thätigeren Grafen von Aranda befehligt, rückten bereits von Almeida über Sabugal und Penamacor längs der Gränze gegen den Tejo, eine Abtheilung ging sogar in das spanische Gebiet zurück, setzte dort über den Fluß, und zog südlich gegen Alcantara. Diese Bewegung nahm der Graf zur Lippe für ein entschiedenes Zeichen, daß der Feind mit ganzer Stärke über den Tejo gehen und in die Provinz Alemtejo einbrechen wolle; dies war am meisten zu fürchten, und am schwersten zu hindern. Die Hauptmacht der Spanier, nachdem sich ihr die beiden Gränzfestungen Salvaterra und Segura, trotz der bestimmtesten Befehle, sogleich ergeben, zog sich bei Castello Branco gegen den Tejo zusammen, und schien den Uebergang bei

Villa Velha erzwingen zu wollen. Der Graf zur Lippe hatte seine Truppen gleichzeitig mit dem Herannahen des Feindes wieder bei Abrantes zusammengezogen, den General Townshend, der inzwischen bis Pinhel gegen Almeida vorgerückt war, wieder an sich gerufen, und nur einige Regimenter unter dem Brigadier Lord Lenox und dem Obersten Hamilton zur Beobachtung der Besatzung von Almeida und einiger in Leon versammelten Truppen in jener Gegend zurückgelassen. Er beorderte den Brigadier Bourgoyne auf dem südlichen Ufer des Tejo gegenüber von Villa Velha eine Stellung zu nehmen, die von Natur ungemein stark und vortheilhaft, gedeckt von vorn durch den Tejo und in der rechten Seite durch einen kleinen Fluß, vollkommen geeignet war, von geringer Mannschaft gegen große Uebermacht behauptet zu werden; sie war nicht leicht anzugreifen, und verwehrte dem Feinde den vortheilhaftesten Uebergangsort, indem sie durch ihr Geschütz die ganze Strombreite und die enge Straße bestrich, die am jenseitigen Ufer zwischen dem Fuß des Berges von Villa Velha und dem Tejo hinläuft. Die Spanier rückten mit Macht an, und versuchten den Uebergang durch starkes Geschützfeuer zu erzwingen, wurden aber von den Portugiesen so tüchtig zusammengeschossen, daß sie unter ansehnlichem Verluste für diesmal ihren Vorsatz aufgaben; doch nahmen sie die Höhen und das Schloß von Villa Velha weg, wo abermals der portugiesische Befehlshaber seine Schuldigkeit außer Acht setzte.

Dieser erste Versuch war glücklich abgewendet, aber er konnte bei öfterer Wiederholung gelingen, und der Graf zur Lippe, welcher von dem Feinde am meisten das Eindringen in die Provinz Alemtejo fürchtete, suchte denselben nach derjenigen Seite zu locken, die weniger zu befürchten gab. Der spanische Feldherr, dem es ruhmvoller schien, auf der geraden Straße gegen Lissabon vorzudringen, ließ in der That mehrere starke Abtheilungen seines Heeres von Castello Branco gegen Sobreira Formoza und gegen den Zezere anrücken. Hier stießen sie zuvörderst auf die Truppen unter dem Grafen von Santiago, die verstärkt worden waren, und fechtend in den steilen Gebirgsengen sich langsam zurückzogen. Als die

Spanier mit größerem Eifer unbedacht nachdrangen, nahm der Graf zur Lippe die Gelegenheit wahr, ließ vier englische Regimenter wieder umkehren und plötzlich auf den Feind einbrechen, der solches Angriffs nicht gewärtig eine bedeutende Niederlage erlitt. Aehnliche Vorfälle wiederholten sich öfters, und erhoben den Muth der Portugiesen in demselben Maße, als sie das Vertrauen der Spanier schwächten. Der Graf hatte den Befehl ertheilt, keinen Anlaß zu versäumen, um durch Ueberfälle und kleine Gefechte den Feind in Athem zu erhalten, und in Nachtheil zu bringen. Den kühnsten Streich dieser Art, und der die Spanier am meisten bestürzte, ließ der Brigadier Bourgoyne bei Villa Velha durch den Oberstlieutenant Lee ausführen; dieser ging mit 300 Engländern, worunter 50 Dragoner, durch einen Furth des Tejo bei Nacht auf das jenseitige Ufer, überfiel den Kern der spanischen Truppen unter dem Befehl des Brigadiers Don Eugenio Alvarado, welche sich durch den Fluß völlig gesichert hielten, in ihrem Lager, und richtete große Verwüstung unter ihnen an; sie büßten viele Leute ein, verloren ansehnliche Vorräthe, die in Brand gesteckt wurden, einen großen Theil des Gepäcks, und selbst mehrere Stücke Geschütz; der Oberstlieutenant Lee aber kehrte mit den Seinigen und mit vieler Beute am hellen Morgen unversehrt über den Tejo zurück. Was aber immer in dieser Art sich ereignen mochte, stets blieb der Erfolg in den Schranken des Augenblicks, und ließ den künftigen derselben Ungewißheit ausgesetzt, die bei dem vorigen zu fürchten gewesen. Der Graf mußte alle Meisterschaft kriegskünstlerischer Geschicklichkeit, alle Hülfsmittel der Klugheit, der Vorsicht und des Muthes aufbieten, um den Gefahren, die ohne Unterlaß drohten, unaufhörlich zu entgehen. Der geringste Fehler, die kleinste Versäumniß konnte den Untergang herbeiführen, und immer die größten und unerwartetsten hatte er auszugleichen und gut zu machen. Auch durch das Beispiel persönlicher Tapferkeit mußte er bei jedem Anlasse seinen Truppen vorangehen, und sich öfter, als dem Oberbefehlshaber zukommt, mit dem Degen in der Faust dem Feinde bloßstellen. Auf einem der Streifzüge, die er häufig genöthigt war in Person anzuführen, stieß er an der Spitze

von 600 Mann auf 2000 Spanier, die aus einem Gehölz unvermuthet hervorbrachen; das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden, seine Entschlossenheit fand Rath zu dem ungleichen Kampfe. Er hatte im Rücken einen großen Teich, vor diesem dehnte er seine 200 Reiter in weitläufiger Stellung aus, und drängte sein Fußvolk auf einem Flügel zusammen; als die Spanier, um nicht überflügelt zu werden, sich gleichfalls ausdehnten, und in ausgebreiteten Reihen anrückten, zog er plötzlich seine Reiter wieder zusammen, und stürmte an ihrer Spitze, während das Fußvolk heftig nachdrang, auf die dünne Ordnung des Feindes, durchbrach sie, und stob sie mit großer Niederlage nach bei den Seiten aus einander. Solcher Geistesgegenwart bedurfte es hier immerfort; jeden Augenblick schlug eine Berechnung fehl, kam irgend eine schlimme Nachricht; selbst von der Hauptstadt her wurden ihm nur Störungen bereitet; bei jeder Bewegung, die er machte, hielt man sich dort für verloren, und erwartete jeden Augenblick die Ankunft der Spanier; der König und sein ganzer Hof waren mehrmals im Begriffe, sich nach England einzuschiffen; man schrie laut über den Unverstand, wohl gar über den Verrath des Feldherrn, und sprach davon, ihm den Oberbefehl abzunehmen.

Inzwischen rückte die spanische Hauptmacht, ungeachtet der einzelnen Unfälle, nach und nach vor, und setzte sich, zwar langsam, aber doch täglich mehr, in den Gebirgen fest. Der Graf zur Lippe fürchtete zwar in der starken Stellung, die er vorwärts von Abrantes und Punhete bei Mação behauptete, keinen ernstlichen Angriff; sein ausgedehntes Lager war durch steile Felsenwände und zerrissene Schluchten der Gewässer vollkommen gedeckt, zur Seite strömte der Tejo, im Rücken der Zezere, das Geschütz war so vortheilhaft aufgestellt, daß jede Truppenmacht schon im Anrücken niedergeschmettert wurde. Allein obwohl selbst in dieser Stellung unangreifbar, durfte der Graf in dieser Sicherheit doch keineswegs unthätig bleiben, da den Spaniern das ganze übrige Land offen blieb, und sie bei ihrer Ueberzahl zugleich ihn umschlossen halten und anderweitige Eroberungen versuchen konnten. In dieser Schwierigkeit glaubte er wagen zu

müssen, was unter anderen Umständen ihm nicht erlaubt geschienen hätte, seine geringe Truppenzahl durch eine bedeutende Entsendung noch mehr zu schwächen. Er ließ den General Townshend, den er eben erst an sich gezogen hatte, denselben Weg, den er gekommen, wiederum nordwärts zurückmarschiren, mit dem Auftrage, vereinigt mit Lord Lenox gegen Penamacor in den Rücken des spanischen Heeres vorzudringen, und demselben die Verbindung mit Almeida und Ciudad Rodrigo so wie jede Zufuhr von dorther abzuschneiden. Der General Townshend vollführte diesen beschwerlichen und weiten Marsch durch unwegsames Gebirg und verödete Gegend zur größten Zufriedenheit des Grafen; die Portugiesen zeigten dabei die standhafteste Ausdauer, indem sie die größten Entbehrungen und härtesten Mühsale — der steinigte Boden trug ihre blutigen Fußtapfen — ohne Murren erduldeten.

Durch diese kühne Bewegung war die Lage des spanischen Heeres, dem weder bei Villa Velha, welches wiederholt angegriffen wurde, noch bei Abrantes ein gewünschter Erfolg erschien, äußerst mißlich geworden. Sie war von Anfang in diesem verwickelten Erdreich nicht günstig, und hatte sich von Tag zu Tag verschlimmert. Durch Veranstaltung des Grafen zur Lippe hatten die Portugiesen bei Annäherung des Feindes alle Lebensmittel und Vorräthe, die nur irgend brauchbar waren, fortgeschafft oder zerstört, alles Zug- und Schlachtvieh weggetrieben, ja die Menschen selbst hatten ihre Wohnungen verlassen müssen, in welchen nicht einmal das nöthigste Geräth zurückblieb. Die Spanier fanden bei ihrem Vorrücken rings umher nur Wüste und Einöde, in der sich keinerlei Hülfsmittel weder für den Unterhalt, noch für das Fortkommen darboten; sie mußten ihre Verpflegung und jedes andere Bedürfniß mit großer Beschwerde aus den nächsten spanischen Provinzen beziehen; die Zufuhren blieben häufig aus, und die Truppen hatten große Entbehrungen zu leiden; die Pferde der Reiterei mußten als Lastvieh dienen, und gingen größtentheils dabei zu Grunde, die Soldaten selbst erlagen der täglichen Arbeit, die sie in Ermangelung der Landesbewohner zu verrichten hatten. Aus Rache wütheten

die Spanier nur desto heftiger gegen die wenigen zurückgebliebenen Bauern, die in ihre Hände fielen, zündeten die Wohnungen an, und zerstörten alles, was noch übrig war; sie vermehrten aber dadurch nur ihre eigene Noth und die Erbitterung der Bauern, die aus ihren Schlupfwinkeln bewaffnet hervordrangen und ganze Abtheilungen der Spanier niedermachten. Durch den General Townshend wurde die Zufuhr vollends erschwert, ganze spanische Regimenter mußten mühsame Märsche machen, um die Absendung in Empfang zu nehmen und zu begleiten, und oft fielen sie dennoch den Portugiesen in die Hände. Bald herrschte drückender Mangel im spanischen Lager, die Soldaten, ermattet und abgerissen, wurden vom Hunger geplagt. Der Graf von Aranda war in peinlicher Verlegenheit; er dachte wohl einen Augenblick mit ganzer Macht die Portugiesen anzugreifen, allein die starke Stellung und schlagfertige Bereitschaft des Grafen zur Lippe ließen ihn solche Gedanken alsbald wieder aufgeben; er vermochte auf keiner Seite etwas Zureichendes auszuführen, und sah sich unthätig in die nachtheiligste Lage versetzt; andrerseits schämte er sich, mit solcher Ueberzahl vor so geringem Feinde den Rückzug anzutreten; doch als zuletzt noch heftige Stürme und unendliche Regengüsse die Leiden seiner Truppen auf's Höchste brachten, blieb keine andere Wahl mehr. Am 15. Oktober brach das spanische Heer aus allen seinen Stellungen auf, und zog nach Castello Branco zurück. Der Graf zur Lippe ließ dem Feinde den General Frazer im Rücken nachfolgen; dem General Townshend und dem Brigadier Bourgoyne gab er Befehl, von beiden Seiten lebhaft vorzugehen und durch wiederholte Angriffe den Rückzug zu beschleunigen, ersterer besetzte Penamacor und Monsanto, letzterer das Schloß von Villa Velha. Die Spanier behaupteten sich noch eine Weile in Castello Branco, welches sie im November dann auch räumten, so wie Salvaterra und Segura, nachdem sie die Befestigung dieser Orte gesprengt.

Die Portugiesen hatten durch den Regen ebenfalls sehr gelitten, und sich einen Augenblick sogar in höchst gefährlicher Lage befunden; der Zezere war durch die stürzenden

Gebirgswässer dergestalt angeschwollen, daß alle Brücken fortgerissen, und die Verbindung mit Lissabon eine Zeitlang ganz unterbrochen wurde; die Spanier waren glücklicherweise nicht in der Verfassung, diesen Umstand zu benutzen, sie schienen aber nicht einmal Kunde davon zu haben, und die Gefahr ging glücklich vorüber. Da die Truppen sehr der Erholung bedurften, so gab der Graf den allgemeinen Bitten nach, und ließ sie ausgedehnte Quartiere beziehen; doch blieb der Brigadier Bourgoyne mit seiner Abtheilung zwischen Niza und Portalegre aufgestellt, um die Spanier, die sich nach Alcantara gezogen hatten, zu beobachten, auch wurden alle Pässe von Elvas bis zum Tejo sorgfältig bewacht. Die Spanier schienen nichts mehr unternehmen zu wollen, es hieß sogar, der Graf von Aranda habe das Heer verlassen, und sei nach Madrid gereist; während er selbst dieses Gerücht verbreiten ließ, befand er sich mit dem Kern seiner Truppen in Valença, und beabsichtigte einen Ueberfall auf Campomajor. Der Graf zur Lippe jedoch, sich stets gleich bleibend in seinen Feldherrneigenschaften, war auf seiner Hut, und vernachlässigte trotz des sichern Anscheins keine Vorsicht; hierauf durch aufgefangene Briefschaften aus Badajoz von dem feindlichen Anschlag in Kenntniß gesetzt, zog er mit größter Schnelligkeit seine zerstreuten Truppen wieder zusammen, und traf so gute Anstalten, daß der Versuch der Spanier auf Campomajor mißlang, und ihre Angriffe auf Marvão und Oguela nicht glücklicher waren. Hierauf nahm er mit gesammter Stärke eine Stellung bei Portalegre, dem spanischen Lager nah gegenüber. Jetzt schien es zu ernsthaften Ereignissen und entscheidenden Schlägen kommen zu müssen, eine Schlacht schien unvermeidlich bevorzustehen, und unter Umständen, die für die Portugiesen noch immer ungünstig genug waren. Allein der Feind, abgeschreckt durch die letzten Gefechte und ohne Zutrauen zu sich selbst, verließ am 15. November aus eigenem Antriebe das Lager von Valença, und ging nach Spanien zurück. Der Abschluß der Friedensgrundlagen zwischen Frankreich und England war inzwischen am 3. November erfolgt, und machte allen weiteren Feindseligkeiten zwischen Spanien und Portugal ein Ende.

Der Feldzug gegen Portugal war indeß völlig gescheitert; das Königreich stand, fast ganz vom Feinde gereinigt, in gerüsteter Haltung. Das spanische Heer war auf die Hälfte seiner anfänglichen Zahl herabgekommen, des Krieges überdrüssig, durch Mangel und Ungemach in Muthlosigkeit gesunken, bloß die französischen Hülfstruppen, die sich besser vorzusehen gewußt, machten hierin einige Ausnahme. Entgegengesetzt war der Zustand der Portugiesen; sie hatten trotz aller Unordnung und Mängel, die noch bei ihnen herrschten, an kriegerischer Bildung gewonnen, so wie an Muth und Selbstvertrauen; sie durften ansehnlicher Verstärkung entgegensehen. An Eroberung des Königreichs, die wenigstens von französischer Seite ernsthaft beabsichtigt worden, wäre bei Erneuerung des Feldzuges im kommenden Jahre nicht mehr zu denken gewesen. Was Spanien betrifft, so ist ausgemacht, daß der Zug gegen Portugal am Hofe zu Madrid viele Gegner gehabt. Die Königin Mutter liebte zärtlich die Königin von Portugal, ihre Tochter, und suchte daher in aller Weise die Absichten ihres Sohnes auf jenes Königreich zu vereiteln. Die spanischen Minister waren dadurch in zwei Partheien getheilt, und die Generale empfingen widersprechende Befehle oder unausführbare Vorschriften. Der Marquez von Pombal wußte durch seine geheimen Verbindungen und wohlangebrachten Geldspenden diese Umstände geschickt zu benutzen, und rechnete mehr auf die Siege seiner Staatskunst, als auf die Ereignisse im Felde. Man darf jedoch, ohne ungerecht gegen den großen Staatsmann zu sein, wohl behaupten, daß seine Thätigkeit allein, wie wirksam sie auch gewesen, die Eroberung des Reiches nicht würde verhindert haben. Auch priesen der Hof und das Volk, ungeachtet der früheren Mißstimmung, jetzt einmüthig den Grafen zur Lippe als den Retter und Schützer von Portugal, ihm wurden Triumphbogen und Ehrensäulen errichtet, ihm die beflissenste Huldigung dargebracht; der Ruhm des großen Grafen, wie man ihn mit Begeisterung nannte, erscholl durch das ganze Land.

Der förmliche Friedensschluß zwischen den kriegführenden Mächten erfolgte zu Paris am 10. Februar 1763, und gab

den Portugiesen die von den Spaniern noch besetzten Festungen, dem Grafen zur Lippe aber, der in der Eigenschaft eines Verbündeten in dem Frieden mitgenannt war, seine von den Franzosen in Deutschland besetzten Lande zurück. Der Graf begab sich zuerst nach Lissabon, um das Werk der Wiederherstellung des portugiesischen Kriegswesens, die ihm kaum erst begonnen dünkte, mit Eifer fortzusetzen. Der König Joseph empfing ihn mit glänzender Huld, und bezeigte ihm auf alle Weise seine Anerkennung und Dankbarkeit. Eigenhändig schrieb er in den belebtesten Ausdrücken an den König von Großbritannien, um demselben für die geleistete wirksame Hülfe und besonders dafür zu danken, daß er ihm den Grafen zur Lippe gesandt habe. Zu den Titeln eines Feldmarschalls und Generalissimus verlieh er diesem, wegen der Verwandtschaft, die sich zwischen den Häusern von Portugal und Lippe erwies, den noch höheren einer Alteza, welcher in Portugal sonst nur dem Kronprinzen gebührte, gab darüber eine öffentliche Bekanntmachung, und behandelte den Grafen fortan als einen Verwandten des Königlichen Hauses, er umarmte ihn bei jedem Zusammenkommen, und nannte ihn nie anders, als seinen Vetter, im Portugiesischen mio Primo. Diese Titel und Würden verblieben ihm, und man hielt ihn durch sie auch in Deutschland zu größeren Ehren berechtigt, als einem Reichsgrafen sonst gebühren mochten. Gleich dem Könige näherte sich ihm jetzt auch mit großer Hochachtung der Marquez von Pombal, obwohl den Kriegsleuten im Allgemeinen abgeneigt, bewunderte den Geist und die Einsichten, die sein Gespräch zu erkennen gab, ging nunmehr williger in seine Entwürfe ein, und zog ihn selbst bei wichtigen Angelegenheiten oftmals zu Rath. Wirklich soll der Graf in Betreff der innern Staatsverwaltung und des Finanzwesens die zweckmäßigsten Rathschläge ertheilt haben, deren heilsame Befolgung alsbald auch in dem Fache, das ihm zumeist oblag, verspürt wurde, indem fortan die Truppen regelmäßig ihren Sold erhielten, und die beträchtlichen Kosten der neuen Anlagen und Einrichtungen zu gehöriger Zeit aufgebracht wurden. Der bedeutende Einfluß des Grafen auf die innern Angelegenheiten läßt sich schon daraus

ermessen, daß alle hohe und niedere Beamte des ganzen Reiches ausdrücklich angewiesen wurden, den Verfügungen desselben zum Behufe seiner Kriegsmaßregeln unbedingt zu gehorsamen, und erst nach dem Vollzuge das Nöthige darüber an den Hof zu berichten. Doch hat er diesen Zweig seiner Wirksamkeit stets mit großem Geheimnisse behandelt, theils um das Zutrauen des Königs nicht zu mißbrauchen, theils auch wohl, damit die Eifersucht des mächtigen Ministers nicht zu sehr erregt würde. Er vermied jedes Gespräch über diese Gegenstände, und auch seine Offiziere mußten hierüber ein strenges Schweigen beobachten. Durch diese kluge Mäßigung blieb sein Ansehen und Einfluß, bei aller Steigerung und Ausbreitung, von dieser Seite stets ungefährdet. Auf die Besetzung der Aemter, das politische System des Hofes, die Anstalten der Volksbildung und manche besondere Angelegenheit, die das Hof- und Staatsleben erzeugte, wirkte er durch Meinung und That kräftig ein. So trug er unausgesetzt zur Fortdauer der engen Verbindung Portugals mit England bei, indem er Mißverständnisse und Störungen mancher Art, die sich öfters einschlichen, stets im Beginn, ehe sie weiter führen konnten, zu beseitigen wußte. So gab er einer Gesellschaft von portugiesischen Gelehrten, die in ihrer Sprache für die ausgezeichnetsten Schriftsteller galten, den bedeutenden Auftrag, die besten englischen, französischen und deutschen Bücher zu übersetzen.

Seine wichtigste und umfassendste Einwirkung erfuhr jedoch, wie natürlich, das Kriegswesen selbst. Den regelmäßigen Stand der Truppen brachte er auf 32,000 Mann, nämlich 32 Regimenter zu Fuß, jedes von 800 Mann, 12 Reiterregimenter, und 2 Regimenter Artillerie. Er entwarf ausführliche Vorschriften des Dienstes und der Waffenübung, von den geringsten Handgriffen bis zu den bedeutendsten Feldbewegungen, alles war darin genau festgesetzt, und im Sinne eines großen, in allen seinen Theilen zweckmäßig übereinstimmenden Vertheidigungssystems gedacht. Für diese Seite der Kriegsführung hatte er überhaupt große Vorliebe, die mit seinen sittlichen Ansichten, wie mit seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen, eng zusammenhing; der Lage

von Portugal war ein solches System unstreitig am angemessensten. Er bereiste das ganze Königreich, um sich eine vollständige Kenntniß des Landes zu verschaffen, und in Hinsicht auf Vertheidigungsanstalten jede Oertlichkeit selbst zu untersuchen. Er ließ auf mehreren Punkten neue Befestigungen anlegen, oder die schon vorhandenen verstärken. Am wichtigsten aber war die Erbauung des Forts, welches der König ihm zu Ehren la Lippe genannt. Dieses Fort liegt auf einer felsigen Höhe bei der Festung Elvas in der Provinz Alemtejo, und vollendet mit dem benachbarten Fort Santa Lucia die Befestigung dieses bedeutenden Platzes, der früherhin durch feindliches Geschütz von jener Höhe beschossen werden konnte. Das Fort la Lippe bildet ein Viereck von vier Basteien mit einem nach dem Abhange des Berges verlängerten Hornwerk und einigen Außenwerken, hat verdeckte Batterieen, wohlangelegte Minen, bombenfeste Kasematten, und ist geräumig genug für eine Besatzung von 2000 Mann. Das Fort ist in manchem Betracht getadelt worden, aber selbst bei ihrem Tadel haben die Sachverständigen die große Kriegseinsicht des Erbauers rühmen müssen, und noch in den Feldzügen der Engländer unter Wellington fanden die Kriegskundigen dasselbe als eine der stärksten Festen in Europa. Die Hauptstadt selbst ließ er neu befestigen, und mit einer bleibenden Besatzung von 8 Regimentern versehen. Die Thätigkeit des Grafen war unermüdet, in den Truppen Ehrgefühl, Geist, Diensteifer und Kriegszucht zu beleben; Beispiel, Vorschrift, Belohnung, Strafe, alles wurde zu diesem Zwecke nachdrücklichst in Bewegung gesetzt. Die Uebungen aller Art wurden unabläßig wiederholt, die Regimenter oft in größerer Masse vereint, Märsche unternommen, Lager bezogen. Dem Könige und dem ganzen Hofe gab er in dem Lustlager zu Villa Viçosa das in Portugal seit vielen Jahren unbekannte Schauspiel kriegerischer Feldübungen, allen Anwesenden zum größten Erstaunen. Zum Behufe dieser Unterweisung und Uebung zog der Graf durch die Zusage doppelter Besoldung viele deutsche und französische Offiziere in portugiesische Dienste, und er hatte das Glück, in seiner Auswahl selten zu fehlen; ein General Böhm, Major von Zanthier, Hauptmann Prä-

torius, so wie Graf Ferdinand zur Lippe, Vetter und nachheriger Schwager des Grafen Wilhelm, wurden noch späterhin mit Auszeichnung genannt. Viele andere Ausländer dagegen, untüchtige Abentheurer, die er durch Zufall oder Gunst befördert vorfand, suchte er wegzuschaffen, mit großem Beifall der Portugiesen, die den Fremden überhaupt abgeneigt waren, und höchstens dem unbestreitbarsten Verdienste den Platz verzeihen wollten, der ihm in ihren Reihen zu Theil wurde. Der Graf von Ponte de Lima und der Marquez von Lavradia gingen so weit, jedem ausländischen Offizier, selbst wenn ihn der König unmittelbar empfohlen hatte, die Aufnahme in ihre Regimenter standhaft zu verweigern; glücklicherweise war der Graf zur Lippe mit diesen beiden Regimentern ausnehmend zufrieden, und brauchte solcher Gesinnung, die hier durch die That gerechtfertigt war, keine Gewalt anzuthun. Die hauptsächlichste Sorge des Grafen blieb auf die Artillerie und das Geniewesen gerichtet; für beide wurde in Lissabon nach seinen Angaben eine Kriegsschule errichtet, und mit den tüchtigsten Lehrern besetzt. Auch dem Seewesen widmete er seine thätige Aufmerksamkeit. Durch unermüdetes Betreiben brachte er es dahin, daß 300 Engländer zur Erbauung neuer Kriegsschiffe angestellt wurden, deren Zahl man bis auf 30 bringen wollte.

Die großen Verbesserungen, welche der Graf durch seine rastlose Thätigkeit und strengen Eifer bewirkte, wurden zwar vielfach anerkannt, und besonders abseiten des Hofes nach Verdienst gewürdigt, allein er regte dadurch zugleich den Neid und Haß vieler Einzelnen, so wie die Vorurtheile der Menge heftig auf. Gegen den Ausländer, der alles umkehre, ohne die portugiesischen Gebräuche und Vorzüge nur zu kennen, der mit willkürlicher Gewalt nur seinen Eigensinn durchsetze, ohne die Angemessenheit der Dinge und Personen zu beachten, gegen diesen schrieen Alle, die durch seine Anordnungen verletzt oder bedroht waren. Die Geistlichkeit entflammte gegen den Ketzer, von dessen Gesinnung und Einfluß sie für sich nie Vortheilhaftes zu hoffen sah, den Widerwillen und Haß des Volkes auf alle Weise. Dadurch fand er sich bei jedem Schritte von zahllosen, unerwarteten Schwierigkeiten umgeben, die oft erst nach hartem Kampfe zurückwichen; seinen ent-

schiedensten Befehlen wurde häufig mit üblem Willen halb verkehrt, oder mit völligem Ungehorsam gar nicht Folge geleistet. Ein Außenwerk des Forts la Lippe machte unter anderen die Wegräumung einer alten Kapelle nothwendig, welche, unserer lieben Frauen der Gnade geweiht, von Wallfahrern besucht wurde. Die Geistlichkeit erhob sogleich die heftigste Klage, und als diese fruchtlos blieb, streute sie eifrig die Weissagung aus, die Muttergottes werde solche Beleidigung rächen, und dem Festungsbau durch ein Wunder Einhalt thun. Diese Sage ging von Mund zu Mund, und war bald allgemein verbreitet. Als der Graf davon hörte, verdoppelte er, einen tückischen Anschlag befürchtend, seine Wachsamkeit. Eines Tages, da er sich am Eingange einer Mine befand, die schon geladen war, um einen Felsen zu sprengen, kamen die Arbeiter voll Schrecken hervor, und riefen, es sei Feuer in der Mine, ein Genieoffizier selbst bestätigte, er habe den Rauch aufsteigen sehen; die Leute schrieen, hier geschehe ein Wunder, das Feuer rühre zuverlässig von der heiligen Jungfrau her, die ihr Mißfallen an dem Werke kund gebe. Der Graf aber ließ sich unerschrocken in die Mine hinab, um selbst nachzusehen, und das Feuer, wenn es wirklich vorhanden, zu ersticken, oder, falls es erdichtet, den Aberglauben zu beschämen. Die Leute staunten über seine heldenmüthige Kühnheit, und mußten sich bald überzeugen, daß alles in guter Ordnung und ohne Gefährde sei; sie gingen getrost wieder an ihre Arbeit, der Kapelle wurde nicht weiter gedacht, und die Befestigung wurde vollendet. Die blinde Wuth seiner Gegner ließ es nicht bei Versuchen solcher Art bewenden, sie trachtete ihm sogar nach dem Leben. Der Graf stand eines Tages in einem Uebungslager vor den Zelten, als eine Kugel, aus einer Windbüchse geschossen, ihm durch den Hut ging. Er blieb ruhig stehen, und rief einige Offiziere heran; eine zweite Kugel sauste dicht an ihm vorüber; man drang in ihn, diesen Platz sogleich zu verlassen; doch er stand unerschüttert, und sah sich forschend um, den Thäter zu entdecken. Sein scharfer Blick gewahrte schnell einen portugiesischen Soldaten, der hinter seinem Zelt hervor eben den dritten Schuß versuchen wollte. Ergriffen

gestand der Unglückliche alsbald, daß eigener Glaubenseifer und fremde Anstiftung ihn zu dem Mordanschlage verleitet, und er habe den Grafen umbringen wollen, weil es keine Sünde, vielmehr ein Verdienst sei, einen Ketzer aus dem Wege zu räumen. Der Graf befahl, den Verbrecher nach Kriegsrecht sogleich zu erschießen, und zwar ohne Beichte und letzte Oelung. Alles entsetzte sich über diesen Befehl, der, trotz der dringenden Vorstellungen der Feldprediger und trotz der eifrigen Verwendung vieler Generale und vornehmen Portugiesen, in aller Strenge vollzogen wurde. So furchtbar grausam dieses Verfahren gegen den Einzelnen sein mochte, dessen Seligkeit dadurch zugleich mit dem irdischen Leben verloren schien, so war es doch das einzige Mittel, die Wuth des Aberglaubens durch ihre eigene Macht zu bekämpfen, und von ähnlichen Mordversuchen auf immer abzuschrecken.

Nachdem der Graf unter allen Schwierigkeiten endlich die Herstellung des portugiesischen Kriegswesens so weit gefördert, daß die Grundlagen einer neuen Ordnung der Dinge überall ein sicheres Weiterbauen nach seiner Anleitung gestatteten, ohne seiner persönlichen Aufsicht unmittelbar zu bedürfen, so begann er seine Gedanken ernstlich auf die Rückreise nach Deutschland zu richten, wo seine angestammten Lande, aus den vieljährigen Kriegsdrangsalen endlich wieder anfathmend, der heilsamen Gegenwart ihres Fürsten dringend begehrten. Er glaubte auch, daß sein Werk am Ende doch nur dann bleibenden Werth haben könne, wenn es durch thätiges Fortwirken der Portugiesen in der eröffneten Richtung befestigt und heimisch geworden, welchem Zwecke die ununterbrochene Oberaufsicht eines Fremden in der Folge sogar hinderlich sein konnte. Die Hauptsache war gethan, die Bahn gebrochen, talentvolle und kenntnißreiche Männer in allen Fächern vorangestellt; was weiter nöthig war, durfte von den Einrichtungen selbst, so wie von der Theilnahme und Ausbildung der Inländer, erwartet und gefordert werden. Der Graf meldete daher dem Könige seinen Entschluß, und da weder er selbst noch seine Offiziere in portugiesischem Solde noch eigentlichem Dienste waren, so konnte seinem Vorhaben kein wesentliches Hinderniß entgegenstehen. Da

sein längeres Verweilen in Portugal und noch mehr seine Anstalten den Hof von Madrid fortwährend in unangenehmer Spannung erhielten, die man jetzt gern vermieden wünschte, so kam die Eröffnung des Grafen in diesem Augenblicke sogar nicht ganz ungelegen, und vermehrte nur die Beeiferung ihn glänzend zu entlassen. Mit uneigennützigem Stolze verbat er jede dargebotene Belohnung; nur einige Ehrengeschenke, welche der König hatte bereiten lassen, vermochte dessen eifriges Verlangen ihm bei der Abreise noch aufzudringen; ein reich besetztes Bild des Königs; einen Hutknopf und Schleife von Diamanten; sechs kleine Kanonen von gediegenem Golde, mit dem Wappen des Grafen geziert, auf Lavetten von Ebenholz mit Beschlag von Silber, man rechnete den Werth einer jeden auf 3000 Dukaten; ein kostbares Münzkabinet; eine Anzahl der prächtigsten Pferde; vier seltene Adler, und andere Merkwürdigkeiten, welche nachher in Bückeburg lange Zeit die Bewunderung der Schaubegierigen waren. Der Graf mußte versprechen, auch in der Ferne für Portugal seine Sorgfalt zu erhalten, und dieses Land nicht auf immer zu verlassen. Er nahm Abschied von den Truppen durch ein rührendes Schreiben, in welchem er ihnen die Sorge für die Erhaltung seiner Anordnungen dringend anempfahl, und sie in allen Angelegenheiten an den Marquez von Pombal verwies, unter dessen unmittelbarem Befehl sie fernerhin stehen würden. Gegen diese letztere Verfügung gab es im Heer und Volk viele Unzufriedene, die den gehaßten Minister ungern an der Spitze der Kriegsmacht sahen. Der Graf aber urtheilte ganz anders, er legte demselben eine der größten Seelen bei, und glaubte seine neue Schöpfung keinen würdigeren Händen vertrauen zu können. Von Ruhm und Seegenswünschen begleitet, in welche zum Abschiede nun auch manche Gegner einstimmten, ging er zu Schiff, und begab sich zuerst nach London, wo er mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde, und vom Könige einen reichbesetzten Degen empfing. Am 17. November 1763 kam er glücklich in Bückeburg an, zur herzlichsten Freude seiner Unterthanen, die seinen Thaten und Ehren in der Ferne mit theilnehmenden und stolzen Blicken gefolgt waren.

Er fand hier ein weites Feld eröffnet für seine mannigfache, nach den verschiedensten Richtungen mit Ernst und Nachdruck wirkende Thätigkeit. Es war nach dem Kriege viel Altes herzustellen, Unterbrochenes fortzusetzen und Neues zu beginnen. Er hatte von Grund seines Herzens den edlen Vorsatz gefaßt, seine bürgerliche Regierung gut zu führen; er wollte redlich das Seinige thun, um seinem kleinen Lande alle Vortheile zu gewähren, die der Gang fortschreitender Entwickelung und das Licht des Zeitalters den Menschen durch einen aufgeklärten und pflichtbedachten Fürsten so wohlthätig verleihen können. Die Erfahrungen, die er in Portugal gemacht, waren ihm hiebei von großer Wichtigkeit, sie gaben ihm reichen Stoff zum Nachdenken, und bestimmte Richtung im Handeln. Das Beispiel und der Umgang eines Staatsmannes, wie der Marquez von Pombal, welcher mit gewaltigem Geist und bedeutendem Erfolge das Innere des Landes zu neuer Kraft und Bildung emporzuheben strebte, war für ihn nicht fruchtlos geblieben. Seine gütige und reine Gemüthsart hielt ihn dabei mehr als früher von allem Gewaltsamen zurück, seine strenge Denkweise und starke Willenskraft ergaben sich aber auch nicht jeder Schwierigkeit; in dieser gemessenen Haltung durfte er jene heftigen Spannungen nicht fürchten, welche bei allzurascher Ausführung des Guten so leicht den Zweck verfehlen, und zuletzt auch den Karakter trüben.

Seine erste und dringendste Sorge verwandte er auf die Verbesserung der Landeskultur, die Förderung der Gewerbe, und besonders des Ackerbaues, als des ersten von allen. In dieser Absicht führte er eigene Versammlungen ein, zu welchen die angesehensten Hauswirthe, aus den Städten sowohl als vom Lande, berufen wurden, um sich über gemeinnützige Angelegenheiten frei zu berathen, und das Ergebniß dieser Berathungen als Vorschlag oder Wunsch bei der Regierung einzureichen; eine Art Volksvertretung, auf guter Grundlage und in wahrer Richtung aufgestellt, obgleich in damaligen Zuständen noch keiner weiteren Entwickelung fähig! Indem er auf solche Weise jede freie Meinung und Thätigkeit auf ihrem Standpunkte ehrte und gelten ließ, suchte er von dem

seinigen nach bester Ueberzeugung auch die eigene Meinung und Thätigkeit geltend zu machen. Mit dem glücklichen Beirathe seines treuen Kammerdirektors Westfeld, eines kraft- und sinnvollen Mannes, den ihm der berühmte Kästner in Göttingen empfohlen hatte, hob er gegen geringe Entschädigung alle Frohndienste in seinem Lande auf; er vertheilte die großen Vorwerke zum Nutzen des Landmannes in kleinere Wirthschaften; seine Hausgüter verpachtete er an tüchtige Bauersleute, welche den eigenen Fleiß darauf verwandten, statt daß vorher die Beamten solche Pachtungen als Pfründen übernahmen, und mit großem Gewinn an geringere Pächter überließen, die bei den harten Bedingungen niemals gedeihen konnten. Er schränkte die Zahl der Feiertage ein, deren zu häufige Wiederkehr ihm doppelt schädlich dünkte, indem sie den Fleiß hemme und die Verschwendung begünstige; er stiftete Hülfskassen, Versicherungsanstalten — damals noch selten —, gute Armenpflege, ein Waisenhaus. Er zuerst in Deutschland, sagt Dohm, war auch auf Verbesserung der Volkskalender bedacht. Wüste Strecken, deren es in der Grafschaft viele gab, ließ er urbar machen, Moore austrocknen, und auf dem gewonnenen Boden neue Ansiedelungen gründen; in Waldgegenden besonders, die er minder verödet zu sehen wünschte, stiftete er Niederlassungen für seine alten verdienten Krieger, die mit Haus, Hof, Garten und Feld versorgt wurden. Ueber den Zustand der Haushaltungen auf dem Lande ließ er sich regelmäßig Bericht erstatten, der Fleiß fand vielfache Aufmunterung und Belohnung, die Fahrlässigkeit und Verwilderung aber blieben nicht ohne Rüge; bei Unglücksfällen kam er den Getroffenen durch Geldvorschüsse zu Hülfe, oder milderte ihre Noth wenigstens durch Erlaß der Abgaben. Seine Verordnungen enthielten jedesmal, außer dem Befehle selbst, auch die Gründe, aus welchen der Befehl gegeben ward; viele derselben schrieb er selbst, und diese trugen in der Angemessenheit des Inhalts, wie in der Klarheit des Ausdrucks ganz das Gepräge seines Geistes und Karakters. Er suchte die Verbesserungen, die er bezweckte, fast nur durch Wetteifer und Ehrliebe, selten durch Strafe zu bewirken, und in diesem Bemühen sah er sich

durch den glücklichsten Erfolg belohnt: die Vergehungen aller Art minderten sich bedeutend, die Sitten wurden reiner und sanfter, und dadurch nur um so stärker. Seine Beamten wählte er mit großer Sorgfalt, und beachtete dabei nur Verdienst, nicht Herkunft oder Empfehlung der Gunst; sie durften sich keine Willkür, keinerlei Bedrückung erlauben; seine Wahl war meistens glücklich, wackere und geschickte Männer fanden eine Ehre darin, in seine Dienste zu treten. Er selbst machte häufig kleine Reisen im Lande und unvermuthete Besuche, um sich von allen Dingen mit eigenen Augen zu unterrichten; jederman konnte ihn ansprechen, er vernahm freundlich jede Bitte und Beschwerde, die an ihn gerichtet wurde, und antwortete bestimmt und klar; seine Verneinung war schwer umzuändern, auf seine Zusage konnte man sich ganz verlassen. Wohlthätig und freigebig bis zur Großmuth, bedurfte er bei seiner Ordnungsliebe doch niemals außerordentlicher Hülfsquellen, seine gewöhnlichen Einkünfte genügten ihm; ja, was wundervoll erscheint, die großen Anstalten und Bauten, welche für die Kräfte des kleinen Landes ungeheuer und ganz unerschwinglich dünkten, bestritt er aus jenen Einkünften, ohne jemals neue Auflagen zu machen, oder die bestehenden zu steigern; er bezahlte sogar noch mehrere Schulden ab, die von seinem Vater her auf dem Lande lasteten; sie insgesammt zu tilgen dünkte ihm unzweckmäßig und unnöthig, sonst würde er auch dies leicht ausgeführt haben. Unter dieser wahrhaft väterlichen zugleich und fürstlichen Obhut gelangte das kleine Land nach beendigtem Kriege alsbald zu dem blühendsten Wohlstande, überall vermehrte sich Leben und Thätigkeit in segenvollem Gedeihen. Der Graf war allgemein als wahrer Landesvater geliebt und verehrt, seine Unterthanen waren stolz auf ihn, und nannten seinen Namen mit Begeisterung.

Vor allem aber ausgezeichnet und merkwürdig waren seine umfassenden Anstalten und Einrichtungen im gesammten Kriegssache, dieses blieb der Gegenstand seiner entschiedensten Neigung; leidenschaftlich wandte er Gedanken und Kräfte auf diese Seite. Schon im Jahre 1761 hatte er im Steinhuder Meer, einem beträchtlichen Landsee der Grafschaft, mit den

größten Schwierigkeiten und Kosten, durch eingesenkte Steine den Grund zu einer künstlichen Insel gelegt, auf welcher er späterhin eine Feste erbaute, die durch ihre Lage für unüberwindlich gelten konnte. Diese Feste, deren Bau und Einrichtung ihn nach seiner Rückkehr aus Portugal viele Jahre fortgesetzt beschäftigte, nannte er Wilhelmstein. Sie hatte die Gestalt einer Sternschanze, deren Spitzen durch sechszehn Außenwerke gedeckt wurden, jedes wieder eine besondere Insel bildend und für die Besatzung mit kleinen Gebäuden und Gärten versehen. Ein bombenfestes Schloßgebäude auf der Hauptinsel enthielt, außer der Wohnung des Grafen, mehrere Säle für Lehrstunden und Sammlungen, viele Zimmer für Offiziere und Gäste, große Gewölbe für Pulver und Mundvorräthe, endlich Kasernen für die Soldaten. Die Feste konnte bei gehörigen Vorräthen durch 400 Mann jahrelang vertheidigt werden, nöthigenfalls aber dreimal so viel Truppen aufnehmen, dagegen hätte ihre völlige Einschließung wenigstens 12,000 Mann und viel schweres Geschütz erfordert. Sie erfüllte den hauptsächlichen Zweck, als ein vollkommenes Muster für die Kunst der Befestigung dazustehen, aber sie konnte auch im Kriege selbst von praktischem Nutzen sein, indem sie einen unerreichbaren Zufluchtsort darbot, und selbst die Weser und die Leine beherrschen half. Wirklich widerstand sie im Jahre 1787 allen Versuchen des Landgrafen von Hessen-Kassel, der sich der Grafschaft gewaltsam bemächtigt hatte, aber den Wilhelmstein nicht zur Uebergabe bringen konnte. Der Graf ging bei dieser Anlage von noch tieferen Absichten aus. Er hatte den großen Gedanken, daß ganz Deutschland für jeden äußeren Feind ein festes und unbezwingbares Land werden könnte, wenn jeder deutsche Fürst, groß oder klein, nach seinen Kräften in seinem Gebiete die von der Natur mehr oder minder dargebotenen Oertlichkeiten benutzte, und durch Kunst zu unangreifbaren Plätzen erhöbe. Er seinerseits wollte ein Beispiel der Ausführung dieses wichtigen Gedankens geben, und er dachte sich den Wilhelmstein am liebsten als einzelnes Glied einer solchen großen durch das ganze Vaterland vielfach geschlungenen Kette. Hier gründete er zugleich eine vollständige Kriegs-

schule, besonders aber für die Artillerie und das Geniewesen, unter der Aufsicht des Majors Saint-Etienne, eines vortrefflichen Offiziers, den er aus Frankreich verschrieben hatte; er berief die ausgezeichnetsten Lehrer und Führer, schaffte mit großem Aufwande die nöthigen Bücher an, Modelle, Naturalien, mathematische und astronomische Geräthe, und was sonst dem Unterrichte tauglich schien, der sich, obwohl mit steter Hinsicht auf das bestimmte Fach, über alle Zweige des Wissens verbreitete.

Am wenigsten wurde die ausübende Thätigkeit verabsäumt. Unfern von Steinhude, am Ufer des Sees, erstreckten sich vielfache Befestigungen und andere kriegswissenschaftliche Anlagen. Alle Arten von Feldschanzen, Lager, Kasematten, Minen, Feuerwerke und Geschütze waren hier vorhanden; die mannigfachsten Uebungen und Versuche in Stellung und Bewegung der Truppen fanden hier Statt; viele, zum Theil bedeutende Erfindungen und Verbesserungen gingen von hier aus, besondere Waffenarten, leichtere Geschütze und Lavetten, neue Minirkünste, worunter die Eisminen besonders merkwürdig, die in Bückeburg einige Jahre früher, als in Schweden, wo man diese Erfindung zuerst versucht zu haben meinte, in Ausführung kamen. Zur Prüfung der Pulverkraft überhaupt, und insbesondere zur Berechnung der Wurfweiten beim Bombenwerfen, stellte der Graf viele Tausend Versuche an, die er genau zu Buch bringen ließ, um wissenschaftliche Ergebnisse daraus entnehmen zu können. Seine Stückgießerei in Bückeburg, welche viele Kanonen für England und Portugal geliefert, war auf eigne Weise eingerichtet, unter anderen wurde darin ein Bohrer von des Grafen eigener Erfindung mit gutem Nutzen angewandt. Bei den Truppen selbst wurden neue taktische Anordnungen gemacht, besonders in der Aufstellung und dem Gebrauche des Fußvolks, wobei die Absicht hauptsächlich war, dieser Waffengattung mehr innere Tiefe und dabei doch ein wirksames Feuer zu geben, sie mit leichtem Geschütz vortheilhaft zu verbinden, und gegen die Angriffe der Reiterei in festen Stand zu setzen. In seinem System übrigens standen alle Theile der Kriegskunst, Befestigung, Geschütz, Reiterei, Fußvolk, in engster Beziehung

untereinander, und bildeten ein großes Ganze, aus dem sich das Einzelne nicht trennen ließ. Die größte Sorgfalt bewies der Graf beim Auswählen der Zöglinge, denen er die Aufnahme in seine Kriegsschule verstattete; auch hier sah er weder auf Geburt noch Vermögen, sondern einzig auf Fähigkeiten und Karakter; denn nur edlen und tugendhaften Menschen, sagte er, dürften die großen Vortheile einer Ausbildung eröffnet werden, welche jeden Einzelnen für sich selbst auf einen höheren Standpunkt stellen müßte, und in der Welt zu höchstem Ansehen und Einflusse erheben könnte. Er wohnte stets den Prüfungen und sehr oft dem Unterrichte bei, durch seine Anwesenheit Lehrer und Schüler geistig anregend; mehrere Theile der Kriegswissenschaft wurden nach seinen Handschriften vorgetragen, er selbst gab häufig lehrreiche Erörterungen; er stellte besondere Fragen an die Zöglinge, veranlaßte sie zu schriftlichen Ausarbeitungen, und besprach sich mit ihnen über geschichtliche und sittliche Gegenstände, um ihr Inneres kennen zu lernen, ihren Geist zu wecken, und ihr Gemüth zu erheben. Sein eigenes Beispiel, seine edle, freie Denkart, und sein großartiger kühner Sinn wirkten mächtig auf den Karakter der jungen Leute, sie hingen ihm mit schwärmerischer Liebe an, und suchten seinem Vorbilde nachzustreben. In der That gingen ausgezeichnete Männer aus dieser Schule hervor, die zum Theil in auswärtigen Diensten späterhin zu großen Ehren aufgestiegen sind. Sein großer und schöner Zweck, eine polytechnische Lehranstalt der Kriegskunde, eine Universität für Offiziere zu gründen, die hier zugleich den geistigen und sittlichen Werth ihres furchtbaren Berufes würdig erfassen sollten, hat sich auf diese Weise durch die That glänzend erfüllt und gerechtfertigt; mochte immerhin von Vielen, besonders im Beginne, dieser Zweck verkannt und verspottet, so wie die Arbeiten und Kosten dieser Anstalten als thörichte Verschwendung mißbilligt werden, die Einsichtsvolleren wurden bald gewahr, daß der Graf in allem, was er betrieb, einen höheren Gesichtspunkt hatte, und mit Beharrlichkeit verfolgte. In seinen Anlagen und Versuchen war alles ernst und streng, nirgends eine bloße Spielerei oder ein leerer Anschein, kein

Leichtsinn im Unternehmen, überall das sicherste Gelingen im Ausführen. Sein vorschreitender Geist ist in der That zu bewundern, wenn man das Streben, welches ihn beseelte, mit den späteren Geschichtsentwickelungen, die er nicht mehr erlebte, zusammenhält. Was die nachfolgende Zeit gebieterisch in größter Fülle und ungeheuren Massen forderte und hervorbrachte, hatte damals ein kleiner deutscher Fürst mit klugem Sinn und richtigem Scharfblicke in leisen Anfängen erfaßt und gehegt, ganz entgegengesetzt so manchen späteren Beispielen, wo bei schon entwickelteren Gestalten auch die lauteste Stimme der Zeit weder Sinn noch That wecken konnte!

Ueber die kriegswissenschaftlichen Anstalten und Arbeiten des Grafen hat der nachherige preußische General von Scharnhorst, damals hannöverscher Fähndrich, und früher selbst fünf Jahre lang bis zum Tode des Grafen ein Zögling der Kriegsschule auf Wilhelmstein, einen lesenswerthen Aufsatz geschrieben, der im neunten Theile von Schlözer's Briefwechsel abgedruckt worden. Nachdem er in Kürze angeführt und erläutert, was der Graf geleistet und beabsichtigt, und darauf dessen Geist und Karakter gebührend gepriesen, fährt er also fort: „Ich kann ohne eine Art von Enthusiasmus mich nicht der Anordnungen dieses Herrn erinnern, und mir ist nie was lächerlicher vorgekommen, als wenn Leute, die in allem weit unter ihm sind, die Dreistigkeit haben, ihn entscheidend zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln!“ Dies sind die Worte eines Mannes, dessen Urtheil durch seine ruhmvolle Thätigkeit im Kriegsunterricht, und durch sein unsterbliches Verdienst um vaterländische Heeresbildung hinreichend beglaubigt ist, und in dessen Seele vielleicht am meisten das Vorbild seines großen Lehrers die stillen und reichen Kräfte wecken und nähren half, deren Hervorbrechen in dem allgemeinen Waffenaufstande der Preußen das Jahr 1813 zu einem der Wendepunkte gemacht hat, in welchen die Weltbegebenheiten zu neuen Richtungen übergehen! Vieles von dem, was der Graf betrieb und erdachte, wurde in der Folge durch andere Männer an's Licht gestellt, indem sie seine Angaben unmittelbar benutzten, oder zu

weiterer Ausbildung brachten; der Major von Zanthier, späterhin in portugiesischen Diensten, schöpfte den Inhalt seines Versuches über Märsche und Läger, der Major Saint-Etienne den seines Werkes über die Minen großentheils aus den handschriftlichen Mittheilungen des Grafen, welcher diese Gegenstände mit großer Sorgfalt eigenhändig bearbeitet hatte. Er selbst aber legte den Ertrag seines Denkens und seiner Erfahrungen in einem Werke nieder, welches die Kunst, einen kleinen Staat gegen eine große Macht zu vertheidigen, ausführlich entwickeln sollte; es war dem Könige von Portugal gewidmet, und zunächst für dieses Land berechnet; viele Stellen daraus, die Vertheidigung der Schweiz betreffend, pflegte er wohl vorzulesen, allein die Hauptsachen, Portugal angehend, theilte er nie mit, wie er überhaupt alles, was dieses Land betraf, nur mit Vorsicht und Zurückhaltung berührte. Ein Auszug dieses Werkes wurde unter dem Titel Mémoires sur la guerre défensive im Jahre 1775 zu Stadthagen in sechs kleinen Bändchen gedruckt, aber niemals ausgegeben, nur zehn Abdrücke davon wurden veranstaltet, und diese im Archive zu Bückeburg verschlossen. Der Graf hat in dieser Schrift, wie berichtet wird, die Absicht aller seiner Versuche, die Bedeutung aller seiner Anstalten im Zusammenhange dargelegt; sein großer Zweck ist die Verminderung des Krieges durch dessen Ausbildung und Veredelung, wie er in folgenden Worten zu erkennen giebt. „Der Mensch", heißt es in der Vorrede des genannten Buches, „scheint von Natur eine Neigung zum Kriege zu haben, wie gewisse Thiere zum Raube. Was der Mensch mit jedem thierischen Triebe thun muß, um nicht zum Thiere hinabzusinken, muß er auch bei diesem thun, ihn bilden und veredeln. Die Neigung zum Kriege, die, roh und ungebildet, Schande der Menschheit ist, wird dann Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit, und jeder männlichen Größe. Die Bemühung, die Kriegswissenschaften zu vervollkommnen, ist also nicht das traurige Geschäft der Erfindung neuer Arten künstlich zu morden, sondern Verdienst um die Menschheit. Je vollkommener die Kriegswissenschaften sind, desto gefährlicher ist es Kriege anzufangen, desto seltener wer-

den Kriege geführt, desto mehr entfernt sich die Art sie zu führen vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieser höheren Kunst zum Angriffskriege führt uns dahin zurück, worüber sie selbst uns erhob. Keiner, als der Krieg der Vertheidigung ist rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtschaffenen Mannes." Und in einer anderen Stelle: „Die Vertheidigungseinrichtungen verringern die Kriege, indem der Nachbar, wegen der vielen Schwierigkeiten, die er bei entstehendem Kriege zu überwinden hat, zurückgehalten wird, etwas zu unternehmen. Den Krieg verhindert man auf diese Art durch ihn selbst, oder vermindert ihn wenigstens." Die Vertheidigung zu verstärken, und ihr auf alle Weise die Ueberlegenheit über den Angriff zu verschaffen, dahin trachtete sein edler Geist in seinem wissenschaftlichen Bemühen aus allen Kräften.

Als der Feldmarschall Graf von Gneisenau diese Schilderung der Kriegstüchtigkeit unseres Helden zuerst gelesen, sagte er zu dem Verfasser: „Sie haben den Grafen zur Lippe sehr gerühmt, aber noch lange nicht nach Verdienst, er war viel größer noch, als Sie ihn darstellen. Ich habe mich früher eine Zeitlang in Bückeburg aufgehalten, und dort im Archiv seine Handschriften durchgelesen. Unsere ganze Volksbewaffnung vom Jahre 1813, Landwehr und Landsturm, das ganze neuere Kriegswesen, hat der Mann ausführlich bearbeitet, von den größten Umrissen, bis auf das kleinste Einzelne, alles hat er schon gewußt, gelehrt, ausgeführt. Seine Denkschrift über die Vertheidigung Portugals, die nach Lissabon gesandt und dort sorgsam aufbewahrt wurde, enthält Zug um Zug auf das genaueste alle Maßregeln, welche später Lord Wellington dort genommen hat, dessen Stellungen und Bewegungen nur die Ausführung von Lippe's Angaben und Vorschriften sind. Denken Sie nun, was das für ein Mann gewesen, aus dessen Geiste so weit in der Zeit voraus zwiefach die größten Kriegsgedanken sich entwickelt, an deren später Verwirklichung zuletzt die ganze Macht Napoleons eigentlich zusammengebrochen ist!" Und der dies sagte, war Gneisenau.

Bei allen seinen Einrichtungen und Arbeiten behielt der

Graf Wilhelm besonders Portugal fortwährend im Auge; dieses Land war ihm durch den Beruf, welchen das Geschick ihm daselbst zugewiesen, für immer theuer geworden, und er widmete demselben seine Fürsorge und Thätigkeit als unwandelbare Pflichtgebühr. Sein Einfluß auf die portugiesischen Angelegenheiten blieb auch in der Entfernung stets bedeutend; der König verlangte seinen Rath in den wichtigsten Dingen, und befolgte denselben mehrentheils mit völligem Vertrauen. Auf wiederholte dringende Einladung reiste der Graf im Jahre 1767 durch Frankreich und Spanien zum zweitenmale, jedoch nur auf kurze Zeit, nach Portugal, um seinen Anordnungen, die zu verfallen drohten, neue Kraft zu geben, und sie durch nachträgliche Einrichtungen zu vollenden. Er setzte neuerdings den Bestand der portugiesischen Truppen in bestimmter Zahl und Ordnung fest, und musterte darauf das wieder zu regelmäßiger Gestalt vervollständigte Heer in dem Lustlager bei Palmela, wohin der König selbst sich begab, der Heerschau beizuwohnen. Dieser bezeigte dem Grafen unverändert die zuvorkommendste Geneigtheit und ausdrücklichste Hochachtung, er behandelte denselben mit einer zarten Scheu, die eine Anerkennung der Ueberlegenheit desselben war, er hörte nicht auf, ihn den Retter, den Wiederhersteller Portugals zu nennen, und als solchen bei jeder Gelegenheit zu ehren. Auch im Volke war sein Ansehen, wie bei Hofe, während seiner Abwesenheit nur gestiegen; die Zeit hatte die Trefflichkeit seiner Anordnungen vielfach bewährt, und die guten Folgen seines Wirkens vor Augen gestellt; zu bedauern blieb nur, daß seine Kraft und Strenge nicht tiefer in das eigentliche Leben des Volkes einzudringen vermochte; seine Schöpfungen gediehen nicht von selbst, sie bedurften, gleich fremdartig aufgedrungenen Gebilden, stets einer künstlichen Pflege. Der Einfluß der Geistlichkeit, trotz aller Schläge, welche der Marquez von Pombal gegen ihre Macht geführt, erhielt den Geist der Nation in dumpfer Unterdrückung, und in einem Lande, wo die Inquisition noch herrschen durfte, war keine dauernde Verbesserung, die auf Wissenschaft und Geistesbildung beruhte, zu hoffen. Der König selbst vermochte den Grafen nicht vor allen Angriffen und Gefahren

jenes damals noch furchtbaren Tribunals zu schützen, und dieser kehrte noch im nämlichen Jahre mit der Ueberzeugung heim, daß die Kriegsverfassung Portugals an Gebrechen leide, deren Heilung nicht mehr in ihrer eigenen Anordnung, sondern nur in der des ganzen Staates zu suchen sei. Schon im nächsten Jahre bedauerte man am Hofe die Abwesenheit des Grafen, und wünschte die Eindrücke, die seine Rückkehr nach Deutschland beschleunigt hatten, wieder auszulöschen. Der Marquez von Sa und Mello kam als außerordentlicher Gesandter von Lissabon mit geheimen Aufträgen nach Bückeburg; es hieß, der Marquez von Pombal habe den Grafen über die obwaltenden Streitigkeiten mit dem Pabste und den Jesuiten zu Rathe gezogen, und ihm Vorschläge zu neuen Entwürfen gemacht, die seine Mitwirkung in Anspruch nehmen durften. Allein dieser scheint darauf nicht besonders eingegangen zu sein. Ein bei dieser Gelegenheit abermals angebotenes Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling lehnte der Graf wie früher beharrlich ab. Seine enge Verbindung mit Portugal erhielt sich darum nicht minder durch seine ganze nachfolgende Lebenszeit; immer blieb sein aufmerksamer Blick dorthin gerichtet, immer empfing er von dorther neue Anregung. Im Jahre 1773 ließ er bei allen portugiesischen Regimentern nach seiner eigenen Anordnung zweckmäßige Soldatenschulen errichten, und drei Jahre später sandte er sechszehn seiner Offiziere nach Lissabon, welche daselbst die gesammte Artillerie in neuen Stand setzten. Späterhin, als für Portugal wiederum Krieg mit Spanien zu befürchten schien, glaubte er zwar den ihm angetragenen Oberbefehl über die portugiesischen Truppen wegen seiner zerstörten Gesundheit vorläufig ablehnen zu müssen, doch würde er sich bei wirklichem Ausbruche des Krieges diesem Berufe nicht entzogen haben; noch seine letzten Lebenstage waren mit dem Gedanken einer dritten Reise nach Portugal lebhaft beschäftigt.

Inmitten aller großen Entwürfe und Thätigkeiten empfand Graf Wilhelm tief das Bedürfniß inniger Verhältnisse und edlen geistigen Umgangs. Von früher Jugend schon aus Grundsatz dem Heirathen entgegen, konnte er doch die Sehn=

sucht nach dem stillen Glücke einer liebevollen Verbindung nicht unterdrücken. Marien Gräfin zu Lippe-Büsterfeld, die Schwester seines Freundes und Waffengefährten, des Grafen Ferdinand, lernte er zuerst durch ihr Bild, und durch einige Briefe kennen, die ihm bei dem Bruder zu Gesichte kamen, und er faßte eine lebhafte Neigung zu dem schönen Gemüth, das sich in diesen Zügen unschuldig entfaltete. Noch hatte er sie nicht selbst gesehen, als er um ihre Hand werben ließ; sie willigte mit freudiger Zuversicht ein, und im Herbste des Jahres 1765 fand die Verbindung Statt. Die Gräfin war eine Frau von großer Schönheit, liebenswürdig und edel in ihrem ganzen Wesen. Sie wirkte durch ihre Sanftmuth und Frömmigkeit mit lindem Zauber auf sein starkes Gemüth, und stimmte seinen rauhen Ernst in sanftere Empfindung herab. Obwohl von ungleichem Alter und dem Anscheine nach von entgegengesetzter Gemüthsart, liebten sie einander mit inniger fast romanhafter Zärtlichkeit, vielleicht zu sehr, sagte man, um ein ganz glückliches Ehepaar zu sein. Die Gräfin schien ganz von dem Willen und den Meinungen ihres Gemahls abzuhängen, ohne deßhalb die lebhafte Heiterkeit ihres jugendlichen Alters im Umgange mit ihm und Anderen zu verläugnen. Er fühlte sich überaus glücklich in ihrer Gesellschaft, und lebte ganze Zeiten mit ihr in Einsamkeit und Ruhe auf dem schöngelegenen Lustschlosse zum Baum. Das Glück der Gräfin schien bei zunehmenden Jahren nur zu steigen, da ihr Gatte sich stets näher und vertrauter zu ihr hinneigte, und das ganze Verhältniß mehr in Gleichgewicht kam. Im Jahre 1771 gebar sie eine Tochter, worüber der Graf, der einen Sohn gehofft, eine Zeitlang betroffen blieb, und sich die ersten Stunden auf seinem Zimmer einschloß, bald aber gefaßt wieder hervortrat, und keine andere Empfindung mehr blicken ließ, als die der zärtlichsten Theilnahme für seine Gattin. Die Tochter starb indeß nach einigen Jahren wieder, zum großen Schmerze der Eltern, die keine Kinder mehr bekamen. Mehrere Briefe der Gräfin an Herder sind in der Lebensgeschichte dieses Gelehrten aufbewahrt, und zeugen von dem liebenswürdigen, bescheidenen und frommen Sinne der vortrefflichen Frau.

Moses Mendelssohn, der sie mit dem Grafen bald nach dem Verlust ihrer Tochter in Pyrmont kennen gelernt, giebt von ihr und ihrem Verhältnisse zu ihrem Gatten eine anziehende Schilderung, die ganz jenen Briefen entspricht, und aus der mehrere Ausdrücke hier absichtlich beibehalten worden. Die Gräfin war die innige Vertraute ihres Gemahls, die Bewahrerin seiner Handschriften, die Theilnehmerin seines Lesens; nur diejenigen Seiten seines Innern, die dem untersuchenden Denken über die höchsten Dinge zugewendet waren, hielt er gegen sie einigermaßen verschlossen, er fürchtete ihre stille Frömmigkeit durch seine philosophischen Gedanken zu stören, und ihren unterrichteten, aber nicht kühnen Geist durch den hohen Schwung des seinigen zwecklos zu verwirren.

Einen vertrauten Freund des Herzens besaß er in seinem Major Riepen, einem Manne von edlem Karakter und theilnehmender Seele. Für diesen Freund hatte er kein Geheimniß; alle seine Handlungen theilte er ihm ohne Rückhalt mit, seine geheimsten Entwürfe und Neigungen, selbst seine Schwächen, sofern er sie erkannte und sich selber eingestand. Innig vertraut war ihm auch sein Rath Springe, ein Mann von biederer Treuherzigkeit, der ihn ohne Scheu tadeln durfte, und dieses Vorrecht mit allem Ernst ausübte. Geistig bedeutender war des Grafen Verhältniß mit Thomas Abbt. Dieser junge Gelehrte war Professor in Rinteln, als der Graf nach seiner Rückkehr aus Portugal dessen Schrift vom Tode für's Vaterland zu lesen bekam. Er war entzückt von der beredten Darstellung großer Gedanken, deren Gegenstand ihn selbst lebhaft beschäftigt hatte, schrieb an den Verfasser, und lud ihn zu sich ein, indem er gleich einen sechsspännigen Wagen mitsandte, um ihn nach Bückeburg abzuholen. Bald nachher verließ Abbt seine Anstellung in Rinteln, und trat als Hof- und Regierungsrath in des Grafen Dienste. Er bekam keinen bestimmten Geschäftskreis angewiesen, sondern sollte frei seinen Geistesarbeiten leben; er wohnte und speiste mit dem Grafen auf dem Schlosse, und wurde sein täglicher, liebster und vertrautester Umgang. Abbt spricht in seinen Briefen an Moses Mendelssohn und Justus Möser mit wahrer Begeisterung von ihm. Folgende Stellen daraus

mögen hier als ursprüngliche Züge zur näheren Schilderung der Verhältnisse und Personen ihren Platz verdienen. „Der Herr Graf von der Lippe-Bückeburg", heißt es darin, „hat mir den Einwurf gemacht, daß ich die starke Seele zu sehr vom großen Geiste unterscheide; daß seiner Meinung nach die Stärke ohne die Größe nicht sein könne, und daß die starke Seele nur ein großer Geist wäre, durch den Enthusiasmus in Bewegung gesetzt. Was sagen Sie zu dieser Kritik? Er schien am meisten damit zufrieden, daß ich dem Kaiser Otho Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, und das Stück aus dem Tacitus hielt er für unverbesserlich erzählt." Ferner: „Wenn Sie ihn bei Tische ganze Stellen aus dem Shakspeare mit der vollen Empfindung des Inhalts hersagen hörten, und ihn bei einer gestirnten Nacht, mit philosophischem Tiefsinn und bescheidenem Zweifel, über die wichtigsten Materien, die den Menschen angehen, sprechen hörten, so würden Sie ihn hochschätzen. Wozu Sie noch setzen müssen, daß er sein Handwerk, die Kriegskunst, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit studirt hat. Ich habe ihn und einen englischen Obersten Lloyd eine schwere Stelle des Cäsars bei der Tafel erklären hören, und habe mich geschämt. Man glaubt zuweilen, daß alles Studiren im Kabinette sich befände; aber ich bin versichert, daß das thätige Leben, mit jenem verbunden, viel weiter bringt, als jenes allein." Und an anderem Orte: „Ich halte den Grafen nicht für einen von den lebhaften Geistern, denen die Einfälle mit den Wachskerzen bei Tische kommen, und die manchmal so was Glückliches sagen, daß sie sich fast selbst Verstand zutrauen. Er hat auch nicht die Leichtigkeit im Ausdrucke, die einen zuweilen der Mühe des Denkens überhebt, und dadurch einem mit den Worten ganz unvermuthet ein Gedanken zurollt, so wie bergab ein Wagen läuft, auch wenn er nicht mehr gezogen wird. Hingegen scheint er mir eine tiefe und richtige Ueberlegung zu haben, und mit Langsamkeit zum guten Denken zu gelangen. — Locke scheint ihn gelehrt zu haben, denn er führt ihn öfters mit Ehrerbietung an. Das Große in den Thaten, glaube ich, ist für ihn, wenn er es beschrieben findet, seine Delikatesse; er sucht darnach, und läßt es doch

eine Weile auf der Zunge liegen, ehe er es verschlingt. Er glaubt, daß die Würde der menschlichen Natur heruntergebracht sei in Vergleich mit den alten Völkern. Vielleicht würde er hinzugesetzt haben, seit Einführung der christlichen Religion, wenn er es gewagt hätte. Er führte uns bei Tische einen Zug aus dem Sallust an, wo erzählt wird, daß sich zwei Brüder aus Karthago lebendig hätten einscharren lassen, nur damit sie bei einer Gränzstreitigkeit etwas mehr Land für ihren Staat gewinnen möchten. Kein Mensch bei Tische erinnerte sich des Zugs. Er wußte ihn auch nicht nach den übrigen Umständen. Als ich nach Rinteln zurückkam, suchte ich etwas zweifelhaft im Sallust nach, fand auch die Stelle glücklich, machte eine Uebersetzung davon, und schickte sie mit einem Briefe. In seiner Antwort werden die bedächtlichen Ueberlegungen über die Erzählung des Sallust für Sie dasjenige bestätigen, was ich von seinem bedächtlichen Denken gesagt habe. — Zur Kenntniß seines Geistes gehört vielleicht noch der Gedanke, den er mir als eine seiner Träumereien, wie er sie nennt, angegeben hat: die Landenge zu durchgraben, die das mittelländische Meer vom rothen Meere trennt, und dadurch ohne Schwertschlag die Handlung, und folglich die Lage aller vier Welttheile zu verändern. — Sie können noch hinzusetzen, daß ihm in meiner Schrift vorzüglich die Gerechtigkeit gefallen hat, die ich der edlen Entschließung des Otho widerfahren lasse. Denn dem Tode entgegengehen mit der vollkommensten Gewißheit, daß man ihn antreffen werde: dies hält er für die einzige Größe bei der Tapferkeit. — Er sprach mit Enthusiasmus vom General; hielt dafür, daß bei der Ausübung bloß die wenigsten Fehler den größten General machten; daß unter den Neuern Turenne seines gleichen noch nicht gefunden, daß der letzte Krieg bei den trefflichen Truppen, die vorhanden gewesen, und bei den großen Moyens, noch nicht die großen Generale gezeigt hätte, die man hätte vermuthen sollen; und daß man wenigstens sagen könnte, sie hätten sich nicht in so mancherlei und höchst verschiedenen Formen gezeigt, wie Turenne." — So weit Abbt in seinen Briefen. Der Graf verehrte seinen Freund mit aller Wärme einer gleichgesinnten Seele;

er wurde durch ihn in seiner Denkart vielfach geläutert und verändert; viele Vorurtheile, in denen er noch befangen war, legte er allmählich ab, und faßte eifrig die neuen Ansichten, die sich ihm geistreich darboten. Abbt wußte durch große Nachgiebigkeit und geschicktes Fügen auch auf die Angelegenheiten des Landes einen wohlthätigen Einfluß zu erlangen, und hatte Theil an vielen Verbesserungen, besonders im Kirchen- und Schulwesen. Als dieser junge Schriftsteller nach kurzer Frist schon im Jahre 1766 den Hoffnungen des Vaterlandes allzuschnell entrissen wurde, war der Graf über seinen Verlust lange Zeit untröstlich. Er ließ dem Frühverstorbenen in der Hofkirche ein Denkmal errichten, dem er die selbstverfaßte Inschrift gab: „Wenn reine Gottesfurcht, ungeheuchelte Menschenliebe und ausgebreitete Gelehrsamkeit Verdienste sind, so besaß der Selige, dessen Gebeine hier ruhen, das, was er der Welt angepriesen hat.“ Er sprach nie ohne heftige Rührung von ihm, und behielt sein Bild stets vor Augen in seinem Zimmer aufgestellt.

Geraume Zeit später, im Jahre 1771 berief er den schon damals berühmten Herder, ihm vorzüglich durch eine Lobschrift auf Abbt werth geworden, als Konsistorialrath in seine Dienste nach Bückeburg; demselben war eine ähnliche Stellung, wie die von Abbt, beschieden, eine ansehnliche Besoldung sollte ihn zu keiner bestimmten Arbeit verpflichten. Allein der Graf wurde mit ihm keineswegs so vertraut, wie er es mit Abbt gewesen, das Verhältniß bildete sich anders. Erst durch die Gräfin, die Herder'n als ihrem Beichtvater mit frommer Zuversicht entgegenkam, wurde bei diesem eine größere Annäherung zu ihrem Gemahle bewirkt. Der Graf hielt Herder'n allerdings für einen Mann von größeren Talenten und umfassenderen Kenntnissen, als bei aller Vorliebe ihm Abbt hatte dünken können; er freute sich mit lebhaftester Theilnahme der Auszeichnung, die Herder gleich im ersten Jahre durch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin erhielt, indem seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache der Preis zuerkannt wurde, und war stolz darauf, daß Friedrich der Große doch nun erfahre, welch treffliche Geister auch im Vaterlande, und selbst unter so geringer

Pflege, erblühen könnten, auch sagte er öfters, er wundere sich, daß man ihm einen solchen Mann so lange lasse; allein bei aller gerechten Würdigung des Geistes vermochte sein Herz keiner innigen Zuneigung hier froh zu werden. Herder war zwanzig Jahre jünger, als der Graf, und bei großer Schüchternheit doch sehr unbiegsam; auch war er kein eigentlicher Denker, im strengen Sinne, und als Geistlicher zu einer unfreien Haltung genöthigt, beides dem Sinne des Grafen wenig gemäß, und für Herder selbst, diesem gegenüber, sehr peinlich; seine zugleich feurige und höchst befangene Art stand mit dem ernsten, nachdenkenden, wortkargen, würdevollen und gebietenden Wesen des Grafen in scharfem Gegensatze. An stete Huldigungen gewöhnt, schien dieser von seiner Umgebung eine solche Weise des Umgangs, ohne sie jemals zu fordern, doch stets zu erwarten, und nur da nicht zu vermissen, wo inniges Vertrauen an die Stelle trat. Der tägliche Umgang eines Fürsten, der durch großen Geist hervorragte, und dessen weltliches Ansehen und geistiger Anspruch sich leicht verwechseln ließen, mußte den Untergebenen, selbst wenn der fürstliche Herr seinen Vorrang noch so sehr verläugnen wollte, in der Dauer völlig niederbeugen, oder zur Widersetzlichkeit aufreizen. Dieses Mißverhälniß, sagte man, welches selbst Friedrich der Große und Voltaire nicht zu bezwingen vermocht, habe auch Abbt in der letzten Zeit sehr bitter empfunden, Herder aber gar nicht mehr verhehlen gekonnt, weßhalb er auch die erste annehmliche Veränderung, die ihm durch die Fürsorge seines Freundes Goethe dargeboten worden, begierig ergriffen, und im Jahre 1776 ein erwünschteres Verhältniß in Weimar angetreten habe. Außer diesen beiden Männern, die ihm unmittelbar angehörten, hatte der Graf noch mit anderen ausgezeichneten Geistern seines Vaterlandes freundschaftliche Verbindung angeknüpft, in welcher Hinsicht hier Justus Möser, Zimmermann und Moses Mendelssohn hauptsächlich anzuführen sind. Der münsterische Domherr und Minister Freiherr von Fürstenberg war ebenfalls in Geist und Wirken treu mit ihm verbunden. Dohm sagt hierüber in seinen Denkwürdigkeiten: „Beide Männer, die sich einander als verwandte Geister

ehrten und liebten, hatten durch Wechsel ihrer Ideen sich in der edelsten Ansicht von Kriegswesen und Politik befestiget. Beide glaubten, daß die kleinen deutschen Staaten sich nur dadurch vor den Gräueln der sie so oft verwüstenden Kriege, und vor gänzlicher Unterdrückung schützen könnten, wenn sie durch militairische Bildung und Bewaffnung ihres Volkes sich in Stand setzten, einen plötzlichen Ueberfall abzuwehren, und demjenigen Mächtigern, der die gerechte Sache vertheidige, ihren Beitritt wünschenswerth zu machen. Auch hatten beide den Glauben an die moralische Kraft der Menschen, welche, wie die Geschichte bezeuget, auch ein kleines Volk, das eigenen Boden vertheidigt, oft fähig macht, mächtigen Angriff abzuhalten." Ein Briefwechsel Lippe's und Fürstenberg's über manche Gegenstände der Landesverwaltung soll noch vorhanden sein.

Der Graf, ohne im Gespräch geistreich zu sein, hatte eine angenehme Unterhaltung, er sprach gedrungen, sorgsam bis zum Gesuchten, aber edel und gehaltvoll, mit eigenthümlichem Gepräge; eigenes Nachdenken und große Lebenserfahrungen gaben ihm unerschöpflichen Stoff zu bedeutenden Mittheilungen. Seine gelehrten Kenntnisse waren gründlich und mannigfach: die Göttinger Sozietät der Wissenschaften ernannte ihn in Betracht derselben im Jahre 1767 zu ihrem Ehrenmitgliede. Außer den Kriegswissenschaften waren Staatsverhältnisse, merkwürdige Menschen und Ereignisse, Philosophie und Kunst die hauptsächlichsten Gegenstände, auf welche er das Gespräch zu richten liebte. Daß er aus Dichtern, besonders aus Shakspeare, ganze Stellen auswendig wußte, ist schon erwähnt worden. Er machte sogar zuweilen selbst französische Verse, und nicht ohne Geschick; er übersetzte auf diese Weise mehrere Stücke von Herder, der dagegen ein französisches Gedicht des Grafen über das menschliche Leben in deutsche Alexandriner übersetzt und im zweiten Theile seiner Gedichtesammlung aufbewahrt hat. Einige Stunden des Tages waren regelmäßig der Musik gewidmet, besonders der italiänischen, die er jeder anderen vorzog; er spielte selbst das Klavier vortrefflich; sehr oft ließ er bei seiner Gemahlin Abendkonzerte aufführen, die sein Kapellmeister Johann

Christoph Bach, einer der berühmten Tonkünstler dieses Namens, leitete. Er hatte große Freude an Gemählden, und besaß in seiner Sammlung sehr schöne und kostbare Stücke, sogar eines von Raphael. Im Zeichnen war er selbst sehr geübt; ein eigenes Buch, das er gern zur Hand nahm, war mit Versuchen der bildlichen Darstellung großer Thaten angefüllt, deren Erzählung ihn besonders ergriffen hatte. Den geistreichen Witz, der die Schriftsteller Frankreichs damals vor allen auszeichnete, und sie in Litteratur und vornehmer Welt zu den Ersten erhob, wußte er mit glücklichem Gedächtniß heiter vorzutragen, allein sein eigener Geist nahm selten diese Richtung, sondern war ausschließlich auf das Ernste, Große und Erhabene gerichtet; große Thaten, Tod für Freiheit und Gerechtigkeit, zukünftiges Leben und Vorsehung waren die Gegenstände, die ihn beredt machten. „Am Sonntage in Pyrmont", erzählt Zimmermann, „unter tausend Menschen in der großen Allee unterhielt er mich zwei Stunden lang auf Einem Fleck von allen Beweisen für das Dasein Gottes, ihren Mängeln, und wie ihm dünke, daß man alle könnte übertreffen." Und Moses Mendelssohn erzählt von seiner ebenfalls in Pyrmont mit ihm gemachten Bekanntschaft: „Ich sah einen Mann von langer Gestalt, stark von Gliedmaßen, aber von innerem Harme, vielleicht auch zum Theil von zu harten Strapazen, äußerst abgezehrt. Dieses unsanfte Aeußerliche machte mit dem sehr sanften, menschenfreundlichen Wesen, von welchem es beseelt war, den auffallendsten Kontrast, der sich auch in seinem Betragen deutlich zu erkennen gab. Fremd und abschreckend, dem ersten Anblicke nach, aber ganz Sanftmuth und Theilnehmung, je näher man ihm kam; strenger Ernst von außen, und weichmüthige Menschenliebe im Herzen; die feinste griechische Seele in einem rauhen, westphälischen Körper. In seinem Aeußerlichen, in Kleidung, Gang, und Art sich zu bezeigen, nachlässig bis zum Sonderbaren, und dadurch gemeinen Augen mehrentheils lächerlich; in seinem Ausdrucke sorgsam, bis zum Gesuchten; in seinen Gesinnungen hingegen ungeschmückt und edel, bis zum Erhabenen. — Tod für Freiheit und Gerechtigkeit, zukünftiges Leben und Vorsehung, waren die

Gegenstände seiner gewöhnlichen Unterredung. Ich habe nie einen Menschen mit mehr Wärme von den Wahrheiten der natürlichen Religion reden hören; frei von allen Vorurtheilen, die zu Zwiespalt und Menschenhaß führen, war er von den ächten wohlthätigen Lehren der Religion bis zur Schwärmerei durchdrungen." In solchen Gesprächen einst mit Mendelssohn in Pyrmont auf Nebenwegen lustwandelnd, sah der Graf unvermuthet sich vor einem Graben, der mehrere Fuß breit war; mit seinen langen Beinen schritt er leicht darüber hin, und ging und sprach weiter; Mendelssohn aber konnte nicht folgen, und stand ängstlich und verlegen; als der Graf den Gefährten vermißte, kehrte er sogleich wieder zurück, faßte den kleinen Mann in seine riesigen Arme, trug ihn über den Graben, und setzte dann das Gespräch ruhig fort, als sei gar nichts vorgefallen.

Ein Freund Herder's bemerkt jedoch zu der Schilderung, die Mendelssohn von dem Grafen gemacht, der Ausdruck „rauher westphälischer Körper" verleite hier zu irriger Vorstellung, und sagt dagegen: „Eine edlere Bildung von Körper, zumal den Obertheilen nach, ist mir nicht leicht erschienen. Ein schönes Oval des Kopfs, helle, angenehm funkelnde Augen, eine feine, geistige Nase, ein männliches Kinn, eine treffliche, freie, gewölbte Brust geboten jedem, der auf Körper und nicht auf Kleid und Anzug sah, Hochachtung, so wie schwächeren Gemüthern eine Art von Staunen und Ehrfurcht. Die Arme trug er edel, und fast romantisch, so wie er etwas Romantisches in seiner ganzen Denkart und Lebensweise hatte. Setzen Sie dazu, daß er an Körper so wie an Geist der Größeste seines Landes war, und in den letzten Jahren das Größeste nur immer im Besten, im Mildesten suchte: so mußten diese Eigenschaften gewiß dazu beitragen, auch das mindeste Rauhe und Westphälische von seinem Anblick zu entfernen." Herder stimmt hierin der Meinung des Freundes bei.

Von seiner äußeren Persönlichkeit giebt auch Zimmermann, der ihn viel gekannt hat, in seinem Buche über die Einsamkeit folgende Schilderung: „Einen allgemeiner mißverstandenen und verlachten Mann habe ich in Deutschland

nie gesehen. — Er hatte etwas Auffallendes beim ersten Anblicke. Der Graf von Lacy, vormals spanischer Gesandter in St. Petersburg, hat mir in Hannover erzählet, er habe als General bei der spanischen Armee gegen die Portugiesen gestanden, die der Graf zur Lippe anführte; das Aeußerliche dieses Grafen habe alle spanischen Generale, als sie ihn beim Rekognosziren zuerst durch ihre Ferngläser entdeckten, so sehr frappirt, daß einer nach dem anderen ausrief: Sind denn die Portugiesen von Don Quixote kommandirt? Aber dieser Graf von Lacy, ein Mann von großem Verstande, sprach mir von dem ganzen Verhalten des Grafen zur Lippe in Portugal und von der Größe seines Geistes und seines Karakters mit Entzücken. — Er hatte von weitem ein romantisches Wesen, wegen der heroischen Gestalt seines Körpers, wegen seiner fliegenden Haare, wegen seiner außerordentlichen, langen, hagern Figur, und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval seines Kopfes. Aber in der Nähe sah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, tiefe Beobachtungsgabe, Güte und Ruhe sprachen aus seinem ganzen Gesichte."

Der Graf hatte den Wahlspruch droiture et probité, dann dévouement à la mort, und andere Lieblingsausdrücke dieser Art, die er auch durch sein Leben zu bewähren suchte, wie er denn die Gelegenheit einer heldenmüthigen Hingebung fast zu wünschen schien, und in diesem Sinne keine Gefahr scheute, ja zu beweisen pflegte, die größte Gefahr und keine seien ganz einerlei. Er liebte einsam nachzudenken und zu arbeiten. Um Rath fragte er nicht leicht, überdachte alles selbst, und führte das Erwogene mit schneller Kraft und Sicherheit aus. Wenn er nicht sprach, hatte er etwas Abschreckendes; sein Auge drang scharf in das Innerste; man ließ ihm gerne freien Raum, und wich ihm aus; doch war sein Betragen menschenfreundlich und liebevoll, niemals beleidigend; seine Höflichkeit konnte sich in manchen Fällen bis zu der zartesten Aufmerksamkeit steigern. Mit seinen Dienern wurde er nicht vertraut, aber ungeachtet seiner kriegerischen Gewöhnung an strenges Gebieten und augenblicklichen Gehorsam behandelte er sie bei ihren Fehlern mit Leutseligkeit

und Milde. Den niederen Leidenschaften des Eigennutzes, des Neides, blieb seine hohe Seele stets verschlossen; sein Stolz war auf das Bewußtsein inneren Werthes gegründet, sein Ehrgeiz auf ächte Ruhmliebe; er sprach über sich selbst mit unbefangener Offenheit, ohne eitle Prahlerei, wie ohne heuchlerische Bescheidenheit; willig gewährte er seine Anerkennung, eifrig sprach er seine Achtung aus, wo nur immer ein Verdienst ihm begegnete, vom bloßen Glück aber dachte er gering, obwohl ihn Unglück tief rührte; zurückhaltender war er mit dem Ausdruck seiner Zuneigung, selbst da, wo sie längst entschieden, und seinem Herzen kein Zweifel übrig war. Er lebte äußerst mäßig und enthaltsam, seine Tafel und sein ganzes Hofwesen waren sehr einfach, nur die Festtage der Könige von England und Portugal pflegte er mit einigem Aufwande zu feiern. Krank war er selten, und heilte sich dann meist ohne Hülfe der Aerzte, deren Kunst er wenig vertraute; sein Gemüth war empfindlicher als sein Körper, und durch jenes wurde auch dieser leicht verletzbar, obwohl sonst durch Kriegsmühen und rauhe Lebensweise genugsam abgehärtet; doch fror ihn leicht, und er bekleidete sich deßhalb etwas wärmer, als sich nach seiner sonstigen Strenge gegen sich selbst erwarten ließ.

Mit reichen und edlen Gaben hatte das Leben dem Grafen zur Lippe ein zwar nicht ungetrübtes, doch würdiges und schönes Loos ausgestattet. Durch die Natur begünstigt, von der Welt emporgetragen, voll höherer Glücksfähigkeit in Gemüth und Geist, war er von früher Zeit in einer Bahn vorgeschritten, die nur wenigen Menschen auf solche Weise gegeben ist. Was ihm als härtere Schickung begegnen mochte, traf ihn in Fülle der Kraft und des Muthes, weniger als Hemmung, denn als Anreiz zu höherem Erfolge. Seine Lebensaufgabe war groß und schön seinem richtigen Streben dargelegt, er löste sie wohlgerathen, ohne Verwirrung, ohne Schrecknis und Noth. Den Heldenruhm eines Feldherrn hatte er erworben, und sah seinen Lorbeer unverkümmert grünen. Freie Thätigkeit, durch Mittel erhöht und Macht, ein liebebeglücktes Herz, geistreicher Umgang, alles schien seinen glücklichen Tagen gewährt. Erst an der Schwelle

des Ausganges sollte dieses Leben die volle Schwere seines Geschickes in finsterer Umwölkung dahinnehmen!

Das herannahende Alter, mehr dem Inhalt als der Zahl der Jahre erfolgend, brachte dem Grafen frühzeitige Krankheitsleiden. Seine Gesundheit zeigte sich zerstört, sein Körper, ehemals so stark und abgehärtet, erlag endlich dem langverhehlten Folgewirken so großer Anstrengungen. Inmitten dieser herabstimmenden und an die allgemeine Hinfälligkeit erinnernden Mahnung traf ihn sodann unvermuthet der härteste Schlag, den seine Seele zu empfinden vermochte. Seine geliebte Gattin, die Freundin seines Herzens und der Trost seiner Gedanken, das ganze Glück seiner Lebenstage, sie die Jüngere, die ihn weit überleben sollte, starb am 16. Juni des Jahres 1776 zwei und dreißig Jahr alt, auf dem Landhause zum Baum, an ihrem Geburtstage selbst. Hier zerbrach die Stärke seines Muthes, ihn verließ der Stolz seiner Seele; tiefgebeugt stand er an dem Sterbebette, ohne Klage, ohne Thränen, und überschaute gramvoll seinen unnennbaren Verlust. In tiefer Einsamkeit suchte er seinem Schmerze nachzuhängen; abgesondert von allen Menschen, unthätig, fast ohne Nahrung, nur von seinem Freunde Riepen gesehen, verbrachte er die erste Zeit in trostloser Trauer. Rings um ihn her war alles verödet, sein Gefühl und selbst sein Wunsch ohne möglichen Gegenstand. Wie reich immer an That und Bewegung sein Leben gewesen, abgeschlossen lag es jetzo vor ihm, kein Ertrag desselben fand sich gerettet als Trost des Alters. Ohne Nachkommenschaft, ohne Geschwister, ohne Genossen der Jugend, stand er ganz allein, Fremden sein Land hinterlassend und seine Anstalten, deren Verfall und Zerstörung er mit Bekümmerniß voraussah. Das Andenken der abgeschiedenen Gattin wurde seine einzige Beschäftigung; seine liebste Sorge war die Fortsetzung und künftige Sicherung ihrer ausgebreiteten Wohlthätigkeit. In einem stillen Gehölz erbaute er für die Geliebte ein Grabdenkmal, welches auch ihn mit jener vereinigt umfassen sollte; von ihm selbst war, Zeugin seiner Stimmung, folgende Inschrift: „Heilige Hoffnung, Ausfluß göttlicher Kraft! Quelle des beglückenden Gedanken, daß Verbindungen, welche den er-

kenntnißfähigen Theil unseres Wesens vereinigen, allen Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet, unzerstörbar bestehen." An dem Eingange des Gehölzes waren von ihm die Worte: „Ewig ist das Fortschreiten zur Vollkommenheit, wenngleich am Grabe die Spur der Bahn unserem Auge verschwindet." An dieser Stätte, bei jenem Denkmale, weilte er oft stundenlang in stiller Einsamkeit, in schmerzvoller Betrachtung, erfüllt von den Bildern schöner Vergangenheit, von den Gedanken einer nicht mehr irdischen Zukunft. Ein neuer Ruf nach Portugal, wo man seiner dringend bedurfte, weckte ihn für einen Augenblick aus seiner Schwermuth zu neuen Aussichten und Entwürfen; schon war er entschlossen, die Reise anzutreten. Allein auch dieser neue Lebensblick sollte bald wieder erlöschen, seinem trauervollen Dasein war eine andere Wendung verhängt; seine Kraft war gebrochen, er fiel in auszehrende Krankheit. Den Aufenthalt am Grabe seiner Gattin wollte er kaum wieder verlassen. So starb er in tiefem Leide, doch gefaßt und hoffnungsvoll, den 16. September im Jahre 1777.

Er hinterließ eine natürliche Tochter, die Frucht eines Liebesabentheuers in einem portugiesischen Kloster mit einer Nonne, welche dem fremden Kriegsgaste willfährig entgegenkam, hierin nicht sehr zu sündigen glaubend, in einer Zeit, wo ganze Nonnenklöster gleichsam nur Buhlhäuser der Vornehmen waren. Die Tochter wurde in demselben Kloster, in welchem die Mutter lebte, mit Sorgfalt erzogen und sehr in Ehren gehalten; sie aus ihrem Lande und ihren Gewohnheiten nach Deutschland herüberzunehmen, dünkte ihm nicht angemessen, er stiftete ihr eine Versorgung in Lissabon, wo sie noch lange nach ihm lebte, und sich bei Deutschen ihrer hohen Abkunft zu rühmen pflegte.

Der Schmerz der Freunde des Grafen, die Trauer seiner Unterthanen, erhielt lange sein Andenken mit leidenschaftlicher Verehrung. Friedrich der Große, der ihn im Jahre 1768 zu Hagenburg persönlich besucht hatte, sagte von ihm, er sei ein großer Feldherr seiner Zeit gewesen. Die Dichter Gleim und Jacobi ehrten preisend seinen Namen, der auch in Portugal ruhmvoll gefeiert blieb. Die Bildnisse des

Grafen und der Gräfin, beide von Strack gemahlt, besaß Gleim in seiner reichen Sammlung, die noch jetzt in Halberstadt durch Dr. Körte glücklich bewahrt wird. Auch ein paar Denkmünzen sind hier zu erwähnen. Das nachfolgende Gedicht, vom Freiherrn de la Motte Fouqué nach einer mündlichen Sage verfaßt, fügen wir mit freundlicher Bewilligung des Dichters hier an. Demselben danken wir auch die Uebersetzung einer pindarischen Canzone von Antonio Diniz da Cruz e Silva, welche als Gedicht und als vaterländische Merkwürdigkeit gleicherweise hier eine Stelle verdient.

Graf Wilhelm von der Lippe.

Volkssage.

Im Norden unsres Land's, des lieben, alten,
Das sie vor langer Zeit Germania hießen,
Weil's brüderlich zusammen hat gehalten,

Dem Ort nicht allzufern, wo sich ergießen
Der Weser Fluthen durch's westphäl'sche Thor,
Um friedlich durch ein blühend Land zu fließen,

Steigt ehrenwerth ein alter Wald empor,
Groß, schattig, frisch, an Büschen reich und Bäumen,
Sie allesammt ein feierliches Chor,

Und mitten drin auf kaum behau'nen Räumen
Ein schönes Haus, doch nun beinah verfallen,
Bewohnt nur von vergang'ner Tage Träumen.

Weit durch hört man die Tritte wiederhallen,
Die Thüren auf, am Boden Gräser schwankend,
Und oben Einsturz drohend schon die Hallen,

Epheu sich kühn empor die Mauern rankend,
Des Garten Pflanzen all' ein wild Gestrüppe,
Nicht mehr der einst genoss'nen Pflege dankend.

Graf Wilhelm wohnte hier, der von der Lippe,
Nachdem er, Lenker kriegge übter Schaaren,
Vorbeigeschifft im Leben mancher Klippe.

Nicht konnt' ihn Einsamkeit vor Leid bewahren,
(Wer scheitern soll, der scheitert noch im Hafen!)
Der süßen Gattin Tod mußt' er erfahren.

Drauf, nur bedacht, geruhig einst zu schlafen
Als Leiche bei dem heißgeliebten Leib,
Sah man verwelken still den edlen Grafen.

Ein Grab zu bauen war sein Zeitvertreib,
Dort brannt' unausgelöschter Lampenschimmer,
Dort blühten Blumen für sein holdes Weib.

Und bei der Sterne trüblichem Geflimmer,
Wo alle Welt des Schlafes Düft' umwehn,
Fand ihn die Mitternacht ein Denkmal immer.

Was dort ihm einst in Einsamkeit geschehn,
Erzählen Jäger, und wie ich's vernommen,
Laß ich vor euch auch das Gebild' erstehn.

In tiefem Dunkel fast dahin gekommen,
Wo all sein Lieben lag, auf ödem Wege,
War's ihm, als sei'n zwei Lichter dort entglommen.

Ein's still herstrahlend aus dem Buschgehege,
Das in der Gruft schon lang' ihm wohlbekannte,
Das andr' im weiten Kreis beständig rege.

Wie ward dir, tapfre Brust? Ob Schauer sandte
Dir wohl der Geisterwelt geheimer Kund,
Der ewig fremd' und ewig wohlbekannte?

Ob Schau'r, ob nicht. Mit eigner Kraft im Bund,
Gewiß, daß eigner Klarheit sie entstamme,
Tratst du heran zu ungewissem Fund.

Und plötzlich war dir nah die Wandelflamme,
Nicht Flamme mehr; in menschlicher Erscheinung
Stand's trüb gelehnt am alten Buchenstamme.

Laut rief der Graf: „Wer du? Was deine Meinung?
Mensch oder Geist, wer kömmt zu meinen Klagen?
Wer sucht mit mir im tiefen Schmerz Vereinung?“

Wie aus entfernter Waldkluft hergetragen
 Auf Windesflügeln, klang's in leisem Laute:
 „Dir soll dein eignes Aug' die Antwort sagen."

Und langsam, fast als ob sie niederthaute,
 Sank ab des Hauptes feuchte Nebelhülle,
 Daß frei der Graf in's bleiche Antlitz schaute.

„Wie nun? Wie faßt dich nun des Grausens Fülle?"
 Sprach ihn der Todte an: „Du, froh im Krieg,
 Achtlos, ob rings Kanonendonner brülle!

Sonst labte dich mein Blick. O, wie der Sieg
 Nach manches Tages wetterschwangerm Dräuen
 Begeisternd uns am Abend niederstieg!

Du Fürst, ich dein Gefährt'. Es mußt' uns scheuen
 Der Frank, auf den westphälischen Gefilden,
 Sich deutscher Muth an unserm Muth erneuen.

Wie dann wir südlich zogen, nach den milden
 Provinzen Portugals, und seiner wahrten,
 Bemüht, sein Volk zu wackrer That zu bilden, —

Weh mir, daß wir zum Rückweg je uns schaarten!
 Die Fahrt, den andern Brüdern all' erfreulich,
 War die unsel'ge mir von allen Fahrten.

Sei Tod im Kriege schwer, im Meer abscheulich,
 Doch gleicht er seinem Bruder nicht, dem grassen,
 Den uns die eigne Brust gebiert untreulich.

Es kam dein süßes Weib, dich zu umfassen, —
 Da klang's im glüh'nden Herzen mir: Entbehrung!
 Und nimmer konnt' ich nun vom Grame lassen.

Verderben ward mir deines Glücks Gewährung,
 Doch schwieg ich, wie's der Gott in mir gebot,
 Nur froh in eigner nahender Verzehrung.

Es schwand der Augen Gluth, der Wangen Roth,
 Die süße Mörd'rin nah, mitleidig immer,
 Und sein gejagtes Wild ergriff der Tod.

Wenn andre Geister nun mit Klaggewimmer
 Des eignen Lebens Ruhestell' umwanken,
 Lockt hieher mich der Lampe bleicher Schimmer.

Selbst abgezehrt zum trauernden Gedanken,
Wo sollt' ich lieber seufzen, lieber flüstern,
Als wo hinab auch deine Freuden sanken!"

Da rauschten windbewegt die Buchen, Rüstern,
Der Luftgestalt zerfloß ihr bleiches Scheinen,
Einsam, verlassen blieb der Graf im Düstern.

„So muß fortan ich — rief er — zwei beweinen;
Mehr hat des Gram's mir ihre Gruft erworben,
Mehr Sehnsucht nach unendlichem Vereinen!"

Bald drauf ist fromm und selig er gestorben.

Ao Conde Reinante de Schauenbourg Lippe

Marechal General dos exercitos Portuguezes.

Estrophe 1.

Eu não sei, temperando as varias cores,
Dar vida c'o pincel a heroe famoso,
Ou com subtis lavores
Em bronze erguer-lhe o vulto magestoso;
Fragil escudo contra o braço irado
Do ferreo Velho alado:
Mas no sagrado Pindo
Com destro mão, de eterna fama abrindo
Ao vulgo rude incognitos, thesouros,
Levo seu nome aos seculos vindouros.

Epodo 1.

Soberbo Tejo, se brilhante croa
De Dirceos hymnos teço,
A' tua invicta prole os não offreço,
Que não he do valor só mãi Lisboa.
Gradivo em toda a parte ama a virtude:
E entre as guerreiras lides,
Oh quantos tem mandado a Scythia rude
A Aurora a fulminar bravos Alcides!

Antistrophe 1.

Tu a meta serás, Lippe famoso,
A que do Argivo carro a ardente roda
Guiarei glorioso,
E destro auriga cercarei em roda.
Já entrão na carreira impacientes
Meus Pegasos ardentes;
E d'escuma banhando
Os fumantes pescoços vão voando,
Levando- me a tecer em tua areia
Ao grande Buckebourg a palma Eleia.

Estrophe 2.

Entre as lisonjas d'inconstante Marte,
França guerreira os campos teus talava,
E irada em toda a parte
Un diluvio de estragoa derramava.
Solta corria a indomita licença,
Sem que achasse defensa
Na tenra flor do idade,
Ou no pranto a formosa honestidade;
E fumando na mão da Tyrania
Vermelha a espada com horror luzia.

Epodo 2.

E tu, de duros ferros carregado,
Aos filhos teus bradavas:
Ora o jugo pesado lhes mostravas,
Ora o campo em ruinas inundado.
E que vezes, olhando a fera gente,
Temeste em tantas magoas
Dos densos batalhães á sede ardente
Estancadas ver na urna as tuas aguas?

Antistrophe 2.

Mas qual raio veloz, Guilherme vòa
Em teu socorro: e quanta o genio augusto
Te traz brilhante cròa!
Quanta aos contrarios teus affronta e susto!
Já os raios marciaes, rasgando o vento
De membros cento e cento
Juncão a roxa terra:
Entre nuvens de fumo brama a Guerra;

E de sangue infeliz n'um triste lago
Ufano se revolve o bruto Estrago.

Estrophe 3.

Tu, o Minden feliz, cheia de gloria,
Em torno viste de seu braço invicto,
A prospera Victoria
Voar serena no fatal conflicto.
Ao rijo som do golpe penetrante,
Descorado o semblante,
Tremeo Pariz soberba:

E tu, Senna infeliz, magoa acerba,
Trocado o louro em funebre cipreste,
A' fria gruta pavido correste.

Epodo 3.

Mas já a altiva Iberia no seu seio
Nova de louros messe
De Lippe ao campião ousado offrece,
Que de gloria a segalla parte cheio.
Já a soberba, já se despovòa:
Já sobre a Lusa terra
Feroz se lança, e insana lhe apregòa
Primeiro o cativeiro do que a guerra.

Antistrophe 3.

Elysia, diz: Elysia combatida
De sulfureo vapor, que alçando a fronte,
Quasi a tem sumergida
De frias cinzas n'um confuso monte:
Elysia, que da paz no almo regaço
Inerme tem o braço;
A' vista inopinada
De minha hoste infinita, onde assustada
Os Manoeis achará, onde os Manezes,
Que seu escudo foãro tantas vezes?

Estrophe 4.

Esperará talvez que fausta estrella
Do Reino triste da implacavel Morte
Conduza a defendella
Albuquerque terzivel, Castro forte?
Que do Tejo entre as ondas cristalinas

Volva a vibrar ruinas
Do grão Pacheco a sombra?
Que o Conde sem igual, que o mundo assombra,
Da paz nas bellas artes empregado,
A socorella saia em campo armado?

Epodo 4.

Assim triumfante Iberia se acclamava:
E em tanto o heróe sobrano,
De troféos redeado, do Oceano
A immensa espalda intrepido pisava,
E Lysia, que fiel na alta mente
Revolve a avíta gloria,
A arrostalla já parte; e frente a frente,
Das mãos lhe arranca a croa da victoria.

Antistrophe 4.

Tu, penqueno Mação, foste a barreira,
Onde confuso, com eterna injuria,
Da arrogante carreira
O Hispanico Leão susqende a furia.
Irado ruja em vão, que em toda a parte
Lippe, emulo de Marte,
Lhe doma a feroz ira:
Já do terror nas azas se retira;
E na fronte levando impresso o pejo,
Lhe pinta o susto a cado passo o Tejo.

Estrophe 5.

Entre os receios, que o temor revolve
Do astuto antigo Chim na cauta mente,
A lavrar se resolve
O grande dique á Tartara corrente.
Já o valle á insultar o erguido monte
Vaidoso eleva a fronte:
Jnundão a campanha
Soberbas torres de estatura estranha;
E á vasta sombra, que a muralha lança,
Sem susto a Dhina, mas em vão, descança.

Epodo 5.

Se, populoso Imperio, aureo destino
Aos campos teus descera,

E a teu immenso septro concedera
Um varão, qual a Elysia deo benino
A' fabrica arrogante de alto muro
O teu suor negaras,
E á sombra de seu braço, mais seguro
De Astréa no regaço repousaras.

Antistrophe 5.

Mas de enrolar he tempo as prenhes vélas
Ao pinho voador: que o golfo ufano
Arar das acções bellas,
He contar as areias do Oceano.
Vós Dimel, Fulda, e Embs, que victorioso
Vistes o heróe famoso
Correr vossas campanhas,
Vós direis de seu braço as mais façanhas:
E tu, Münster, que os altos baluartes
Humilhaste de Lippe aos estandartes.

An den regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe.

General-Feldmarschall der Portugiesischen Heere.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von Fouqué.

Strophe 1.

Nicht ward die Farbenmischung mir zu Theile,
Die auf der Tafel Helden kann beleben;
Nicht auch mit zarter Feile
Weiß ich in Erz dem Antlitz Form zu geben, —
Ein schwaches Schild nur vor den Sichelkreisen
Des zornbeschwingten Greisen! —
Doch Pindus Heiligthume
Entring' mit kräft'ger Hand zu ew'gem Ruhme
Ich Schätze, fremd dem rohen Pöbelstreiten,
Und bring' des Helden Namen künft'gen Zeiten.

Epode 1.

Du stolzer Tejo, wenn an deinem Gleise
Ich grüße prächt'ge Helden,
Hab' ich von deinen Kindern nichts zu melden.
Fort schickt sie Lissabon nach kühner Weise.

Um Ehre streben sie auf fernen Küsten,
Wo Kampf entbrennt hienieden.
Wie viele sandtest du nach Scythiens Wüsten!
Gen Osten flammend kühn, wie viel Alciden!

Antistrophe 1.

Mein Ziel sei, Lippe, deines Ruhmes Kunde,
Das ich, die griechisch glüh'nden Räder wendend,
Umfahr' in dreister Runde,
Als kräft'ger Lenker meine Bahn vollendend.
Schon stampfen ungestüm die Rennbahn-Erde
Pegasisch meine Pferde,
Mit Schaum sich kühn bebrausend
Die heiße Brust, entfliehn sie schon, hinsausend,
Fortreißend mich, um dir, nach Elis Rechten,
O großer Bückeburg, den Kranz zu flechten.

Strophe 2.

Vom unbeständ'gen Mars geliebkost, plagte
Die kriegerische Gallia dein Gefilde.
Weitfluthend Elend nagte
Ringsum und Zorn durch tausend Gräu'lgebilde;
Man sah Raubhorden zügellos sich rotten,
Frech das Verbot verspotten,
Nicht schonend Kindheitsblüthen,
Vor edler Schönheit hemmend nicht ihr Wüthen!
Und rauchend in Tyrannenhänden blitzte
Die Klinge, die blutrother Graus bespritzte.

Epode 2.

O Land, in herber Fesseln Schmachbekümmern,
Du riefst nach deinen Söhnen!
Bald zeigtest du auf's Joch mit schwerem Stöhnen,
Bald auf die Flur, ganz übersä't von Trümmern.
Wie oftmal, wenn du sahst im Graungedränge
Dir nahn die wilden Heere,
Erbangtest du: „Ach, daß nicht ihre Menge
Mir, dürstend, noch die Stromesbetten leere!"

Antistrophe 2.

Doch Wilhelm siegt — ein Blitz, der trifft und blendet —
Zu deinem Schutz. Wie hat so freud'gen Sieger
Der Himmel dir gesendet,
Und Schmach und Schreck für all' die Feindeskrieger!

Kampfstrahlen, drob die Luft, zertheilt, sich wundert,
Streu'n auf das Blutfeld hundert
Und nochmal hundert Glieder.
Durch Rauchgewölke rauscht des Kriegs Gefieder.
Als traur'ger See von Blut und Todesplage,
Schwillt üppig weit die grause Niederlage.

Strophe 3.

Beglücktes Minden, überreich an Glorie,
Du schautest rings vor seinem Siegerarme
Befreundete Victorie
Einschweben heiter zu dem Kämpferschwarme! —
Es bebt dem Wiederhall vom Zorngerichte,
Entstellt im Angesichte,
Paris, so reich sonst prangend.
Und, Nymphe Seine, du, in Schreck erbangend,
Verkehrst den Lorbeerschmuck schnell in Cypressen,
Und eilst, die tiefsten Grotten zu durchmessen.

Epode 3.

Da läßt Iberien neue Lorbeern sprießen,
Die stolze, weitentfernte,
Dem kühnen Ritter Lippe. Hin zur Aernte
Winkt ihn der Ruhm, sein Theil mitzugenießen
Schon läßt die Stolze all ihr Volk entbieten;
Auf Lusitaniens Erde
Schon dringt sie vor, ihr thöricht anzubieten,
Noch ehr als Krieg, Knechtschaft am eignen Herde.

Antistrophe 3.

„Elysisch Land", — so spricht sie — „doch bestritten
Vom Sulphurausshauch, dem verderblichraschen,
Du, fast schon hingeglitten
In einem wirren Berg von öden Aschen, —
Elysia, dem nur Frieden Heil kann schaffen,
Leg' ab vom Arm die Waffen!
Du siehst mein Heer erscheinen,
Schnell, zahllos! Und der Helden sieht es keinen,
Menezes, Manuel nicht, die siegentbrannten,
Die sonst wohl oftmal ihm den Schild durchrannten.

Strophe 4.

Hoffst du noch, banges Reich, daß günst'ge Sterne
Aufrufen dir zu deinem Rettungswerke

Aus strengen Todes Ferne
Des Albuquerque Macht, des Castro Stärke?
Daß zwischen Tejo's silberklarer Bläue
Mit Trümmern um sich dräue
Pacheco's edler Schatten?
Daß der erhabne Graf*), zu dem sich gatten
Die schönen Künste, die den Frieden schmücken,
Zu ihrem Schutz bewehrt in's Feld soll rücken?" —

Epode 4.

So rühmte sich Iberien triumphirend,
Indeß der Held der Ehren
Bereits einherschwamm auf mastlosen Meeren,
Rings mit Trophäenglanz sein Fahrzeug zierend.
Und Lysia stark in treuen Muthes Segen,
Gedenkt der Ahnenglorie,
Zieht, eine Heldin, kühn dem Feind' entgegen,
Und ringt ihm aus den Händen die Victorie.

Antistrophe 4.

Du, kleines Maçâo, du bist die Verwallung,
Davor verstört, und endlos hohnbelastet,
Nach stolzen Laufes Wallung
Hispaniens Löw' in seiner Furie rastet.
Umsonst brüllt grimmig er, da allerwegen
Lippe, der Mavors-Degen,
Ihn zähmt mit herben Zügeln.
Schon weicht zurück er auf des Schreckens Flügeln,
Und, heiß die Stirn ihm von Beschämungsgluthen,
Malt Furcht auf jedem Schritt ihm Tejo's Fluthen.

Strophe 5.

In stets lebend'ger Aengste bangem Grauen
Gedacht' einst China mit uralten Listen
Ein Bollwerk zu erbauen,
Um vor dem Strom Tartaria's sich zu fristen.
Schon hebt, zum Trotz des Thals, durch Menschenhände
Ein Berg die schroffen Wände!
Weithin schaut durch's Gefilde
Manch stolzen Thurmes seltsamlich Gebilde!
Im weiten Schatten seiner Mauerrunden,
Wähnt China trüglich, hab' es Schutz gefunden.

---

*) Pombal.

Epode 5.

Wenn, volkreich Land, an goldner Himmelskette
  Die Macht, die alles lenket,
  Dir — wie sie's huldreich Lusitanien schenket —
  Zum Thronschutz einen Held gesendet hätte, —
  Du hätt'st erspart mit sauern Schweißes Träufeln
  Die Mauer zu bereiten.
  Im Schatten seines Arms, von bangen Zweifeln
  Befreit, genössest du Asträa's Zeiten.

Antistrophe 5.

Doch scheint es nun mir Schiffersmann gerathen,
  Die Segel einzureffen. Denn durchschwimmen
  Solch Heer von schönen Thaten,
  Hieß, ocean'schen Sandes Zahl bestimmen.
  Ihr, Dimel, Fulda, Ems, die ihr den Krieger
  Saht als ruhmvollen Sieger
  Durch eure Felder dringen,
  Ihr könnt mehr Thaten seines Arms besingen,
  Und, Münster, du, deß stolze Zinnenscharten
  Tief beugten sich vor Lippe's Kriegsstandarten!

Graf Matthias von der Schulenburg.

Neben dem Grafen zur Lippe, der als Oberfeldherr in Portugal Retter dieses Königreichs wurde, steht schicklich ein anderer Deutscher, der ruhmvoll in gleicher Würde als Feldherr Venedigs durch seinen Heldenmuth diese Republik, ja ganz Italien, gegen die Macht der Osmanen vertheidigt und bewahrt hat. An Kriegskunst und Tapferkeit jenem nicht nachstehend, ist er demselben auch vergleichbar in dem vielfachen Ringen gegen hemmende Widerwärtigkeiten, die ihn fast in allen Lagen, ohne Beihülfe günstiger Umstände, nur auf sein persönliches Verdienst und entschiedenes Talent zurückwiesen, welches ihm allerdings in den verschiedenen Thätigkeiten des Kriegs- und Weltlebens überschwänglich verliehen war. Seinen Ruhm erwarb er in den mißlichsten Verhältnissen, mit den untauglichsten Werkzeugen, und nicht minder in den Unfällen, die er dadurch erfuhr, als in den Erfolgen, die er deß ungeachtet errang. Seine Begegnisse, Thaten und Lebensberührungen vereinen sich zum anziehenden Gegenstande vaterländisch denkwürdiger Betrachtung.

Matthias Johann von der Schulenburg, eines altadeligen Geschlechtes, das, aus Geldern stammend, unter dem Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht dem Bären, durch Kriegsdienste gegen die Wenden großes Ansehen und bedeutende Niederlassung in den Ländern der Mittelelbe gewonnen hatte, wurde geboren am 8. August des Jahres 1661 zu Emden

bei Magdeburg. Sein Vater Gustav Adolf war Kurfürstlich brandenburgischer Geheimrath, Kammerpräsident im Herzogthum Magdeburg, Hauptmann zum Giebichenstein und zu Moritzburg bei Halle; seine Mutter hieß Petronella Ottilie geborne von Schwenken von Frieselburg, eines alten westphälischen, jetzt erloschenen Geschlechts. Nach den Amtsverhältnissen des Vaters, welche Bildung und Kenntnisse erforderten, darf man annehmen, daß er der Erziehung seiner Kinder, unter welchen Matthias das zweite war, frühzeitige Sorgfalt gewidmet habe, die überhaupt damals mehr, als in den nachfolgenden Zeiten, der vornehmen protestantischen Jugend zu Theil wurde. Den ersten Unterricht empfing Matthias gemeinschaftlich mit seinem jüngern Bruder Daniel Bodo durch Hauslehrer. Da jedoch die Mutter im Jahre 1674 gestorben war, und der Vater zwei Jahre darauf wieder heirathete, so schien es um so angemessener die schon heranwachsenden beiden Söhne auf die gelehrte Schule nach Magdeburg zu senden, wo sie eine Zeitlang bei dem Rektor in Pension waren, und darauf wahrscheinlich in Helmstädt ihre Studien fortsetzten. Im Frühjahr 1680 aber reisten beide Brüder in Begleitung eines Hofmeisters, nach Saumur in der Bretagne, einer berühmten Lehranstalt der Protestanten in Frankreich, woselbst glaubensverwandte Ausländer neben anderen Kenntnissen auch die lebendige Uebung der französischen Sprache zu erlangen suchten, welche schon damals in allem höheren Weltverkehr unentbehrlich schien. Die Grundsätze der protestantischen Lehre, von geistreichen Männern in allen Gestalten der Bildung eifrig mitgetheilt, prägten sich tief in das Gemüth des Jünglings ein, der in der Folge stets der hier empfangenen Richtung treu blieb, und keine Gelegenheit versäumte, seine Meinungen und Neigungen in dieser Hinsicht darzulegen. Die Einwirkung dieser Grundsätze mußte um so größer sein, als gerade in jener Zeit der protestantische Geist durch die Verfolgungen, welche neuerdings in Frankreich gegen ihn so bedenklich anhoben, zu frischer Kraft und Ehre erweckt hervortrat. Beide Brüder brachten zuletzt einen Winter in Paris zu, und kamen im Sommer 1684 nach Emden zurück, Matthias etwas später

als Bodo, weil er das Eintreffen der nöthigen Gelder abwarten mußte, und dann unterwegs den Kriegsunternehmungen der Franzosen gegen Luxenburg eine Zeitlang beiwohnte. Nach seiner Rückkehr in die Heimath sollte er im Staatsdienste sein Glück versuchen. Die vornehmen Geschlechter der Deutschen, über weite Länderstrecken ausgedehnt, gehörten mehreren Staaten zugleich an, und suchten Aemter, Ehren und Niederlassungen überall, wo sich dergleichen Vortheil am günstigsten darbot, oft genug im fernen Auslande, wenn das Inland in seinen engeren Abtheilungen nicht befriedigende Aussicht gab. So sehen wir Schulenburg den zunächstliegenden brandenburgischen Verhältnissen frühzeitig entgehen, und günstigen Anerbietungen folgend zuerst in braunschweig-wolfenbüttel'sche Dienste treten, welche alsbald wieder gegen andere vertauscht und nochmals gewechselt, insgesammt nur eine Stufenfolge persönlichen Emporsteigens bilden, dessen Gipfel zuletzt außerhalb des Vaterlandes, doch in Eintracht mit dessen Ruhm und Ehre, glänzend erreicht wurde. Eine solche Laufbahn war in Zeit und Umständen gegründet, und niemand sah darin etwas Tadelnswerthes, da ein gerades und sicheres Verhältniß zu einem großen Ganzen in Gesinnung und Thätigkeit, wie sich bei anderen Völkern so leicht ergab, unter den Deutschen dem Einzelnen in dem entsprechenden Maße nicht immer offen stand.

Am Hofe der Herzoge Rudolf August und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, in deren Dienste er als Kammerjunker und dann als Hauptmann getreten war, konnte Schulenburg wenig Befriedigung finden; die Ruhe des dortigen Lebens, kaum unterbrochen durch eine Sendung nach Halle, wo er den brandenburgischen Kurprinzen Friedrich und dessen Gemahlin Sophie Charlotte begrüßte, wurde ihm bald verhaßt, und sein muthiger Sinn verlangte heftig nach kriegerischer Thätigkeit. Endlich wurde ihm und seinem Bruder gewährt, den erfolgreichen Feldzug gegen die Türken im Jahre 1687 in Ungarn unter dem Herzoge Karl von Lothringen und dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern als Freiwillige mitzumachen. Er fand hier einen Waffengefährten und Freund in dem nachherigen General Allart,

einem Deutschen von der gründlichsten Kenntniß und größten Erfahrung im Kriegsfache, der in der Folge dem Zar Peter von Rußland ausgezeichnete Dienste leistete, und für Schulenburg stets ein Vorbild kriegsmännischer Tüchtigkeit blieb. Nach diesem Feldzuge und dem des folgenden Jahres kehrte er auf kurze Zeit nach Wolfenbüttel zurück, um sogleich wieder mit den braunschweigischen Truppen, welche das Heer Kaiser Leopolds in dem pfälzischen Erbschaftskriege gegen Ludwig den Vierzehnten zu verstärken eilten, nach dem Rhein und den Niederlanden aufzubrechen, wo er während neun Jahren, unter abwechselnden Ereignissen, alle Feldzüge dieses hartnäckigen Krieges mitmachte. Sein gutes Glück führte ihn im Jahre 1690 unter den Befehl des lüneburgischen Generals von Chauvete, eines Lothringers, der als Sohn eines Hufschmidts durch Verdienst und Tapferkeit sich vom Gemeinen zum Befehlshaber aufgeschwungen hatte. Schulenburg machte unter Anführung dieses vollendeten Kriegsmannes, der sich seiner fürsorgend annahm, einen Kriegszug in die Eiffel und in das Luxenburgische, und sah sich in Kenntniß und Ausübung alles desjenigen, was seiner Laufbahn angehörte, mächtig gefördert; noch spät rühmte er sich desselben als seines ersten Lehrmeisters im Kriegshandwerke. Inmitten dieser Feldzüge verlor er seinen Vater, der im Oktober 1691 zu Halle starb. Nachdem er im Fußvolke dienend mancher Auszeichnung theilhaftig geworden, und schon bis zum Oberstlieutenant aufgestiegen war, gab ihm der General von Chauvete den Rath, sich um ein Dragonerregiment zu bewerben, auf daß er die verschiedenen Waffengattungen prüfen und nach ihrem Werthe schätzen lernte; diesem Rathe folgend erlangte er alsbald die Frucht seines Bemühens, und wurde im Jahre 1693 Oberst eines Dragonerregiments, in dessen Führung er sich nicht minder auszeichnete, obwohl die Vorliebe, welche er für das Fußvolk gefaßt hatte, ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr verließ.

Nachdem er in den folgenden Feldzügen an mancherlei Kriegsereignissen und auch an diplomatischen Geschäften Theil genommen, wurde er im Jahre 1695 von seinen Herzögen

6*

an den König Wilhelm den Dritten nach England gesandt, darauf Anfangs 1696 nach Brüssel an den Kurfürsten von Baiern, und ging sodann im Sommer nach Ryswyck, um die dortigen Friedensverhandlungen zu beobachten. Von hier sandten ihn die Herzöge nach Paris, dem Könige Ludwig dem Vierzehnten zur Vermählung des Herzogs von Burgund Glück zu wünschen, zugleich aber mit der geheimen Absicht, gegen das Haus Hannover und dessen Gelangung zur Kurwürde zu arbeiten. Er entledigte sich dieser Sendung zur Zufriedenheit. Allein der braunschweigische Dienst war ihm schon längere Zeit verleidet, und die Herzöge selbst erkannten, daß ihm vortheilhaftere Aussichten offen ständen. Er hatte eigentlich schon vor der Sendung nach Paris seine Entlassung genommen und auf Rath und Empfehlung des Königs von England und des Kurfürsten von Baiern die Kriegsdienste des Herzogs von Savoyen angesprochen, jedoch jenen Auftrag vorher noch erfüllen wollen.

Jetzt eilte er von Paris nach Turin, wo der Herzog Victor Amadeus ihn mit Auszeichnung empfing, und ihn zum Generalmajor ernannte; als solcher und als Inhaber seines selbstgeworbenen deutschen Regiments zu Fuß, empfing er eine Besoldung von 40,000 Livres. Seine erste Dienstleistung war gegen die Aufrührer in den Waldenserthälern, wobei doch sein protestantischer Sinn einige Widrigkeit empfinden mußte. Ebenso beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges, in welchem der Herzog von Savoyen mit Ludwig dem Vierzehnten verbündet war, sah Schulenburg sich gegen seine Neigung dem österreichischen Feldherrn, Prinzen Eugen von Savoyen, gegenübergestellt, unter dessen Befehlen er künftig selbst so ruhmvoll dienen, und dessen Vertrauen er einst in so hohem Grade genießen sollte. Die savoyischen Truppen theilten am 1. September 1701 bei Chiari die Niederlage der Franzosen unter dem Marschall von Villeroi, der vom Prinzen Eugen geschlagen wurde, und Schulenburg hatte das Unglück in diesem Treffen so schwer verwundet zu werden, daß er kaum hoffte, mit dem Leben davonzukommen. Nach seiner gleichwohl erfolgten Wiederherstellung sollte er im folgenden Jahre einen neuen Kriegszug gegen

die Waldenser ausführen. Dieser Krieg gegen die verfolgten protestantischen Glaubensbrüder, deren Sache er lieber zu der seinigen gemacht hätte, war gegen sein Gewissen, und da er ohnehin des Lebens unter Franzosen, Spaniern und Piemontesern längst überdrüssig war, und von diesen Leuten völlig zu scheiden wünschte, so nahm er jenen entscheidenden Anlaß wahr, begehrte Urlaub, um nach Deutschland zu reisen, von wo er dann sein Abschiedsgesuch einsandte, und dachte sich zum Könige von England zu begeben, der eben im Begriffe stand, den Krieg gegen die Franzosen in den Niederlanden wieder anzufangen. Doch auf die Nachricht von dem Tode dieses Fürsten, der am 19. März des Jahres 1702 unverhofft verschied, entschloß Schulenburg sich nunmehr, die Anträge des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, Augusts des Zweiten, anzunehmen, in dessen Heer ihm sogleich der Rang eines Generallieutenants zu Theil wurde. Unerschrockener Muth, kriegskundige Einsicht und rasche Thätigkeit hatten seinen Ruf in den zurückgelegten Feldzügen so sehr begründet, daß man ihn schon jetzt den tüchtigsten Feldherren beizählte. Er kam nunmehr auf einen Schauplatz, wo solchem Rufe die furchtbarste Prüfung bereitet war.

Der König von Schweden Karl der Zwölfte hatte den Krieg, welchen seine verbündeten Feinde gegen ihn mit der Absicht begonnen, sich in die besten Länder des jungen und, wie sie dünkte, unvorbereiteten Fürsten zu theilen, mit ungeheurer Kraft und staunenswerthem Erfolg auf seine Gegner zurückgeschleudert. Die Dänen waren bereits zum Frieden gezwungen worden, die Russen aus dem Felde geschlagen, unaufhaltsam drangen die siegreichen Schweden in Polen ein. Dem Könige August fehlte es weder an Geist noch an Muth, er hatte vielfache Einsichten und sehr oft ein richtiges Urtheil, sein Ehrgeiz strebte nach Ruhm und nach Vergrößerung seiner Macht; allein diese Eigenschaften, kaum auf Augenblicke hervorleuchtend, gingen dann sogleich wieder in dem Hofleben unter, wo Liebesverhältnisse, Verschwendung, Gunst und Ueppigkeit unbeschränkte Herrschaft führten. Ein Fürst dieser Art war schon wenig geeignet, ein unruhiges

und zerrüttetes Reich, wie Polen fast immer und besonders damals war, im Frieden mit ordnender Kraft zu leiten, noch weniger aber, einem starken und unversöhnlichen Feinde, wie Karl dem Zwölften, im Kriege Trotz zu bieten. Seine besten Truppen waren die Sachsen, denen jedoch unter ihrem Anführer, dem Feldmarschall von Steinau, nur Niederlage auf Niederlage beschieden war. Dieser Mann, der vom Kriegswesen genugsame Kenntniß, aber weder Kraft noch Ueberblick besaß, schien ordentlich als derjenige auserwählt, der von den Schweden geschlagen werden sollte. Immer erhielt er den Oberbefehl wieder, weil er gute Verbindungen am Hofe hatte, und der König, aus Großmuth zugleich und Schwäche, ihn nicht kränken mochte. Unter diesem Anführer erhielt Schulenburg den Befehl über das Fußvolk, dem traurigen Schicksal ausgesetzt, nicht so sehr in den Schweden, welche doch furchtbar genug das Kriegsfeld beherrschten, als in dem eignen Vorgesetzten den Gegenstand steter Besorgniß und Gefahr zu finden! In solcher Lage that er sein Möglichstes, um Unheil abzuwehren oder zu mindern. Unter anderen wohnte er der Schlacht bei Klissow am 19. Juli 1702 mit Auszeichnung bei, und hielt mit seinem Fußvolke, nachdem die Reiterei längst die Flucht ergriffen, den siegreichen Feind geraume Zeit auf. Gleichen Dienst leistete er bei dem Treffen von Pultusk am 1. Mai 1703, wo Steinau sich mit seiner Reiterei hinter dem Bug so sicher dünkte, daß er diejenigen, welche ihm den Uebergang Karls des Zwölften über diesen Fluß und sein rasches Anrücken meldeten, als falsche Boten in Ketten legen ließ. Die Folge war, daß er von den Schweden überfallen, und sein Heerhaufen gänzlich zersprengt wurde; er selbst flüchtete unbegleitet von dem Schlachtfelde, und entging kaum der Gefangenschaft. Schulenburg aber behielt sein Fußvolk in guter Fassung beisammen, rückte vor, und nahm die Trümmer der geschlagenen Truppen auf; bald fand sich auch der Feldmarschall wieder ein, welcher, zwischen Uebermuth und Verzagtheit keine Mitte kennend, jetzt aus Verzweiflung in ein Kloster gehen wollte, ein Vorhaben, von dessen Ausführung ihn nur das

großmüthige Zureden Schulenburgs abhielt, der seinen eigenen Vortheil dabei ganz außer Acht ließ.

Karl der Zwölfte wurde durch einen Sturz mit dem Pferde, wobei er das Schenkelbein gebrochen, mehrere Monate zu Krakau in völliger Unthätigkeit zurückgehalten. Der König August versäumte diese einzige Gelegenheit, und anstatt seinen Gegner jetzt nachdrücklich zu bedrängen, und die Sachen in Polen auf guten Fuß zu bringen, gab er dem österreichischen Gesandten williges Gehör, der ihm mit der Hoffnung schmeichelte, daß der Kaiser ihm den Frieden mit dem Könige von Schweden vortheilhaft vermitteln werde, und der ihm deßhalb unaufhörlich anlag, seine nunmehr in Polen unnöthigen Truppen dem Kaiser zu Hülfe zu senden; der König fand kein Bedenken, diese Forderung zuzugestehen, und ließ den Feldzeugmeister von Röbel mit 10,000 Sachsen über Böhmen in das Reich ziehen, um daselbst in dem Kaiserlichen Heere gegen die Franzosen zu fechten. Der Hof von Wien machte jedoch, so willkommen ihm die Truppen waren, Einwendungen gegen deren Anführer, indem der General von Röbel seinem Range nach nicht füglich dem österreichischen General Grafen von Schlick nachstehen konnte, welchem der Oberbefehl über die am Inn vereinigten Truppen entschieden vorbehalten war. Wegen dieses Umstandes wurde der General von Röbel zurückgerufen, und zum Befehlshaber in Thorn ernannt. Den Befehl über die sächsischen Hülfstruppen im Reich erhielt nunmehr Schulenburg, welcher diese Bestimmung um so lieber annahm, als ihm die Verhältnisse in Polen ohnehin wenig Befriedigung gaben. Dem Kurfürsten von Baiern, mit dem er ehemals in gleichem Heere gedient, stand er jetzt feindlich gegenüber; ihn schmerzte, diesen Fürsten auf der Seite der Franzosen zu erblicken, doch konnte dieses Gefühl seinen Eifer in Bekämpfung desselben nicht schwächen. Nach dem Gefechte bei Passau, wo die Baiern geschlagen wurden, drang Schulenburg nach Schwaben vor, doch ohne die errungenen Vortheile lange verfolgen zu können, denn bei Höchstädt gewannen am 20. September 1703 die Franzosen und Baiern ein Treffen gegen die Oesterreicher unter dem General Grafen von Styrum, der sich überfallen

ließ, und mit Verlust von Geschütz, Gepäck und 4000 Todten die Flucht nahm; Schulenburg stand in diesem unglücklichen Kampfe auf der Seite gegen Dillingen, und behauptete sich, wie bei Pultusk, in seiner Stellung, bis der Rückzug der geschlagenen Truppen gedeckt war, welche ohne ihn sämmtlich gefangen gewesen wären. Bald nach diesem Vorgange stieß er mit einer Abtheilung leichter Truppen im Rücken des Feindes auf eine Wagenreihe, welche von Schaffhausen kommend unter guter Bedeckung zu dem französischen Heere ging; er griff die Bedeckung ohne viel Besinnen an, warf sie nieder, und erbeutete außer vielen Vorräthen von Kriegsbekleidung und anderen Gegenständen eine Summe von 30,000 Louisd'or, ein Glücksfall, den er für den Augenblick wenig schätzen mochte, der ihm aber in der Folge, da die öffentlichen Mittel oft unzureichend wurden und oft ganz ausblieben, wohl zu Statten kam.

Auch hier bei dem Kaiserlichen Heere hatte Schulenburg, trotz seiner geschickten und ruhmvollen Führung der ihm anvertrauten Truppen, die Wirkungen des Neides und der Eifersucht zu erfahren, die an dem Hoflager des Königs von Polen unaufhörlich thätig blieben. Die Zufriedenheit der österreichischen Feldherrn, die Belobungen des Kaisers und der ehrende Beifall der öffentlichen Stimme, vermochten nicht eine Menge von Unannehmlichkeiten, Vorwürfen und Ansprüchen abzuwehren, die seine Ungeduld heftig aufregen mußten. Der Kaiser und seine Minister, von dieser unangemessenen Behandlung eines so vorzüglichen Generals unterrichtet, ließen ihm sogleich die vortheilhaftesten Bedingungen antragen, wenn er den sächsischen mit dem österreichischen Kriegsdienste vertauschen wollte. Schulenburg war nicht abgeneigt, allein die große Bedrängniß, in welche gleich darauf der König von Polen gerieth, machte es ihm zur Ehrensache, in diesem Augenblicke seine bisherigen Dienstverhältnisse nicht aufzugeben. Der König bedurfte dringend in Polen seiner Hülfe, und sandte ihm den Befehl, alle seine Truppen auf gute Art von dem Kaiserlichen Heere abzuziehen, und dieselben eiligst nach Polen zu führen. Dieser Auftrag hatte jedoch in der Ausführung manche Schwierigkeit; da indessen

die wiederholten Befehle immer dringender wurden, und ihm zuletzt bei Lebensstrafe einschärften, um jeden Preis, und wie immer es sich thun ließe, das Kaiserliche Heer zu verlassen, so zögerte er nicht länger, benachrichtigte die österreichischen Feldherren in Kürze von dem erhaltenen Befehl, und brach unverzüglich auf, ohne deren Einwilligung abzuwarten; seinem persönlichen Verdienst und der besonderen Achtung, die er genoß, war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß dieser entschiedene Schritt, durch welchen er um undankbarer Verhältnisse willen seine besten Gönner aufgab, ohne hemmende Widerwärtigkeiten geschehen konnte.

Die sächsischen Truppen hatten ihren Rückmarsch glücklich vollführt, und standen verstärkt bei Guben im Lager, woselbst auch Schulenburg, nachdem er den König im Juni 1704 zu Sendomir gesprochen, wieder mit ihnen zusammentraf, aber leider auch den unvermeidlichen Feldmarschall von Steinau wiederum als Oberbefehlshaber vorfand. Unordnung, Habsucht und Zaghaftigkeit walteten hier ohne Scheu; man rückte zwar über die Oder, setzte sich aber gleich hinter den sumpfigen Ufern der Warthe in Sicherheit; weiter vorzurücken hatte man keine Lust. Schulenburg's einzelnes Unternehmen mit einiger Reiterei gegen Posen, wo er die Stellung und Stärke des schwedischen Generals Meyerfeld ausforschte, blieb ohne Folge. Der Oberbefehlshaber benutzte die Zeit nach seiner Weise, indem er beträchtliche Geldsummen aus den Besitzungen des Gegenkönigs Stanislaus erpreßte, welchen der König von Schweden inzwischen durch seinen Anhang in Polen hatte wählen lassen. Er suchte auch Schulenburg durch die Lockungen des Geldes zur Theilnahme an diesen Räubereien zu verleiten, und gab demselben von der Beute einen Antheil von 2000 Thalern, welche dieser jedoch unwillig von sich wies, und sogleich in die Kriegskasse ablieferte; nicht minder schonend und uneigennützig gesinnt bewahrte Schulenburg seinerseits auch die Schlösser von Stanislaus soviel als möglich vor Plünderung und muthwilliger Zerstörung; als er späterhin sogar Befehl erhielt, das schöne Lustschloß Rensau, im italiänischen Geschmacke gebaut und mit fürstlicher Pracht ausgestattet, niederzubrennen, jammerte

ihn des herrlichen Gebäudes, er gewann Zeit, und bewirkte die Zurücknahme jener grausamen Verfügung. Der König August war in Betreff des Feldmarschalls Steinau nur schwach, keineswegs aber verblendet; er wußte, daß von ihm nichts zu erwarten sei, und wandte sich daher in den meisten Fällen unmittelbar an Schulenburg, mit dem er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Endlich fühlte er doch die Unmöglichkeit, ein solches Verhältniß länger bestehen zu lassen; der Feldmarschall erhielt Befehl, die Anführung der Truppen dem General Schulenburg zu übergeben, sich selbst aber in das Hauptquartier zu dem Könige zu verfügen. Schon war er abgereist, kam aber, da er den Weg durch die Schweden versperrt glaubte, wieder zurück; Schulenburg, in Selbstverläugnung schon geübt, bot ihm den Oberbefehl neuerdings an, den jener aber aus Aengstlichkeit eifrig ablehnte, und nur als Freiwilliger im Lager blieb, ohne selbst ehrenhalber das Losungswort für die Truppen geben zu wollen. Er reiste nachher ein zweitesmal ab, und kam glücklich zu dem Könige.

Schulenburg hatte nun die Hand frei, jedoch für's erste ohne großen Gewinn. Denn alle seine Generale und Obersten, die ihre Meinung schriftlich äußern mußten, widerriethen jedes Vorgehen, und waren einzig auf Sicherung des Rückzuges über die Oder bedacht. Schulenburg aber stellte die Unmöglichkeit vor, ohne Lebensmittel und Geld in dieser erschöpften Gegend länger zu weilen, so wie die Nothwendigkeit, in diesem Augenblicke, da der König von Schweden in vollem Anzuge gegen Sendomir begriffen, zu Gunsten des Königs August einen Gegenzug auszuführen; es wurde demnach zuletzt denn doch, wiewohl mit großem Widerwillen, beschlossen, gegen Posen vorzurücken. Durch die gute Mannszucht, welche Schulenburg aufrecht zu erhalten bemüht war, gewann er die Gemüther der Polen wieder, die sein Vorgänger durch entgegengesetztes Benehmen abwendig gemacht hatte, und viele Edelleute aus Großpolen so wie der Feldherr dieser Provinz schlossen sich ihm mit ihren Truppen an. Ihm gegenüber bei Posen stand der schwedische General Meyerfeld mit 3000 Reitern, zu deren Verstärkung man

den General Stenbock mit größerer Macht schon unterwegs wußte. Er beschloß daher jenen zu überfallen, bevor dieser einträfe. Mit kluger Vorsicht erforschte er den Feind, und schnitt ihm durch polnische Partheigänger alle Nachrichten ab, die ihn von der Bewegung der Sachsen hätten unterrichten können. Einen Theil der Truppen ließ er im Lager stehen; mit gewählten 4000 Mann, halb Reiterei, halb Fußvolk, und vier Stücken Feldgeschütz, brach er auf, anscheinend um sich von Posen zu entfernen, wandte sich dann schnell und ging oberhalb Posen über die Warthe; mit dem Feldherrn von Großpolen war verabredet, daß dieser zu gleicher Zeit unterhalb über diesen Fluß gehen sollte. Alle Maßregeln und Anstalten traf er mit genauester Fürsorge und umsichtigster Klugheit, da er sich auf seine Untergebenen wenig verlassen konnte, und unaufhörlich gegen die Verwöhnung der Truppen, und besonders der Offiziere, anzukämpfen hatte. Einen Theil des Fußvolks und des Geschützes ließ er am Ufer zur Sicherung des Ueberganges zurück. Mit den übrigen Truppen zog er anfangs von Waldung gedeckt, sodann in offener Ebene, bei Mondschein in tiefster Stille rasch gegen das schwedische Lager vor. Unterwegs empfing er die Nachricht, daß auch die Polen auf dem diesseitigen Ufer angelangt. Trotz aller Vorkehrungen war jedoch ein aus Liefland gebürtiger Dragoner von den Sachsen ausgerissen, und in das schwedische Lager gekommen; der General Meyerfeld, welcher den Abend vorher mit seinen Offizieren einer Hochzeit beigewohnt hatte, und in voller Sicherheit im tiefsten Schlafe lag, raffte sich auf, verließ das Lager, zog eiligst aus Posen einiges Fußvolk und Geschütz an sich, und stand mit Anbruch des Tages die Sachsen erwartend in Schlachtordnung. Schulenburg sah den Vortheil des Ueberfalls entschlüpft, aber den des Gefechts noch übrig. Er traf in der Schnelligkeit seine Anordnungen, unterrichtete seine Generale wiederholt von dem, was sie zu thun hätten, ermahnte die Truppen, und begann den Angriff. Er selbst an der Spitze des linken Flügels der Reiterei stürzte zuerst auf die Schweden, und warf 2 Schwadronen ihres rechten Flügels über den Haufen. Inzwischen rückte

schwedisches Fußvolk mit Geschütz gegen das sächsische Fußvolk an. Plötzlich ergriff der ganze rechte Flügel der sächsischen Reiterei ohne Gefecht die Flucht, und wurde von dem schwedischen Obersten Taube bis in den Wald hinein verfolgt. Meyerfeld selbst brachte hierauf den linken Flügel der sächsischen Reiterei zum Weichen, Schulenburg aber stellte sich hinter dem Fußvolke, welches gegen die feindliche Reiterei tapfer Stand hielt, wieder auf, und erneuerte seinerseits den Angriff; man schlug sich auf diese Weise eine gute Stunde, bis endlich Meyerfeld für gut fand, sich in die Vorstädte von Posen zurückzuziehen. Als der Oberst Taube mit 12 Schwadronen von Verfolgung des rechten Flügels der Sachsen zurückkehrte, fand er die Schweden nicht mehr auf dem Kampfplatze, und da er den General Schulenburg, dem er den Sieg wohl noch zu entreißen hoffen durfte, in fester Haltung herzhaft gegen sich anrücken sah, gab er es auf, eine neue Entscheidung zu bestehen, und warf sich gleichfalls eilig in die Stadt. Die Sachsen hatten 2 Kanonen und eine Standarte nebst zwei Paar Pauken erobert, und einige Schweden kriegsgefangen gemacht; auf beiden Seiten waren viele Todte und Verwundete. Schulenburg selbst wäre beinahe getödtet worden, ein Unteroffizier vom schwedischen Nachtrab hatte das Gewehr ganz nah auf ihn angelegt, und wollte eben losdrücken, als ein sächsischer Dragoner jenen gewahrte und niedermachte. Die Sachsen hatten die Ehre des Tages; Schulenburg verbrannte das schwedische Lager, und zog sich in möglichster Ordnung in den Wald und endlich über die Warthe in seine alte Stellung zurück; die große Auflösung, in welcher die Truppen nach dem Gefechte sich befanden, machte solche Vorsicht nothwendig. Dieses Treffen bei Posen fiel am 9. August 1704 vor. Es würde einen ganz anderen Ausgang genommen haben, wenn Schulenburg auf seine Untergebenen besser hätte zählen dürfen, oder wenn, der Abrede gemäß, nach begonnenem Kampfe die Polen herangerückt wären; diese aber blieben am Ufer der Warthe stehen, vernahmen den Lärm des Gefechtes nicht, gingen wieder über den Fluß, und beglückwünschten nachher um so eifriger den General Schulenburg wegen seines errungenen Erfolges.

Sie erwiesen ihm alle möglichen Ehren, und hielten im offenen Felde mehrere Landtage, wobei er den vornehmsten Sitz einnehmen und viele lateinische Reden zu seinem Ruhme anhören mußte.

Nachdem Schulenburg durch strenge Verordnungen seinen Truppen bessere Kriegszucht eingeschärft und neue polnische Verstärkung an sich gezogen hatte, rückte er mit gesammter Macht neuerdings gegen Posen vor. Der General Meyerfeld erwartete ihn nicht, ließ in Posen nur 800 Mann Besatzung, und zog sich mit den übrigen Truppen nach Thorn. Schulenburg hatte außer den polnischen Schaaren gegen 12,000 Mann sächsischer Truppen, wovon ein Drittheil Reiter; jedoch bei dem gänzlichen Mangel schweren Geschützes konnte diese Uebermacht nur durch Sturm die befestigte Stadt einnehmen, und es schien, die Schweden wollten es darauf ankommen lassen. Schon wurden die Anstalten dazu vorbereitet, und an zehn bis zwölf Stellen zugleich sollte die Leitersteigung unternommen werden, als die Nachricht anlangte, daß König August seinen heftigen Gegner glücklich getäuscht, durch Eilmärsche unvermuthet Warschau erreicht und am 26. August eingenommen habe; mit dieser Nachricht empfing Schulenburg zugleich den dringenden Befehl, unverzüglich aus Großpolen aufzubrechen, und sich mit dem Könige so schnell als möglich an der Weichsel zu vereinigen. Wenige Tage längeren Aufenthalts hätten den Besitz von Posen unfehlbar zur Folge gehabt, allein der Befehl des Königs erlaubte keine solche Frist, und nach vierzehntägiger Berennung überließ Schulenburg den weiteren Gang der Sache dem Feldherrn von Großpolen, er selbst aber zog in möglichster Schnelle nach der Weichsel. Unterwegs schrieb er an den König, daß er im Vorbeigehen den General Meyerfeld in Thorn einschließen, und diese durch die Schweden entfestigte Stadt ohne großen Verlust erobern könnte, welches ein großer Vortheil sein würde, da sonst dieser gefährliche Feind in der Flanke stehen bliebe. Er hatte in dieser Absicht, deren Billigung er hoffen durfte, bereits seine Maßregeln genommen, als ein neuer Befehl des Königs ihn diese Unternehmung völlig aufgeben und einzig sein Heranrücken

beschleunigen hieß. Kaum war Schulenburg aus der Gegend von Thorn weggezogen, so brach Meyerfeld wieder hervor, erschien vor Posen, und überfiel und versprengte die dorten zurückgebliebenen Polen, die seiner nicht im mindesten gewärtig gewesen waren.

Der König war in voller Freude über den geglückten Anschlag auf Warschau und die bedeutenden Folgen, die sich daraus täglich günstiger für seine Sache ergaben. Er empfing den General Schulenburg äußerst gnädig, bezeigte ihm fortgesetztes Vertrauen und so hervorleuchtende Huld, daß Neid und Haß der Nebenbuhler nicht ausbleiben konnten. Auch entsprachen die Handlungen des Königs nicht lange dem Anscheine seines Benehmens. Die Kriegsangelegenheiten wurden überhaupt bald bei Seite gesetzt. Da Karl der Zwölfte noch in Lemberg verweilte, so überließ man sich an der Weichsel gleich wieder der sorglosesten Ruhe. Der König August lagerte seine Truppen, zu welchen 12 Bataillons Moskowiter unter Patkul's Befehl gestoßen waren, bei Pultusk am Narew, und schickte einen guten Theil der Reiterei über den Bug. Schulenburg benutzte die Zeit, welche der Hof in Vergnügungen zubrachte, um seine Truppen, wie er schon bei Posen gethan, alle Uebungen des Angriffs und der Vertheidigung fleißig durchmachen zu lassen, besonders das Fußvolk zur schnellen Bildung von Vierecken und zum festen Widerstande gegen die Reiterei abzurichten, wie er denn behauptete, daß selbst im offenen Felde, und ohne Hülfe spanischer Reiter, das Fußvolk dem heftigsten Reiterangriffe erfolgreich Stand zu halten habe. Die anderen Generale folgten diesem Beispiele wenig, sie mußten darin nur einen Vorwurf ihres eigenen Benehmens finden. Unter dem Könige befehligte das Heer wiederum der Feldmarschall von Steinau, dessen alter Groll gegen Schulenburg in der Eifersucht Patkul's, eines Mannes von trotzigem Geist und großen Mitteln, eine willkommene Hülfe gewann; auf beider Betrieb geschah es, daß Patkul beauftragt wurde, mit einem Theile des Heeres, wozu aus Sachsen noch Truppen und Geschütz stoßen sollten, gegen Posen zurückzugehen, und diesen Ort zu belagern. Schulenburg war sehr entrüstet, daß, nachdem er

verhindert worden, im guten Augenblicke bei schon ganz nahem Erfolge, die Einnahme von Posen zuwege zu bringen, jetzt, ohne sein Vorwissen und seine Mitwirkung, da er doch der Oertlichkeit vor Allen kundig war, diesen Auftrag ein Anderer erhielt, mit unverhältnißmäßigen Mitteln, im bedenklichen Augenblicke, wo eine so beträchtliche Entsendung nicht ohne Gefahr für das Heer sein konnte. Da er mit seinen Vorstellungen nicht gehört wurde, sich selbst zurückgesetzt und dem Heere fortan unnütz, die Zahl seiner Feinde aber täglich steigen und den König immer unsicherer werden sah, so gedachte er aus diesen unersprießlichen Verhältnissen völlig auszuscheiden. Er schrieb dem Könige, es scheine der Feldzug, welchen er lediglich aus ehrerbietiger Ergebenheit für Seine Majestät noch mitzumachen bewogen worden, ein glückliches Ende erreicht zu haben, und er bäte demnach um seine gnädige Entlassung. Er ordnete sogleich zu diesem Behufe seine Angelegenheiten, und wiederholte, da die Antwort zögerte, sein Gesuch dringend. Doch der König, dessen Urtheil nicht wie seine Entschließungen bestochen war, wollte nichts davon wissen, in dieser Zeit, die noch genug der Kämpfe versprach, seinen besten Feldherrn aufzugeben; durch Zärtlichkeiten, Schmeicheleien und Verheißungen aller Art wurde dieser gleichsam genöthigt, noch ferner im Dienste zu bleiben, den er sich jedoch fest vornahm, unmittelbar nach Endigung des Feldzuges dennoch zu verlassen.

Jetzt erhielt man die Nachricht, der König von Schweden sei von Lemberg aufgebrochen, und ziehe rasch gegen den Bug heran. Im ersten Augenblicke wollte man die Sache kaum beachten; desto größer waren die Sorgen und die Rathlosigkeit, als die Gefahr näher kam. Schulenburg allein behielt Besonnenheit und Ueberblick, aber es kostete Mühe, sie gegen die thörichten und widersinnigen Anschläge, die sich wirr durchkreuzten, zu behaupten. Zwischen dem Bug, dem Narew und der Weichsel durften die Sachsen nicht länger verweilen; eine der Abtheilungen des noch getrennt anrückenden schwedischen Heeres auf dem Marsche anzugreifen, fehlte der Muth; es blieb daher nichts übrig, als auf das linke Weichselufer zurückzugehen, und hier vertheidigungsweise zu

verfahren. Schulenburg erlangte wenigstens, daß zu diesem Zweck eine Brücke über die Weichsel geschlagen wurde. Erst im letzten Augenblicke, schon gedrängt von den anrückenden Schweden, entschloß man sich zu dieser Ausführung. Bei Warschau standen endlich die beiden Heere einander gegenüber, die Weichsel zwischen ihnen. Der beste Theil der sächsischen Truppen war unnützerweise gegen Posen entfernt, die Polen unzuverlässig, die Moskowiter ganz untüchtig. Von den letzteren erzählt Schulenburg zwei Züge, welche den damaligen rohen Zustand dieses Volkes in entgegengesetzter Richtung merkwürdig bezeichnen; längs des Weichselufers waren 12 Bataillons dieser Truppen aufgestellt, sie wurden von den Schweden beschossen, und bei jedem Kanonenschusse sah man alle 12 Bataillons regelmäßig zur Erde niederfallen, um nicht von der Kugel getroffen zu werden; dagegen Einer von ihnen, wegen Plünderung zum Strange verurtheilt, und wegen Mangel eines Henkers schon halb wieder begnadigt, gelassen hervortrat, mit dem gehorsamen Erbieten, sich selbst aufzuhängen! Schulenburg machte dem Könige den Vorschlag, mit allen Truppen nach Krakau oder nach Großpolen abzuziehen, wo man Verstärkungen zu finden hatte, allein der Hof schmeichelte sich thörichterweise noch mit dem Gedanken, das linke Weichselufer zu behaupten, und im Besitze von Warschau zu bleiben. Karl der Zwölfte säumte nicht, und versuchte an mehreren Orten den Uebergang; Schulenburg wurde bei Warschau selbst ihm entgegengeordnet mit einem beträchtlichen Theile des Fußvolks; der Feldmarschall Steinau, welcher auch hier nicht fehlte, sollte zwei Stunden oberhalb Warschau den Fluß vertheidigen. Hier aber war Karl bald persönlich zugegen, und betrieb den Angriff am 19. Oktober 1704 mit größtem Ungestüm. Der Feldmarschall berichtete nun, die Schweden würden unfehlbar übersetzen, und er könne mit seinen wenigen Truppen keinen Widerstand leisten. Hierauf endlich verließ der König August mit seinem Hofstaate das bedrohte Warschau; die Sachsen und Polen, denen der König von Schweden auf der Ferse folgte, nahmen ihren Rückzug nach Lovitz und Uniejow an der Warthe, wo sich das flüchtige Heer theilte; der König

mit seinem Hofe, der Feldmarschall von Steinau und die gesammte Reiterei schlug den Weg nach Krakau ein; Schulenburg sollte mit 12 sächsischen Bataillons, denen 500 Reiter zugegeben wurden, nach Sachsen zurückgehen, und unterwegs die Moskowiter, welche des schnelleren Fortkommens wegen seitwärts entsandt worden, wieder an sich ziehen.

Nunmehr begann der beschleunigte Rückzug, wohl eine Flucht zu nennen, durch welchen Schulenburg, der dem Untergange nicht mehr entrinnen zu können schien, ein Meisterstück seiner Kriegskunst und Unerschrockenheit darlegte, das unter solchen Umständen seinen Ruhm mehr erhöhte, als in anderen Verhältnissen eine gewonnene Schlacht gethan hätte. Der König von Schweden ließ den König August ungestört nach Krakau ziehen, und warf sich mit seiner gewohnten Heftigkeit an der Spitze von 10,000 Reitern einzig auf die Sachsen; er hatte seine besten Generale, wie auch den König Stanislaus mit einiger polnischen Reiterei, bei sich. Schulenburg suchte nach dem Aufbruche von Uniejow, wo er die Brücke über die Warthe zerstört hatte, einen großen Wald zu gewinnen, aber ehe er denselben erreichen konnte, wurde seine wenige Reiterei von der schwedischen gejagt, und er mußte sie an die Spitze seines Zuges nehmen, um sie zuerst durch den Wald und in Sicherheit zu bringen; sodann ließ er alle Zimmerleute und andere Arbeiter, die sich unter den Truppen fanden, zu dem Nachtrabe ordnen, um Bäume zu fällen, Gräben zu ziehen und Verhaue zu machen, damit die schwedische Reiterei in ihrem unglaublich raschen Nachdringen durch solche Schwierigkeiten in etwas aufgehalten würde. Nachdem er vermittelst dieser Anstalten den Wald ziemlich unbelästigt zurückgelegt, benutzte er gleicherweise die Engwege der nunmehr sumpfigen Gegend zu Durchschnitten und Aufwürfen von Erde, hinter welchen er Grenadiere aufstellte, die den Feind anfangs durch ihr Gewehrfeuer aufhielten, und bei stärkerem Andrange desselben sich auf die Pferde von eigens dazu bestellten Reitern mitaufschwangen, und von diesen rasch entführt wurden, um nach einigem Zwischenraume dasselbe Spiel zu erneuern. Durch einen angestrengten Marsch wurde auf diese Weise endlich Kalisch erreicht, wo die

ermüdeten Truppen die Nacht ruhten, am anderen Morgen aber schleunigst wieder aufbrachen, da die Schweden schon nicht mehr fern waren. Ein sächsischer Oberst mit etwa 100 Mann erhielt Befehl, sich in Kalisch so lange zu behaupten, als nöthig sei, um den Feind eine Weile in seiner Verfolgung zu hemmen. Der König von Schweden erschien vor Kalisch, griff den Ort an, und eroberte ihn erst nach hartnäckiger Gegenwehr. Allein ungeachtet dieses Zeitverlustes und aller anderen Hindernisse, die Schulenburg's erfindungsreiche Kriegskunde ihm entgegensetzte, war er demselben mit stürmender Eile doch alsbald wieder dicht auf den Fersen. Schulenburg durfte hoffen in der Gegend von Posen sich mit den Truppen zu vereinigen, welche diesen Platz belagerten; Patkul aber hatte auf die Nachricht von den neuen Ereignissen sogleich die Belagerung aufgehoben, und war mit Fußvolk und Geschütz bei Guben über die Oder gegangen, seine treffliche Reiterei, 2000 Pferde stark, sandte er unter dem Befehl des Generals von Plötz nach Krakau zu dem Könige. Unterwegs traf Schulenburg auf diese Truppen, und der General von Plötz war bereitwillig, sich ihm anzuschließen und den Rückzug nach Sachsen mitzumachen, wenn jener ihm dazu den Befehl ertheilen wollte. Da Schulenburg hiezu nicht berechtigt war, und auch andere Rücksichten ihm nicht erlaubten, diese Truppen dem Könige vorzuenthalten, so mußte er mit Schmerz diese unvermuthet erschienene Hülfe wieder abziehen und sich auf die geringen eigenen Mittel beschränkt sehen. Der General von Plötz entkam glücklich den Schweden, die ihn schon mit Schulenburg zusammen aufzuheben meinten, und dieser blieb nun allein in der unausweichbaren Bedrängniß. Der König von Schweden war abermals ganz in der Nähe, und die Sachsen mußten eiligst aufbrechen. Schulenburg befahl dem General von Drost mit dem Fußvolke zwei Stunden vor Tag abzumarschiren, um eine große Ebene, durch welche der Weg führte, zurückzulegen. Er selbst blieb mit den 500 Reitern, die der General von Ertz befehligte, zunächst an dem Feinde zurück, um diesen zu beobachten, und dem Fußvolke die nöthige Zeit zu gewinnen. Statt ohne Aufenthalt auf der geraden Straße

fortzuziehen, hatte der General von Drost, aus Klugheit, wie er meinte, und um seine guten Wegweiser benutzen zu können, beschwerliche Seitenwege gewählt, und dadurch drei Stunden Zeit verloren. Schulenburg fand die Truppen erst mitten auf der Ebene, die sie längst völlig zurückgelegt haben sollten. Unangegriffen glücklicherweise, aber spät und ermüdet erreichten sie am 7. November gegen Abend die kleine Stadt Punitz, fünf Meilen von der Oder, wo sie die Nacht ruhig zuzubringen hofften; die 12 Bataillons Moskowiter sollten hier zur Wiedervereinigung schon eingetroffen sein, aber sie kamen nicht, und Schulenburg sah sich mit Verdruß, wenn auch nur des Geschützes beraubt, das sie mit sich führten.

Die Schweden holten indeß die Versäumniß des Tages schnell wieder ein, überfielen den General von Ertz, der nicht auf seiner Hut war, sprengten seine Reiter in einem Augenblicke in die Flucht, und kamen fast zugleich mit diesen vor Punitz an. Hier stieg sogleich der Schrecken und die Verwirrung auf's höchste. Schulenburg mußte seine in Gärten und Feldgehegen zerstreuten und aufgelösten Truppen eiligst in's Freie ziehen, und ließ sie rückwärts, in schon vorher ersehener und günstig gedeckter Gegend, eine angemessene Aufstellung nehmen; er selbst eilte vor, um von einer Windmühlenanhöhe die Stärke und Richtung der Schweden zu überschauen; sie ritten schon mit voller Macht im Trabe geradesweges heran; Schulenburg erkannte, daß kein Augenblick mehr zu verlieren sei, sprengte zurück, ließ die Truppen, die nur noch 200 Schritt entfernt von ihrem bestimmten Platze waren, plötzlich Halt machen, und ordnete sie auf der Stelle zum Kampfe, der endlich unter den schlimmsten Umständen unvermeidlich geworden war. Außer der wenigen Reiterei und einigen schlechten polnischen Haufen, die er, ohne auf sie zu rechnen, zu einem Seitenstreiche gegen den Feind schon früher in Versteck gelegt, hatte er nur seine 12 Bataillons Sachsen, die im Ganzen nicht über 3000 Mann betrugen. Er stellte 8 Bataillons in das erste Treffen, einen Trupp Reiter hinter 4 Feldgeschützen in dessen Mitte, und 4 Bataillons in das zweite Treffen; die noch übrigen Reiter vertheilte er auf beide Flügel, und einen kleinen Trupp

hielt er als Rückhalt abgesondert. Er konnte sich nicht verbergen, unter welch üblen Aussichten er diesmal die Waffen versuchen mußte. Die Schweden in voller Siegesbahn, eine furchtbare Reiterei, gewohnt alles vor sich niederzustürmen, weit überlegen an Zahl, so wie an Kriegszucht und Tapferkeit, einen König zum Anführer, vor dessen eisernem Muthe noch jeder Feind gewichen war; die Sachsen muthlos durch frühere Niederlagen, auf dem Rückzuge, schon halb durch Schrecken geschlagen, nur Fußvolk, ermattet durch Märsche, mit Entbehrungen ringend. Schulenburg ermahnte jedoch seine Leute standhaft zu sein, strenge Ordnung zu halten, Schießgewehr und Pike zweckmäßig zu gebrauchen, nur ganz in der Nähe und auf die Köpfe der Pferde zu feuern; in ihrer guten Fassung allein, so mahnte er unaufhörlich, sei die Zuversicht eines guten Ausganges! Die Schweden waren indeß näher herangesprengt, und riefen den Sachsen zu, das Gewehr zu strecken, es solle dann keinem ein Leid geschehen. Schulenburg aber ritt eifrig vor den Truppen einher, und erinnerte sie an ihre bei Thorn treulos behandelten Brüder, die noch jetzt in Schweden in harter Fessel lägen! Da die Sachsen, hiedurch auf einen Augenblick gestärkt, dem Zurufe der Schweden zu entsprechen säumten, so griffen diese nunmehr mit aller Heftigkeit an, und sogleich war die sächsische Reiterei verschwunden und 2 Bataillons Fußvolk in Unordnung; aber dennoch konnten die schwedischen Reiter den gedrängten Wall von Schuß- und Stichwaffen der übrigen Bataillone nicht durchbrechen, ihre Pferde wurden übel zugerichtet, warfen sich zum Theil scheu zurück, und erregten unter ihren eigenen Leuten Verwirrung und Flucht. Diesen Augenblick benutzte Schulenburg, um durch eine Rückwärtsbewegung schnell die Stellung zu gewinnen, die früher nicht zu erreichen gewesen war. Die Sache gelang vollkommen, und alles stand schon wieder in guter Ordnung, als die Schweden mit verdoppelter Heftigkeit zum Angriffe wiederkehrten. Die Sachsen durch den ersten Erfolg ermuthigt, hielten abermals tapfer aus. Um nicht im Rücken gefaßt zu werden, stellte Schulenburg seine Truppen in ein längliches Viereck, dessen Seiten von 4 und von

2 Bataillons gebildet wurden; doch ehe dasselbe geschlossen war, stürzten durch eine Lücke 200 feindliche Reiter hinein, und zahlreichere Haufen sprengten nach; in dem Augenblicke aber schloß sich das Viereck, und jene wurden sämmtlich darin niedergeschossen. Drei furchtbare Angriffe hinter einander wurden in dieser Stellung glücklich abgeschlagen. Schulenburg fürchtete nur, der König von Schweden möchte einen Theil seiner Dragoner absitzen und zu Fuß angreifen lassen, wo dann ohne Zweifel die Sachsen verloren waren, allein Karls heftige Gemüthsart ließ ihn nicht in eine solche Ueberlegung eingehen, und die Dunkelheit machte diesmal dem Gefecht ein Ende.

Schulenburg wollte in der Nacht mit einigen Zügen Grenadieren gegen die Schweden anrücken, ihre Unordnung zu vermehren, und seinen übrigen Truppen einige Rast zu sichern; als er aber von gefangenen schwedischen Offizieren vernahm, daß der König jeden Augenblick den General Velling mit einer Verstärkung von 4000 Pferden erwarte, gab er jenes Vorhaben auf, und gedachte einzig des beschleunigteren Entkommens. Fünf Kanonen, die er noch bei sich führte, denn Eine hatten die Schweden im ersten Angriff erobert, ließ er, da die Fortschaffung unmöglich war, in verschiedene Brunnen werfen; die Lafetten wurden zerstückt, der Schießbedarf verstreut. Auf dem durchsuchten Schlachtfelde dagegen fanden sich 5 schwedische Standarten und zwei Paar Pauken, die mitgenommen wurden. Den Polen und Moskowitern, die sich den Meldungen zufolge ganz in der Nähe befanden, ließ er die nöthigen Weisungen zugehen; sachkundige Offiziere sandte er an die Oder voraus, um den Uebergang an guter Stelle durch was immer für Mittel schleunigst vorzubereiten. Nachdem dies geschehen, setzte er die Truppen in derselben Ordnung, wie sie gefochten, noch während der Nacht in Marsch nach Guhrau, einer kleinen Stadt in Schlesien; aller Lärm und selbst das Tabackrauchen war untersagt; die Schweden wurden in der That nichts gewahr. Unterwegs trat Schulenburg in ein Haus, um seine Wunden verbinden zu lassen; von acht Kugeln, die er bekommen, hatten ihm zwei die Brust gestreift, eine die Hand sehr

übel verletzt, die übrigen ihm Hut und Kleider durchlöchert; sein Pferd war durch und durch geschossen. Die Truppen fanden sich durch andauernde Anstrengungen und Hunger so sehr ermattet, daß man sie von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde mußte ruhen lassen. Schulenburg selbst eilte dem Zuge mehrmals auf einige hundert Schritt voran, stieg vom Pferde, und ruhte am Boden, bis die Truppen wieder herangekommen. Die Kriegszucht war völlig aufgelöst; ein Oberstlieutenant mit 30 Reitern, den man unterwegs antraf, machte sich, ungeachtet des vom Feldherrn selbst empfangenen Befehls, auf eigene Hand davon, und einige Offiziere, die noch beritten waren, mußten als Nachtrab zurückbleiben, um den Feind nicht ganz aus dem Gesicht zu verlieren. Nachdem die ganze Nacht marschirt worden, erreichte man um acht Uhr Morgens endlich Guhrau. Allein auch hier sollte noch keine Rast gefunden sein. Die Nachricht, der König von Schweden sei mit seiner gesammten Reiterei kaum noch eine Stunde entfernt, traf zugleich mit der Meldung ein, der Uebergang über die Oder sei möglichst eingerichtet; sogleich brach alles in Eile dahin auf, die Schwierigkeit war, wohlbehalten diesen Ort zu erreichen. Schulenburg mußte einen Theil des Weges, ungeachtet seiner Wunden, zu Fuß zurücklegen, da seine Reitknechte mit den Pferden sich im Gewirre verloren hatten. Die Sachsen mußten über die Parz, einen Bach, der nahebei in die Oder fließt; den Feind schon wieder im Auge habend zogen sie sich längs des Gehölzes hin, um in Sicherheit die kleine Brücke zu gewinnen, bei welcher der Vortrab der Schweden, den nächsten Weg geradeaus nehmend, fast zugleich mit ihnen anlangte, aber durch Flintenschüsse fürerst noch abgewehrt wurde. Endlich kam Schulenburg an den Uebergangsort selbst, ein großes Dorf mit Hecken und Gräben, zur Rechten eine Windmühle auf einer Anhöhe, die mit Grenadieren besetzt wurde, zur Linken ein Morast. Ein Müller, dessen Mühle an der Oder lag, bot hülfreiche Hand, um durch Fahrzeuge und Flößholz eine schmale Brücke zu Stande zu bringen; der Abend war indeß herangekommen, und einen Theil der Nacht hindurch gingen die Truppen einzeln in aller Stille über den Fluß; kaum

war dies vollbracht, so wurde die Brücke wieder zerstört, und Schulenburg selbst fuhr der Letzte in einem Nachen hinüber. Der König von Schweden, überzeugt, daß die Sachsen, nunmehr zwischen Parz und Oder eingeschlossen, ihm nicht mehr entgehen könnten, hatte inzwischen, wider seine Gewohnheit und alles Verhoffen, seinen Truppen einige Ruhe gewährt, und sich selbst dem Schlaf ergeben, der ihn, nach langem Versagen dann fest und andauernd zu befallen pflegte. Zwei Bauern, die sich als Kundschafter gebrauchen ließen, berichteten in der Nacht, der König schlafe ganz in der Nähe des Ufers, abgesondert von seinen Truppen, nur von sechs Leibwächtern umgeben, die gleichfalls in Schlaf gesunken seien. Schulenburg, unermüdet im Geiste, wollte auf das jenseitige Ufer zurückkehren, und den König aufheben; er dachte an der Spitze ausgewählter Mannschaft in Person den kühnen Streich auszuführen: allein der Mangel an tauglichen Fahrzeugen und die allgemeine Ermüdung nöthigten ihn von dem, wenn es geglückt wäre, folgekräftigen Unternehmen abzustehen. Nach vierstündiger Ruhe setzte er seinen Marsch nach Sachsen fort, wo er in langsamen Tagemärschen mit allen Truppen zur allgemeinen Verwunderung glücklich eintraf, nachdem der General Ertz, der mit seiner Reiterei gleich im Beginne des Treffens davongeritten war, überall das Gerücht von Schulenburg's Niederlage und Untergang verbreitet hatte. Karl der Zwölfte ging nicht über die Oder; die Verletzung des schlesischen, damals kaiserlichen Gebietes hätte ihn nicht abgehalten, aber seine Generale stellten ihm ernstlich vor, daß seine Reiterei durch die ungeheuren Märsche zu Grunde gerichtet und nicht mehr im Stande sei, den Feind ferner einzuholen und anzugreifen, diese Absicht sei als mißglückt zu betrachten, die Sachsen hätten Unerhörtes ausgestanden, und es sei großmüthig und sogar christlich, die armen Leute nun in Ruhe heimziehen zu lassen. Karl ergab sich diesen Gründen und bekannte, daß diesmal Schulenburg den Vortheil über ihn davongetragen. Einen Offizier, den dieser an ihn wegen Bestattung der Todten sandte, nahm er ehrenvoll auf, und sagte, man dürfe sehr zufrieden sein, einen Kampf, wie diesen, so glücklich und ruhmvoll geendigt

zu haben, die Gebliebenen aber werde er auf der Wahlstatt beerdigen lassen, wie er auch für sich selbst, wenn das Loos ihn getroffen, schon angeordnet gehabt, denn kein anderes Ehrenbette könne schöner sein!

Diese Ereignisse waren am 7. und 8. November vorgefallen. Die Sachsen verloren von Warschau bis an die Oder gegen 500 Mann; die Versprengten fanden sich größtentheils wieder ein. Der schwedische Verlust betrug in diesen letzten Gefechten über 600 Mann und eben so viele Pferde; die Reiterei brauchte längere Zeit, um von diesem Verfolgungszuge sich wieder zu erholen. Schulenburg berichtete umständlich den Hergang dieser merkwürdigen Kriegsthat an den König August; auch schrieb er nach Breslau und Wien, um seinen unangekündigten Durchzug durch Schlesien zu entschuldigen, wo er jedoch strenge Ordnung hatte halten und alle Bedürfnisse baar bezahlen lassen. Dem Prinzen Eugen von Savoyen, mit welchem er in fortgesetztem Briefwechsel geblieben, gab er gleicherweise von dem Vorgefallenen Nachricht, welche diesen gerade bei der Belagerung von Landau traf. Schulenburg's Ruhm verbreitete sich durch alle Lande. Den König von Schweden persönlich hatte noch kein Feldherr ungestraft mit gleichen Waffen zu bestehen gewagt, mit geringeren dies ohne Niederlage vollführt zu haben, sah einem Wunder ähnlich. Der König August erließ ein Schreiben an Schulenburg voll der schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, ernannte ihn zum General der Infanterie und zum Obersten der Garde zu Fuß, mit dem Ersuchen, diese Würden einstweilen anzunehmen, bis der König, der jetzt wenig anzubieten habe, späterhin sich im Stande sähe, ihn besser noch zu belohnen. Der König hoffte durch den höheren Rang ihm zugleich den Eintritt in andere Kriegsdienste zu erschweren; denn Schulenburg blieb stets des früheren Vorhabens eingedenk, und wiederholte von Zeit zu Zeit dringender sein Abschiedsgesuch; ihm wurde ein Jahr lang der Gehalt seiner neuen Würde ausgezahlt, während er sich noch immer weigerte sie selbst anzunehmen. Die polnisch-sächsischen Angelegenheiten befanden sich in der That in einem trostlosen Zustande, und gewährten keine Aussicht zu einer freudigen

und erfolgreichen Thätigkeit. Das Kriegswesen gerieth, ungeachtet aller Bemühung, die darauf ernsthaft von Untergebenen, aber nur scheinbar von obenher verwendet wurde, in immer größeren Verfall; nirgends war Einheit, Ordnung und Plan. Der Hof lebte in den Genüssen des Tages, und ließ in Sorglosigkeit untergehen, was er nicht durch Ränke der Gunst und Laune noch entschiedener zu Grunde richtete. Schulenburg ließ sich am Ende dennoch überreden, in diesen Verhältnissen ferner auszuharren, wobei mehr als die schmeichelnde Hofgunst die Betrachtung wirkte, daß sein Weggehen dem Ganzen die letzte Stütze rauben würde, durch die es noch einigermaßen zu bestehen schien. Die nachfolgenden Ereignisse waren aber von der Art, daß er seine Nachgiebigkeit bitter bereuen mußte.

Während des Jahres 1705 hielt Schulenburg sich größtentheils in Sachsen auf, wo er mit Bildung eines neuen Heeres hinreichend beschäftigt war. Hiebei hatte er mit Ränken und Verdrüssen aller Art zu kämpfen, besonders von Seiten derer, die ihn hätten unterstützen sollen. Der General, nachherige Feldmarschall, Graf Jakob Heinrich von Flemming, erlaubte sich gegen ihn Aeußerungen, die einen Zweikampf zur Folge hatten, in welchem Flemming ausglitt und fiel, worauf ihn Schulenburg nöthigen wollte, um sein Leben zu bitten, dessen jener sich indeß beharrlich weigerte: der Streit wurde zwar geschlichtet, aber Schulenburg erklärte dem Könige, daß er weder unter Steinau noch unter Flemming dienen wolle. Er ging eine Zeitlang mit Urlaub auf seine Güter, begleitete darauf den König in die böhmischen Bäder, von wo die Zeitumstände ihn aber bald zurückriefen. Die Angelegenheiten von Polen, und selbst die Lage von Sachsen, wo man einen feindlichen Einbruch des Königs von Schweden fürchtete, geboten ungemeine Anstrengung. Die Truppen wurden so viel als möglich in Stand gesetzt, und nachdem sie bei Torgau eine Zeitlang in Uebungen zugebracht, rückten sie endlich 18,000 Mann stark gegen die Oder vor, wo sie bei Guben ein Lager bezogen. Schulenburg begab sich von Dresden, wo er zuletzt krank gelegen, noch nicht ganz hergestellt im Oktober nach Guben, und er-

krankte bald auf's neue. Hier besuchte ihn der König August zu mehrerenmalen, und unterhielt sich gern mit ihm; die erneuerte Bitte um Entlassung, zu welcher fremde Dienstanträge, auch jetzt schon venetianische, stets neuen Anlaß gaben, wurde wie früher beseitigt. Der eintretende strenge Winter nöthigte jedoch bald wieder zur Aufhebung des Lagers, und die Truppen bezogen in Sachsen Winterquartiere. Der König reiste von Guben mit einiger Bedeckung nach Grodno, wo der Zar Peter an der Spitze beträchtlicher Heeresmacht seiner wartete; er ließ dahin von Krakau auch seine Garden und einige Reiterei kommen, wobei der Bruder unseres Schulenburg sich als Generalmajor befand.

In Sachsen selbst ergaben sich inzwischen bedenkliche Verhältnisse; nicht bloß von Seiten der Schweden drohte Gefahr, auch im Innern hatte man einen Feind zu fürchten. Der Liefländer Patkul, früher General in Diensten des Königs von Polen und jetzt bei demselben Gesandter des Zars und zugleich Befehlshaber der moskowitischen Hülfstruppen, die Schulenburg auf dem Zuge von der Weichsel nach Sachsen glücklich mit durchgebracht hatte, glaubte Ursache zu haben, den König August zu befeinden, und knüpfte im Namen des Zars mit den Höfen von Berlin und Wien gegen jenen solche Verhandlungen an, daß den sächsischen Ministern, als sie dieselben entdeckten, die äußerste Besorgniß daraus erwuchs. Die Gegenwart der moskowitischen Truppen gab den Anschlägen Patkul's ein gefährliches Werkzeug, das ihnen jeden Augenblick zur Ausführung verhelfen konnte; man glaubte daher ohne Säumen einen Entschluß nehmen zu müssen. Die Minister hielten eine Berathung, zu welcher auch Schulenburg, als Befehlshaber der Truppen in Sachsen, so wie andere angesehene Generale, gezogen wurden. Alle waren unsicher und zaghaft, bis auf Schulenburg, der allein auf Ergreifung entschiedener und rascher Maßregeln drang, zu denen die Lage der Dinge hinreichende Vollmacht sei, und so erhielt er selbst von der Versammlung den Befehl zur Verhaftung Patkul's, den er sogleich in aller Stille aufheben und nach Sonnenstein in Gewahrsam bringen ließ. Die Sache erregte vielfaches Aufsehen und großen Unwillen,

sowohl in Sachsen selbst, wo Patkul bedeutende Verbindungen hatte, als bei den Höfen von Berlin und Wien, besonders aber bei dem Zar, der über diese Verletzung des Völkerrechts anfangs die heftigste Beschwerde führte, späterhin jedoch, — ob in Wahrheit oder zum Schein, ist ungewiß, — den Vorgang durch die Beweise, die sich gegen Patkul aus dessen Papieren ergeben sollten, als hinlänglich gerechtfertigt annahm. Schulenburg spricht von Patkul's Verrätherei als einer unzweifelhaften Sache; möglich allerdings, daß er ohne Vollmacht gehandelt, aber wahrscheinlicher ist freilich das Gegentheil; es scheint, derselbe habe die geheimen Betreibungen der sächsischen Minister zu einem besonderen Frieden mit dem Könige von Schweden, wobei der Zar seinem Schicksale überlassen bleiben sollte, durch nicht minder listige Einleitungen zu einem besonderen Frieden für diesen, wobei Sachsen das Opfer werden sollte, zu überbieten gesucht; ein Wetteifer, in welchem freilich, bei statthabender Entdeckung, der zuerst an Tag gezogene Unterhändler erliegen, und die schwersten Folgen eines wenn auch verstellten Zornes auf sich nehmen mußte! Als der König August späterhin von Grodno nach Dresden zurückgekommen war, billigte er das Verfügte, und Patkul, den der Zar nicht mehr zurückforderte, blieb in sächsischem Verhaft, unglücklicherweise so lange, bis der unversönliche Haß Karl's des Zwölften ihn zu grausamem Todeslose ausgeliefert erhielt.

Unterdessen hatten üble Nachrichten aus dem Innern seines Reiches den Zar aus dem Lager von Grodno schleunigst abgerufen, und der König August verließ in der Mitte des Januars 1706 gleichfalls diesen Ort, und ging mit einem Theile der Truppen nach Warschau. Von hieraus schrieb er an Schulenburg wiederholt die dringendsten Mahnungen, die in Sachsen befindlichen Truppen aus den Winterquartieren zu ziehen, und ungeachtet der heftigen Kälte, welche die Elbe und Oder mit starker Eisdecke überzogen hatte, sofort nach Polen vorzurücken, und daselbst den schwedischen General Rehnschöld, der mit einigem Kriegsvolk in Großpolen stand, während Karl der Zwölfte in Litthauen Winterquartiere hielt, unvermuthet anzugreifen und zu schlagen.

Dieser Auftrag hatte große Schwierigkeiten. Die sächsischen Truppen, der Zahl nach beträchtlich genug, waren übel zusammengesetzt; das Fußvolk bestand aus 15 Bataillons größtentheils neuausgehobener Leute, aus 4 Bataillons der bei Höchstädt gefangen genommenen Franzosen und Schweizer, die sammt ihren Offizieren gleich wieder Dienste genommen hatten, und aus 10 Bataillons Moskowitern, deren schon mehrmals Erwähnung gethan worden; die Reiterei war 40 Schwadronen stark, alles zusammen 18,000 Mann. Aber Kriegszucht, Muth und Tüchtigkeit wurden gänzlich vermißt, niemand that seine Pflicht, alle Ordnung und aller Gehorsam fehlte, und Schulenburg, der dieselben mit fester Strenge handhaben wollte, wurde dafür bitter gehaßt und getadelt. An Geld fehlte es gänzlich, und Schulenburg mußte aus eigenen und seiner Freunde Mitteln über 50,000 Thaler vorstrecken. Der Feldmarschall von Steinau hatte zwar den sächsischen Dienst endlich verlassen, aber unter den Generalen und Offizieren behielt er viele Anhänger, die sich bei seiner Weise gut befunden hatten; es gab eine Menge Partheiungen und Ränke, die sich einander leidenschaftlich bekämpften, wobei zuletzt immer der Dienst den größten Schaden litt. Die sächsischen Soldaten, Neulinge vor dem Feinde, zitterten bei dem bloßen Anblick der Schweden, und viele Generale und Offiziere theilten diese Stimmung. Einen solchen Heerhaufen, der nur darauf zu warten schien, daß er eine Gelegenheit fände sich aufzulösen, inmitten des strengsten Winters unter den größten Entbehrungen dem kriegsmuthigen abgehärteten Feind entgegenführen, hieß sich der Vernichtung aussetzen. Schulenburg schrieb dies alles dem Könige, dem der Zustand ohnehin schon genug bekannt war, und beschwor ihn, nicht solchergestalt das Unglück herauszufordern; er legte ihm zugleich andere Plane vor, die sich mit besserer Zuversicht befolgen ließen; er drang vor allen Dingen auf Vereinigung der gesammten Streitkräfte, deren bester Theil bei dem Könige war; oder wünschte wenigstens das Frühjahr abzuwarten. Doch der König verwarf diese Vorstellungen, und wiederholte die ertheilten Befehle; ja er schrieb nebenher einen besonderen Brief an Schulenburg, worin er diesen

persönlich nochmals ermahnte, nicht länger zu säumen, sondern nur eiligst nach Polen vorzurücken und den General Rehnschöld, der nur wenige und schlechte Truppen habe, aufzureiben, der Augenblick sei günstig, der Erfolg unzweifelhaft. So träumte man im Hoflager, und täuschte sich nach Belieben über die feindliche wie über die eigene Stärke. Es war eine List von Rehnschöld, daß er sein Kriegsvolk überall für sehr gering angeben ließ; Schulenburg aber, der vielfache und genaue Kundschaft einzog, hatte bald erfahren, daß die Schweden 40 Schwadronen Reiter und 12 Bataillons Fußvolk, im Ganzen gegen 11,000 Mann zählten, größtentheils alte versuchte Truppen. Freilich waren die Sachsen an Fußvolk beinahe doppelt so stark, und mit vielem Geschütz versehen, welches jenen ganz abging; allein an Reiterei hatten die Schweden die Ueberzahl. Zu den Ermahnungen und Befehlen des Königs kam noch die Erklärung der sächsischen Regierungsbehörde, daß sie die Truppen nur noch wenige Tage verpflegen könne, nach deren Ablaufe weder Geld noch Brod ferner zu erwarten stände. Gedrängt von allen Seiten, aber unter den schlimmsten Vorgefühlen und mit äußerstem Widerstreben, führte Schulenburg endlich die sächsische Heeresmacht, die er bei Sabor zusammengezogen hatte, am 8. Februar über die Oder, und lagerte in dem durchschnittenen Ufergelände drei Stunden von Fraustadt, wo sich der Feind schon zeigte. Noch immer hätte er diesen, trotz der bestimmten Befehle, zu vermeiden gewünscht, um die Truppen erst nach und nach zum Felddienste zu gewöhnen, wäre nur auf irgend eine Weise für den Lebensunterhalt Rath zu schaffen gewesen; allein es blieb kein Ausweg, als gradaus vorzurücken, und die Schweden mit Gewalt aus Fraustadt und Lissa zu vertreiben, wo man Zufuhr aus der Gegend zu hoffen hatte. Die zum Kriegsrathe berufenen Generale und Obersten wußten sämmtlich keinen besseren Vorschlag, nach ihren Worten durfte man überdieß den Feind schon besiegt glauben, so zuversichtlich rühmten sie sich der großen Ueberlegenheit. Der General Westromirsky, der die Moskowiter befehligte, denen man eine Anzahl deutscher Offiziere beigegeben hatte, versicherte, diese Truppen seien jetzt ganz andere geworden, und

bloß mit ihnen wolle er die Schweden schlagen. Aehnlicher Betheuerungen vermaßen sich andere Generale, und jede Besorgniß galt beinahe als Feigheit.

Schulenburg beschloß nun, obwohl schweren Herzens, den Feind anzugreifen. Der General Rehnschöld hatte sich etwas zurückgezogen, aber in der Absicht, wie die von Reiterpartheien eingebrachten Gefangenen aussagten, am folgenden Tage zum Angriff gegen die Sachsen wieder vorzurücken. Schulenburg traf demnach die sorgfältigsten Anstalten, gab die umständlichsten Befehle, ordnete alles selbst an, und schärfte wiederholt den Generalen, Offizieren und Gemeinen die genauesten Vorschriften für alle die Fälle ein, die sich voraus-zusehender Weise ereignen konnten. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, er nahm Bedacht auf jedes Erforderniß, keinen Umstand wollte er dem Zufall überlassen. Das Fußvolk sollte zu drei Mann hoch gestellt werden, die Reiterei zu zweien; die Stabsoffiziere der Fußvölker sollten während des Gefechtes zu Pferde bleiben, um jeder entstehenden Unordnung persönlich desto schneller abzuhelfen. Die größte Ordnung und Stille wurde anbefohlen, die Aufsparung des Feuers bis zur Annäherung auf 60 Schritt. Die Aufstellung der spanischen Reiter wurde bestimmt; sie sollten noch insbesondere durch aufgestellte Schützen, hauptsächlich die Offiziere des Feindes bezielend, vertheidigt werden. Die Reiterei sollte gar nicht schießen, sondern gleich mit dem Degen in der Faust angreifen. Jeder Einzelne, wie jede Truppe, sollte trachten, die anderen durch Beispiel und Aufsicht zu ermuthigen; bei Todesstrafe wurden feige Reden untersagt. Wenn Unordnung in einem Bataillon oder in einer Schwadron entstünde, sollten die nebenstehenden sich nicht daran kehren, sondern nur selbst ihrer Schuldigkeit eingedenk sein; Verlust des Lebens und der Ehre wurde auf das Verlassen des Schlachtfeldes gesetzt, zugleich aber durch ausgestellte Rückwachten dafür gesorgt, daß die Weichenden wieder zum Standhalten gebracht würden. Die Bestimmung der Geschütz- und Gewehrladungen wurde für eintretende Fälle verschieden angeordnet, und den Offizieren besonders anempfohlen. Nachdem diese und andere Vorschriften ertheilt waren, rückte man

in guter Ordnung vor, und kam Abends bis dicht vor Fraustadt. Es war mitten im strengsten Winter, und alle erdenkliche Sorgfalt nöthig, um die Menschen und Pferde gegen die heftige Kälte zu schützen, die Wachen wurden häufig gewechselt, die Patrouillen mußten die ganze Nacht in Bewegung bleiben. Noch vor Tage erhielt Schulenburg Nachricht von dem Anrücken der Schweden, und wählte schnell eine gute Stellung zwischen zweien Dörfern. Röhrsdorf, zur linken Seite, war von sieben- bis achtfachen Hecken und Zäunen umgeben, und bot eine treffliche Vertheidigung dar; 2 Bataillons besetzten dasselbe, und gleiches geschah mit Jägersdorf, das zur rechten Seite lag; die Reiterei bildete beide Flügel, zum Theil durch Hohlwege und glattgefrorene Teiche gedeckt; den linken Flügel befehligte der General von Dünewald, den rechten der General von Lützelburg, beide zusammen der General von Plötz, der sich jedoch mehr zu dem rechten halten sollte, weil der linke ohnehin völlig gesichert schien. Den Zwischenraum beider Dörfer füllte das Fußvolk in vertiefter Linie aus; die besten sächsischen Bataillons, die bei Punitz mitgefochten, wurden in das erste Treffen rechts gestellt, dann von 2 Bataillons ein Haken gebildet, um die links angereihten Moskowiter, welche etwas zurückstanden, besser zu unterstützen. Das zweite Treffen war nach Verhältniß aus den gleichen Truppengattungen gebildet. Die ganze Linie war mit 32 Kanonen und 44 Granatmörsern besetzt, ferner mit spanischen Reitern, die, mit Eisenspitzen und scharfen Messern beschlagen und durch Ketten verbunden, vorzüglich den Moskowitern als starke Brustwehr bestimmt waren. In Betreff dieser Truppen wurde noch eine besondere Maßregel genommen. Sie galten für den unzuverlässigsten Theil des Ganzen, und es war zu befürchten, daß der Oberst von Görtz, der sie ehemals befehligte, jetzt aber als Ueberläufer bei den Schweden diente, sie sogleich erkennen, und die ganze Stärke des schwedischen Angriffs auf sie lenken würde. Die Sachsen trugen damals rothe Röcke, die Moskowiter weiße mit rothem Unterfutter; Schulenburg ließ daher letztere ihre Röcke umwenden, und das Futter herauskehren, damit sie gleich den Sachsen rothgekleidet erschienen;

um nicht durch die Fahnen kenntlich zu werden, sollten diese im Beginn des Treffens gesenkt bleiben. Zum Rückhalt waren die nöthigen Truppen schicklich angeordnet; für Sicherung des Gepäckes hinlänglich gesorgt. In dieser Verfassung konnte man selbst einer Uebermacht des Feindes mit allem Erfolge Trotz bieten, niemals befanden sich Truppen vortheilhafter und sicherer, angemessener und sorgfältiger aufgestellt. Schulenburg beritt die ganze Schlachtordnung, wiederholte alle Vorschriften und Ermahnungen, zeigte die Gewißheit des Sieges, wenn man ihn nur ernstlich wolle, verhieß den Tapfern Belohnung und Strafe den Feigen. Leider jedoch fand er schon jetzt mehrere Offiziere und selbst Generale nicht mehr des muthigen Sinnes, mit dem sie im Kriegsrathe geredet; er schalt ihre Niedergeschlagenheit, und hielt ihnen vor, daß hier selbst Weiber es mit dem Feinde aufnehmen könnten, so lange sie nur dem Schrecken nicht Raum gäben. Er befahl noch, die Truppen in unaufhörlicher Bewegung und bis zum Augenblicke des Gefechts in allerlei Kriegsübung zu erhalten, gab das Losungswort: „Gott mit uns!" und ritt sodann zu seinem Generalstabe, der vorwärts Röhrsdorf nach dem Feinde hin bei einer Windmühle hielt, wo man die ganze Gegend überschaute. Die Schweden rückten in einer einzigen Linie heran, deren Mitte aus 12 Bataillons Fußvolk, untermischt mit vielen Schwadronen Reiterei, die beiden Flügel aus der gleichgetheilten übrigen Reiterei bestanden. Das Erdreich neigte sich von ihrer Seite abwärts, und gab dadurch dem Vordringen beschleunigten Ungestüm. Schulenburg ertheilte seine letzten Befehle, sprengte zu seinen Truppen zurück, und ließ der ganzen Linie nochmals kund thun, durch eine bloß viertelstündige Ausdauer werde der Sieg errungen sein. Zu seinem Erstaunen fand er den General von Dünewald mit der Reiterei des linken Flügels schon jetzt nicht mehr auf der angewiesenen Stelle, sondern aus zaghafter Verlegenheit hinter das Fußvolk zurückgewichen; er führte ihn wieder vor, und ermahnte den Obersten; hierauf besichtigte er noch den rechten Flügel, und begab sich sodann zu dem Fußvolk, wo er für das Treffen seinen Stand erwählt hatte.

Die Schweden griffen an. Der General Rehnschöld stürmte zuerst mit 8 Schwadronen gegen Röhrsdorf und den linken Flügel der Sachsen heran. Sogleich ergriff General von Dünewald die Flucht mit seiner ganzen Reiterei, die den Feind kaum recht erblickt hatte; Rehnschöld verfolgte sie heftig zwei Stunden weit, ohne sich um die übrigen Truppen zu kümmern. Gegen den rechten Flügel der Sachsen drangen die Schweden gleichfalls 8 Schwadronen stark heran; der glatte Spiegel der gefrorenen Teiche machte sie stutzen, aber nur einen Augenblick; sie saßen ab, führten ihre Pferde an der Hand hinüber, stiegen wieder auf, und stürmten ohne Besinnen auf sächsische Schwadronen los, die jenem Uebergange ruhig zugesehen hatten, und jetzt mit verhängtem Zügel davonjagten. Das schwedische Fußvolk, mit Reiterei vermischt, griff herzhaft die Mittellinie an, drang, wiewohl nicht ohne Verlust, durch die spanischen Reiter, und warf sich zuerst auf die Moskowiter, die, nach einmaligem verlorenen Losschießen, die Gewehre wegwarfen und ihr Heil im Weiten suchten. Einige sächsische Bataillons thaten anfangs gute Gegenwehr, und warfen den Feind sogar zurück, aber nach wenig Augenblicken wurde die Flucht allgemein; Abtheilungen, die durch Zahl und Stellung der ganzen feindlichen Macht gewachsen waren, Fußvolk, Reiter, Artilleristen, alles floh noch ehe das Gefecht sie erreichte. Junge geputzte Offiziere flohen zuerst; andere, welche die Ordnung herstellen wollten, wurden von ihren eigenen Leuten erschossen. Schulenburg in Verzweiflung suchte vergebens Einhalt zu thun; an der Spitze der 4 Bataillons Franzosen und Schweizer wollte er eine vereinzelte schwedische Abtheilung zurücktreiben, doch jene waren nicht von der Stelle zu bringen, sie blieben eine Weile unbeweglich stehen, bis endlich die Mehrzahl die Gewehre wegwarf und zu den Schweden überlief. Noch hatten die Sachsen kaum 50 Todte und Verwundete, die Schweden waren überall aufgelöst, und wenige Truppen konnten hinreichen, das Schicksal des Tages zu wenden. Während Schulenburg im Getümmel ermahnend und scheltend angestrengt seine ganze Kraft aufbot, traf ihn eine Kugel gegen den Hüftknochen, deren heftiger

Schlag, obwohl durch Mantel und Pelz geschwächt, ihn beinahe vom Pferde warf; er nahm sich indeß zusammen, verhehlte Wunde und Schmerz, und suchte mit 11 Bataillons und 3 Schwadronen, die noch nicht alle Fassung verloren hatten, einen geordneten Rückzug gegen Fraustadt zu machen. Er wiederholte sein kraftvolles Zureden, zeigte die Gewißheit der Rettung, und gelobte alle glücklich heimzuführen, wenn sie nur einige Haltung behaupten und seinen Befehlen genau gehorchen wollten. Aber kaum zeigten sich 2 schwedische Schwadronen, die noch ziemlich von fern aber geradesweges im Trabe herankamen, so floh die noch übrige sächsische Reiterei, das Fußvolk warf die Waffen weg, und drängte sich verwirrt in einen Klumpen zusammen, der sein Geschick wehrlos erwartete. Schulenburg befand sich anfangs mitten darin, nicht ohne Mühe wickelte er sich aus dem Gewirr hervor, und verließ, da nirgends mehr ein Halt zu erblicken war, von einem Fähndrich und einem Reitknecht begleitet, das gräuelhafte Schlachtfeld. Vier schwedische Reiter verfolgten ihn; er wandte sich, und schoß den nächsten, eben im Begriff ihn von hinten zu durchstechen, mit der Pistole vom Pferde, und setzte dann seinen Weg ungestört fort. Alles Geschütz, alle Fahnen und alles Gepäck ging verloren. Die Schweden fanden auf dem Wahlplatze 6000 noch geladene Gewehre. Von den Sachsen entkamen viele durch die frühe Flucht glücklich über die Oder, von den Moskowitern wenige, sie wurden nach schon beendigtem Gefechte, gleich geduldigen Schafen, von den Schweden grausam niedergemacht. Ein panischer Schrecken hatte gleich anfangs die ganze sächsische Linie ergriffen, Geist und Muth waren außerdem durch die furchtbare Kälte betäubt. Einzelne Züge von Heldenmuth fehlten zwar nicht, sie blieben aber, wie gewöhnlich bei solch allgemeiner Niederlage, unwirksam und ungerechnet. Die Schweden hatten gesiegt, weniger durch eigenes Verdienst der Tapferkeit, als durch Feigheit, Schwäche und vielleicht sogar Bosheit, welche auf Seiten der Gegner waren. Die Sachsen verloren gegen 9000 Mann, die verwundet oder todt auf dem Platze blieben; was noch übrig war, befand sich auf der Flucht auf=

gelöst und versprengt. Der Verlust der Schweden betrug kaum 1000 Mann. Solchen Ausgang nahm dies Treffen, von dem Schulenburg mit Recht schreiben konnte: „Aller Vortheil war auf unserer Seite, nur der göttliche Beistand war entzogen.“

Der König August, der inzwischen von Warschau mit seinen Truppen aufgebrochen war, stand nur 15 Meilen entfernt, als dieses Treffen am 13. Februar 1706 bei Fraustadt vorfiel; auch der General von Brause war mit einiger Reiterei von Krakau über Petrikau vorgerückt; alles zu spät und ohne Nutzen! Schulenburg ging über die Oder, und sammelte die Trümmer seiner Truppen in Sabor. Er schrieb von hier einen ausführlichen Bericht über das Vorgefallene an den König, mit großer Mäßigung, ohne jemanden namentlich anzuklagen, doch voll tiefen Schmerzes über das erlittene Mißgeschick; die Reiterei, sagte er darin unter andern, habe gleich anfangs zu einem scharfen Gefechte wenig Belieben erwiesen, sie und das Fußvolk habe weder Herz noch Hand gebrauchen wollen, er wünschte, daß mit Aufopferung seines Lebens solches Unglück zu verhüten gestanden. Doch versagte er sich nicht, dem Könige selbst vorzuhalten, wie wenig derselbe von dem Erlittenen überrascht sein könne, da ihm die Beschaffenheit seiner Truppen längst bekannt gewesen; er erinnerte an alles, was er früher in seinen Briefen gegen die erhaltenen Befehle eingewendet, an die Klagen, die er geführt, und deren Grund dennoch stets unverändert geblieben, so daß bloß die Einsicht, wie alles Bemühen hier unnütz und vergeblich sein müsse, ihn so oft habe bewegen dürfen, um seine Entlassung zu bitten. Hierauf begab sich Schulenburg nach Dresden, wo er alles in der größten Bestürzung fand. Er suchte die Minister des Königs in etwas zu beruhigen, traf die nöthigsten Anstalten zur ersten Unterkunft der geretteten Truppen, und reiste dann zum Könige, der sich indeß nach Krakau wieder zurückgezogen hatte. Der König empfing ihn sehr gnädig, und sagte unter andern, er wisse selbst aus Erfahrung, wie wenig er sich auf seine Truppen verlassen könne. In dem Kriegsgerichte, welches mit Untersuchung des ganzen Vorganges beauftragt wurde,

sollte Schulenburg den Vorsitz führen, er bat aber den König, ihn solcher Ehre zu überheben, da er in diese Angelegenheit persönlich zu sehr verflochten sei, als daß er hoffen dürfe, seine Unpartheilichkeit in den Augen der Welt vollkommen zu behaupten. Der Vorsitz wurde darauf dem Gouverneur von Dresden, Grafen von Zinzendorf, übertragen, der zu Schulenburg's entschiedenen Gegnern gerechnet wurde. Man schmiedete allerlei Ränke, um die Schuld, welche man durch keine Bemühung auf den Oberbefehlshaber bringen konnte, — so klar und stark sprachen alle Thatsachen und Zeugnisse, — doch wenigstens von denen abzuwälzen, auf welchen sie in Wahrheit haftete. Schulenburg verhielt sich während der ganzen Untersuchung höchst gelassen und gleichgültig, und that keinerlei Schritte, weder zu seiner eigenen Rechtfertigung, noch zur Anklage Anderer. Die allgemeine Stimme hatte ihn längst von jedem Vorwurfe freigesprochen, und sein Kriegsruhm wurde durch das Treffen bei Fraustadt so wenig geschmälert, daß derselbe vielmehr nur um so ehrenvoller sich ausbreitete, je nachdem seine getroffenen Anstalten und sein persönlich tapferes Benehmen allgemeiner bekannt wurden. Der König, unzufrieden mit dem unredlichen Gange der Untersuchung, durch welche mit schamloser Frechheit die strafbarsten Leute, sobald nur einige Hofgunst sie stützte, freigesprochen, dagegen minder strafbare, aber schutzlose, zu den grausamsten Strafen verurtheilt wurden, verwarf die Aussprüche des Kriegsgerichts, und erklärte, er sehe nur allzusehr aus allen Ergebnissen, wie wahrhaft Schulenburg ihm den Zusammenhang der Sache berichtet habe, die Truppen hätten freilich ihre Schuldigkeit nicht gethan, aber mehrere Generale und Offiziere noch weit weniger, und die Feigheit der Anführer habe die der Truppen zur Folge gehabt. Eine neue Untersuchung fand aber nicht Statt; einige Offiziere und Soldaten, die zuerst feldflüchtig geworden, wurden am Leben gestraft, andere zur Festung verurtheilt oder schimpflich weggejagt; im Uebrigen blieb Alles beim Alten. —

Schulenburg führte während des andauernden Aufenthaltes, den der König August in Polen genommen, nach wie vor den Oberbefehl über die Truppen in Sachsen, deren

Herstellung er unablässig aus allen Kräften betrieb, obwohl der Erfolg keinesweges seinem Eifer entsprach, denn die Minister erklärten sich außer Stand, die nöthigen Hülfsmittel herbeizuschaffen. Dieser traurige Oberbefehl konnte gleichwohl den Neid des Generals Grafen von Flemming erregen, der von Berlin, wo er Gesandter des Königs war, an den Hof nach Polen reiste, um die Umstände, die er sich günstig glaubte, gegen Schulenburg zu benutzen. Er kehrte jedoch aus Polen diesmal unverrichteter Sache zurück, und Schulenburg behielt die Führung der Kriegssachen. Inzwischen traf gegen Ende Augusts 1706 in Dresden die Nachricht ein, daß Karl der Zwölfte über die Weichsel gegangen, in Großpolen den General Rehnschöld an sich gezogen habe, und geradesweges auf Sachsen losgehe. Der König von Schweden war der unaufhörlichen Hin- und Herzüge in dem weitläufigen und zerrütteten Polen, durch die nichts zur Entscheidung kam, endlich überdrüssig, und wollte diese, trotz alles Widerrathens seiner Generale, nun auf dem kürzesten Wege dadurch herbeizwingen, daß er den Krieg unmittelbar in die Erbstaaten seines Gegners hineinspielte. Hier gerieth sogleich alles in die äußerste Bestürzung; niemand wußte irgend Rath in dieser furchtbaren Bedrängniß; die geängsteten Minister beriethen sich jeden Tag mit Schulenburg. Allein die Lage der Dinge gestattete auch diesem wenig mehr auszurichten. Wohl waren alsbald einige Bataillons Fußvolk in nothdürftigen Stand gesetzt, die Reiterei dagegen war in solcher Eile nicht herzustellen; die Aushebung von Mannschaft konnte nicht ohne Schwierigkeit geschehen, frühere Anwerbungen von Hamburg her waren schon zu dem Könige nach Polen abgegangen. An kräftigen Widerstand gegen die Schweden war bei den geringen Mitteln nicht zu denken; die Minister entschlossen sich, bei dem Könige Karl für Sachsen um Frieden anzuhalten. Der Kammerpräsident von Imhoff und der geheime Referendair Pfingsten wurden nach Bautzen gesandt, um von dort aus mit dem Könige, der schon über die Oder gegangen war, Unterhandlungen anzuknüpfen. Schulenburg folgte ihnen dahin mit einigen Truppen, um die weiteren Bewegungen des Feindes wenigstens zu beobach-

ten. Er sandte den General Jordan mit 500 Reitern gegen Görlitz vor, mit dem gemessenen Befehl, immer auf seiner Hut zu sein und sich in kein Gefecht einzulassen; die Schweden überfielen ihn dennoch, seine Mannschaft wurde auseinandergesprengt, er selbst büßte seine Unaufmerksamkeit mit dem Leben. Dieser Vorgang, den das Gerücht sehr vergrößerte, erfüllte die sächsischen Truppen neuerdings mit Schrecken, und der Gedanke, auch nur den Anblick der Schweden im freien Felde zu bestehen, mußte gänzlich schwinden. Die aus Polen eingehenden Willensmeinungen des Königs, die Rathschläge der Minister und Schulenburg's eigene Ansicht der Dinge ließen keinen anderen Entschluß mehr übrig, als ein möglichst vortheilhaftes Abkommen mit dem Feinde zu treffen, bis dahin aber einige feste Plätze zu bewahren, und die übrigen Truppen in Sicherheit zu bringen. Zur Besatzung von Dresden, von Königstein und Sonnenstein blieben demnach 4000 Mann zurück, mit den übrigen nahm Schulenburg den Weg über Meißen nach Leipzig, wo er auch die Pleißenburg mit einiger Mannschaft besetzte. Er suchte den Magistrat von Leipzig zu bewegen, eine Summe Geldes zur Ausrüstung der Truppen vorzuschießen, aber nur nach vieler vergeblichen Bemühung, und bloß auf sein persönliches Wort, erhielt er zuletzt 8000 Thaler nebst einigen anderen Gegenständen des dringendsten Bedarfes, doch schon zu spät, um dieselben gehörig in Gebrauch zu setzen, da die schwedische Reiterei schon über die Mulde gegen Leipzig heraneilte, um die Sachsen anzugreifen. Schulenburg brach ungesäumt auf, und zog sich nach Weißenfels und Naumburg, in der Absicht über Chemnitz nach Böhmen zu entkommen, und auf diesem Wege zu dem Könige nach Polen zu gelangen; der Mangel an Verpflegungsmitteln, dem er auf dieser Straße nur durch baares Geld hätte abhelfen können, nöthigte ihn diesen Plan aufzugeben, und seinen Rückzug gegen den Thüringer Wald fortzusetzen. Unsägliche Mühsale hatte Schulenburg auszustehen; die Einwohner, überall schon der Schweden gewärtig, versagten den Sachsen jede Hülfe, jedes noch so geringe Darlehen, unter den Truppen selbst herrschte die größte Auflösung. Der General von Dünewald, der unge=

achtet seiner bei Fraustadt bewiesenen Feigheit durch die Gunst, welche die Frau von Hoymb, damalige Geliebte des Königs, ihm zuwandte, wieder auf's neue einem Theil der Reiterei vorgesetzt war, erbat sich von Schulenburg in dem Augenblick, da ein Zusammentreffen mit den Schweden befürchtet wurde, die Erlaubniß sich zu entfernen, weil er sich nicht wohl befinde; ein Gleiches that ein Oberst von den Dragonern, und obgleich diesem sein Begehren abgeschlagen wurde, ritt er dennoch davon und ließ sein Regiment im Stich, welches hierauf unbefehligt in die Irre ging, und zurückgeholt werden mußte. Ganze Abtheilungen Reiter flohen vor dem Feinde, sobald er sich zeigte, und ließen sich gar nicht wieder sehen; truppweise kehrte das Fußvolk, nachdem es die Waffen weggeworfen, nach Sachsen zurück. Die noch bei den Fahnen blieben, litten Mangel und Noth in allen Dingen; die Einwohner hatten ihre Habe meistens geflüchtet, und sperrten die Wege gegen die Nachdringenden durch Verhaue und sonstige Anstalten. Ueber Weimar und Ilmenau setzte Schulenburg seinen bedrängnißvollen Rückzug fort. Ein schlimmer Umstand vermehrte noch seine Verlegenheit. Er hatte die 8000 Thaler, die ihm in Leipzig dargeliehen worden, und einige Bekleidungsvorräthe, die zu vertheilen keine Zeit gewesen, dem Hauptmann von Benkendorf übergeben, der damit nach Eisenach vorausgehen und dort neue Befehle erwarten sollte. Dieser Offizier flüchtete aber von Eisenach, wo er sich nicht sicher glaubte, sogleich weiter nach Kassel, wo er dem sächsischen General Prinzen Ferdinand von Kurland erst seine Sendung, und, durch dessen Vorspiegelungen verleitet, alsbald auch 5000 Thaler anvertraute, mit dem Beding, sie dem General Schulenburg, sobald dieser sie fordern würde, abzuliefern. Aber der Prinz hatte kaum die Summe in Händen, als er eine Stafette an Schulenburg sandte, anzeigend, daß er das Geld behalten werde, um sich wegen einer Schuldforderung an den König von Polen bezahlt zu machen, auch würde ja den sächsischen Truppen ohnehin jetzt das Geld weniger nöthig sein, da der Abschluß des Friedens ganz nahe bevorstehe. Schulenburg antwortete dem Prinzen in starken Ausdrücken, und schrieb auch dem

Landgrafen von Hessen=Kassel, dem Schwager des Prinzen, bittere Beschwerden über dieses hinterlistige und gewaltsame Benehmen, aber beides ohne Erfolg. Er sah niemals etwas von diesem Gelde wieder, fand sich für den Augenblick ohne alle Baarschaft, und mußte, um nicht ganz entblößt zu bleiben, zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse 2000 Thaler aus Prag holen lassen, wo zum Glück noch einige Gelder zu heben waren.

Inzwischen hatten die Sachsen in Zerrüttung und Noth den Thüringer Wald zurückgelegt, und die Schweden, deren Reiterei unter dem Obersten von Görtz ihnen bisher nachdrücklich auf den Fersen gewesen, setzten hier endlich ihrer Verfolgung ein Ziel. Während Schulenburg dem Ueberreste seiner Leute einige Ruhe gewährte, erhielt er vom Könige den Befehl, diese Truppen jetzt nicht mehr nach Polen zu führen, wo sie bei ihrer Ankunft nichts mehr nützen, sondern nur zur Last fallen würden, indem der Frieden mit Schweden schon so gut wie abgeschlossen sei; vielmehr habe er sich zu bemühen, diese Truppen in gutem Dienstverhältnisse bei dem verbündeten Heere anzubringen, wozu durch die schon in Anspruch genommene Verwendung des Kurfürsten von Hannover bei dem Herzoge von Marlborough die beste Hoffnung vorhanden sei. Schulenburg begab sich nach Bamberg, um sich mit dem Kurfürsten von Mainz zu besprechen, und ein erstes Unterkommen für die Truppen zu verabreden. Allein die Sache fand große Schwierigkeiten. Nur nach vielen Einwendungen nahm der Prinz Ludwig von Baden in seinem Heere vor Philippsburg endlich 1500 Moskowiter auf, welche dennoch bald nachher wieder entlassen wurden, und durch Böhmen und Polen heimziehen mußten. Den Rest der Truppen führte Schulenburg auf die Nachricht von dem zwischen Sachsen und Schweden am 14. September 1706 zu Alt=Ranstädt geschlossenen Frieden nach Thüringen zurück, wo sie Quartiere bezogen; er selbst reiste nach Warschau, wohin der König sich mit seinen Truppen einstweilen verfügt hatte, um sich den Moskowitern zu entziehen, von welchen er, nachdem sein Bündniß mit dem Zar durch den Frieden aufgelöst war, nur Ungelegenheiten befürchten mußte. Schulen=

burg fand eine ziemlich kalte Aufnahme; seine Feinde hatten nicht unterlassen, in einer Zeit, wo die Zustände des Krieges nur traurige Ergebnisse darboten, die widerwärtigen Eindrücke auch gegen den Feldherrn zu wenden. Ihm widerfuhr sogar eine beleidigende Zurücksetzung. Der König hatte nämlich in Grodno dem russischen Feldmarschall Ogilvy, der das Heer des Zars befehligte, das Versprechen gegeben, ihn nach dem Abgange Steinau's an dessen Stelle auch zum sächsischen Feldmarschall zu ernennen; dies geschah jetzt, wiewohl auch Schulenburg von dem Könige, als dieser ihn von seinem Abschiedsgesuche zurückzubringen bemüht gewesen, mündlich und schriftlich die betheuernde Zusicherung empfangen hatte, daß niemand ihm in Betreff der Befehlsführung jemals vorgehen würde. Sein Inneres empörte sich mehr um der Wortbrüchigkeit und Schwäche, die ihm gegenüber stand, als um der Beeinträchtigung willen, die er selbst erlitt; und die derjenige nicht allzuhoch in Anschlag bringen konnte, der diese Verhältnisse mit allen ihren Aussichten nur immer gewünscht hatte zu verlassen. Er unterdrückte jedoch seinen Unwillen und führte keine Beschwerde, da er dies für den Augenblick völlig zwecklos hielt; er war sogar bedacht, mit Ogilvy selbst im besten Einverständnisse zu leben. Der König begab sich von hier zuerst wieder nach Krakau, wo er inmitten seines glänzenden Hofes und in der reizenden Geselligkeit von Polen die Unglücksfälle seiner Staaten zu vergessen schien, dann endlich nach Leipzig, wo auch Schulenburg bald eintraf, und plötzlich wieder, gegen alles Erwarten, in großer Gunst erschien. Der König gab die angenehmsten Feste, erlustigte sich mit Scheibenschießen und Ringelstechen, hielt Jagden bei Fackelschein, und diesen Vergnügungen, an denen die damalige Geliebte des Königs, Frau von Hoymb, später zur Gräfin von Kosel erhoben, und viele schwedische Generale Theil nahmen, mußte auch Schulenburg regelmäßig beiwohnen, zum größten Verdrusse seiner Gegner, die ihn bald auch wieder in den wichtigsten Staatsgeschäften zu Rathe gezogen sahen.

Karl der Zwölfte hielt Sachsen fortwährend besetzt, und drückte das Land durch harte Kriegslasten; er selbst hatte

sein Hauptquartier auf dem Edelhofe zu Alt-Ranstädt, wo er in strenger Einfachheit wie ein rauher Krieger lebte. Der König August, den er in Polen entthront und durch sonstige harte Friedensbedingungen tief gedemüthigt hatte, besuchte ihn mehrmals, und es fanden zwischen beiden viele Höflichkeiten statt. Auch Schulenburg machte dem Könige von Schweden zu Alt-Ranstädt seinen Besuch. Der König empfing ihn in seinem Kabinet, und trat ihm sogleich entgegen, und da Schulenburg nach einer Verbeugung schweigend die Anrede des Königs erwartete, schritt dieser, ohne ein Wort zu sprechen, immer näher auf ihn ein, und drängte den allmählich Zurückweichenden auf diese Art bis zu einer Ecke des Zimmers; nach dieser seltsamen bildlichen Wiederholung von Punitz brach er das Schweigen, und begann ein Gespräch über die Kriegsbegebenheiten, welche sie zusammen gehabt; einige schwedische Generale mischten sich in die Unterhaltung, die alsbald so lebhaft wurde, daß der König gegen seine Gewohnheit lachte und scherzte, und eine Stunde auf solche Weise zubrachte. Während der Mittagstafel, bei welcher Schulenburg neben dem Könige saß, sprach dieser kein Wort, und sah ernsthaft vor sich hin. Nach dem Essen, das nicht über eine halbe Stunde dauerte, folgte Schulenburg nebst den schwedischen Generalen dem Könige wieder in sein Kabinet, und man verbrachte abermals eine Stunde in munteren Gesprächen über mannigfache Gegenstände. Schulenburg speiste noch ein zweitesmal bei ihm, und sprach ihn auch bei anderer Gelegenheit öfters, immer auf gleiche Weise begünstigt und ausgezeichnet, indem der König Gefallen fand sowohl allgemeine Verhältnisse als besondere Vorfälle aus dem Fache des Kriegswesens mit ihm durchzusprechen. Schulenburg entwirft in seinen Denkwürdigkeiten von diesem großartig sonderbaren Fürsten eine gute Schilderung, von vielen merkwürdigen Zügen belebt, und im Ganzen dem Bilde nicht unähnlich, welches späterhin durch Voltaire's Feder lebhaft ausgeführt, der diese Züge dabei vor Augen hatte, allgemeine Verbreitung und bewundernden Beifall gefunden hat. Der Anschein guten Vernehmens zwischen dem Könige August und Karl dem Zwölften hinderte indessen letzteren so wenig

als der geschlossene Frieden, in Sachsen völlig wie in einem eroberten Lande zu hausen; man rechnete, daß die Schweden binnen 13 Monaten an baarem Geld und anderen Leistungen über 21 Millionen Thaler daraus gezogen. Bei dieser Bewandtniß glaubten die Sachsen durch den für sie ganz unwirksamen Frieden auch ihrerseits gegen die Schweden nicht mehr gebunden zu sein, und man sann auf Mittel, sich der unleidlichen Bedrückung zu entledigen. Schulenburg unter andern entwarf einen Plan, den König von Schweden in Alt-Ranstädt, wo er mit geringem Gefolge, und auf Stundesweite von den nächsten schwedischen Truppen entfernt, im Quartier lag, nächtlich aufzuheben, ihn nach Königstein zu führen und dort so lange gefangen zu halten, bis er den Frieden, unter billigen Bedingungen neu geschlossen, treu erfüllt, und alle seine Truppen nach Schweden zurückgeschickt hätte. Die Sache war leicht und fast ohne Gefahr auszuführen, Schulenburg hatte selbst mit vier Offizieren die Oertlichkeit genau erkundet, und drang mehrmals in den König, ihm Vollmacht und Auftrag zu ertheilen; allein dieser konnte sich nicht entschließen, und erschrack immer auf's neue vor dem Gedanken an die Folgen, welche die Sache haben könnte, nicht erwägend, daß die Furchtbarkeit des Feindes mit dessen Gefangenschaft aufgehört hätte. Als bald nachher im September 1707 Karl der Zwölfte bei seinem endlichen Abzuge aus Sachsen unvermuthet in Dresden erschien, und nur von vier Generalen begleitet sich der Gewalt seines bisherigen Gegners anvertraute, wurde derselbe Vorschlag von Anderen angeregt, der jedoch diesmal weniger rechtlich zu begründen war; allein die bestürzten Gemüther vermochten sich nicht so schnell zu fassen, und ehe ein Entschluß zu Stande kam, war die Gelegenheit schon vorübergegangen. Schulenburg aber befand sich in dieser Zeit gar nicht in Dresden, sondern auf einer Reise in Hannover, wohin besondere Umstände ihn geführt hatten.

Seinen Unmuth über so mancherlei Mißgeschick, das ihn niederbeugte, hatte der König August auf die Werkzeuge geworfen, die ihm bei dem unheilvollen, aber von ihm selbst beeilten Friedensschlusse gedient hatten. Der Präsident

von Imhoff und der geheime Referendair Pfingsten waren verhaftet und nach Königstein gebracht worden, weil sie, so hieß es, bei dem Friedensgeschäft über ihre Vollmachten hinausgegangen waren. Das Gerücht hatte sich verbreitet, auch der General Schulenburg, dem man allerlei vorwerfe, solle verhaftet werden. Auf diese Nachricht sandte der Kurfürst von Hannover, mit Schulenburg's Schwester durch Bande dauernder Zuneigung innig verbunden, und dadurch auch für diesen mit lebhaftem Antheil erfüllt, sogleich dessen jüngeren Stiefbruder, der in seinen Hofdiensten stand, mit dem Auftrage nach Dresden, den General zu warnen, und ihn einzuladen, im Falle wirklicher Gefahr nur sogleich an den Hof nach Hannover zu kommen. Schulenburg war allerdings in der Gunst des Königs wieder gesunken, fürchtete aber keine solche Maßregel, zu welcher auch, wie er wußte, nicht der geringste Grund vorhanden war; doch mochte er selbst wünschen sich eine Zeitlang zu entfernen, und die Ungunst selbst zu ihrer eigenen Widerlegung gebrauchend bat er den König, nach vieler Klage, daß so nachtheilige Gerüchte über ihn in Umlauf gesetzt würden, um die Erlaubniß, durch sein persönliches Erscheinen an mehreren Höfen den Ungrund jener Ausstreuungen thatsächlich darzuthun. Diese Erlaubniß wurde ihm gern ertheilt, und er reiste zuvörderst nach Hannover, dem Kurfürsten für seine besondere Theilnahme sich dankbar zu erweisen. Dieser war eben im Begriff nach dem Rhein abzugehen, um daselbst den Oberbefehl der Reichstruppen zu übernehmen, und ließ durch seinen Gesandten in Dresden für Schulenburg um die Anführerstelle über die sächsischen Kriegsvölker nachsuchen, allein diese Stelle war bereits dem General Grafen von Wackerbarth zugesagt, der als sächsischer Gesandter in Wien die Verwendung des Kaiserlichen Hofes für sich hatte. Nichtsdestoweniger überwog zuletzt der Einfluß des Kurfürsten, in welchem schon der künftige König von Großbritannien berücksichtigt wurde, und Schulenburg erhielt im Frühjahr 1708 eine Sendung in das Hauptquartier der Verbündeten in den Niederlanden, wohin auch im Juni die sächsischen Truppen 9000 Mann stark zogen, um in holländischem Solde gegen die Franzosen zu fechten; er

hatte den Auftrag, die Verwendung dieser Truppen zu beaufsichtigen, und über den Gang der Kriegssachen zu berichten.

Der Krieg um die Erbfolge in Spanien wurde zwischen Ludwig dem Vierzehnten und den wider ihn verbündeten Gegnern mit aller Erbitterung fortgeführt. Den französischen Befehlshabern, dem Herzoge von Vendome und später dem Marschall von Villars, standen der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough, beide in seltener Eintracht siegreich verbunden, als Anführer des verbündeten Heeres in den Niederlanden gegenüber. Schulenburg fand hier erwünschte Verhältnisse, tüchtige Streitkräfte, geschickte Führung, erprobte Feldherren, welche seinen Werth erkannten, und sein Vertrauen verdienten. Schulenburg war kaum bei dem Heer angelangt, als am 11. Juli 1708 die Schlacht von Oudenaerde vorfiel, in welcher die Verbündeten siegten, und auch Schulenburg als freiwilliger Mitkämpfer sich durch Heldenmuth auszeichnete. Unvermuthet fand bald nachher auch der König August sich bei dem verbündeten Heer in den Niederlanden ein, und war Zeuge des guten Fortganges der Dinge. Schulenburg that sich überall in Rath und Ausführung hervor; sein geistvolles Urtheil und seine besonnene Tapferkeit gewannen ihm vor allen die Zuneigung des Prinzen Eugen, der ihm besonderes Vertrauen bewies und die ehrenvollsten Aufträge gab. Seine Stellung jedoch brachte es mit sich, daß der Ruhm seines Namens minder ausschließlich glänzte, als da er selbst den Oberbefehl eines unabhängigen, wenn auch geringeren Ganzen geführt. Dagegen sollte sein Verdienst hier auf einem ganz neuen Gebiete hervorleuchten. In den Niederlanden hatte man viel mit Belagerungen zu schaffen und Schulenburg, der zwar in jedem Theile der Kriegskunst bewährte Kenntniß und Einsicht besaß, aber bisher fast nur im freien Felde gegen den Feind gestanden hatte, lernte hier durch werkthätige Erfahrung in dem Festungskriege dasjenige Fach kennen, dem er künftig seines Ruhmes schönsten Lorbeer verdanken sollte. Schon bei der Belagerung von Lille leistete er wichtige Dienste und bezeichnete scharf die Fehler, welche gemacht wurden.

Im folgenden Jahre 1709 wurde Schulenburg nach dem Haag abgesandt, um einen neuen Vertrag wegen der sächsischen Truppen einzuleiten, welche vermehrt, und nach dem besonderen Wunsche der Oberfeldherren im März unter seinen Befehl gegeben wurden. Als Zeichen erneuter Gunst erscheint auch, daß ihm der junge Graf Moritz von Sachsen, Sohn des Königs August, anvertraut wurde, um unter seiner Aufsicht die ersten Waffenproben zu bestehen. Als Marlborough im Juni die Belagerung von Tournay unternahm, erhielt Schulenburg die Leitung eines der drei Angriffe, welche gegen die Festung angeordnet wurden. Seinem Befehle waren hiebei drei Generallieutenants untergeben, der Herzog von Argyle, der General von Weck und der Graf von Wackerbarth. Sein Angriff rückte von allen am schnellsten vor, und beunruhigte die Franzosen am meisten; er hatte bereits den bedeckten Weg von der Schelde, das dortige Hornwerk und die dabei befindlichen Basteien mit Sturm erobert, und einen Ausfall glücklich zurückgeschlagen, als die Besatzung die Stadt übergab und sich auf die Citadelle beschränkte. Schulenburg eröffnete auch gegen diese die Laufgräben, und führte seinen Angriff über und unter der Erde, — denn in den Minen sogar kam es zu förmlichen Gefechten, — mit solcher Geschicklichkeit, daß die Franzosen nach 26 Tagen hartnäckigster Gegenwehr sich kriegsgefangen gaben. Kaum war diese Belagerung beendigt, so eilte Schulenburg mit seinen Truppen zu dem verbündeten Heere, welches sich anschickte, den Franzosen eine Schlacht zu liefern, die aber der Prinz Eugen nicht zulassen wollte, bevor nicht die Belagerungstruppen von Tournay eingetroffen wären; sie kamen Abends den 10. September an, und am 11. begann die große Schlacht von Malplaquet, in welcher von beiden Seiten mit hartnäckiger Ausdauer und größtem Verluste gestritten wurde, bis zuletzt doch die Franzosen unterlagen. Schulenburg stand mit den Sachsen an diesem heißen Tage im ersten Treffen, unter dem Befehl des Prinzen Eugen, und bewies so außerordentliche Proben der Einsicht und Tapferkeit, daß dieser Feldherr ihm laut seine Bewunderung

zollte, und ihn von dieser Zeit mehr als irgend einen anderen seiner Generale ehrte.

Im Anfange des Jahres 1710 machte Schulenburg einen Besuch in Sachsen, ging dann über Hannover nach den Niederlanden zurück, und nahm auf's neue an den Kriegsunternehmungen Theil. Im Juli wurde von Seiten des Prinzen Eugen ihm, und von Seiten Marlborough's dem holländischen General Baron Fagel die Berennung und Belagerung von Bethune aufgetragen, welche Festung mit einer starken Besatzung versehen und dem tapferen General Dupuy-Vauban, einem Neffen des berühmten Marschalls, zur Vertheidigung anvertraut war. Sie rückten mit 20,000 Mann am 15. Juli vor den Platz, der sogleich berennt und bald nachher beschossen wurde. Im Beginn machte Fagel auf seiner Seite raschere Fortschritte; Schulenburg hatte bei seinen Arbeiten größere Schwierigkeiten zu überwinden, weil der Boden, durch Ueberschwemmung verdorben, erst ausgetrocknet werden mußte, bevor der Angriff geschehen konnte. Seine Anstalten waren aber so zweckmäßig, daß selbst die Holländer, jedes Wasserbetriebes vor allen kundig, ihr Erstaunen darüber ausdrückten; die Abzapfung des Wassers, welche man für unmöglich gehalten, wurde mit großer Anstrengung in wenig Tagen bewirkt; der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough kamen selbst, um die merkwürdige Arbeit in Augenschein zu nehmen. Schulenburg schlug hierauf mehrere Ausfälle der Belagerten siegreich zurück, und setzte dann seinen Angriff so rasch und nachdrücklich in's Werk, daß er bereits alle Anstalten zum Hauptsturme traf, als die Franzosen, in Erwägung dieser Gefahr, den bisher hartnäckig vertheidigten Platz am 28. August an ihn übergaben. Fagel empfand über Schulenburg's unvermuthetes Gelingen solchen Verdruß, und konnte sich so wenig in das Geschehene finden, daß er kaum davon abzubringen war, die schon übergebenen Werke noch weiter zu beschießen, um sie auch seinerseits einzunehmen. Mit der Eroberung einiger anderen Festungen, wobei wir Schulenburg's jedoch nicht erwähnt finden, wurde dieser Feldzug geendigt.

Inzwischen hatten die Wandlungen der Gunst und die

Ränke der Selbstsucht am sächsischen Hofe nach wie vor ihr verderbliches Spiel, und erstreckten ihren gehässigen Einfluß auch auf Schulenburg's Verhältnisse, und dies um so mehr, als mit seinem Verdienst und Ruhm auch die Eifersucht und Erbitterung seiner Feinde zunehmen mußte. Unerwartet wurde dem General Grafen von Flemming der Oberbefehl über alle sächsischen Truppen verliehen. Schulenburg, hierüber mißvergnügt, und müde so vieler Widerwärtigkeiten und unaufhörlichen Plackereien, wiederholte sein oftmals erneuertes Gesuch, und bestand auf seinen Abschied, den er endlich im April des Jahres 1711 erlangte. Vergebens suchte der König ihn auch diesmal wieder durch Versprechungen und Schmeicheleien von seinem Vorhaben abzuwenden; er fand ihn unerschütterlich in seinem Entschlusse beharrend, und mußte ihm willfahren. Er that es in Gnaden, und ließ ihm noch zuletzt, als Zeichen dankbarer Anerkennung seiner vieljährigen ruhmvollen Dienste, ein Geschenk von 12,000 Thalern reichen, zugleich als Ersatz für so mancherlei Opfer, die er aus eigenen Mitteln im Laufe dieser Dienste aufgewendet.

Die nächstfolgenden Jahre brachte Schulenburg außer Anstellung und Dienst, aber keinesweges unthätig hin. Er trat sogleich in Unterhandlungen wegen Eintrittes in Kaiserliche Dienste, dem jedoch der Prinz Eugen heimlich entgegenwirkte, reiste nach Sachsen, besuchte seine Güter im Magdeburgischen, begab sich im Jahre 1712 zur Krönung Kaiser Karl's des Sechsten nach Frankfurt am Main, hierauf nach Wien, dann wieder zum Heere des Prinzen Eugen nach Flandern, im Anfange des Jahres 1713 nach London, und sodann, nachdem er in Holland dem Friedenskongresse von Utrecht beigewohnt, auf sein Gut Emden, wo er über ein Jahr verweilte. Aber auch ohne in Staatsdiensten zu sein, war er ohne Zweifel in den öffentlichen Angelegenheiten vielfach thätig und wirksam. Seine Verbindungen in Sachsen dauerten fort; andere sehr angesehene hatte er, wie schon erwähnt, in Hannover; aus dem Kriegsdienst in dem verbündeten Heere, der ehrenden Freundschaft des Prinzen Eugen und der Hochachtung des Herzogs von Marlborough verblieben ihm nahe

und wichtige Verhältnisse. Seinen Reisen, seiner Anwesenheit bei den genannten großen Staatshandlungen, kann wohl, neben persönlichen Zwecken, ein politischer Antheil nicht ganz fremd gewesen sein.

In Emden besuchte ihn im Anfange des November 1714 der berühmte Leibnitz, mit welchem er schon früher in genauere Bekanntschaft gekommen war. Gleich darauf reiste Schulenburg an den Niederrhein, und von hier über Frankfurt am Main und Nürnberg nach Wien, wo wir ihn am Ende des Jahres in der ausgezeichnetsten Gunst bei dem Kaiser finden und im vertrautesten Umgange mit dem Prinzen Eugen, der in den wichtigsten und geheimsten Arbeiten der Kriegs- und Friedensgeschäfte ihn häufig zur Theilnahme berief. Sein Eintritt in Kaiserliche Kriegsdienste, dem früher manche Schwierigkeit entgegenstand, würde jetzt leicht erfolgt sein, wenn nicht von anderer Seite eine ganz neue Aussicht ihn gerufen hätte, welche dem Kaiserlichen Hofe wie ihm selbst erwünscht sein mußte.

Die Republik Venedig befand sich in schweren Krieg mit den Türken verwickelt, welche das Königreich Morea, durch die Venetianer unter Franz Morosini heldenmüthig erkämpft und im Frieden von Karlowitz glücklich behauptet, mit allen Kräften wiederzuerobern strebten. Venedig, seit Jahrhunderten nachtheilig ringend gegen die Wirkung der neuen Wege des Welthandels, fühlte längst im Stillen die Wandlung der Zeiten, deren Zukunft ihm fortan kein neues Emporsteigen zu hoffen gab. Aber die Macht und Größe dieses Staates waren so außerordentlich, daß ihre glänzende Entfaltung noch oft über ihre wirkliche Abnahme täuschen konnte; Staatsklugheit und Tapferkeit erhielten noch weithinaus, und mehrten sogar, auf Augenblicke, den erworbenen Besitz und das überkommene Ansehen aus älterer Zeit. Geschickte Unterhandlung wendete manche Gefahren ab, die aus den politischen Verwickelungen der europäischen Mächte oftmals hervorgingen; entschlossene Kriegsführung bestand mit abwechselndem Glücke diejenigen, welche der furchtbare Andrang der türkischen Macht immer näher gegen Venedig heranwälzte. Die Republik nahm

seit langer Zeit in solcher Bedrängniß stets ihre Zuflucht auch zu auswärtiger Hülfe; sie besoldete fremde Kriegsvölker und berief auswärtige Anführer. Groß ist die Zahl besonders deutscher Namen, die in den Kriegen Venedigs neben den alten venetianischen Namen mit Ruhm genannt werden; unter den Feldherren dieses Freistaats finden sich Prinzen von Braunschweig, Grafen von Mansfeld, Waldeck, Trautmansdorff, und viele andere Kriegsmänner, auch von minder berühmter Herkunft. Es war zum eingeführten Gebrauche geworden, daß, während die Seemacht nur Einheimischen anvertraut blieb, Ausländern der Oberbefehl über die Landtruppen übertragen wurde. Auch jetzt, da die Gefahr größer als je über die bestürzte Republik hereinbrach, und alle Mittel des Heils aufgeboten werden mußten, wandte der Senat seine Sorgfalt mit größtem Eifer dahin, dem Staate Truppen und Anführer vom Auslande herbeizuziehen. Die venetianischen Gesandten, welche nach Wien geschickt worden, um mit dem Kaiser gegen den gemeinschaftlichen Feind ein Bündniß abzuschließen, bei dessen Verhandlung der Prinz Eugen durch Schulenburg's Rath und Thätigkeit eifrig unterstützt wurde, erhielten den Auftrag, wegen Berufung dieses letzteren in venetianische Dienste die nöthigen Schritte zu thun. Schulenburg's Name war durch den Ruf seiner Thaten, besonders als Gegner Karls des Zwölften, auch in Italien längst berühmt. Kaiser Karl der Sechste sah die Sache Venedigs als seine eigene an, und während er selbst sich mit aller Macht zum Kriege rüstete, welchen seinerseits der Prinz Eugen in Ungarn führen sollte, mußte er eifrigst wünschen, auch die Venetianer einen Feldherrn wählen zu sehen, der, durch seine eigenen Fähigkeiten sowohl als durch gutes Einverständniß mit dem Kaiserlichen Heerführer, dem gemeinschaftlichen Unternehmen gutes Vertrauen und glücklichen Fortgang gewährte. Hatte der Prinz Eugen die Venetianer wiederholt versichert, sie könnten niemals einen tüchtigeren und dem Kaiserlichen Hofe erwünschteren Feldherren berufen, so unterstützte nun auch der Kaiser mit größter Wärme bei Schulenburg die Anträge der Venetianer. Die Republik bot dem General die Würde eines Feldmar-

schalls an, für die Kriegszeit 10,000 Zechinen jährlicher Besoldung, ein Regiment zu Fuß von 1000 Mann, und andere angemessene Vortheile. Auf diese Bedingungen kam zu Wien am 5. Oktober 1715 zwischen dem venetianischen Botschafter Peter Grimani und Schulenburg der Dienstvertrag des letzteren mit der Republik, einstweilen auf drei Jahre, glücklich zu Stande. Der Kaiser bezeigte seine lebhafte Theilnahme an dieser Sache sogleich durch Schulenburg's Erhebung in den Reichsgrafenstand, die unter dem 14. Oktober ausgefertigt wurde, und seine beiden Brüder und beiden Schwestern mitbegriff. Schulenburg ordnete seine Angelegenheiten so gut es die Kürze der Zeit erlaubte, und beeilte seine Ankunft in Venedig. Mehrere Offiziere, besonders Sachsen, die unter ihm gedient hatten, folgten ihm dahin nach. Den General von Nostitz nahm die Republik als Generallieutenant für Dalmatien noch besonders in Dienst.

Im Dezember 1715 langte Schulenburg in Venedig an, und wurde höchst ehrenvoll empfangen. Gleich bei seinem ersten Auftreten erwarb er ein überwiegendes Ansehen, wie niemals vor ihm ein fremder General in Venedig besessen hatte. Er verband entschlossene Stärke mit vorsichtiger Klugheit. Die reichen Erfahrungen, welche er auf den Schaubühnen des Staatslebens, die schlaue Gewandtheit, welche er im mannigfachen Verkehr so vieler Höfe gewonnen, und das feine Betragen, welches ihm von daher in hohem Grade eigen war, mußten ihm bei den Edlen Venedigs besonders zu Statten kommen, als welche von jeher in solchen Eigenschaften Auszeichnung und Ruhm fanden. Hier kam es darauf an, nicht eines Einzelnen Gunst, sondern den Beifall und die Mitwirkung von Vielen in mannichfachen Verhältnissen dauernd zu gewinnen. Er wußte die Schwächen der Meisten bald zu erkennen und geschickt zu benutzen. Die Vorzüge, welche Wahn und Eitelkeit sich anmaßten, ließ er gern als wirkliche gelten, den Schein von Tugenden, welcher oft das Gegentheil derselben nur schlecht verhüllte, hütete er sich zu verletzen; in der Gestalt von Anderer Vorschlägen und

Entwürfen schaffte er den seinigen sicheren Eingang. Kein Verhältniß durfte er unbeachtet lassen; wichtiger jedoch, als alle übrigen in Venedig, war für ihn das zu dem Savio alla Scrittura. Dieser Beamte, ursprünglich nur Zahlmeister bei den Truppen, hatte in Kriegszeiten nach und nach die bedeutendste Wirksamkeit erworben; zu seinem Bereiche gehörten alle Verwaltungsgegenstände, Festungsbau, Ordnung und Ausrüstung der Truppen, die sämmtlichen Beförderungen; von ihm hing es größtentheils ab, welche Mittel dem Feldherrn zur Ausführung seiner Zwecke verliehen würden. Schulenburg fand einen Savio im Amte, der ihm persönlich abgeneigt und dabei von keiner sehr edlen Denkungsart zu sein schien; diesen zu gewinnen war die nächste Aufgabe. Derselbe befand sich gerade auf seiner Villa in ländlicher Behaglichkeit, als er durch Schulenburg's Besuch plötzlich überrascht wurde. Diese unerwartete Zuvorkommenheit, die Ehre, die ihm dadurch widerfuhr und der Ruf des Mannes selbst setzten ihn schon in Verwirrung; als jener mit aller Ueberlegenheit der großen Welt ihm seine Hochachtung in verbindlichen Ausdrücken bezeigte, den Garten, das Haus, und alles was vor Augen kam, lobpreisend bewunderte, endlich aus einer prächtigen Dose ihm Taback bot, und diese Dose, die unter dem Taback mit Zechinen reichlich gefüllt war, dem erstaunten Savio zum Geschenk machte, wurde dieser völlig hingerissen, bekannte seine frühere Abneigung, gelobte aber statt deren jetzt die beste Freundschaft und Ergebenheit, die er auch nachgehends durch die That bewährte! Wenn Schulenburg auf diese Weise nicht eben zart in der Wahl seiner Mittel erscheint, so gebührt ihm dagegen das Lob, in der Wahl seiner Zwecke desto strenger gewesen zu sein. Allgemein wurde anerkannt, und durch alle Folgezeit bestätigt, daß er die durch Klugheit und List erlangten Vortheile mit größter Rechtschaffenheit immer zum Guten verwendet, keinerlei Mißbrauch weder für sich noch für Andere damit geübt, und seine Verhältnisse nur gesichert und erhöht habe, um desto freier und nachdrücklicher seinem Berufe Genüge zu thun.

Schulenburg schonte zwar die einzelnen Personen mit

großer Vorsicht, aber die allgemeinen Anstalten und Einrichtungen, welche ihrem Zwecke nicht entsprachen, behandelte er mit rücksichtsloser Strenge. Genug gab es hier zu tadeln, abzustellen, zu ersetzen. Die wenigen Truppen waren in schlechtem Zustande, das Festungswesen vernachlässigt, die Arbeiten im Arsenale höchst mangelhaft. Was er von den Offizieren, die aus der Levante anwesend waren, über den Zustand der dortigen Angelegenheiten hörte, machte ihn an dem Gelingen des bevorstehenden Feldzuges fast verzweifeln. Eifrig drang er darauf, daß größere Anstrengungen gemacht würden. Seine Vorstellungen erwirkten ihm von dem Senate den Auftrag, von den deutschen Fürsten für den venetianischen Dienst noch 6000 Mann in Sold zu nehmen. Außer dieser für die Folge ersprießlichen Vermehrung, mußte für das Bedürfniß des Augenblicks noch schleunigere Hülfe geschafft werden. Es gelang ihm, viele kriegsgefangene Schweden anzuwerben, und das gute Handgeld, das sie erhielten, lockte noch andere tüchtige Soldaten unmittelbar aus dem schwedischen Heere herbei. Da die Berathschlagungen in Venedig über den Plan des Feldzuges eine große Vorliebe für die Wiedereroberung von Morea und Candia zeigten, so übergab Schulenburg dem Senat in einer ausführlichen Denkschrift die Entwickelung seiner ganz entgegengesetzten Ansicht. Die Unfälle, welche die venetianischen Waffen in den letzten Feldzügen erfahren hatten, leitete er hauptsächlich von dem Unzusammenhang und der Entlegenheit jener Besitzungen ab. Morea, Candia und die übrigen Inseln, sagte er, erforderten in ihrer vereinzelten Lage auch vereinzelte Vertheidigungsanstalten, die ungemeine Kosten verursachten, und gleichwohl unzureichend blieben, da jeder Punkt für sich allein der ganzen Macht des Feindes bloßgestellt sei, ohne die Kräfte zum Widerstande gleicherweise daselbst vereinigen zu lassen. Anstatt dieser Länder möchte die Republik lieber die Eroberung Albaniens versuchen, eines nahegelegenen, an Dalmatien angeschlossenen Landes, welches durch hohe Berge, deren Vertheidigung der große Skanderbeg einst gelehrt, von den übrigen türkischen Provinzen getrennt, und daher um so leichter zu behaupten sei; die Republik würde auf diese Weise

ihren Verlust reichlich ersetzen, an Land und Volk und Einkünften beträchtlich gewinnen, und ihre Herrschaft über den adriatischen Meerbusen durch neue Bande sichern. Zugleich gab er die Mittel an, durch welche die Ausführung dieses Planes, der zuvörderst die Eroberung von Prevesa, Voiniza und Lepanto bezweckte, im Einzelnen zu erreichen stünde. Die kleine oder Galeerenflotte, meinte er, würde jene Unternehmungen der Landmacht von der Seeseite zu unterstützen haben, während die große Flotte der türkischen Seemacht den Ausgang aus den Dardanellen verwehrte, oder sie wenigstens verhinderte in die ionischen Gewässer zu gelangen, welches durch Kreuzen unter Zante am sichersten bezweckt werden möchte.

Bevor noch ein fester Schluß genommen war, ging Schulenburg am 2. Februar 1716 mit 300 deutschen Soldaten und großen Vorräthen von Lebensmitteln und Schießbedarf nach den ionischen Inseln unter Segel. Alle Nachrichten aus der Levante machten eine furchtbare Schilderung von den ungeheuern Zurüstungen der Türken, deren gesammte Kriegsmacht, nachdem Candia, Morea und mehrere Inseln mit allen festen Plätzen bereits in ihrer Gewalt waren, nunmehr zunächst, so mußte man vermuthen, gegen Corfu sich wenden würde. Die sämmtlichen Inseln, Venedig selbst, ja ganz Italien war dem verheerenden Einbruche der Osmanen bloßgestellt, wenn dieses Bollwerk in ihre Hände fiel. Die Insel Corfu, von etwa 50,000 Einwohnern bevölkert, liegt der Küste von Albanien gegenüber, und bildet mit dieser einen langen Kanal, der in der Mitte sich zu einem Becken erweitert, an beiden Enden aber enger zusammenzieht. In dieses Becken erstreckt sich von der Ostküste der Insel ein Vorgebirge, welches von dem übrigen Lande fast getrennt scheint, und auf dessen Felsenboden die der Insel gleichnamige Stadt erbaut ist. Gegenüber, auf der Küste von Albanien, in der Tiefe einer kleinen Bucht, liegt die Bergstadt Butrinto; in dem Kanale selbst, dem Hafen gegenüber, die Insel Vido. Die Stadt Corfu, mit etwa 14,000 meist griechischen Einwohnern, war von Alters her mit ansehnlichen Festungswerken versehen, deren kunstvoller und sogar prächtiger Bau

über ihre Zweckmäßigkeit täuschen konnte; ein starkes Schloß, von drei Seiten her meerumfluthet, erhob sich auf der Spitze des Vorgrundes; die eigentliche Stadt, zwiefach vom Meere angespült, lag unmittelbar dahinter, gegen die Landseite durch eine Reihe von Basteien und anderen Werken genugsam befestigt, wenn nicht die nahe vor der Stadt aufsteigenden Anhöhen San-Abraham und San-Salvador diese Werke beherrscht hätten. Corfu mußte für den Schlüssel der dortigen Meere gelten. Schulenburg sollte daher die Festungswerke und sonstige Vertheidigungsmittel besichtigen, und das etwan Mangelhafte schleunigst herstellen. Er fand alles im traurigsten Zustande, die Werke schlecht angelegt und verfallen, die Besatzung äußerst gering, die Einwohner abgeneigt, ja feindlich gestimmt. Er setzte den Senat sogleich von allem in Kenntniß, und verlangte die nöthigen Hülfsmittel; inzwischen gab er Befehl, die Festungswerke schleunigst auszubessern und durch neue Anlagen zu erweitern, besonders aber nach der Landseite die beiden Anhöhen, und, zur Sicherung des Hafens, die Insel Vido zu verschanzen. Der Senat gab seinen Vorschlägen völligen Beifall und bewilligte zu deren Ausführung alle verlangten Mittel; aber diese blieben dennoch aus, und sogar die Schanzarbeiten geriethen in Stocken, da die schwache Besatzung kaum für den täglichen Dienst ausreichte, und die Einwohner unbezahlt nicht Hand anlegen wollten. Man harrte in Venedig mit banger Ungeduld auf die Kriegserklärung des Kaisers, der als Bundesgenosse gegen die Türken aufzutreten zögerte; ungeachtet der flehentlichen Mahnungen des Pabstes und des dringenden Betreibens abseiten des venetianischen Botschafters Grimani in Wien, erfolgte sie erst am 13. April, und diese ganze Zwischenzeit verlor sich in Hemmung und Schwanken. Schulenburg bereiste indessen die übrigen Inseln und naheliegenden Küsten, ließ Parga in Vertheidigungsstand setzen, und auch sonst überall, soviel es die Umstände erlaubten, die nöthige Vorkehr treffen. So vergingen mehrere Monate.

Inzwischen erhob sich auf dem Festlande gegenüber von Corfu ein türkisches Lager, dessen Absicht deutlich auf Corfu zu beziehen war; die außerordentliche Anhäufung von Trup-

pen in demselben und das Auslaufen der türkischen Flotte aus den Dardanellen unter dem Kapudan-Pascha Diannn Cogia ließen befürchten, daß der Zeitpunkt des Angriffs ganz nahe bevorstehe. Schulenburg gab dem Senate hievon Nachricht, und fügte die dringendsten Vorstellungen hinzu, wie sehr es nöthig sei bei so großen Zurüstungen des Feindes die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, um Corfu aus der Gefahr zu retten, die unmittelbar hereinzubrechen drohe. Der Senat höchst bestürzt beschloß die verlangte Hülfe in möglichster Eile zu senden, um aber in der Zwischenzeit, bis jene Hülfe einträfe, Corfu nicht bloßgestellt zu lassen, sollte die venetianische Flotte, obgleich noch nicht verstärkt durch die versprochenen Hülfsgeschwader anderer christlichen Mächte, durch jedes Mittel die türkische Seemacht aus den ionischen Gewässern entfernt halten, und Schulenburg erhielt den Befehl, zur desto sicherern Führung der Sache selbst mit auf die Flotte zu gehen, und mit ihr nach Zante zu schiffen.

Auf die Nachricht, daß die türkische Flotte schon weit in See und ziemlich in der Nähe sei, liefen die Venetianer in den Hafen von Zante ein, um daselbst frisches Wasser einzunehmen, und mehrere beschädigte Schiffe auszubessern. Vergebens ermahnte Schulenburg, den Feind in dessen eigenen Gewässern aufzusuchen und anzugreifen, damit dessen weiterer Lauf nach Corfu und die Ueberschiffung der auf der Küste gegenüber bereitstehenden Landtruppen um so sicherer verhindert würde; die venetianischen Anführer hatten beschlossen, die feindliche Flotte bei Zante zu erwarten und sich hier auf ein Treffen gefaßt zu machen. Bald aber brachte ein englisches Schiff die erschreckende Nachricht, daß die türkische Flotte bereits an Zante vorübergesegelt und auf der Rhede von Corfu vor Anker gegangen sei; sie bestand aus 22 Linienschiffen und 35 kleineren Kriegsschiffen, die zusammen über 2000 Kanonen führten. Dieser Macht war die venetianische keineswegs gewachsen, und ein Angriff, der in offener See, wegen der venetianischen Ueberlegenheit im Manövriren, noch zu wagen gewesen wäre, jetzt kaum mehr rathsam. Schulenburg aber fand sich von Corfu abgeschnitten,

wo seine Anwesenheit mit jedem Augenblick dringender nöthig wurde. Schon wollte er auf einem französischen Schiffe heimlich hineinzuschlüpfen suchen, als die Venetianer einen besseren Rathschlag faßten, und ihn durch die Galeeren, wiewohl nicht ohne Gefahr, im Angesicht der türkischen Flotte am 5. Juli glücklich an's Land setzten. Er fand die Einwohner in Flucht und Schrecken, die Truppen völlig muthlos. Noch war keine Verstärkung eingetroffen, die anbefohlenen Arbeiten waren großentheils unterblieben, in allen Anstalten herrschte Mangel und Verwirrung. Er überschaute ganz das Schreckliche seiner Lage; sein Muth aber beschloß, auch so den Platz zu vertheidigen, und der türkischen Macht, wenn auch nur durch seinen Untergang, hier entgegenzustehen. Wenn nur das Meer offen bliebe, und die verheißene Verstärkung nicht zu spät einträfe, hielt er einen glücklichen Ausgang nicht für unmöglich. Er suchte den Geist der Truppen zu ermuthigen, den Eifer der Einwohner zu beleben, die venetianischen Anführer zu gutem Vertrauen zu ermuntern. Die Galeeren, welche ihn übergeschifft, ließ er wieder zur Flotte abgehen, nachdem er einige slavonische und italiänische Mannschaft daraus zurückbehalten. Mit unglaublicher Anstrengung und Eile traf er die übrigen Anstalten; in ununterbrochener Arbeit von drei Tagen und Nächten wurde die Versäumniß von Monaten eingebracht, die Werke und Schanzen in Stand gesetzt, das Geschütz aufgeführt, die ganze Vertheidigung angeordnet; kaum blieb auch nur diese Zeit übrig, denn schon am 8. Juli setzte der Kapudan-Pascha, welcher inzwischen die besten Landungsplätze ausgewählt, das ganze Heer des Seriaskers, 30,000 Mann zu Fuß, 3000 Reiter und unendliches Geschütz, von der Küste Albaniens auf die Insel über. Gegen diese Macht hatte Schulenburg nur 1600 Mann dienstfähiger Soldaten, welchen allein jede Verrichtung oblag; denn als er die Einwohner und geflüchteten Landleute, die sich zahlreich in der Stadt befanden, zu mancherlei Dienstleistung in Kompanieen abtheilen wollte, mit dem Versprechen, sie nicht gegen den Feind zu stellen, sondern nur im Innern zu verwenden, widerstanden sie seinem Zuspruch und Beispiel mit hartnäckiger Weigerung, die

zuletzt sogar in heftigen Aufstand auszubrechen drohte. Sein anfängliches Vorhaben, die Landung der Türken zu hindern oder doch zu erschweren, hatte er aufgeben müssen; die venetianischen Anführer konnten ihn aber nicht bewegen, sich auf die Vertheidigung der eigentlichen Stadt allein zu beschränken, vielmehr besetzte er mit seinen wenigen Truppen die Außenwerke, und selbst die vor der Stadt liegenden Anhöhen; er hoffte durch eintreffende Verstärkung bald den ganzen Bereich wirklich behaupten, oder, im Falle früheren Angriffs, doch immer zeitig genug sich in die Stadt werfen zu können.

Seine Hoffnung betrog ihn nicht ganz. Während die Ausschiffung der Türken noch fortdauerte, und der Kapudan-Pascha mit dem Seriasker am Land eine Unterredung hielt, erscholl plötzlich Kanonendonner vom Norden der Insel. Es war die große venetianische Flotte unter dem Proveditor Cornaro, vereinigt mit der leichten unter dem General-Kapitan Pisani, welche das nördliche Vorgebirge der Insel umschiffend, die Kapelle der heiligen Jungfrau von Cassopo begrüßte, sie fuhr mit günstigem Winde in den Kanal von Corfu ein, und richtete ihren Lauf geradezu gegen die türkische Flotte. Der Kapudan-Pascha konnte nicht eilig genug zu seinen Schiffen gelangen, wo bereits Verwirrung und Schrecken herrschte. Cornaro begann das Gefecht mit heftiger Beschießung der Türken, welche um die Hälfte stärker dennoch mehr Schiffe verloren, und sich endlich in die Bucht von Butrinto zurückzogen. Cornaro blieb auf der Rhede von Corfu; Pisani mit den Galeeren nahm inzwischen die Hülfsschiffe auf, die er von Venedig unterwegs wußte, und geleitete sie glücklich in den Hafen; sie brachten 1000 Mann deutscher Truppen und vielerlei Kriegsbedürfnisse mit, auf welche man sehnlichst geharrt hatte. Die türkische Flotte nahm bald darauf eine Stellung am Kanal zunächst der Küste, und begnügte sich das Belagerungsheer zu decken, während die venetianische Flotte den Belagerten die freie Verbindung mit dem Meer erhielt, und sie von dieser Seite gegen Angriff sicherte. Da fortan der Wind immer ungünstig war, so konnten Cornaro und Pisani gegen die tür-

kische Flotte fürder nichts Wirksames unternehmen; der Kapudan-Pascha hingegen bezeigte keine Lust, ein zweites Seetreffen gegen die Venetianer zu versuchen.

Der Seriasker hatte sein Lager eine Stunde von der Stadt bei den Salzwerken von Potamo genommen, und war beschäftigt das schwere Geschütz, das in ungeheurer Menge ausgeschifft worden, theils zur Sicherung des Ufers aufzustellen, theils zum Angriffe gegen die Stadt heranzubringen. Die Langsamkeit dieser mühvollen Anstalten gab für Schulenburg eine kaum gehoffte Frist, die unvollendete Befestigung mit rastloser Anstrengung noch um ein Bedeutendes zu fördern. Er vermehrte die Waffenplätze, Gräben, Einschnitte, legte Blockhäuser und Flatterminen an, ließ mit Macht an der Verschanzung der beiden Anhöhen fortarbeiten, setzte die Truppen in guten Stand, und ertheilte die nöthigen Vorschriften. Nichts wurde verabsäumt, was nur immer die Kriegskunst in ihrer ganzen Ausdehnung einem tapferen Feldherrn unter bestimmten Umständen darbieten kann. Auch die Türken indeß betrieben ihre vielfachen Eingrabungen, zwar ihrer Gewohnheit nach ohne feste Regel und innere Verbindung, doch für ihre Fechtweise zweckmäßig genug; ihre Ungeduld begnügte sich aber mit diesem langsamen Vorrücken nicht, sie schwärmten unaufhörlich in großen Haufen bis dicht unter die venetianischen Schanzen heran. Schulenburg nahm seinen Vortheil wahr, brach an der Spitze von 400 Mann unvermuthet hervor, und warf die verwegenen aber ungeordneten Schwärme mit großem Verlust gegen das Lager zurück. Dieses erste Gefecht, worin Schulenburg mit persönlichem Beispiel tapfer voranging, stärkte durch seinen Erfolg den Muth der Truppen. Sie schlugen um so leichter das nächste Anrennen der Türken gegen die Anhöhen San-Abraham und San-Salvador zurück, wobei diese abermals bedeutenden Verlust erlitten. Die Werke waren jedoch trotz aller Arbeit noch sehr unvollkommen, und wegen Kürze der Zeit noch nicht überall umpfählt und geschlossen, die Türken kehrten in verstärkter Anzahl zum Sturme wieder, drangen endlich durch eine Lücke in die Befestigungen von San-Abraham ein, wo sie die dort aufgestellten Slavonier

nach verzweifelter Gegenwehr niedermachten; sie bemächtigten sich gleicherweise durch stürmenden Ueberfall des Postens von San-Salvador, den die deutschen Truppen fast ohne Widerstand verließen. Schulenburg, obgleich betroffen über den schnellen Verlust jener Anhöhen, mußte zufrieden sein, von den Truppen, die dort gestanden, noch einige erhalten zu sehen. Die Türken, im Besitze der günstigsten Stellung, führten nunmehr ihre Laufgräben und Linien näher gegen die Stadt, legten mehrere Batterieen an und trafen alle Anstalten zu einer heftigen Beschießung.

Nach kurzer Frist eröffneten sich, auf beiden Seiten längs des Meerufers, in der Mitte zwischen beiden Anhöhen, und von diesen herab, in rascher Folge an neun verschiedenen Punkten gegen 50 Feuerschlünde vom stärksten Belagerungsgeschütz, welche durch Kugeln und Bomben die Stadt dergestalt beschossen, daß sie bald in Flammen stand, und binnen wenig Tagen fast ganz eingeäschert und in Schutt verwandelt war. Die Trümmer der Häuser ließen den Feldherrn unerschüttert, für ihn waren die Festungswerke die Stadt. Diese jedoch wurden von den Anhöhen herab völlig überschaut, und jede Schwäche des Platzes, so wie jede Bewegung innerhalb desselben, dem Feinde jeden Augenblick kund. Die Türken führten dieser Uebersicht gemäß ihren Angriff hauptsächlich gegen den Scarpon, ein geschlossenes Werk, welches unterhalb San-Abraham den Hauptwall deckte, und ohne Graben und bedeckten Weg augenscheinlich der schwächste Punkt der Festung war; einen zweiten Angriff richteten sie unterhalb San-Salvador gegen das Thor Raimondo. Mit wildem Eifer suchten sie in stets wiederholtem Anlaufe diese Werke zu erstürmen, wurden aber mehrmals nach hartnäckigem Kampfe tapfer zurückgetrieben, und erlitten dabei großen Verlust durch das Feuer der Festung. Die Schwäche der Besatzung wurde jedoch in diesen Gefechten sogleich offenbar. Schulenburg ließ den Hauptwall nur zum Scheine durch die wenig zuverlässigen Griechen, das alte Schloß aber nur von Invaliden besetzt, und legte die übrigen Truppen gesammt in die Außenwerke. Die Türken stürmten Tag für Tag in unnachlassender Wuth; sie achteten der zahlreichen Opfer nicht,

mit welchen ihr Rückzug den Kampfplatz jedesmal bedeckt ließ. Spanische Reiter und Fußangeln hinderten zwar fast bei jedem Schritte ihr Vordringen; Kartätschen, Flatterminen, Granaten und Pulversäcke, besonders das wohlgeleitete Kleingewehrfeuer, schlugen mörderisch in ihre dichten Schaaren; aber unerschrocken und unermüdet boten diese jedem Verderben Trotz, sie ersetzten schnell ihre unaufhörlichen Verluste durch Verstärkung vom nahen Festlande, und erneuerten in stets gesteigerter Anzahl und Wuth ihre furchtbaren Angriffe. Auch die Venetianer verloren viele Leute, und die noch übrigen Truppen waren durch die wiederholten Gefechte, die steten Anstrengungen und das viele Wachen gänzlich abgemattet; die kleine Zahl tauglicher Soldaten war ohne Unterlaß im Dienst, und dabei schutzlos unter freiem Himmel der verzehrenden Gluth ausgesetzt, mit welcher die Sonne in den heißen Tagen des Juli und August, in denen man sich befand, jenen Felsenboden heimsucht. Die Gewehre waren vielen Soldaten von dem unaufhörlichen Feuern in der Hand zersprungen; auch die Geschütze mit ihren Lavetten und Bettungen hatten beträchtlich gelitten, und standen zum Theil ihrer Bedienung beraubt. Alles war dem feindlichen Feuer ohne Unterlaß bloßgestellt, nirgends eine Zuflucht oder Erholung. Die Einwohner hatten sich in unterirdische Gemächer hinter Schutt und Trümmer verkrochen, angstvoll des völligen Untergangs gewärtig. In dieser schlimmen Lage, da bei dem geringsten Versehen oder Unfall die Festung in einem Augenblick erobert sein konnte, wurde Schulenburg von den Türken durch abgeschossene Briefe mit verfänglichen Anerbietungen aufgefordert den Platz zu übergeben, im Weigerungsfalle sollte er selbst und der Rest seiner Truppen bei der unausbleiblichen Einnahme in Stücken gehauen werden. Corfu schien wirklich ohne Rettung; unabsehbar erstreckte sich das Gewimmel der türkischen Truppen über die Insel, niemals konnte Venedig gegen diese Kriegsmacht eine genugsame Hülfe schicken, und alles rieth dringend zur Uebergabe. Nur Schulenburg blieb unerschüttert, verachtete die Drohung des Feindes wie seine Anerbietungen, sprach den Seinigen Muth ein, und verkündigte seinen Entschluß, den

Platz bis zum Aeußersten zu vertheidigen, und mit ihm unterzugehen, wenn kein anderes Heil mehr zu hoffen bliebe.

Bald offenbarte sich ein neuer Nachtheil. Den Türken wurde durch Ueberläufer, wie man aus den Folgen ersehen konnte, die Lage der Minen und anderer solcher Vorkehrungen verrathen, und bei dem täglich erneuerten Anstürmen erreichten sie öfters und entzündeten dann die in den Werken gegen einen Hauptsturm vorräthig bewahrten Feuerkünste, die solchergestalt unnütz in die Luft flogen. Um solchen Verrath weiterhin unmöglich zu machen, besetzte Schulenburg den ganzen bedeckten Weg lediglich mit Slavoniern, auf deren Treue unter allen Truppen am meisten zu bauen war. Die Türken fuhren indeß fort, tagtäglich gegen die Werke in großen Schaaren stürmend anzulaufen, mit abwechselndem Glücke, so daß sie bisweilen, nicht ohne größte Gefahr der Festung, mehrere Stunden im Besitz eines Punktes blieben, und nur mit größter Anstrengung daraus vertrieben werden konnten. Auch die Beschießung aus den Batterieen dauerte ohne Unterbrechung fort, hauptsächlich gegen das Thor Raimondo und die benachbarten Werke, wo der Wall an mehreren Stellen einzubrechen anfing; hieher führten sie zugleich ihre Minen, an denen mit großem Eifer gearbeitet wurde. Alle Anstalten und Bewegungen von dieser Seite deuteten auf einen nahen Hauptsturm. In dieser Zeit höchster Bedrängniß langte ein Geschwader von 10 englischen Schiffen aus Venedig an, welche nebst ansehnlichen Vorräthen von Mund- und Kriegsbedürfnissen auch eine Verstärkung von 1500 Soldaten mitbrachten, meist Deutsche und Schweden, welche die Republik aus den in Pommern gemachten Kriegsgefangenen hatte anwerben lassen. So gering dieser Zuwachs erschien, in Vergleich sowohl des wirklichen Bedürfnisses der Festung, als der gewaltigen Uebermacht des Feindes, so wurde doch Schulenburg's Muth dadurch ungemein erhoben, und sein kühner Geist sogleich zu selbstthätiger Unternehmung angeregt. Die Anstalten der Türken zum allgemeinen Sturm wurden indeß mit jedem Tage sichtbarer, und es mußte für höchsten Gewinn gelten, diese bedenkliche Prüfung, wenn auch nur von einem Tage zum anderen, entfernt zu halten. Schon

hieß es, der sehr nahe 19. August sei von dem Feinde zu der großen Unternehmung festgesetzt, und Schulenburg durfte daher keine Zeit mehr verlieren. Er beschloß die Türken durch einen Ausfall anzugreifen, ihre Laufgräben zu zerstören, und wo möglich das Geschütz ihrer Batterieen zu vernageln, damit sie durch die Nothwendigkeit neuer Anstalten in ihrer Hauptabsicht für einige Zeit gestört würden. Die venetianischen Befehlshaber Antonio Loredano und Sala mußten ein Vorhaben billigen, dem sie in der augenscheinlichen Lage der Dinge nichts entgegenzusetzen sahen. Schulenburg traf seine Anordnungen mit gewohnter Vorsicht und Sorgfalt. Eine Anzahl Galeeren erhielten Befehl, an beiden Meerufern, zwischen denen das türkische Lager sich ausdehnte, auf Schussesweite in der Nacht still vorzurücken. Gegen 1000 Mann gewählter Truppen, halb Deutsche halb Slavonier, wurden an verschiedenen Thoren in Bereitschaft gehalten. Genaue Ordnung und tiefste Stille waren streng anempfohlen. Um Mitternacht vom 18. auf den 19. August, unter heftigem Feuer aus allem Geschütz der Festung und der Galeeren, brachen diese Truppen rasch hervor, und stürzten ungestüm gegen den Feind. Sie waren, um dessen Aufmerksamkeit desto mehr zu zerstreuen, in mehreren Abtheilungen ausgerückt, zwei kleinere, größtentheils Deutsche, aus dem Thore Raimondo, die dritte größere, meist aus Slavoniern bestehend, aus dem Scarpon hervor; sie warfen die ersten Wachten, auf die sie stießen, mit dem Degen in der Faust nieder, und stürmten unter heftigstem Kleingewehrfeuer unaufhaltsam in die Laufgräben vor, wo die Türken, von den Slavoniern und Deutschen zwischen zwei Feuer gebracht, nicht Stand hielten, sondern in Schrecken und Unordnung die Flucht ergriffen. Sie wurden bis an den Fuß der Anhöhe San-Abraham heftig verfolgt, hier aber, durch zustoßende Truppen verstärkt, boten sie wieder die Stirne, und es entstand ein wüthendes Gefecht, in welchem sie endlich doch wieder zu weichen begannen. Allein in der Dunkelheit waren die Deutschen mit den Slavoniern nahe zusammengetroffen, und diese für Feinde haltend streckten sie im ersten Abfeuern 200 derselben zu Boden. Die Unordnung, welche dadurch

einriß, war nicht zu stillen; die Befehlshaber sahen zwar den Irrthum bald ein, die Truppen aber glaubten sich umgangen, hörten nicht auf die Stimme der Führer, und nur mit Mühe gelang es diesen, mit der verwirrten Schaar, eine Art von Rückzug in den Hauptgraben der Festung zu bewerkstelligen. Durch dieses Mißgeschick ging der gehoffte Vortheil des wohlerdachten und gutgeführten Ausfalls inmitten des Gelingens wieder verloren. Die Türken rückten in ihre Laufgräben wieder ein, und stellten ihre verstörten Arbeiten leicht wieder her.

Hierauf erfolgte bei den Türken eine große Stille; im Lager und in den Laufgräben war weder Laut noch Regung zu spüren. Schulenburg fand diese auffallende Ruhe alsbald bedenklich, und schloß daraus, daß der Feind den auf den 19. festgesetzten Sturm nicht aufgegeben habe. Er traf demnach seine Anstalten, hieß die Wachten fleißig aufmerken, ertheilte mündlich und schriftlich allen Befehlshabern die nöthigen Weisungen, was sie in den verschiedenen Fällen thun sollten, und ließ den Einwohnern bestimmt ansagen, auf welches Geschick sie sich zu bereiten hätten, wenn der Feind, was jetzt zur Entscheidung kommen müßte, sich der Stadt bemeisterte. Sein warnend Aufgebot blieb diesmal nicht ohne Wirkung, ein großer Theil der streitbaren Männer aus allen Klassen griff zu den Waffen, und schloß sich den Truppen an. Schulenburg selbst brachte den Rest der Nacht mit seinen Generalen in dem Graben zu, den bevorstehenden Tag überdenkend, und alle Hülfsmittel seines Muthes und seiner Kriegskunde um seine Brust versammelnd. Der Seriasker, durch jenen Ausfall nur desto heftiger aufgereizt, wollte seine Rache keinen Augenblick mehr verzögern; mit Tagesanbruch ordnete er seine Heerschaaren zum allgemeinen Sturm. Anfangs in größter Stille, durch ungeheuren Staub verdeckt, dann mit wildem Geschrei, wuth- und rachentflammt, drangen die Türken in reißender Fluth gegen die Festung an, überschwemmten den beengten Boden, erstiegen aufgedrängt den Scarpon, welchen die Besatzung von 300 Deutschen nicht Zeit hatte zu vertheidigen, rissen die Verpfählung nieder, ergossen sich unwiderstehlich in die Waffenplätze und Gräben,

und waren in wenigen Augenblicken Meister mehrerer Werke, auf welchen schon ihre zahlreichen Fahnen wehten, bevor Schulenburg rechte Kunde von dem Unternehmen erlangt hatte. Sie kam ihm zuerst theilweise mit den flüchtigen Truppen zu, welche die ganze Nacht im Gewehr gestanden, und durch Arbeit und Schlaflosigkeit ermüdet einem so frischen Anfall nicht zu widerstehen vermocht, und nun von allen Seiten nach der Stadt zurückwichen. Schulenburg eilte an den Ort, wo die Gefahr am dringendsten hereinbrach, warf sich den Flüchtigen entgegen, raffte sie zusammen, verwies ihnen ihre Feigheit, und ihnen streng vorhaltend, daß in der Flucht keine, in Muth und Kampf noch die einzige Hoffnung sei, führte er sie herzhaft wieder an den Feind hinan, wurde aber gleich mit einem so mörderischen Gewehrfeuer empfangen, daß auch er für den Augenblick sich zum Rückzuge gezwungen sah. Die Türken drangen ohne Unterlaß stürmend vor; trotz des heftigen Feuers, das aus dem Festungsgeschütz von den Wällen, aus dem Kleingewehr von den Seitenwerken unaufhörlich in ihre Massen schlug, trotz der Minen, Pulversäcke und Flatterminen, die längs der ganzen Linie verheerend aufflogen, hatten sie sich alsbald, indem auch die Italiäner und Slavonier wichen, des bedeckten Weges, aller Waffenplätze, Kaponieren, ja sogar schon einiger Ausfallpforten bemeistert, und richteten ihre Anstrengung nun verdoppelt gegen Thore und Hauptwall, zu dessen Ersteigung sie Sturmleitern von besonderer Zurüstung und Größe herantrugen. In diesem Augenblicke schwebte die Festung auf dem Gipfel der Gefahr; jeder nächste Vorschritt der Türken entschied unrettbar ihren Fall. Schulenburg bewies in dieser verhängnißvollen Drangsal die ganze Größe seines Heldenmuthes. Auf allen Punkten war er zugegen, kämpfend, anordnend, ermuthigend. Sein Beispiel befeuerte die Generale Loredano und Sala, die ihn kräftigst unterstützten. Die Truppen wandten sich wieder dem Feinde entgegen, und der Kampf wüthete geraume Zeit sonder Entscheidung noch Wanken. Alles war im Gefecht, Deutsche, Italiäner, Slavonier, Griechen, die Corfioten selbst; ja Mönche, Weiber und Mädchen halfen wetteifernd bei der Vertheidigung.

Auch die Juden hatten sich bewaffnet, und thaten guten Dienst; Einer von ihnen bewies so glänzende Tapferkeit, daß Schulenburg ihn auf der Stelle zum Hauptmann ernannte. Ein griechischer Mönch stürzte wüthend auf das Handgemenge los, und auf Schulenburg's Anruf, was er beginne? rief er, ein großes eisernes Kreuz schwingend, in verwirrtem Eifer die Lästerung: „Laßt mich, laßt mich! dieser verfluchte Christus soll sie auf die Köpfe treffen!" — Sechs Stunden schon dauerte dieser Sturm; die Verwirrung war gränzenlos, das Gemetzel schrecklich; in Pulverdampf und Staub eingehüllt, von Schußgetöse und Geschrei betäubt, erkannte sich oft Freund und Feind nicht. Die Wuth der Türken war noch keineswegs in Abnahme; stets frische Truppen gegen Wall und Thore ansetzend schien der Seriasker den Besitz von Corfu heute um jeden Preis erringen zu wollen. Schulenburg rang mit gleicher Anstrengung um diesen Preis des Tages; er setzte sich an die Spitze seiner Truppen, und versuchte vor allem den Scarpon stürmend wiederzuerobern, fünf- bis sechsmal erneuerte er den verzweifelten Angriff, jedesmal mußten die Seinigen vor dem heftigen Feuer der Türken wieder zurückweichen; nach unsäglichem Ringen und mit großem Verlust gelang es endlich durch Leitersteigung dort festen Fuß zu fassen, und den Feind aus dem Scarpon zu vertreiben. Diesem Gelingen, als dem entscheidenden Wendepunkt, reihten sich stufenweise fernere Erfolge an. Die Truppen auf den Wällen fochten mit erneutem Eifer, warfen die Anstürmenden zurück, und drangen selbst allmählig wieder vor. Doch blieb der Ausgang immer zweifelhaft, und alles war verloren, wenn der Feind im Besitz der Außenwerke blieb, und von daher seinen Angriff beliebig erneuern konnte; die Türken hatten an diesem Tage einen Theil nur ihrer Truppenmenge, die Venetianer dagegen ihre letzte Kraft angestrengt. In dieser Erwägung faßte Schulenburg den kühnsten Gedanken, das Aeußerste wagend für das einzige Heil. An der Spitze von 800 Mann, nicht achtend der Entblößung der Wälle, stürmt er aus einem Seitenthore hinaus, wirft sich auf den Feind, den er im Rücken angreift und in Unordnung bringt, und treibt ihn mit großer Nieder=

lage nun völlig in die Flucht. Die Außenwerke sind in einem Augenblicke sämmtlich wiedergenommen, und die Türken werden von dem kühnen Häuflein in verwirrter Fluchtmasse bis in ihre Laufgräben verfolgt. Sie ließen vor den Wällen 4000 Todte und Verwundete, alles Sturmgeräth und 20 Fahnen zurück. Die Belagerten hatten den geringen Verlust von 500 Mann, worunter viele Offiziere, in ihrer Lage noch mehr zu betrauern, als jene den ihrigen.

Corfu war diesmal gerettet. Aber Schulenburg durfte bei einem folgenden Angriffe, der wahrscheinlich noch bevorstand, um so weniger auf gleichen Erfolg zählen, als durch den jetzt errungenen die Truppen und Einwohner schon ganz erschöpft waren. Alle wollten nach dem heißdurchkämpften Tage sich der augenblicklichen Ruhe freuen, und jede Befehlsordnung mußte dem allgemeinen Bedürfnisse weichen. Die furchtbarste Spannung der Einbildungskraft hatte sich der gewaltigen Körperanstrengung gesellt, und in gränzenloser Ermüdung fand jetzt keine neue Vorstellung Eingang. Schulenburg mußte der entstandenen Auflösung eine Weile nachgeben, und inzwischen die Bewahrung des Platzes dem bloßen Glück anheimstellen. Doch schon nach wenigen Stunden regte sein Eifer allmählig neue Thätigkeit an. Er befahl die Minen eiligst herzustellen und mit Pulver zu füllen, neue Flatterminen anzulegen und Bomben einzugraben, ließ das beschädigte Geschütz wieder in Stand setzen, und überhaupt alle Vorkehrungen treffen, welche die Lage der Dinge erforderte und zuließ. Wie begründet seine Sorge war, zeigte sich alsobald. Schon am folgenden Tage kehrte der Feind zum Angriff zurück, aber glücklicherweise mit geringer Anzahl und wenig Nachdruck, so daß die Wirkung des Geschützes hinreichte, ihn von den Werken abzuhalten. Die Türken begnügten sich hierauf, das Feuer von den Wällen aus ihren Batterieen zu erwiedern. Inzwischen ereignete sich ein schreckliches Ungewitter mit Donner und Blitz und heftigem Sturmwind, der das Meer finster emporwühlte. Die Schiffe im Hafen geriethen in Gefahr; der Regen stürzte in Strömen vom Himmel, und überschwemmte die Festungswerke, das Wasser füllte die Minen und machte das Pulver

10*

unbrauchbar. Gleicherweise wurden die Laufgräben der Türken und ihr ganzes Lager zerstört, die Zelte umgestürzt und zerrissen, Menschen und Thiere beschädigt. Dieses Naturereigniß schlug ihren schon gesunkenen Muth vollends nieder. Noch am 20. August hatte der Kapudan-Pascha neue Verstärkung an's Land gesetzt, und ein heftiges Feuer wurde aus Stücken und Mörsern bis nach Mitternacht unterhalten; dann aber wurde alles ungewöhnlich still, und am 21. mit Tagesanbruch fand man die Laufgräben und das Lager völlig verlassen. Schulenburg besetzte mit Vorsicht die beiden Anhöhen San-Abraham und San-Salvador, und fand auf der letzteren noch einen türkischen Befehlshaber Muktar Tebelen, der den Signalen vorstand, und beim Abzuge vergessen worden war; ohne Zweifel hatte derselbe besondere Schuld zu büßen, denn Schulenburg befahl, ihn aufzuhängen; er hinterließ drei Söhne, deren jüngster der Vater des berühmten Ali Pascha von Janina wurde. Schulenburg nahm darauf das verödete Lager in Augenschein. Der Abzug der Türken war in solcher Unordnung und Eile geschehen, daß sie weder Geschütz noch Vorräthe mitgenommen. Man fand über 60 Stücke Geschütz, ungeheure Vorräthe von Pulver und Kugeln, mehrere tausend Pferde, Maulesel und Kameele, Schlachtvieh und Lebensmittel aller Art. Man begriff nicht, was die Türken zu solch übereilter und schmählicher Flucht zunächst bestimmt haben konnte. Endlich erfuhr Schulenburg von einigen Gefangenen, die er dem türkischen Nachzuge vor dessen Einschiffung noch abgenommen, daß die Janitscharen sich geweigert, zu einem neuen Sturme vorzurücken, daß die Nachricht von einer anderweitigen Niederlage der Türken eingegangen, und die Annäherung einer großen Flotte gemeldet worden. Gleich darauf erschien diese Flotte in See heranschiffend; es waren die vereinten Geschwader spanischer, portugiesischer, päbstlicher und anderer italiänischen Schiffe, welche zu der venetianischen Flotte stoßen sollten. Eines der Schiffe lief in den Hafen ein, und brachte die Nachricht von dem herrlichen Siege, welchen der Prinz Eugen von Savoyen am 5. August bei Peterwardein über die Türken erfochten hatte. Einige Tage später kamen noch 2000 Mann

Verstärkung aus Venedig und Dalmatien an, und Corfu sah jetzt voll Stolz und Freude zu Wasser und zu Lande sich von befreundeter Streitmacht, wie eben noch von feindlicher, umgeben. Schulenburg ließ wegen der glücklichen Erlösung der Insel in der Hauptkirche der Stadt, die noch einigermaßen erhalten war, ein feierliches Tedeum halten, dem er mit allen Truppen beiwohnte. Die Belagerung hatte 42 Tage gedauert, die Türken durch Schwert und Krankheiten gegen 15,000 Mann, die Venetianer über 3000 gekostet. Die Stadt lag in Trümmern, viele Einwohner waren umgekommen; eine furchtbare Seuche, durch den entsetzlichen Gestank der unbegrabenen Leichname verursacht, wüthete unter den Uebriggebliebenen.

Dies war die Belagerung von Corfu. An diesem Felsen brach sich die grimmigste Wuth der Türkenmacht, welche seitdem nie wieder so drohend und gefahrvoll gegen die christlichen Staaten sich erhoben hat. Schulenburg allein gebührt das Verdienst und die Ehre dieser außerordentlichen Vertheidigung: in schlechten Festungswerken, mit schwacher Besatzung, hatte er den Sturm eines furchtbaren Heeres, dem das Mißlingen zur Niederlage ward, siegreich bestanden, und einen Platz behauptet, der mehr als einmal unrettbar schien. Unerschöpflich an Muth wie an Hülfsmitteln zeigte er hier alle Eigenschaften des Feldherrn und des Kriegers; seine Erfahrenheit, seine Geistesgegenwart, seine Ausdauer und Tapferkeit leuchteten wetteifernd hervor. Seine Plane und Anordnungen, noch spät in den Händen kriegskünstlerischer Meister, wurden von diesen, ungeachtet die Kriegskunst seitdem so wesentliche Aenderungen erfahren, als höchst vortrefflich anerkannt und bewundert. Willig unterordneten sich ihm die anderen Befehlshaber, die Truppen selbst hingen ihm staunend in scheuer Ehrfurcht an. Sein Ruhm erscholl durch ganz Europa. Der deutsche Kaiser, die Könige von Preußen, von Polen, von Spanien, die Fürsten Italiens insgesammt, voll Preis und Freude über die abgewandte Gefahr, gaben ihm durch besondere Schreiben ihre Glückwünsche und Danksagungen zu erkennen. Venedig selbst, welches den nahen Fall jener Vormauer mit Zittern erwartete und schon tür-

kische Raubschiffe in seinen Gewässern hatte sehen müssen, war von unbeschreiblichem Jubel erfüllt. In der Sankt-Markuskirche wurde ein feierliches Dankfest gehalten, begleitet von dem Donner des Geschützes und dem Jubel des Volkes, das sich der ausgelassensten Siegesfreude überließ. Der Senat, nachdem er dem heiligen Spiridion, dem Schutzpatron von Corfu, gebührende Danksagung zuerkannt, vergaß den weltlichen Schützer keineswegs; er beschloß in derselben Sitzung, dem heldenmüthigen Feldmarschall bei seiner Ankunft in Venedig einen kostbaren Ehrendegen und die Zusicherung eines lebenslänglichen Gehalts von 5000 venetianischen Ducati darzubringen, am Eingange des Arsenals sein Brustbild, in Corfu selbst aber seine Bildsäule in Lebensgröße auf dem großen Marktplatze aufstellen zu lassen. Franz Imbianchi, ein damals berühmter Bildhauer, bekam den Auftrag, beide Werke in Marmor auszuführen. Auch zwei Denkmünzen ließ der Senat zu Ehren Schulenburg's prägen, auf welchen seine Thaten bildlich vorgestellt waren. Außer diesen beiden kamen noch andere zum Vorschein, worunter eine, sein wohlgetroffenes Bild mit der Umschrift zeigend: Auspiciis Venetum virtus germana tuetur. Corcyrae 22. aug. 1716. besonders selten geworden ist, vielleicht auf Betrieb der Regierung, welche dabei irgend eine Mißfälligkeit finden mochte. Das Standbild aber in Corfu wurde schon im folgenden Jahre wirklich aufgerichtet, und erhielt zur Inschrift diewür digen Worte: Matthiae comiti Schulemburgio, summo terrestrium copiarum praefecto, christianae reipublicae in Corcyrae obsidione laborantis fortissimo assertori, adhuc viventi, Senatus. Anno 1716. die 12 sept. Damit das Denkmal desto schöner dastünde, befahl der Senat zugleich die Niederreißung aller anderen Bildsäulen, welche die niedrige Schmeichelei des Adels der Corfioten in früherer Zeit mehreren unverdienten Proveditoren errichtet hatte. Schulenburg's Bild stand demnach allein, von hoher Stelle weit über das Meer hinschauend; sie blieb auch in dem Unglück, welches durch Pulverentzündung im Jahre 1718 einen Theil der Stadt zerstörte, inmitten von Trümmern allein unversehrt.

Wir kehren zu den Kriegsbegebenheiten zurück. Die türkische Flotte setzte den Seriasker mit seinen geretteten Truppen auf der nahen Küste von Albanien bei Butrinto an's Land, von wo sie alsbald sich in das innere Land verzogen. Der Kapudan-Pascha nahm seine Richtung nach Candia, von der venetianischen, jetzt sehr ansehnlichen Flotte verfolgt, aber wegen ungünstigen Windes nicht erreicht. Schulenburg indeß verlor keine Zeit, sondern traf alle Anstalten zum Wiederaufbau der zerstörten Festungswerke, ließ die Stadt möglichst säubern und herstellen, und die schon vor der Belagerung angeordneten, aber durch diese unterbrochenen, neuen Befestigungen thätig fördern. Auf die Nachricht, daß der Feind in Butrinto einige Vorräthe zurückgelassen, beschloß er diese kleine Feste zu nehmen; er schiffte am 2. September mit 800 Mann hinüber, und halb durch List, halb durch Kühnheit gewann er den Ort und alles was drinnen war. Anfangs dachte er den Hafen zu verschütten und die Festungswerke in die Luft zu sprengen; bald aber, die Wichtigkeit erwägend dieser Lage in solcher Nähe von Corfu, fand er gerathener, den Posten durch einige Anlagen völlig haltbar zu machen, und zur Verstärkung jener Inselfeste zu behaupten; er schrieb deßhalb an den Senat, und ließ vorläufig, bis dessen Genehmigung einträfe, eine kleine Besatzung dort. Zur besseren Sicherung wurden die nahegelegenen Festen und Schanzen auf der Küste von Albanien, aus denen die Türken der Besatzung von Butrinto leicht gefährlich werden konnten, sämmtlich erobert und geschleift. Hierauf begab sich Schulenburg mit 2000 Mann auf die kleine Flotte, besuchte die Inseln Zante und Cefalonia, wo er die Arbeiten in Augenschein nahm, vereinigte sich alsdann mit der großen Flotte, und kreuzte eine Zeitlang an der Küste von Morea; da jedoch hier, wie er bald einsehen mußte, nichts zu unternehmen war, so wandte er sich nach der Insel Santa-Maura, welche die Türken nach Sprengung der Festungswerke verlassen hatten, und setzte dieselben wieder in guten Wehrstand, da sie durch ihre Lage und örtliche Beschaffenheit in den Zusammenhang der umfassenden Plane gehörte, die er zur Vertheidigung dieser Gegenden entworfen hatte.

Nochmals kehrte er von hier auf die große Flotte zurück, welche aber, der stürmischen Jahreszeit wegen, nicht länger in See bleiben konnte, sondern ohne den Feind getroffen zu haben im Dezember zur Ueberwinterung in Corfu einlaufen mußte. Er besichtigte daselbst die inzwischen hergestellten Werke, ertheilte für die fortdauernden Arbeiten weitere Befehle, und nachdem er alle Sachen bestens bestellt und angeordnet, schiffte er gegen Ende Dezembers, auf die öffentliche Einladung des Dogen, in Begleitung vieler Offiziere nach Venedig.

Sein Empfang war überaus glänzend. Als er nach gehaltener vierwöchentlicher Quarantaine am 3. Januar 1717 am Markusplatze ausstieg, strömten ihm alle Einwohner entgegen, jeder wollte den Helden von Corfu, den Retter der Republik sehen. Das Volk erhob ihm ein unendliches Jubelgeschrei und unaufhörliches Händeklatschen, alles war von Freude begeistert. Die Seeleute wollten von ihm nicht ablassen, sondern trugen ihn auf ihren Schultern im Triumphe bis zum Throne des Dogen, der umgeben von der glänzenden Versammlung der Edlen ihn als Helden begrüßte, und ihm feierlich den prächtigen Ehrendegen überreichte, welchen der Senat ihm zuerkannt hatte. Schulenburg sprach mit edlem Anstand und würdiger Fassung eine kurze kriegsmännische Anrede, beglückwünschte den Dogen und die ganze Versammlung wegen des Entsatzes von Corfu, und rühmte, ohne der seinigen zu erwähnen, preisend die Verdienste der Edlen, welche sich in dem Feldzuge hervorgethan. Der versammelte Adel brach in die rauschendsten Beifallsbezeigungen aus, den großen Feldherrn bewundernd, der seinen Ruhm nicht auf Verdunkelung der Anderen eifersüchtig zu gründen brauchte, sondern dadurch um so herrlicher leuchten ließ, daß er ihn großmüthig seinen Umgebungen mittheilte. Die Häuser derjenigen Edlen, welche mit ihm gedient hatten, beglückwünschten ihn noch besonders durch feierliche Botschaften, und erstatteten ihm für seine gütigen Aeußerungen ihren eifrigsten Dank. Alles bestrebte sich, ihm Ehre und Huldigung zu erweisen, seines Anblickes, seiner Reden konnte man sich nicht ersättigen; das Volk insbesondere folgte ihm überall

in schwärmerischer Zuneigung; daß er ein Fremder, ein Protestant sei, wurde ganz vergessen, er hieß in aller Munde der getreue und gute Marcolin, ein volksthümlicher Ausdruck, welcher den ächten, wohlgesinnten Venetianer mit höchstem Lobe bezeichnen sollte.

Schulenburg benutzte den Taumel der Freude, welchen seine Gegenwart in Venedig erweckte, um in diesem Augenblicke, da man gern alles nur irgend Gewährbare ihm zugestand, für seine protestantischen Glaubensgenossen den Genuß größerer Rechte und überhaupt so viel Duldung und Freiheit auszuwirken, als mit dem Grundgesetze der Republik, das nur den katholischen Gottesdienst öffentlich erlaubte, irgend vereinbar schien. Obgleich Venedig niemals der römischen Kirche übertrieben gehuldigt, hätte doch kein Anderer diese Maßregel ohne Mißstimmung und Gährung zu bewirken vermocht; jetzt wurde an keinen Vorwurf oder Tadel gedacht. Nach dieser redlichen Fürsorge, deren Gegenstand von früher Jugend seinem Herzen immer werth und gegenwärtig geblieben, wandte er alle Gedanken und Bemühungen mit verdoppeltem Eifer auf den neuen Feldzug, der gegen die Türken in diesem Jahre mit dem Frühesten eröffnet werden sollte. Auf alle Weise betrieb er die vielfachen Kriegsanstalten, welche bei aller Dringlichkeit in der herkömmlichen Behandlung saumseliger Behörden häufig vernachlässigt wurden; geschickte Gewinnung der Personen durch geschicktes Betragen, Erhaltung ihres guten Willens durch angemessene Reden und Geschenke, mußten hier oft mehr ausrichten, als strenger Dienstbefehl und anklagende Beschwerde. Den gleich anfangs vorgelegten Kriegsentwurf zur Eroberung von Albanien, dessen Ausführung im vergangenen Jahre durch die Ereignisse von Corfu verhindert worden, dachte Schulenburg im nächsten Feldzuge mit Eifer zu verfolgen. In der That schien in diesem Plane für Venedig ein neuer Keim von Ruhm und Größe niedergelegt, der einen unberechenbaren Umfang künftiger Entwickelung verhieß, und vielleicht die ganze Bedingung darbot, unter welcher das sinkende Ansehen dieses Staates neue Gewähr dauernden Machtbestandes gewinnen konnte. Schulenburg's richtiger Blick hierin gehörte eben so

sehr dem großen Staatsmann als dem kühnen Feldherrn; Venedig im Besitze von Albanien konnte, auf das italiänische Festland verzichtend, einen neuen Körper im Osten gewinnen, das Haupt eines großen Reiches werden, dessen Gestalt späterhin unter Ali-Pascha's Herrschaft nur als unvollkommene Erscheinung vorüberzog, und vielleicht unter ganz anderen Bedingnissen sich vollständig entwickelt! Zur Ausführung dieses Planes war vor allen Dingen die Vermehrung der Landtruppen nöthig, deren Stärke sich im vergangenen Feldzuge als viel zu gering erwiesen hatte. Demnach ließ Schulenburg die schon bestehenden Werbungen in Deutschland auf alle Weise befördern; besonders kam aus Baiern und Sachsen viele Mannschaft, welche großentheils der glänzende Ruf seines Namens herbeilockte. Die Ausrüstung der Flotte wurde mit nicht geringerem Eifer betrieben; die Venetianer hatten immer große Vorliebe für die Seemacht, die überdies auch für die Ausführung des großen Vorhabens unentbehrlich war, um jede störende Dazwischenkunft der türkischen Flotte in den venetianischen Gewässern abzuwehren.

Das Frühjahr 1717 erschien, und Schulenburg reiste von Venedig ab, um auf den Inseln und Küsten, wo die Türken sich bereits zu regen anfingen, die Kriegsunternehmungen zu leiten. Er machte den Anfang seiner Reise zu Lande, und ging zuerst nach Rom. Niemand hatte über die Rettung von Corfu größere Freude bezeigt, als Pabst Clemens der Elfte, aus dem Hause Albani, der in diesem Erfolg eine Sache der ganzen Christenheit erblickte, und sich überhaupt die Sorge des Türkenkriegs eifrigst zu Herzen nahm. Er hatte mehrmals das sehnliche Verlangen ausgesprochen, den deutschen Helden, der dieses große Werk vollbracht, in Rom zu sehen, und sich mit ihm über die Fortsetzung des Krieges zu besprechen. Diese Gelegenheit sollte Schulenburg benutzen, um die Beschleunigung der Hülfsgeschwader zu bewirken, welche Venedig von dem Pabste auch in diesem Jahre zu erhalten hoffte. Die Zusammenkunft hatte jedoch ihre Schwierigkeiten, und wäre beinahe unterblieben, bis endlich nach einiger Unterhandlung ein Ausweg vermittelt wurde. Obwohl für den Pabst von persönlicher

Hochachtung erfüllt, und voll Ehrerbietung für die hohe Stelle desselben in der Christenheit, weigerte Schulenburg als Protestant dennoch jede Handlung, die mit dem Sinne seiner Glaubensgenossen nicht verträglich schien. Es wurde demnach ausgemacht, daß nur eine Privatunterredung Statt finden sollte. Also sprach Schulenburg den Pabst im Garten des Vatikans, mit bedecktem Haupte, den Degen an der Seite, ohne sonstige Ceremonien, als die jedem weltlichen Fürsten gebühren konnten; dies alles nicht aus schnödem Trotz und übermüthiger Anmaßung, wie späterhin wohl selbst katholische Fürsten bei solcher Gelegenheit gegen ein ehrwürdiges Oberhaupt bewiesen, sondern aus treuer Pflichtgesinnung, damit der protestantischen Kirche, deren Mitglieder er hier gleichsam vertrat, an so bedeutender Stelle in seiner Person nichts vergeben würde. Der Pabst war hocherfreut über den Anblick des bewunderten Feldherrn, und fand großes Gefallen an dessen verständiger Rede. Er sah ihn im Verfolge noch zweimal auf dieselbe Weise, gab ihm wiederholt seinen Dank, seine Zufriedenheit zu erkennen, und beschenkte ihn beim Abschiede mit einer kostbaren Denkmünze, die er auf die Befreiung Italiens eigends hatte prägen lassen. Der Kardinal Gualtieri war beauftragt, ihn während seiner Anwesenheit festlich zu bewirthen; viele andere vornehme Römer wetteiferten in gleichem Bemühen, und überhäuften Schulenburg mit Ehrenbezeigungen und Aufmerksamkeiten. Nach kurzem Aufenthalte in Rom begab er sich nach Neapel, wo ihn der Vicekönig Graf Wirich von Daun gleichfalls mit größten Ehren empfing, und mit der Zollfreiheit für alle Gegenstände beschenkte, die er für sein Regiment aus Neapel etwan beziehen möchte. Von hier ging er nach Brindisi, und schiffte in Begleitung vieler angesehenen Freiwilligen, die seinem Ruhme folgten, hinüber nach Corfu, wo er am 19. April glücklich eintraf.

Hier fand Schulenburg alles in großer Bewegung; bald nach ihm erschienen der General von Rostitz und der Proveditor Mocenigo, eiligst aus Venedig ihm nachgesandt, weil man daselbst aus eingegangenen Nachrichten die Besorgniß gefaßt, der Feind würde seine ganze Macht auf's neue gegen

Corfu wenden. Die Insel war jedoch durch Schulenburg's Vorkehrung im besten Vertheidigungszustande, und durfte einen Angriff so sehr nicht fürchten. Er setzte indeß auch die Feste Butrinto, höchst wichtig für solchen Fall, in gute Verfassung, so wie die Insel Santa-Maura, gegen welche die Türken schon einen fehlgeschlagenen Streich versucht hatten. In einem gehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, die große Flotte sollte die türkische Seemacht in ihren Häfen einschließen, oder durch eine Schlacht zum Rückzuge dahin nöthigen, die kleine Flotte aber bei den Unternehmungen in Dalmatien und Albanien mitwirken. Nachdem einige Zeit in vergeblicher Erwartung der verheißenen Hülfsgeschwader hingegangen, segelte der Admiral Ludwig Flangini als außerordentlicher Befehlshaber mit den venetianischen Schiffen allein bis vor die Dardanellen, und lieferte nach mehreren Vorgefechten in den dortigen Gewässern am 16. Juni dem Kapudan-Pascha eine große Seeschlacht, in welcher die Venetianer siegten, Flangini selbst aber tödtlich verwundet wurde. Ein zweites Seetreffen, unter Anführung Pisani's am 19. Juli bei dem Vorgebirge Matapan, war ebenfalls siegreich, doch keineswegs entscheidend. Seitdem der Seekrieg mehr mit Linienschiffen, als mit Galeeren, der ursprünglichen Stärke der Venetianer, geführt wurde, hatten die letzteren ihr früheres Uebergewicht allmählich eingebüßt. Der Kapudan-Pascha drang, ungeachtet jener Treffen, in die ionischen Gewässer vor, und suchte sich daselbst zu behaupten, während zugleich von Morea her die Türken durch eine ansehnliche Kriegsmacht neue Angriffe gegen die Insel drohten, besonders gegen Zante und Santa-Maura. Durch diese schwebenden Ungewißheiten und die deßhalb in Venedig stets erneuerten Besorgnisse wurde Schulenburg wider Willen in Corfu zurückgehalten. Nach mancherlei Wechsel entworfener Absichten und begonnener Bewegungen gelang es endlich den Venetianern, die türkische Flotte zu verscheuchen und das ionische Meer ungestört zu beherrschen; aber ein großer Theil des Sommers war darüber hingegangen. Schulenburg hatte die Ausführung seines Hauptplanes gegen Albanien um dieser Umstände willen abermals versäumen müssen;

doch gab er denselben keineswegs auf, und wünschte die noch übrige Zeit zur vorgängigen Eroberung einiger festen Plätze auf der gegenüberliegenden Küste zu benutzen. Er trug seine Absicht dem Kriegsrathe vor, und entwarf zuerst eine Unternehmung gegen Prevesa, welche Feste den Eingang des Meerbusens von Lepanto beherrscht. Nach sorgfältiger Zurüstung segelte Schulenburg von Corfu mit 5000 Mann dahin ab, von der kleinen Flotte unter Pisani begleitet, während die große bei Zante liegen blieb, um das Unternehmen gegen jeden Versuch türkischer Seemacht sicher zu stellen. Er setzte am 19. Oktober seine Truppen an's Land, und bemächtigte sich einer Anhöhe, unter deren Schutze sogleich die Laufgräben eröffnet und der Platz heftig beschossen wurde. Die türkische Besatzung, zwar nur 600 Mann stark, aber von einem Pascha befehligt, widerstand mit großer Tapferkeit, und machte mehrere Ausfälle, um die Batterieen der Venetianer zu zerstören; sie wurden aber zurückgeschlagen, und die Beschießung dauerte in vermehrter Stärke fort. Endlich steckten die Türken die weiße Fahne auf, und verlangten freien Abzug. Schulenburg wollte diesen zugestehen, wenn auch Vonizza, wo ein Unterbefehlshaber des Pascha in Besatzung stand, übergeben würde. Der Pascha verneinte jedoch, daß er über diese Feste mitverfügen könne, indessen schrieb er zum Scheine die verlangten Befehle zur Uebergabe. Während des Waffenstillstandes aber, der einstweilen bewilligt worden, brachen die Türken unvermuthet mit dem Säbel in der Faust unter furchtbarem Geschrei in das venetianische Lager, und gewannen nach blutigem Kampfe, worin beiderseits viele Offiziere getödtet wurden, glücklich den Weg nach Arta. Schulenburg besetzte nun Prevesa, wo er 30 Kanonen und große Vorräthe fand, ließ in der türkischen Moschee ein feierliches Tedeum halten, und schiffte sich dann sogleich wieder ein, um nunmehr Vonizza anzugreifen. Dieser Platz, auf einer Höhe zwischen Meer und Sümpfen gelegen, leistete ungeachtet seiner natürlichen Festigkeit wenig Widerstand. Nachdem die Beschießung einige Tage angedauert, und Schulenburg die Entsatztruppen, welche aus der Umgegend heranrückten, zweimal in die Flucht geschlagen hatte, zog die Be-

satzung von 1800 Mann unvermerkt ab, und überließ dem Sieger die Festung mit 40 Kanonen, vielen Vorräthen und 36 Kriegsfahrzeugen, die im Hafen zurückblieben. Arta, ebenfalls von den Türken geräumt, unterwarf sich freiwillig der Republik, und versprach jährlichen Tribut. Nachdem diese Festen sämmtlich in guten Stand gesetzt und mit Truppen wohl versehen worden, kehrten Schulenburg und Pisani gegen Ende des Novembers nach Corfu zurück. Weniger glücklich betrieb der Proveditor Sebastian Mocenigo die Sachen in Dalmatien, wo die Venetianer, obwohl über 10,000 Mann stark, nichts Erhebliches ausführten, zum großen Mißvergnügen Oesterreichs, welches von daher eine kraftvolle Ablenkung zu Gunsten des Heeres an der Donau vergeblich erwartet hatte.

Venedig sah mit großer Freude durch den Besitz der wichtigen Festungen Prevesa und Vonizza den sicheren Zugang nach Albanien eröffnet, und der Senat beschloß, in Schulenburg's tiefdurchdachten Plan jetzt völlig eingehend, im nächsten Feldzuge diese Eroberungen nachdrücklich zu verfolgen. Mit lebhaftem Eifer wurde durch vielfache Anstalten die große Unternehmung vorbereitet. Während alle Thätigkeit nach dieser Seite gerichtet war, trübten sich die politischen Verhältnisse höchst bedenklich von Westen her. Der Kardinal Alberoni, Minister des Königs von Spanien, ganz Europa mit seinen Ränken umspinnend und geübt in allen hinterlistigen Anschlägen, sann auf Wiedereroberung der im Kriege über die Erbfolge Spaniens verlorenen Nebenländer dieses Reiches. Seine kühne aber trügerische Staatskunst enthüllte sich jetzt deutlich durch die unerwartete Wegnahme Sardiniens, zu welcher die Flotte und die Truppen verwendet wurden, die er dem Pabste selbst als eine nach Corfu bestimmte Hülfsmacht vorgespiegelt hatte; ganz Italien schien bedroht, von spanischer Heeresmacht überfallen zu werden. Kaiser Karl der Sechste sah mit größter Besorgniß die andringende Gefahr, welcher zu begegnen seine ganze Macht erforderlich schien, und um nicht mit getheilten Streitkräften auf den entgegengesetzten Gränzen seines Reiches zwei Feinde zugleich bekämpfen zu müssen, suchte er den Türkenkrieg im vortheil=

haften Augenblicke schleunig zu beenden. Nach vorläufigem Waffenstillstande wurden alsbald im Frühjahr 1718 die Friedensunterhandlungen zu Passarowitz eröffnet, zum größten Verdrusse der Venetianer, welche jetzt erst die Bahn glänzender Vortheile zu beginnen dachten; sie schlossen sich den Verhandlungen zwar an, hofften aber deren Fortgang durch außerordentliche Waffenerfolge bald wieder zu hemmen. Mit verdoppelter Anstrengung wurden daher alle Rüstungen beschleunigt. Der Proveditor Mocenigo zog seine Truppen bei Spalatro zusammen; Schulenburg landete mit ansehnlicher Streitmacht und vielem Geschütz in Sebenigo, und schickte sich ernstlich zu dem Einfall in Albanien an. Er hätte vorgezogen, südlich gegen Durazzo anzudringen, allein der Kriegsrath entschied sich für den Angriff des nördlichen Albaniens. Nachdem Pisani die türkische Flotte durch ein glückliches Seetreffen entfernt, begann Schulenburg mit den Landtruppen am 22. Juli die Belagerung von Dulcigno, einem türkischen Raubneste am adriatischen Meere. Schon waren die Festungswerke großentheils niedergeschossen, die türkische Heeresmacht, welche ein Seriasker zum Entsatze heranführte, mit großem Verluste zurückgeschlagen, und der Platz der Uebergabe nahe, als am 1. August Abends eine Feluke von Venedig mit Briefen des Senats anlangte, welcher die Einstellung aller Feindseligkeiten anbefahl, indem der Friede so gut wie geschlossen sei; die Republik fühlte sich zu schwach, mit ihren eigenen Kräften allein den Krieg gegen die ganze türkische Macht auf sich zu nehmen, und mußte sich der Nothwendigkeit unterwerfen, welche aus der allgemeinen Lage der Staatsverhältnisse hervorging. Schulenburg, inmitten vielversprechender Fortschritte gehemmt, ergab sich voll Unmuths in sein neues Geschick, stellte das Feuer ein, ließ an der Spitze der Laufgräben die weiße Fahne aufstecken; und der Besatzung die erhaltene Nachricht mittheilen; allein die türkischen Befehlshaber trauten der Sache nicht, sondern verwiesen ihn an den Seriasker, der mit verstärkten Entsatztruppen wieder nahe herangekommen war, und setzten indeß die Feindseligkeiten ihrerseits fort. Der Seriasker, schon unterrichtet, nahm den Schein an, als ob er an der Zuver-

lässigkeit der Nachricht zweifle, und erklärte sich zur Einstellung der Feindseligkeiten nur unter Bedingungen bereit, welche Schulenburg mit Unwillen verwerfen mußte. Auch der späteren Nachricht von dem zu Passarowitz am 21. Juli wirklich erfolgten Friedensschlusse verweigerten die Türken, sich im Vortheile wähnend, allen Glauben. Mittlerweile erhob sich ein ungeheurer Sturm, der alle Fahrzeuge der Venetianer an der Küste zerstreute oder zerschmetterte; ohne Möglichkeit des Rückzuges und ohne Zufuhr von Lebensmitteln, von den Türken täglich näher bedrängt und angegriffen, ohne selbst vorrücken zu dürfen, befand sich Schulenburg in nicht geringer Verlegenheit. Da die Türken nicht aufhörten, ihn feindlich zu belästigen und immer drohender zu umstellen, so beschloß er durch einen kühnen Angriff sie zurückzuwerfen, und lieber den Krieg, weil sie ihn doch wollten, zu ihrem Nachtheil zu führen, als zu dem seinigen den Frieden zu halten; allein Pisani widerrieth ängstlich solchen Schritt, dessen Folgen, wie er meinte, für Venedig höchst unglücklich sein könnten. In dieser schlimmsten aller Lagen verlor Schulenburg die Fassung nicht; sein Muth und seine Geistesstärke zeigten sich in ganzer Größe. Nachdem er eine Zeitlang in gänzlicher Abgeschnittenheit ausgedauert, legte sich endlich der Sturm, und die meisten der zerstreuten Fahrzeuge erschienen wieder an der Küste; nun war die Rettung vor Augen, und es galt die Schiffe ohne Zeitverlust zu erreichen. Allein der Rückmarsch zu dem Einschiffungsorte war unterdessen sehr gefahrvoll geworden; der Seriasker hatte sich mit der Besatzung von Dulcigno vereinigt und die sämmtlichen Anhöhen besetzt, durch deren Schluchten die Venetianer das Ufer gewinnen mußten. Schulenburg durfte nicht säumen, er brach in der Nacht auf, und da die Türken ihm den Weg versperrten, griff er sie mit Ungestüm an, und eroberte die Höhen, auf welchen sie sich schon festgesetzt hatten. Kaum hatte er seinen Zug eine Strecke fortgesetzt, so kehrten sie in vermehrter Anzahl wieder, und umringten ihn von allen Seiten; neuer Kampf mußte wiederholt den Weg öffnen. Er bedurfte aller seiner Kriegserfahrung und Geschicklichkeit, um unter so schwierigen Umständen ohne

wesentlichen Verlust davonzukommen. Alle Brunnen waren in türkischer Gewalt, und Schulenburg mußte persönlich an der Spitze von Grenadieren das nöthige Wasser mit dem Degen in der Faust erkämpfen. Um das allzu hitzige Eindringen des Feindes auf seinen Nachtrab zu mäßigen, raffte er, in Ermangelung anderer Reiterei, einen Theil seiner Offiziere und etwa 30 Dragoner zusammen, und warf sich an der Spitze dieses Häufleins einhauend so tapfer auf die gedrängten Türkenschaaren, daß diese mit großem Verlust auseinanderstoben, und geraume Zeit brauchten, sich wieder zu sammeln. Ueberall selbst anordnend und ermuthigend durch Wort und Beispiel, führte er seinen Zug vermittelst künstlicher Bewegungen und kluger Aufstellungen unter unaufhörlichen, aber stets vergeblichen Angriffen der Türken, unverletzt durch alle Schwierigkeiten des verwickelten Erdreichs, und erreichte glücklich das Meer, wo er die Truppen, ohne daß die Türken es hindern konnten, mit allem Geschütz und Gepäck einschiffte, und wohlbehalten nach Cattaro brachte. Sein Rückzug war ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung, und die Ehre davon blieb ihm allein um so vollständiger zugeeignet, als kein anderer Befehlshaber ihn bei den vielfachen Anordnungen und Gefechten hatte unterstützen wollen.

Der Friede von Passarowitz war günstiger für Oesterreich, als für Venedig. Das Königreich Morea, Cerigo und andere Inseln blieben in der Gewalt der Türken; dagegen behielt die Republik die letzten Eroberungen Schulenburg's, Butrinto, Parga, Prevesa, Vonizza, und mehrere Plätze in Dalmatien; dieser Gewinn, an sich nicht unbedeutend, für die Herrschaft in jenen Meeren und für den Besitz von Corfu höchst wichtig, konnte gleichwohl für den Verlust von Morea nicht entschädigen, und die Venetianer fühlten tief, daß sie von ihrer Macht herabstiegen. Schulenburg eilte, nach eingetretenem Friedenszustande, eine persönliche Angelegenheit abzumachen, die sich ihm während des Krieges erhoben hatte. Er war sehr unzufrieden mit dem General von Nostitz, der seinen Anordnungen bei mehreren Gelegenheiten widersetzlich gewesen, und überhaupt das Ansehen des Oberbefehlshabers zu mißkennen gewagt. In Zurechtweisung und

Widerspruch hatte sich ein Wortwechsel entsponnen, den beide übereingekommen waren nach beendigtem Türkenkriege durch den Zweikampf auszugleichen. Inzwischen wurde die Sache ruchbar und ihr Ausbruch durch mancherlei Hemmungen hingehalten; man suchte mittlerweile eine Aussöhnung zu Stande zu bringen; durch das Bemühen des Kaiserlichen Hofes gelang es endlich, den Streit ohne Zweikampf zu Schulenburg's Zufriedenheit beizulegen. In diesem Jahre ereignete sich ein großes Unglück in Corfu, durch welches Schulenburg, dem nach dem Kriege wenig zu thun übrig schien, unvermuthet zu neuer Thätigkeit berufen wurde. Ein schrecklicher Sturm verheerte die Insel; der Blitz schlug in das neue Schloß und entzündete den Pulverthurm, es erfolgte eine gräuelhafte Verwüstung; viele Häuser und Paläste stürzten ein, über tausend Menschen, unter ihnen der Seeheld Pisani, kamen um's Leben, die Schiffe wurden im Hafen gegen einander geschmettert, die Festungswerke lagen völlig zerstört danieder. Daß Schulenburg's Bildsäule wie durch ein Wunder inmitten der Trümmer unbeschädigt blieb, ist schon erwähnt worden. Dieses Unglück gab Anlaß, daß Schulenburg den Auftrag erhielt, die bisherige, zwar sorgfältige, aber in ihrer ersten Anlage verfehlte Befestigung von Corfu nach seinen Planen in ganz neuer und regelmäßiger Gestalt wieder aufzubauen. Dieses große Werk wurde von ihm, gemäß den Vorschriften des Senats, dem an schleuniger und vollkommener Herstellung dieses Bollwerkes der Republik äußerst gelegen war, sogleich unternommen, und nach seinen Entwürfen, unter seinen Augen, da er oft und lange in Corfu verweilte, während zehn Jahren ununterbrochen fortgeführt, bis mit großer Anstrengung und ungeheuerem Aufwande endlich im Jahre 1729 das Ganze vollendet war. Alle Männer vom Fache stimmten überein, daß Schulenburg in diesem Werke ein Meisterstück der Befestigungskunst aufgestellt, und Corfu jetzt durch seine Anlagen für immer so unüberwindlich gemacht habe, als es vor kurzem bloß durch seinen Heldenmuth gewesen.

Venedig pflegte nach geendetem Kriege seine ausländischen Generale und Truppen mit angemessener Belohnung zu ent-

lassen. Dieser Fall trat jedoch nicht für Schulenburg ein, dessen Thätigkeit der Republik auch im Frieden bedeutend blieb, und dessen Ansehen und Kriegsruhm mit ihren Staatsverhältnissen vortheilhaft verflochten war; der Senat erneuerte daher sorgfältig den geschlossenen Dienstvertrag in herkömmlichen Fristen von drei zu drei Jahren. Auf diese Weise verblieb Schulenburg seine ganze folgende Lebenszeit im Dienste Venedigs, und in seiner Würde nicht minder einflußreich, als hochgeehrt und gepriesen. Die herrschenden Häuser des Staates, besonders das große Haus der Pisani, waren seine Freunde, und unterstützten ihn kräftigst in allen Unternehmungen und Arbeiten, die er in Betreff des venetianischen Kriegswesens nothwendig erachtete, und für welche die beträchtlichen Ausgaben im Frieden gar leicht zu hoch gefunden werden. Er bereiste das venetianische Gebiet nach allen Richtungen, und schiffte besonders häufig nach den griechischen Inseln, wo außer dem großen Festungsbau von Corfu noch viele andere Aufgaben und Anlagen ihn beschäftigten. Sein rastloser Eifer und seine beharrliche Thätigkeit achteten kein Hinderniß; er gönnte sich keine Ruhe, bevor nicht alles gethan war, was zu seinem Zwecke geschehen konnte. Er hatte dabei vielfaches Ungemach, auch selbst Lebensgefahr auszustehen; auf einer Rückreise von Corfu litt er bei der Insel Lissa in Dalmatien Schiffbruch, und wurde nur mit genauer Noth gerettet. Auch in der inneren Einrichtung versuchte er mancherlei Verbesserungen zu erwirken, nachtheilige Formen oder üble Gewohnheiten abzuschaffen. Er wußte aus Erfahrung, wie zweckwidrig die große Verwaltungsmacht des Savio alla Scrittura auf den Gang der Kriegsführung hemmend einwirken könne, und wie wenig überhaupt die Anstalten selbst den Absichten und dem Aufwande des Staats entsprächen. Durch sein großes Ansehen und unablässiges Bemühen brachte er es auch wirklich dahin, daß im Jahre 1721 eine eigene Kriegsbehörde eingesetzt wurde, welche nach zweckmäßiger Vorschrift die Verwaltungsgeschäfte führen sollte; sie bestand aber nicht lange, und die alte Einrichtung kehrte mit allen ihren Mängeln und Mißbräuchen zurück. Von der Zeit an gab Schulenburg es auf,

die unübersteiglichen Schwierigkeiten, die sich in dem Wesen selbst der venetianischen Verfassung begründet zeigten, weiterhin nutzlos zu bekämpfen.

Unsere Nachrichten über Schulenburg's weiteres Leben und Wirken werden von nun an sehr mangelhaft. Nur einzelne Vorgänge schimmern abgesondert aus dem Verlaufe der Jahre hervor. Als Oberbefehlshaber der sämmtlichen Landtruppen der Republik hatte er seinen regelmäßigen Wohnsitz in Verona, wo er jedoch erst in späteren Jahren sich bleibend aufhielt, indem er früher meist in Venedig und in der Levante, theils auch auf anderen Reisen abwesend war, die er in persönlichen Angelegenheiten unternahm. Im Jahre 1720 reiste er nach Deutschland, besuchte sein Stammgut Emden bei Magdeburg, und ging hierauf nach Berlin und Wien. Eine größere Reise unternahm er sechs Jahre später nach England, wo seine Schwester Irmengard Melusina am Hofe König Georg's des Ersten in Verhältnissen lebte, deren etwan mangelhafte Seite nicht nur durch Macht und Größe, sondern auch durch Würde und Bildung glänzend überdeckt war. Sie hatte schon am Hofe zu Hannover, als Kammerfräulein der Kurfürstin Mutter, durch ihre außerordentliche Schönheit und trefflichen Verstand die heftigste Neigung des Kurfürsten erweckt, dessen entschiedene und dauernde Gunst sie zwar nicht zu seiner Gemahlin erheben gekonnt, aber nach seiner Thronbesteigung von England ihr mit anderen vornehmen Titeln den einer Herzogin von Kendal verliehen, und bei dem Kaiser Karl dem Sechsten ihre Erhebung zur Reichsfürstin von Eberstein bewirkt hatte. Im Juli 1726 traf Schulenburg bei seiner Schwester im Palaste zu Kensington ein. Der König war über seine Ankunft so sehr erfreut, daß er ihn sogleich in den Reisekleidern vor sich kommen ließ, und nach einer lebhaften Unterhaltung von zwei Stunden sofort zum Abendessen zurückbehielt. Die außerordentliche Gunst dieses Fürsten, und die Ehrenbezeigungen, welche, nach dem Willen und Beispiele des Königs, von allen Großen des Hofes, und selbst von den fremden Gesandten, ihm bei allen Gelegenheiten erwiesen wurden, machten ihn fast betreten. Er empfing von den

angesehensten Personen, die dem Könige gefällig zu sein wünschten, den ersten Besuch, unter anderen von dem französischen Gesandten, Grafen von Broglie, dessen Stolz ungern zu solcher Zuvorkommenheit sich verstehen wollte. Er musterte die Truppen, in deren Reihen er mehrere Offiziere begrüßte, welche mit ihm in den Niederlanden gedient hatten. Der König fand ungemeinen Reiz in seiner Unterhaltung; er lud ihn fast täglich zu Spazirgängen ein, die oft bis tief in die Nacht dauerten. Die langen Unterredungen, die Schulenburg mit dem Könige hatte, und das große Vertrauen, dessen er genoß, gaben Anlaß zu politischen Vermuthungen; man glaubte, der König habe durch Schulenburg den Beitritt Venedigs zu dem Bündnisse gewinnen wollen, das im Jahre vorher zu Herrnhausen zwischen Großbritannien, Frankreich und Preußen aus Eifersucht gegen die entstandene Befreundung Oesterreichs und Spaniens geschlossen worden. Doch diese Vermuthung bestätigte sich nicht; das Verhältniß der Herzogin von Kendal und Schulenburg's persönliche Eigenschaften waren hinlänglicher Grund zu der ausgezeichneten Aufnahme, die er am englischen Hofe fand. Das Anerbieten des Ingeburtrechtes, verbunden mit großbritannischen Diensten, Titeln und Würden, scheint Schulenburg beharrlich abgelehnt zu haben. Nach längerem Aufenthalte in England beurlaubte er sich bei dem Könige, der ihn höchst ungern entließ, zu seiner Rückreise. Er ging über Berlin und Wien, wo ihm ebenfalls große Ehren erwiesen wurden, nach Venedig zurück. In Berlin empfing er bei seiner damaligen Anwesenheit aus den Händen des Königs Friedrich Wilhelm's des Ersten den schwarzen Adlerorden.

Nachdem Schulenburg viele Jahre hindurch dem venetianischen Kriegswesen vorgestanden, und alle Einrichtungen und Arbeiten so weit vollendet hatte, daß einstweilen das Geschehene überall genügen mochte, um so mehr, als die Republik während der ganzen Zeit einer tiefen Friedensruhe genoß, so glaubte sein Zartgefühl die Fortdauer seines Dienstverhältnisses, dem er bei zunehmendem Alter nur abnehmende Kraft zu widmen hatte, in Frage stellen zu müssen. Als daher beim abermaligen Ablaufe des dreijährigen Ver-

trages im Herbste des Jahres 1730 die gewöhnliche Erneuerung desselben sich ungewöhnlich verzögerte, gab er sein Bedenken dem Senate schriftlich zu erkennen, und verhehlte nicht, daß, wenn auch seine Wünsche ihn nach Deutschland hinzögen, er gleichwohl aus Erkenntlichkeit für genossene Güte sich die Hände dergestalt gebunden sähe, daß ihm keineswegs freistünde zu erwählen, was er sonsten etwan, Alters und vieler anderen jetzigen und künftigen Umstände wegen, zu wünschen und zu suchen hätte, sondern entschlossen sei, sich des Senats Befehle hierin gänzlich zu unterwerfen. In derselben Zeit, wie sein Schreiben, kam in Venedig die Nachricht von einer großen Empörung an, die in Konstantinopel ausgebrochen war, und eine wichtige Staatsveränderung daselbst bewirkt hatte. Der Senat begehrte deßhalb von Schulenburg, ohne dessen persönlicher Angelegenheit nur zu erwähnen, eiligst sein schriftliches Gutachten über die zweckmäßigste Sicherstellung der venetianischen Besitzungen in der Levante, falls dieselben in Folge jenes Ereignisses gefährdet werden sollten. Schon nach zwei Tagen lieferte Schulenburg einen ausführlichen Aufsatz, der alles Erforderliche gründlich angab, und mit größtem Beifall aufgenommen wurde. Gleichwohl verzögerte sich noch immer die Erneuerung des Dienstvertrages, und Schulenburg mußte glauben, daß sein Bedenken Eingang gefunden habe, und die Republik seiner Dienste wohl entrathen dürfte. Diese Ungewißheit dauerte bis zum 25. November, nicht aber aus zweifelnder Ueberlegung, oder sonst einer Absicht, sondern aus bloßer Zufälligkeit, weil viele Mitglieder des Senats abwesend waren; denn kaum war die Sitzung wieder vollzählig, so erfolgte sogleich am genannten Tage jene Erneuerung durch einhelligen Beschluß des Senats, unter freudigster Zustimmung von ganz Venedig.

Die in früheren Jahren häufig wiederholten Dienstreisen nach den ionischen Inseln, zweimal über Rom, Neapel und Brindisi, auch über Zara und Cattaro mehrmals, öfter aber unmittelbar von Venedig zur See nach Corfu, hörten mit dem Jahre 1732 völlig auf, da auch er selber solche ferner nicht nöthig glaubte. Sein Wohnsitz wechselte dann zwischen

Verona und Venedig, befestigte sich aber zuletzt ganz an ersterem Orte Neue Dienstanträge suchten ihn hier auch im Alter noch auf, zuerst österreichische, und später auch preußische. In Wien dachte man ernstlich daran, ihn an die Stelle des Prinzen Eugen zu berufen, dessen Geisteskräfte sichtlich abnahmen, und machte ihm die glänzendsten Anerbietungen. Allein Schulenburg, schon vierundsiebzig Jahre alt, zog jetzt vor, in venetianischen Diensten zu bleiben, und die Republik erkannte dies dankbar durch den Beschluß, fortan keinen Vertrag mehr mit dem Feldmarschall zu erneuern, sondern ihm sogleich für seine Lebensdauer die Ehren und Vortheile seines Dienstverhältnisses zuzusichern. Es gab kein Beispiel, daß ein ausländischer Feldherr so viele Jahre in dem Dienste Venedigs ausgedauert, und in einer so mürrischen Republik, wie ein früherer Schriftsteller sie nennt, die allgemeine Zufriedenheit in so hohem Grade zu erhalten gewußt. Doch ereignete sich fernerhin wenig, was seine Thätigkeit hätte in Anspruch nehmen können. Doch trat er im hohen Alter zuletzt noch einmal auf, als im Jahre 1741 die Republik, wegen der bedenklichen Aussichten nach Kaiser Karl's des Sechsten Tode, ein Beobachtungsheer von 20,000 Mann unweit Verona zusammenzog; er fand sich bei demselben ein, ohne jedoch den eigentlichen Oberbefehl zu übernehmen.

Als Voltaire die Lebensgeschichte Karl's des Zwölften neu herausgeben wollte, und seiner beredten Darstellung das Verdienst größerer Genauigkeit zu geben wünschte, wandte er deßhalb, durch Vermittelung des französischen Gesandten in Venedig, auch an Schulenburg die Bitte um mancherlei Nachrichten und Aufschlüsse, welche dieser allerdings vor anderen der Wahrheit gemäß ertheilen konnte. Schulenburg erwiederte die schmeichelhafte Zuschrift durch Uebersendung ausführlicher Denkblätter, welche sowohl die Kriegsereignisse der Jahre 1703 bis 1706, als auch andere bedeutende Vorgänge jener Zeit in französischer Sprache abhandeln. Voltaire benutzte diese Schriften, und ließ ein zweites Schreiben an Schulenburg der neuen Ausgabe jenes Geschichtbuches, als öffentliches Zeichen seiner Dankbarkeit, vordrucken. Die=

ser Briefwechsel fällt in das Jahr 1740, und es scheint, daß die Denkschriften selbst erst in dieser Zeit aus Tagebüchern und anderen Aufzeichnungen zu dem bestimmten Zwecke zusammengestellt wurden, denn sie tragen unverkennbar die Mängel des hohen Alters, obwohl die Schreibart sonst kräftig und zuweilen musterhaft ist. In der Zeitschrift für die Kriegskunst, welche von Offizieren des preußischen Generalstabs im Jahre 1817 herausgegeben wurden, sind jene Mittheilungen, soweit sie Voltaire empfangen, großentheils im Druck erschienen.

Wir haben über das spätere Leben Schulenburg's in Verona eine schätzbare Nachricht durch zwei deutsche Reisende, Anton von Geusau und einen Grafen von Reuß, die im Mai 1742 nach Verona kamen. Sie fanden Schulenburg als Befehlshaber der Beobachtungstruppen der Republik, aber freilich, sagt Geusau, nur dem Namen nach, denn schon achtzig Jahre alt, hatte er Gehör, Gesicht und Gedächtniß nur noch in geringem Grade, und statt seiner verfügte alles der Generalmajor Emo, ein venetianischer Edler, der große Fähigkeiten zu haben schien, und seit zwanzig und mehr Jahren unter Schulenburg gedient und ganz dessen Vertrauen erworben hatte. Schulenburg nahm die Landsleute freundlich auf, und sprach von seinen Verhältnissen einiges, aber nichts von seinen Thaten. Nur des Schreibens, das der Pabst an ihn erlassen, erwähnte er mit Wohlgefallen. Von seinem Recht, einen evangelischen Prediger zu halten, welches er sich ausbedungen, hatte er nie Gebrauch gemacht. In Kriegszeiten hatte er 50,000 venetianische Ducati Besoldung, reichte aber damit nicht weit, wie er sagte. Er machte den Fremden auch einen Gegenbesuch, und lud sie zum Abend in den Garten der Gräfin Gazzuola, welche gut deutsch sprach, und wohin täglich die beste Gesellschaft zu kommen pflegte, besonders aber Schulenburg.

Schulenburg starb am 14. März 1747 zu Verona im siebenundachtzigsten Jahre seines Alters, nachdem schon vier Jahre vorher das Gerücht seines Todes fälschlich ergangen war. Er war nie verheirathet gewesen, und hinterließ keine Kinder, außer einem natürlichen Sohn, den er im Jahre

1710 mit einer polnischen vornehmen Dame hatte, und den er unter dem Namen von Glasebeck in seinem Testament bedachte. Seine zahlreichen Verwandten hatten ihn, besonders in den letzten Zeiten, hart bedrängt, und fast alle von ihm die freigebigsten, reichsten Unterstützungen empfangen. Sein beträchtliches Allodialvermögen, trotz aller Schenkungen und Verluste, bei seinem Tode noch über 400,000 Thaler betragend, vererbte er auf seiner ältesten Schwester Margarethe Gertrud ältesten Sohn, Christian Günther Grafen von der Schulenburg, hannöverschen Oberjägermeisters, mit Stiftung eines Majorats und Fideikommisses.

Venedig huldigte dem Andenken des Helden, den es im Leben so hochgeehrt, nicht minder nach seinem Tode. Der Proveditor der Terrafirma, Simon Contarini, hielt ihm zu Verona ein prunkvolles Leichenbegängniß. Späterhin wurde seine Hülle nach Venedig gebracht, wo ihm die Signoria ein prächtiges Grabmal im Arsenal zu errichten beschloß.

Von Schulenburg's Person und Karakter dürfte folgende Schilderung, durch kundige Hand nach dem Anblicke seines wohlgeprägten Bildes entworfen, hier nicht ungeziemend stehen: „Ein sehr schönes Gesicht, wie man nur selten eines sieht. Man erahndet in ihm die haltungsvolle Größe und kriegerische Würde der ganzen Gestalt. Das Kostüm, wie unser großer Kurfürst; leichte und doch dichte Locken, in der Mitte der Stirn aufgekraust, so daß diese ganz zu sehen ist: eine von denen, die man durchaus schön nennen kann, und die selten vorkommt, gerade in die Höhe steigend, und nur, wenn man sie genauer untersucht, sieht man, daß sie genug rückwärts gebogen ist. Sie ist der Platz des größten, kräftigsten Nachdenkens, und nicht nur den sieht man vollkommen gebildet vor sich, sondern die schönsten Spuren einer solchen Arbeit selbst, und dies ist der Ausdruck des ganzen würdigschönen Gesichts. Besorgte, gütige, und doch dem Entschluß nicht wehrende, aber erwägende, nach den vollkommen schönen Schläfen hin sanft gebogene Augenbraunen; ausgearbeitete Augenwinkel, wo man wohl Scherz und die Lust daran wahrnimmt. Etwas Verachtung aller Dinge — wohlverstanden, aller — in dem sehr belebten, ebenfalls Er=

wägung und eben so Entschlossenheit andeutenden Munde, dessen Unterlippe vorstehen will, weil sie stärker ist als die obere, den aber der Wille ganz bemeistert. Ueberhaupt ist Selbstherrschaft der vorwaltende Ausdruck des länglichen, großen und großartigen Gesichts; etwas Trauer; viel Entschluß, große Ausdauer, Talent, Erwägung und Güte, eine durchaus edle, und wenn auch sinnende, doch zumeist thatkräftige Natur."

Die Feldherrngaben Schulenburg's treten in seinem Lebenslaufe deutlich genug hervor; er besaß alle Eigenschaften des Kriegers und Befehlshabers, alle unter der Herrschaft der durchdringendsten Klugheit und hellsten Besonnenheit. Er war deßhalb auch ein vorzüglicher Unterhändler, und in den verwickelten Staatsgeschäften seiner Zeit tief eingeweiht. Gleicherweise durfte er überall in Hofkreisen und hoher Gesellschaft mit Sicherheit auftreten, wiewohl er doch diese um ihrer selbst willen wenig gesucht zu haben scheint. In den mannigfach schwierigen Verhältnissen, die sich ihm während eines bewegten Lebens darboten, hat er stets eine seltene Rechtlichkeit und Treue bewährt, so daß er überall, wo er ausschied, mit Ehren wieder eintreten konnte. Gunst und Vortheil verlockten ihn nie, die Pflicht hintanzusetzen, er entsagte vielmehr jenen, so oft es das Wohl der Sache galt, der er diente, und die ihm anvertraut war. Seine Gewissenhaftigkeit in Geldsachen hat jede Probe bestanden, wiewohl er den Werth der Glücksgüter zu schätzen wußte, und ihren redlichen Gewinn keineswegs verschmähte. Im Kriege litt er keine willkürlichen Bedrückungen, keine Gewaltthaten gegen Wehrlose, und während die Soldaten ihn der Strenge anklagten, priesen Bürger und Bauern seine Milde. Er war ehrgeizig, aber nicht hoffährtig, mit seinen Nächsten immer freundlich, und gewann leicht Zutrauen und Anhänglichkeit aller Personen, mit denen er in engeren Verkehr kam. Von sinnlichen Neigungen war er nicht frei, ließ sich aber nicht von ihnen hinreißen, war im Essen und Trinken mäßig, und hielt in Handlungen und Worten auf guten Anstand.

Sein Geist war kühn und frei, und wußte über Welt und Menschen gründlich zu denken und zu urtheilen, wovon

uns manche seiner Betrachtungen und Schilderungen gutes Zeugniß geben. Doch strebte er nicht die höchsten Erkenntnisse zu erdringen, sondern begnügte sich mit den Grundwahrheiten, welche der protestantische Glauben ihm darbot, dem er von frühester Jugend anhing und bis in's Alter treu blieb, ja noch im Sterben die erquicklichsten Tröstungen verdankte.

Schulenburg war in Wissenschaften wohlbegründet, besonders in denen des Kriegsfaches, wußte mehrere Sprachen, und drückte sich vorzüglich im Französischen sowohl mündlich als schriftlich mit Leichtigkeit und Gewandtheit aus. Er war unermüdlich im Schreiben, führte einen großen Briefwechsel mit Staatsmännern, Generalen und Gelehrten, von denen er die in seiner Zeit hervorragendsten meist persönlich kannte; wir nennen unter den letztern hier nochmals Leibnitz und Voltaire, sodann den Ritter von Folard, von welchem noch eine Anzahl Briefe an ihn vorhanden sind. Die von Schulenburg selbstverfaßten Berichte über Kriegsvorgänge, Rathschläge und Entwürfe zu Unternehmungen, zeichnen sich durch Klarheit und Genauigkeit aus. Er hatte auch Denkwürdigkeiten seines Lebens zu schreiben angefangen, von denen uns, wie schon erwähnt, einige Abschnitte erhalten, andere aber verloren sind. Die Trümmer seines großen handschriftlichen Nachlasses sind nebst anderen für seine Lebensbeschreibung wichtigen Papieren glücklicherweise in die Hände seines geistkundigen und treusinnigen Verwandten, des Grafen von der Schulenburg-Klosterroda, gelangt, der daraus, und aus dem Schatze seines sonstigen reichen Wissens, das Leben und die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls zusammengestellt, und zu Leipzig 1834 in zwei Bänden in Druck gegeben hat. Dieses treffliche, an urkundlichen Quellen überaus reiche Werk hat unserem früher herausgekommenen Abrisse viele werthvolle Berichtigungen geliefert, und würde demselben noch manche erwünschte Ausführung gewähren können, wäre nicht unserem Zwecke der Raum hier allzu beschränkt. Es genüge daher, auf jenes Werk dankbar hinzuweisen.

Von Schulenburg's Bildsäule in Corfu und Grabmal zu Venedig ist schon gesprochen worden, auch der zu seinen

Ehren geprägten Denkmünzen ist schon Erwähnung geschehen. Sein Bildniß ist oft gemahlt worden, mehrmals von Franz Rusca aus Mailand, einem Bildnißmahler, der, wie Goethe sagt, den großen Beifall seiner Tage durch edle, freie, kühne Darstellung fürstlicher Heldenmänner zu gewinnen verstand; eines derselben hat Markus Pitteri zu Venedig sehr gut in Kupfer gestochen. Goethe's Vater, der sich um die Zeit von Schulenburg's Tod in Venedig befand, und Zeuge der dem Helden gewidmeten noch ganz frischen Verehrung war, brachte diesen Kupferstich von der Reise zurück, nebst einem anderen, der das Denkmal in Corfu vorstellte, welches letztere mir Goethe im Jahre 1825 mit den Worten zusandte: „Auch erhalten Sie eine Rolle mit dem Standbilde des Grafen Schulenburg, zu Corfu errichtet; nehmen Sie jenes früher zitirte Familienblatt geneigt auf, und bewahren es mir zum Andenken. Dem Historiker ist es gewiß interessant, daß er, durch zwei Generationen vermittelt, über ein Jahrhundert persönlich zurückgreift."

König Theodor von Corsica.

Außer dem Königreich Portugal und der Republik Venedig hat auch die Insel Corsica im vorigen Jahrhundert einen Deutschen zu sich gezogen, dessen Leben durch die fremde Schaubühne zur unerhörtesten Entwickelung gesteigert worden. Theodor von Neuhof verdient durch die ansehnliche Rolle, welche er in den Ereignissen seiner Zeit gespielt, und an welche er, zwar mehr Abentheurer als Held, doch den Muth, die Standhaftigkeit und den Geist eines Helden gewandt, in unserem Andenken nicht vergessen zu sein. Sein Leben ist in Betracht der wechselvollen Verhältnisse und unaufhörlichen Irrfahrten, denen er ausgesetzt war, nicht ohne geschichtlichen Reiz; und aus der reichen Gruppe vielfacher Abentheurer, die wir mit und nach ihm in allen Gestalten über die glänzendsten Schauplätze der europäischen großen Welt wandeln sehen, leuchtet er immer noch als einer der außerordentlichsten hervor.

Theodor Stephan Freiherr von Neuhof, aus einem altadeligen und angesehenen Geschlechte der Grafschaft Mark in Westphalen abstammend, wurde um das Jahr 1686 in Frankreich geboren. Sein Vater Anton von Neuhof hatte früher als Hauptmann in der Leibwache des Bischofs von Münster gedient, allein unbefriedigt mit diesem beschränkten Loose eine gründliche Verbesserung desselben durch die Heirath mit der Tochter eines Kaufmanns aus Viset im Hochstift

Lüttich gesucht, der durch Lieferungen im Kriege ein großes Vermögen gewonnen hatte. Die adeligen, auf dem Stammschlosse Neuhof im Hochgerichte Lüdenscheid hausenden Verwandten aber sahen durch eine solche damals noch hartbeurtheilte Mißheirath den Stolz ihres Namens mehr als durch ein wirkliches Verbrechen entehrt, und Neuhof hatte deßhalb so bittere Anfeindung und gehässige Verfolgung zu erdulden, daß er es vorzog, die Heimath zu verlassen, und sein weiteres Glück in Frankreich zu suchen. Er fand in Paris eine wohlwollende Beschützerin an der Herzogin von Orleans, welche als geborne pfälzische Prinzessin ihre deutschen Landsleute mit Vorliebe aufnahm. Ihre Fürsprache verschaffte ihm auch alsbald die Kommandantenstelle eines kleinen Forts im Gebiete von Metz, wo er fortan zufrieden lebte, und mit seiner Gattin zwei Kinder bekam, einen Sohn und eine Tochter, die sein im Jahre 1695 erfolgter Tod unmündig in der Welt zurückließ. Die Herzogin von Orleans nahm sich jedoch der beiden Kinder, die von ausgezeichneter Schönheit waren, lebhaft an, und ließ sie an ihrem Hofe auferziehen. Die Tochter, Namens Elisabeth, wurde in der Folge Hofdame der Herzogin, und traf dann eine ansehnliche Heirath mit dem Grafen von Trevoux, der von ihren liebenswürdigen Eigenschaften heftig eingenommen war. Der Sohn aber, Theodor Stephan, empfing als Page der Herzogin sogleich alle Vortheile jenes Unterrichts, der zumeist die Persönlichkeit ausbildet und in der großen Welt von überwiegendem Nutzen ist. In allen ritterlichen Uebungen zeigte er Muth und Gewandtheit, Waffen und Kriegswesen waren seine früheste Beschäftigung, während zugleich die Gewöhnung des Hoflebens den Sinn bedeutender Verhältnisse und geselliger Feinheit in ihm ausbildete. Aber auch die eigentlich geistige Entwickelung wurde nicht vernachlässigt. Er faßte eine leidenschaftliche Vorliebe für das Studium der Geschichte, und die Beispiele heldenmüthiger Unternehmungen und großer Thaten, die ihm besonders Plutarch darbot, entflammten seinen jugendlichen Ehrgeiz. Den genannten Schriftsteller soll er unaufhörlich gelesen und theilweise auswendig gelernt haben. Doch entzog ihn der Reiz leichtsinnigen Jugendlebens

in dem reichen Glanze der französischen Hauptstadt allzuleicht dieser strengeren Richtung, und er gab sich allen Zerstreuungen und Vergnügungen hin, welche in dem Wetteifer müßiger Verkehrtheit auch noch den Ehrgeiz anregen und befriedigen. Er machte sich in diesem Kreise bemerklich, und gewann durch seine Anmuth und Klugheit viele angesehene Freunde und theilnehmende Gönner. Der Prinz von Birkenfeld trug ihm eine Lieutenantstelle im Regiment Elsaß zu Straßburg an; allein Theodor mochte den Aufenthalt von Paris um einer so geringen Stelle willen nicht verlassen. Die Herzogin von Orleans verschaffte ihm eine Kompanie in baierischen Diensten, die er aber wegen Verdruß beim Spiel, wegen Schulden und anderer üblen Verwickelungen bald wieder aufgab. Der Marquis von Courcillon, Oberst eines französischen Reiterregiments, machte ihn bald darauf zum Rittmeister; sie lebten einige Jahre in vertrauter Freundschaft, und Theodor genoß alle Annehmlichkeiten eines solchen Verhältnisses, bis ein ausgebrochener Zwist dasselbe trübte, und nun auch die Dienstverbindung ihm lästig wurde, die er daher ohne Bedenken verabsäumte. Er blieb in Paris, und lebte mit ziemlichem Aufwande, wozu sein Glück im Spiel die reichlichen Mittel gab. Bald aber spielte er unglücklich, verlor mehr als er besaß, und gerieth in Verlegenheiten, welche die Fortdauer seines bisherigen Wandels in Paris unmöglich machten.

Unzufrieden mit seinen nunmehr in Frankreich beschränkten Aussichten, gedrängt von den Zerrüttungen seiner Lage, und mächtig angezogen von dem strahlenden Ruhme des kriegerischen Königs von Schweden, der selbst als wirklicher König und Held mehr noch den kühnen Abentheurer hervorzukehren schien, nahm Theodor seine Entlassung aus französischen Diensten, eilte nach dem Norden, und wurde Offizier im Heere Karl's des Zwölften. Hier zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten aus, und bewies den unerschrockenen Muth, der den Beruf des Kriegers zwar begründet, aber den des Feldherrn bei weitem nicht erfüllt. Die vielfachen Erfahrungen, welche der Dienst im Felde dem Jünglinge darbot, und die rege Aufmerksamkeit, mit welcher sein

Geist die dargebotenen Gegenstände verfolgte, machten ihn bald des Kriegswesens hinreichend kundig, um überall in diesem Fache mit Ehren auftreten zu können; allein der innere Zusammenhang seiner eigensten Fähigkeiten und Neigungen zog ihn überwiegend nach einer anderen Seite hin. Dem Freiherrn von Görz, Rathgeber und Freund Karl's des Zwölften, war Theodor einigermaßen verwandt; jetzt wurde er demselben auch persönlich bekannt, und der scharfblickende Staatsmann erkannte schnell in dem jungen Offizier die vorherrschenden Talente, zu deren vortheilhaftem Gebrauche die großen Entwürfe und betriebsamen Thätigkeiten des Ministers leicht Rath wußten. Dieser seltene Mann, aus einem deutschen reichsritterschaftlichen Geschlecht entsprossen, im Staatsdienste des jungen Herzogs von Holstein angestellt, und an Schweden durch kein anderes Verhältniß, als das des persönlichen Vertrauens, gebunden, hatte in dieser Stellung die ungeheure Aufgabe übernommen, die verzweifelten Angelegenheiten Schwedens aus innerer und äußerer Zerrüttung mächtig wieder aufzurichten. Ihm waren für diesen Zweck keine anderen Mittel als die seiner Geistesanstrengung vergönnt; alles mußte er aus den erfinderischen Gedanken seines Kopfes hervorrufen. Das unbedingte Zutrauen des Königs war die erste Frucht seiner Ueberlegenheit; er wußte dasselbe in dem Augenblicke zu gewinnen, als er wegen früherer Anschläge, die er zum Besten Holsteins, aber im anscheinenden Nachtheile Schwedens, betrieben hatte, sich zu rechtfertigen kam, und dem unversöhnlich zürnenden Könige gegenüber unrettbar verloren schien. Der niedergebeugte Eigenwille des ungestümen Helden fügte aber sich der kühnen Staatsklugheit, die zum erstenmal in solcher geistesmächtigen Gestalt ihn ansprach. Görz wußte auch wirklich in kurzer Zeit durch geschickte Anordnungen die gebrochene Kraft des Reiches so weit herzustellen, daß es möglich schien, den äußeren Frieden schon unter günstigeren Bedingungen zu erlangen, als bis dahin denkbar gewesen. Diesen Frieden ehrenvoll und vortheilhaft herbeizuführen, war eine Aufgabe, zu deren Lösung die politischen Verhältnisse fast aller Staaten in gewaltige Bewegung gebracht werden mußten. Schon war die Gesinnung des

Zars Peter von Rußland vermittelst kluger Unterhandlungen zu erwünschtem Einverständnisse umgestimmt; in Wien, im Haag, in Paris standen die eifrigsten Thätigkeiten damit in entsprechendem Zusammenhange. Nun kam es noch darauf an, den König von Großbritannien, auf welchen Karls des Zwölften ganzer Haß sich geworfen, in politisches Unheil zu verstricken, und hiezu dünkte der Versuch, den Prinzen Karl Eduard, als Erben der Stuarts, dem Hause Hannover auf dem englischen Throne entgegenzusetzen, ein unfehlbares Mittel, dem die Theilnahme des Hofes von Madrid entscheidenden Nachdruck geben sollte. Hier führte die Zügel allmächtiger Ministerherrschaft der Italiäner Alberoni, ein Staatsmann, dessen gemeine Denkart gleichwohl mit großen Eigenschaften verbunden war, und auf dessen Willen und Einsicht Görz rechnen durfte. Um die beiderseitigen Entwürfe, die aus Norden und Süden solchergestalt auf ein gemeinsames Ziel zusammentrafen, in völliges Einverständniß zu bringen, fand Görz eine geheime Sendung nach Madrid nothwendig, für welche niemand geeigneter schien, als Theodor, dessen reiche persönliche Hülfsmittel in solchen Angelegenheiten schon bewährt waren; seine Fähigkeiten ließen jedes Gelingen hoffen, seine noch dunkeln und untergeordneten Verhältnisse im Fall eines Unglücks wenig Aufsehen befürchten. Theodor empfing demnach seine Beglaubigungen und Aufträge, und reiste nach Spanien. Er verschaffte sich bei dem Minister geheimes Gehör, und trug ihm seine Sachen so geschickt vor, daß Alberoni für das große Unternehmen mit neuem Eifer beseelt wurde, zugleich aber eine hohe Meinung von dem Geiste des jungen Abgesandten faßte, und demselben seine ausgezeichnete Gunst und Neigung schenkte. Mit glücklichem Erfolge seiner Sendung, die ihm sogar Beweise der Huld abseiten des Königs von Spanien selbst eintrug, kehrte Theodor nach Schweden zurück, wo Karl der Zwölfte ihn wohlzufrieden aufnahm.

Görz glaubte nunmehr, zu besserer Leitung seiner ausgebreiteten Verbindungen, sich selbst in die Mitte der angelegten Fäden versetzen zu müssen, und ging nach dem Haag, wohin Theodor ihn begleitete, jetzt völlig eingeweiht und mit=

thätig in den verwegenen Betreibungen seines Meisters. Der schwedische Gesandte in London, Graf Gyllenborg, war eines der Hauptwerkzeuge, deren sich Görz bediente, um die Anhänger des Hauses Stuart in Großbritannien aufzuregen. Theodor wurde die Mittelsperson des lebhaften und gefahrvollen Verkehrs, den Görz mit Gyllenborg unterhielt; er machte mehrmals geheime Reisen zwischen dem Haag und London, und hatte das Glück immer unentdeckt zu bleiben; die Sachen gediehen bald zu einer förmlichen Verschwörung der Jakobiten, und Theodor hatte öftere Zusammenkünfte mit den Häuptern derselben. Durch die Unvorsichtigkeit der Parthei wurde jedoch der Anschlag, bevor er zur Reife gedeihen konnte, der englischen Regierung kund, und diese versicherte sich im Februar des Jahres 1717 plötzlich der Person Gyllenborg's und aller seiner Schriften. Theodor befand sich bei diesem unvermutheten Schlage gerade in London, flüchtete aber im ersten Augenblicke und entkam nach Holland. Neue Schrecken erwarteten ihn hier. Da sich aus Gyllenborg's Papieren die unbestreitbare Theilnahme Görzens an den verrätherischen Anschlägen ergab, durch welche jener sich der gesandtschaftlichen Unverletzbarkeit verlustig gemacht hatte, Görz aber nicht einmal in öffentlicher Gesandteneigenschaft anerkannt war, so bewirkte das Ansehen der englischen Regierung bei den Generalstaaten auch dessen Verhaftung, als er sich eben durch die Flucht seinen Verfolgern entziehen wollte. Theodor wandte sich in dieser Noth zu dem spanischen Gesandten, der ihn willig aufnahm und gegen jede Nachsuchung schützte. Jene Verhaftungen machten inzwischen an allen Höfen großes Aufsehen, und es fehlte nicht an heftiger Einsprache; besonders führten Spanien und Rußland bittre Beschwerden über eine Verletzung des Völkerrechts, welche auch ihre Angelegenheiten mitbeträfe, sofern Görz gerade in Verhandlungen mit ihren Bevollmächtigten gestanden. Auch gelang endlich den dringenden Forderungen des Zars Peter, durch Vermittelung des Herzogs Regenten von Frankreich die Freilassung der Verhafteten zu bewirken. Görz ging nach Schweden zurück, um von dort aus die unterbrochenen, aber keineswegs aufgegebenen Entwürfe in

neuen Unternehmungen fortzusetzen, und Theodor begleitete ihn mit guter Zuversicht, in dem schwedischen Staatsdienste durch seine bewährte Brauchbarkeit in kurzem eine bedeutende Wirksamkeit zu erlangen.

Allein neue unerwartete Schläge zerstörten schrecklich diese Aussicht. Karl der Zwölfte wurde in Norwegen vor der Festung Friedrichshall durch verrätherische Hand erschossen, und unmittelbar darauf sein Minister und Freund in Stockholm verhaftet. Theodor sah durch Görzens Fall nicht nur jede Hoffnung plötzlich entschwunden, sondern auch sich selbst von Gefahren umringt, denen nur durch schleunige Flucht zu entrinnen war. Zu rechter Zeit wählte er diese, um nicht vielleicht das traurige Schicksal seines Gönners und Verwandten zu theilen, der bald nachher zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde! Theodor begab sich nach Spanien, wo ihm die Gunst Alberoni's einen neuen Anhalt versprach; er fand dieselbe in vollen Maßen bewährt, und wußte sich nur immer mehr darin zu befestigen. Der allvermögende Minister verschaffte ihm eine Oberstenstelle im spanischen Kriegsdienst, und setzte ihm nebenher noch eine ansehnliche Besoldung aus. Dem neuen Günstlinge wurden von allen Seiten Auszeichnungen und Geschenke zu Theil; er galt als der sicherste Weg, um für allerlei Gesuche die Gewährung des Ministers zu erlangen. Einen neuen Gönner und Freund fand er in diesem Kreise an dem Freiherrn von Ripperda, nachherigem Herzoge und ersten Minister, der schon damals am spanischen Hofe in großem Ansehen stand. Auch dieser merkwürdige Emporkömmling, ein geborner Niederländer, vereinigte bedeutende Eigenschaften mit geringfügiger Sinnesart; als Kriegsmann, Gesandter, Fabrikunternehmer, Höfling und Staatsminister, abwechselnd in niederländischen, spanischen, und endlich sogar marokkanischen Diensten, nach Umständen Katholik, Protestant und Bekenner des Islam, war er überall, wo er auftrat, durch glänzende Persönlichkeit und gewandtes Benehmen für eine Zeitlang des vortheilhaftesten Eindrucks und des größten Erfolges gewiß, nur sichere Dauer blieb seinen Glückesloosen versagt. Er faßte für Theodor, in welchem er den Geistes- und Schicksalsverwandten leicht

erkennen mochte, eine lebhafte Zuneigung, die sich auch in der Folge durch allen Wechsel treu erhielt. Er wünschte eifrig das Glück seines Freundes zu befördern, und gab ihm in dieser Absicht den Rath, sich um die Hand der Lady Sarsfield zu bewerben, eines Frauenzimmers von vornehmer irländischer Abkunft, einer Tochter des Lords Kilmarnok und nahen Verwandten des Herzogs von Ormond; sie entbehrte zwar aller Vorzüge der Schönheit und Liebenswürdigkeit, im Gegentheil, sie war häßlich und stolz, allein als Hofdame der Königin stand sie bei dieser Fürstin in hoher Gunst, und schien ihrem Gemahl eine glänzende Beförderung zu sichern. Doch diese Heirath, zu der sich Theodor bereden ließ, entsprach nicht im geringsten den gehegten Erwartungen; vielmehr sah er sich nach einiger Zeit vom Hofe vergessen, durch Alberoni und Ripperda kaum noch gestützt, von seiner Gemahlin mit hochfahrendem Dünkel behandelt. Als noch überdies bald darauf Alberoni's plötzlicher Sturz eine Veränderung aller Verhältnisse ankündigte, fühlte er jeden Boden unter seinen Füßen gewichen; unfähig, so gehäuftes Unheil zu ertragen, so entschloß er sich rasch, und eines Tages, da seine Gemahlin mit dem Hofe nach dem Escurial gefahren war, raffte er seine Gelder und Kostbarkeiten zusammen, verließ Madrid, setzte sich in Cartagena zu Schiff und landete in einem französischen Hafen, von wo er sogleich nach Paris eilte. Seine Gemahlin blieb schwanger in Spanien zurück, und gebar späterhin einen Sohn, mit dem sie in der Folge gleichfalls nach Frankreich kam.

Ein Abentheurer anderer Art stand damals in Paris auf dem Gipfel der Gunst und des Einflusses. Der Schottländer Law hatte für seine ausgezeichneten Talente im Rechnungs- und Finanzfache lange vergebens einen Wirkungskreis gesucht; England meidend wegen eines Zweikampfes, in welchem er seinen Gegner getödtet, aus Venedig und Genua um zweideutiger Geschäfte willen vertrieben, war er endlich in Frankreich bei dem Herzog Regenten mit großen Entwürfen durchgedrungen, und an die Spitze einer Zettelbank getreten, die den ungeheuersten Aufschwung in alle Vermögensverhältnisse brachte, und ihm selbst mit der unbeschränkten

Gunst des Regenten die entschiedenste Macht im Staate verlieh. Es ist gegenwärtig anerkannt, daß Law in seinen ersten Einrichtungen von den richtigsten Grundsätzen ausging, und mit treffender Einsicht neue Mittel des Verkehrs eröffnete, die den Einzelnen wie dem Staate die größten Vortheile gewähren mußten, wenn nicht von Seiten der Regierung selbst ein verderblicher Mißbrauch mit diesen Vortheilen getrieben wurde. Law hatte nicht Stärke genug, diesen von der gewinnsüchtigen Macht ihm aufgedrungenen Mißbrauch abzuwehren, und sein in der Anlage redliches Werk steigerte sich im Fortgange zu der schwindelnden Höhe des Betrugs empor, aus welcher der Sturz in den Abgrund eines furchtbaren Bankbruches unvermeidlich war. Noch aber stand Law in allem Schimmer des Reichthums und der Macht, als Theodor mit ihm bekannt wurde. Die wahlverwandten Geister zogen auch hier sich gegenseitig an, und es entstand zwischen beiden ein vertrauliches Verhältniß, welches für Theodor sogleich ersprießlich wurde. Von der bedeutenden Geldsumme, die er aus Spanien mitgebracht, verwandte er einen Theil zur Befriedigung alter Gläubiger; mit den übrigen spielte er in den Aktien der Mississipi-Gesellschaft, welche Law gestiftet hatte. Sein anfänglicher Gewinn, vermehrt durch Law's verschwenderische Freigebigkeit, gab ihm Mittel zu glänzendem Aufwand, er lebte angesehen in der großen Welt, und machte bedeutende Bekanntschaften, die seinen thätigen Geist mannigfach in Bewegung setzten. Aber dieser täuschende Zustand sollte nicht lange dauern! Law selbst rettete in dem beschleunigten Einbruche seines Systems, durch den das ganze Königreich erschüttert wurde, kaum noch das Leben, und Theodor sah durch den Verlust seiner ganzen Habe sich plötzlich verarmt, und inmitten alles Prunks in neue Verlegenheiten gestürzt, deren Gegenstände noch kurz vorher in keinen Betracht kommen durften. Bei seinem Aufwande war er manche Summen schuldig geblieben, deren Bezahlung jetzt unmöglich fiel, aber nur um so dringender eingefordert wurde. Zu den alten, nicht ganz befriedigten Gläubigern gesellten sich neue, und Theodor fand sich ihren vereinten Angriffen und zugleich dem drückenden Mangel des

Augenblicks bloßgestellt. In dieser Bedrängniß fand er Hülfe bei seiner Schwester, der Gräfin von Trevoux, die ihn mit zärtlicher Liebe aufnahm, und mit beträchtlichen Summen unterstützte. Zugleich benutzte sie ihre genaue Verbindung mit dem schwedischen Gesandten Grafen de la Mark, um auch diesen für den Bruder in Thätigkeit zu setzen. Es gelang den vereinten Bemühungen, einen Beschluß des Parlaments zu erwirken, durch welchen die Gläubiger in ihrem Verfahren gegen Theodor gehemmt wurden; doch kaum war dies geschehen, so verhalf derselbe Graf de la Mark, der plötzlich von Eifersucht entzündet in Theodor einen Nebenbuhler zu sehen wähnte, den Gläubigern durch seinen Einfluß zu einem versiegelten Verhaftbriefe, gegen welchen der Beschluß des Parlaments ohne Wirkung blieb. In Gefahr seine Freiheit zu verlieren, und begierig neue Glückswege aufzusuchen, hatte Theodor keine andere Wahl, als Frankreich zum zweitenmale zu verlassen. Die Art, wie die Herzogin von Orleans in ihren Briefen den bisherigen Lebenslauf ihres ehemaligen Pagen als eine enge Kette von Schelmereien und bösen Streichen zusammenzieht, mit Auslassung der wichtigeren Verhältnisse und Entstellung der vertraulichen, — mag man in den Briefen dieser klugen, aber grundprosaischen und alles nur von der schlechtesten Seite, daher oft ganz falsch, auffassenden Frau nachlesen.

Ohne festen Plan und sicheres Ziel durchirrte er hierauf mehrere Länder. Der Unstern, welcher ihn bisher verfolgt, und aus allen Verhältnissen, die ihm eine dauernde Lebensrichtung geben konnten, in Sturm und Zerstörung vertrieben hatte, schien ihm ein Recht zu verleihen, sein Heil und Fortkommen mehr dem Ungefähr zu überlassen, als an ein überlegtes Vorhaben zu knüpfen. Er begab sich zuerst nach England, dann nach Holland, von wo er eine Reise nach der Levante gemacht haben soll, man weiß nicht mit was für Mitteln noch in welcher Absicht. Vielleicht versuchte er eine Handelsunternehmung, denn in Amsterdam hatte er von portugiesischen Juden ansehnliche Geldsummen erlangt, und seinem regen Kopfe blieb kein Gebiet gewinnreicher Thätigkeit verschlossen. Ohne zuverlässige Einkünfte wußte er fast

immer in großem Aufwande zu leben, und wenn einige Hülfsquellen versiegten, andere zu eröffnen. Unerschöpflich war sein Talent im Schuldenmachen, überall flößte er Theilnahme und Vertrauen ein; sein Geist erfand unaufhörlich neue Gebilde und Aussichten, die er einleuchtend vorzustellen wußte; in seiner ganzen Persönlichkeit lag ein Zauber, der die Menschen zu seinen Gunsten bestach; man glaubte alles von ihm erwarten zu können, und eher das Glück beschuldigen zu müssen, als ihn selbst, wenn irgend eine seiner Zusagen nicht eintraf. In der wechselnden Bewegung, seinen alten Gläubigern auszuweichen und neue zu finden, vergingen mehrere Jahre. Er zeigte sich verschiedentlich in Paris, in Lissabon, darauf an mehreren Orten Italiens. Ihn müssen jedoch auf seinen Irrfahrten außer jenen Verwickelungen auch angesehene Verhältnisse berührt, und ihm das Gebiet der höheren Staatsgeschäfte neu eröffnet haben, denn er stand im Begriff, ein Regiment für den Kaiserlichen Dienst in Italien zu errichten, und im Jahre 1732 sehen wir ihn unvermuthet zu Florenz in der Eigenschaft eines Residenten Kaiser Karls des Sechsten auftreten. Hier mußten für ihn in den damaligen Ereignissen vor anderen die Angelegenheiten von Corsica der Gegenstand ernstlicher Aufmerksamkeit und Beschäftigung werden. Diese Angelegenheiten erfordern, ehe wir weiter gehen, einige Erläuterung.

Corsica, nach Sicilien und Sardinien die größte der zu Italien gerechneten Inseln, hat auf 178 Geviertmeilen ungefähr 200,000 Einwohner, Nachkommen verschiedenartiger Bevölkerungen, die sich hier im Wechsel der Zeiten gemischt. Außer den europäischen Ankömmlingen, die sich auf der Insel festgesetzt, hatten auch die Sarazenen ihre Herrschaft hieher ausgedehnt, und in einer Reihe afrikanischer Könige behauptet. Die Einmischung dieses wilden Blutes hat sich bei den Corsen in manchen Zügen bemerkbar erhalten. Sie vereinigen überdies den Karakter der Inselbewohner mit dem der Bergvölker, das selbstische Gefühl der Sonderung und Eigenart mit dem freien Sinne kraftwirkender Natur. Die Insel ist zwar im Ganzen fruchtbar, in manchen Gegenden wohlbebaut, und reich an südlichen Erzeugnissen, aber hohe Berge,

mit immerwährendem Schnee bedeckt, erheben sich im Innern; ein rauher Rücken durchzieht die ganze Länge von Norden nach Süden, ein anderer scheidet von Nordwesten nach Südosten zwei ungleiche Theile, zwischen welchen nur wenige Verbindungen offen sind; den Zugang wehren tiefe Wälder und wilde Felsschluchten. Diese Beschaffenheit des Erdbodens macht die Kriegsführung in diesem Lande sehr beschwerlich, nährt den Geist der Unabhängigkeit bei den Bewohnern, und bietet alle Hülfsmittel zur Vertheidigung. Die Corsen galten immer für wild, hartnäckig, grausam und gewaltthätig, aber auch für tapfer, gastfrei, mäßig und enthaltsam. Ihr unbändiger Trotz war schon den Römern bekannt, die deßhalb keine Corsen zu Sklaven haben mochten, welchen Vorwurf aber Napoleon mit Recht seinen Landsleuten vielmehr zum Lobe rechnet. Ihre guten Geistesanlagen bildeten sie ehemals wenig aus, dagegen standen sie von jeher als tapfere Krieger in gutem Rufe. Rachsüchtig bis zur furchtbarsten Ausartung, übten sie Blutrache bis in das siebente Glied, und dadurch in zahllose tödtliche Feindschaften zerrissen, erschlugen sie sich untereinander, wenn nicht größerer Haß gegen fremde Unterdrückung sie in leidenschaftlicher Vaterlandsliebe zusammenhielt. Dieser Haß traf am heftigsten die Genueser, welche seit alten Zeiten die Herrschaft über die Insel ansprachen, mit den Waffen durchsetzten, und dann mit barbarischer Unterdrückung ausübten.

In der That war der Zustand der Corsen unter den Genuesern höchst bedauernswürdig. Sie sollten elende Sklaven sein, und wurden demgemäß behandelt. Die Stellung des Adels in Corsica war vernichtet, jedes Lehnsverhältniß aufgehoben, selbst die Titel sollten nicht fortdauern, nur damit in der schrecklichen Gleichheit des Elends und der Knechtschaft keine Ausnahme bliebe! Jedes Verhältniß auf der Insel war einzig für den Vortheil der Gebieter eingerichtet. Die Erzeugnisse des Bodens durfte der Landmann weder verkaufen, noch selbst in der Insel mit anderen austauschen, er mußte sie ungenützt verderben sehen, oder sie zu niedrigstem Preis einem Genueser überlassen, der dann mit übermäßigem Vortheile sie vielleicht dem Nachbar verkaufte.

Kein Corse war fähig, irgend ein Amt zu bekleiden, einer Gemeinde oder einem öffentlichen Geschäfte vorzustehen. Statt gesetzlicher Verwaltung schaltete rücksichtslose Willkühr genuesischer Staatsdiener, die in ihren Erpressungen und Grausamkeiten durch nichts gezügelt waren; sie konnten nach Gutdünken zum Tode verurtheilen, ohne irgend eine Rechenschaft. Die Abwesenheit aller Rechtspflege gab der Selbsthülfe das freieste Feld, in manchen Jahren stieg die Zahl der Ermordungen in der kleinen Völkerschaft nahe an tausend, und die schändliche Habsucht der Genueser besteuerte das Verbrechen, statt ihm zu wehren; der öffentliche Schatz in Genua rechnete auf den Ertrag der Gnadenbriefe, die für begangenen Meuchelmord verkauft wurden, oft schon im voraus für zukünftigen! Wie in Elend, so auch in Unwissenheit mußten die Corsen schmachten; jede Bildung wurde gehemmt, keine Anstalt des Fleißes und Unterrichts geduldet; vergebens flehten die Unglücklichen ihre Herren um Schulen wie um Gesetze an, und es ist rührend, wie in der Aufzählung ihrer Forderungen und Wünsche dieses geistige Bedürfniß immer ausdrücklich erwähnt wird. Solch schmachvoller Druck hatte endlich nach vielen Jahren dumpfer Erbitterung die Verzweifelten zu den Waffen getrieben. Im Jahre 1729 war ein Aufstand ausgebrochen, der für die Genueser bald gefährlich wurde; es kam zum förmlichen Kriege, und die Corsen fochten unter ihrem kühnen Anführer Pompiliani mit solchem Heldenmuthe, daß den Genuesern nur noch der Besitz der Hauptstädte Bastia und Ajaccio und einiger anderen Punkte an der Küste verblieb, das Innere der Insel aber sich unabhängig behauptete. Mehrere Versuche, die Empörung durch Friedensvorschläge beizulegen, scheiterten an der Treulosigkeit der Genueser selbst, welche keinen Vertrag hielten, sobald sie im Vortheile zu sein glaubten, und keinen Verrath scheuten, um dahin zu gelangen. Inzwischen fühlte die Republik sich bald zu schwach, durch eigene Kriegsmacht allein das tapfere Inselvolk, dem überdies die Höfe von Versailles und Madrid fast offene Unterstützung gewährten, wieder zum Gehorsam zu bringen; sie rief den Beistand des deutschen Kaisers an, und dieser als Bundesgenosse konnte

nicht umhin, aus Mailand eine Anzahl Truppen unter dem General von Wachtendonck nach Genua vorrücken zu lassen, welche nach Corsica übergesetzt dort unter wechselnden Ereignissen kämpften; ihnen folgte bald eine größere Macht unter dem Prinzen Ludwig von Würtemberg, gegen welche jeder Widerstand der Corsen unzureichend werden mußte. Doch wollte der Kaiser diese Dazwischenkunft seiner Waffen nicht sowohl zur unbedingten Unterwerfung der Corsen unter die Willkürherrschaft der wuth- und rachentflammten Genueser, deren grausames und treuloses Verfahren ihn selbst mit Unwillen erfüllte, als vielmehr zur angemessenen Beilegung des Krieges durch gesicherte Verträge bewilligt haben, und der Prinz von Würtemberg war hauptsächlich dahin angewiesen, eine billige Uebereinkunft, welche die beiderseitigen Rechte festsetzte, zu Stande zu bringen. Nach einigen für die Corsen nachtheiligen Gefechten, wurden wirklich Unterhandlungen angeknüpft, zum großen Mißvergnügen der Genueser, welche den Empörern keinerlei Rechte zugestehen wollten. Die Corsen dagegen verweigerten nicht, die Oberherrschaft der Republik anzuerkennen, aber sie verlangten ehrenvolle Bedingungen und billige Zugeständnisse unter Kaiserlicher Gewährleistung.

Der Prinz fand die Forderungen der Corsen, unter welchen die wegen Einrichtung zweckmäßiger Schulen wiederum nicht vergessen war, in allen Stücken wohlbegründet. Durch seine Vermittelung kam der Entwurf eines Vertrages zu Stande, der zur Genehmigung des Kaisers nach Wien gesandt wurde. Darin war eine völlige Amnestie für das Geschehene, die Abschaffung einiger drückenden Lasten, die Aufnahme eines Theils der corsischen Adeligen in die Vorrechte der genuesischen, die Anstellung eines corsischen Oratore in Genua zur Vertretung corsischer Rechte, die Verbesserung des Kirchenwesens und die Errichtung von Schulen, und manches andere von dieser Art festgesetzt, dessen Bewilligung für die Genueser keinen Nachtheil hatte, wenn ihrem verkehrten Sinne nicht schon die Wohlfahrt ihrer Unterthanen dafür gegolten hätte! Sie wollten unbedingte Unterwerfung ohne allen Vertrag, und um die Sachen abzubrechen, bevor sie zum Abschlusse

kämen, wählten sie das kürzeste Mittel. Ihre Abgeordneten zu Corte, der innern Hauptstadt des Landes, wo die Verhandlungen unter der Aufsicht des Prinzen von beiderseitigen Bevollmächtigten geführt wurden, traten unvermuthet mit dem aus Genua empfangenen Befehle hervor, vier der angesehensten corsischen Abgeordneten, unter dem Vorwande, daß sie neue Unruhen zu stiften suchten, zu verhaften und nach Genua zu führen. Die Verhafteten wurden darauf nach Savona gebracht, wo sie aber Gelegenheit fanden, für die Sache der Corsen noch immer fortzuwirken. Einer von ihnen, Raffaelli, unterhielt Verbindungen mit einem corsischen Mönche zu Genua, der mit Theodor in nahes Verhältniß kam. Der Prinz hatte diesen corsischen Häuptern, die im Vertrauen auf seine Einladung nach Corte gekommen waren, bisher alle Hochachtung und Zuneigung bewiesen; überhaupt hatte der Anblick des wirklichen Zustandes der Dinge ihn mit Theilnahme für die Corsen erfüllt. Gleichwohl vermochte er diese Verhaftung, da die Genueser im Vollgebrauch ihrer obrigkeitlichen Rechte zu handeln behaupteten, nicht zu verhindern, wie laut er auch seine Mißbilligung aussprach. Andere Verhaftungen geschahen gleichzeitig mit dieser; die Corsen, ihrer Anführer beraubt, zum Theil schon entwaffnet, schienen keines Widerstandes mehr fähig, und Genua sah unbesorgt den Prinzen bald nachher mit den meisten deutschen Truppen aus Corsica heimkehren. Die Republik zog sich aber durch den verübten Gewaltstreich allgemeinen Haß und bittern Tadel zu. Der französische Hof erklärte seine Meinung in sehr starken Ausdrücken; der genuesische Gesandte Doria mußte es hinnehmen, daß ihm gesagt wurde, wie man zwar für seine Person alle Achtung, für die genuesische Regierung aber sehr wenig hegen könnte, da sie sich durch ihr jetziges Benehmen derselben nicht würdig bezeigte. Die Genueser hofften indeß, durch ihre emsigen Bemühungen am Hofe zu Wien die Mißbilligung des Kaisers abzuwenden, oder doch zu mildern.

In dieser Lage der Dinge beginnt Theodor für die corsischen Angelegenheiten thätig aufzutreten, und ihnen eine Theilnahme zu widmen, welche fortan sein ganzes Leben

erfüllen, und alles Glück und Unglück desselben bedingen sollte. In Florenz und Livorno, wo er als Resident des Kaisers abwechselnd sich aufhielt, hatte er Gelegenheit, viele Corsen, und unter ihnen die bedeutendsten Häupter, persönlich kennen zu lernen, die sich mit ihm häufig von den Verhältnissen ihres Vaterlandes unterhielten. Der lebhafte Antheil, den er ihnen bezeigte, wurde von ihnen eifrig erwiedert; die bedeutenden Gesichtspunkte, die er für sie aufstellte, die entschlossenen Rathschläge, die er ertheilte, erwarben ihm unter ihnen ein hohes Ansehen; seine freigebige Großmuth verpflichtete ihm ihre Dankbarkeit. Seine Bemühungen bei dem Prinzen von Würtemberg, seine fortgesetzten Berichte, und die thätigen Verwendungen, die er nach allen Seiten in Bewegung setzte, trugen wesentlich zu der günstigeren Gesinnung bei, welche sich bei der Vermittelung des Vertrages, der das künftige Verhältniß zu Genua festsetzen sollte, für die Corsen wirksam zeigten. Als die Genueser jene gehässige Verhaftung ausgeführt hatten, und die Corsen, jetzt häufiger die Insel verlassend, ihren entrüsteten Schmerz dem bewährten Freunde zu klagen kamen, begnügte er sich nicht, an ihrem Unwillen müssig Theil zu nehmen, sondern gab ihnen das kühne Versprechen, den Gefangenen die Freiheit zu verschaffen. Dies war jedoch so leicht nicht zu bewirken; der Hof von Wien, obgleich den Genuesern zürnend, hielt seine Entscheidung noch zurück, und die Genueser versäumten kein Mittel, dieselbe zu ihren Gunsten zu wenden. Theodor hatte in Kaiserlichen Aufträgen mit der Republik über diese Angelegenheit zu verhandeln, und konnte daher aus seiner Stellung mit sachkundigem Ueberblick ermessen, wie das Innere der Verhältnisse stand, und welche Entwickelung sie zuließen. Ungewiß, ob einzig als Theodors Werk, aber gewiß nicht ohne seinen Antheil, erfolgte bald nach seinem ertheilten Versprechen eine glückliche Aenderung in dem Benehmen des Kaiserlichen Hofes. Ausgemacht ist, daß dem Prinzen Eugen von Savoyen durch einen Corsen die gehässigen Kunstgriffe der Genueser in Wien zuerst enthüllt wurden, und die edle Entrüstung des vielvermögenden Feldherrn den Kaiser, der seine wohlwollenden Absichten getäuscht und das Ansehen

seines Namens beleidigt sah, plötzlich zu starken Schritten gegen die Republik entschied. Der Kaiser drohte ihr mit feindlicher Truppenüberziehung, wenn nicht die gefangenen Corsen freigelassen, und der unter seiner Gewähr errichtete Vertrag in Corsica vollzogen würde; worauf die Genueser bestürzt in beides willigten.

Durch diesen Erfolg, den die Corsen kaum zu hoffen gewagt, stieg Theodors Ansehen unter ihnen nur um so höher. Seine Zusage war erfüllt, sein vermögender Einfluß durch die That bezeugt, man verehrte ihn als einen Wohlthäter und Beschützer. Wenn gegründet wäre, was später behauptet worden, daß sein Verdienst bei diesem Vorgange lediglich in der Einbildung bestanden, die er den Corsen über seinen Antheil an jenem Erfolge vorzuspiegeln gewußt, so würde wenigstens der Ruhm seiner Geschicklichkeit dabei nichts verlieren; denn die Wirklichkeit dürfte hier kaum schwieriger hervorzubringen gewesen sein, als der Anschein, durch welchen die verschiedenartigsten, scharfsinnigsten und verhältnißkundigsten Männer dauernd getäuscht bleiben sollten! Genug, die Corsen zweifelten nicht an Theodors entschiedener Einwirkung, und wandten dafür ihm vorzugsweise ihr Vertrauen und ihre Dankbarkeit zu, deren Ausdruck durch Abgeordnete des Volks aus Corsica ihm eigends nach Florenz überbracht wurde. Bei den fortgesetzten Zusammenkünften und Berathungen, welche die corsischen Eiferer mit ihm hatten, wußte er die Gemüther stets inniger zu fesseln, und ihre Einbildungskraft stärker in Flug zu setzen. Die Ueberlegenheit seines Geistes gebot ihnen Ehrfurcht, sie staunten seine kühnen Gedanken an, und hielten ihn jeder großen Unternehmung fähig. Vielfach und andauernd muß eine solche Meinung durchgearbeitet und bestätigt worden sein, um die Möglichkeit eines Antrages zuzulassen, der unter allen Umständen bei seinem Vortreten eine ungeheure Kluft aufdringlichen Einspruches schon übersprungen haben muß! Der nähere Hergang, über welchen andere Nachrichten schweigen, wird von Theodors Sohne Friedrich, in seiner Denkschrift zur Geschichte von Corsica, folgendergestalt erzählt.

In einer Unterredung mit den erwähnten Abgeordneten

begann Theodor die corsischen Angelegenheiten mit ernstem Nachdruck gründlich vorzunehmen. Der Frieden, stellte er ihnen vor, den Genua eingegangen, verdiene diesen Namen nicht, und sei bloß eine Täuschung. Die Genueser würden ihre Gesinnung gegen Corsica nie verändern, und begierig jeden Anlaß ergreifen, um sich für den augenblicklichen Zwang, der ihnen auferlegt worden, zu rächen. Ihre Geschichte zeige nur eine ununterbrochene Folge von Unheil, Raubgier, Mord und Verrath, und auf diese Unterlagen allein gründe sich ihr Ruhm und Stolz. Durch lange Gewöhnung im Bösen verhärtet, und durch freie Wahl nur stets auf's neue darin bestärkt, seien sie unfähig geworden, die Stimme der Menschheit zu vernehmen. Die Corsen insbesondere hätten tausend Beispiele ihrer treulosen Arglist, ihres meineidigen Verraths erfahren. Die Kaiserliche Gewährleistung könne unter nichtigen Vorwänden, an welchen es nie fehle, umgangen werden, und die alte Unterdrückung ungestraft wieder emporsteigen. Daher würden sie wohlthun, ihre Angelegenheiten ernstlich zu erwägen, und, durch die Vergangenheit gewarnt, mit Vorsicht ihrer Zukunft wahrzunehmen. Er führte ihnen zu Gemüthe, welch schönes und glückliches Land ihre Insel sein könnte, wenn sie nicht mehr, wie bisher, eine Beute habsüchtiger Fremden, sondern unabhängig von diesen, in freiem eigenen Bestehen sich selbst angehörte. Er schloß damit, nur in einer völligen Umänderung all ihrer Verhältnisse, in der gänzlichen Lossagung von Genua, und in der Annahme einer bestimmten Staatsform dürften sie ihr dauerndes Heil erwarten; es stünde nun bei ihnen, ob sie lieber einen Freistaat errichten, oder einen König wählen wollten, zu einem von beiden aber müßten sie sich entschließen. Die Corsen erwiederten hierauf mit Seufzen und Wehklagen, daß sie ihren Zustand vollkommen einsähen, und wohl wüßten, was ihnen von den Genuesern bevorstünde. Auch seien sie fest entschlossen, das verhaßte Joch abzuschütteln, und ihre Freiheit mit den Waffen in der Hand zu behaupten; aber ihnen fehle ein Oberhaupt, dessen persönliches Ansehen die Corsen zu Ehrfurcht und Gehorsam vereinigte, und dessen kriegerische Tüchtigkeit die

Genueser von der Insel vertriebe, welches beides bisher noch niemals gelungen, und deßhalb alle ihre Anstrengung vergeblich gewesen sei. Sie gingen hierauf weiter, und bekannten, daß sie die Augen auf ihn geworfen hätten, als den Nächsten und Fähigsten, ihr Anführer und Befreier zu sein; er möchte daher sich an ihre Spitze stellen, und zum Lohne des glücklichen Erfolgs die Krone auf sein Haupt nehmen! Das außerordentliche Anerbieten kam Theodorn vielleicht nicht unerwartet; ein Abentheuer, dem eine Krone zum Preise gestellt war, mußte sein Ehrgeiz mit unwiderstehlichem Zauber hinreißen: doch zögerte er, sich entscheidend zu erklären. Erst nach einigen Tagen, als die Corsen nicht aufhörten, ihn bittend zu bestürmen, und ihm die Versicherung gaben, daß ihr Unternehmen den allgemeinen Beifall ihrer Landsleute haben würde, ergab er sich in ihren Antrag, an den freilich zunächst nur Gefahren und Hindernisse geknüpft erschienen. Auch kamen die nun Verbündeten bald überein, daß für das Gelingen ihres Werkes der Beistand einer auswärtigen Macht unentbehrlich sei, nicht allein wegen der Feinde, die sie würden bekämpfen müssen, sondern auch wegen der Corsen selbst, damit ihr Oberhaupt, außer der Macht und dem Ansehen, welche der Volkswillen ihm leihen würde, auch durch eigengehörige Stärke desto überlegener Ehrfurcht und Vertrauen einflößte. Diesen Beistand versprach Theodor mit Zuversicht, und er schmeichelte sich, in den Verwickelungen der europäischen Staatshändel die Mittel zu finden, den Eifer irgend eines Hofes in den corsischen Angelegenheiten für seine Absicht thatkräftig zu betheiligen. Seine Kenntniß so mancher Verhältnisse und Menschen, und seine Geschicklichkeit in ränkevollen Anschlägen mußten vor allen ihm diese Aufgabe erleichtern.

Nachdem Theodor mit dem Kanonikus Orticoni und dem Grafen Rivarola, beide Agenten für Corsica in Livorno und Florenz, und beide Haupttriebfedern der neuen Sache, das ganze Verhältniß in weiteren Verabredungen befestigt, ihnen seine vorhabenden Schritte mitgetheilt, und sie zu gleichmäßiger Thätigkeit und ausdauerndem Eifer ermahnt, stand er nicht länger an, und betrat die beschwerliche Laufbahn, an

deren Ziel ein Thron ihn erwartete. Im Gegensatze eines so stolzen Ziels war der Anfang demüthig und dürftig genug. Der künftige König mußte vor allem eine Anleihe machen; dazu war zu allen Zeiten Noth und Rath, der jüdische Wechsler Jabach in Livorno übernahm die Sache; demüthigend war nur die Geringheit der Summe, welche nicht über einige tausend Lire stieg. Was aus Theodors Residentenstelle geworden, wird nicht erwähnt, das ganze Verhältniß scheint nur von schwankender Art gewesen zu sein. Mit jenen geringen Mitteln, durch die Zuschüsse einiger Corsen nur wenig erhöht, begab er sich auf die Reise. In Rom, wo er bedeutende Verbindungen hatte, und bei den angesehensten Personen in großer Achtung stand, aber doch genöthigt war geringe Summen im Stillen aufzunehmen, und dabei sich mancher unwürdigen Hülfsmittel bediente, versuchte er zuerst den Gedanken anzuregen, daß Corsica ein unabhängiger Staat würde, wobei sich mancherlei die römische Kirche Ansprechendes, — als welche schon in früherer Zeit die Oberherrlichkeit von Corsica gehabt, — in's Spiel setzen ließ. Allein er fand diesen Boden nicht günstig, und eben so wenig den der anderen Regierungen von Italien, obgleich manche Gesinnungen insgeheim den Genuesern entgegenwirkten, und andere bald gegen Frankreich, bald gegen den Kaiser neue Verwickelungen gewünscht hätten. Die Gefahr, seine Entwürfe durch allzu vollständige Mittheilung voreilig Preis zu geben, vermehrte die Schwierigkeit in Theodors Unterhandlungen; sein Geheimniß blieb jedoch, obgleich er nach einander die Höfe von Wien, Versailles und Madrid anging, und nirgends die Gelegenheit günstig fand, völlig bewahrt. Nachdem er eine Zeitlang diese vergeblichen Versuche fortgesetzt, mußte er wohl einsehen, daß bei keinem der europäischen Fürsten unter den waltenden Umständen für Corsica öffentlicher Schutz und Anhalt zu hoffen sei. Diese Widerwärtigkeit schlug indeß seinen Muth nicht nieder, der im Gegentheil durch Hindernisse nur noch mehr befeuert wurde. Im sechszehnten Jahrhundert hatte Sampiero, ein berühmter corsischer Anführer, in ähnlicher Bedrängniß den Beistand der ottomanischen Pforte mit gutem Erfolge angerufen, und

den Corsen war diese Gemeinschaft mit den Ungläubigen nicht anstößig erschienen. Diesem Beispiele beschloß nun Theodor zu folgen, und seinem Sinne widersprach nicht, daß Bemühungen, die in Rom angefangen, in Konstantinopel enden sollten! Er schiffte sich nach der Levante ein, und gelangte glücklich nach Rodosto, einem Hafen am Meer von Marmora.

Schon früher hatte Theodor auf seinen Reisen den Fürsten von Siebenbürgen Franz Rakoczy kennen gelernt, einen Mann von kühnem Geist und bedeutenden Schicksalen. Im Aufstande gegen den Kaiser Leopold den Ersten war er zu solcher Macht emporgestiegen, daß er das Königreich Ungarn von der österreichischen Herrschaft abzureißen drohte, und nach glänzenden Waffenerfolgen an der Spitze von 100,000 Mann schon gegen Wien anrückte. Wechsel der Umstände und Wandel des Kriegsglücks aber vernichteten seine Macht eben so schnell wieder, als sie entstanden war. Nach vergeblichen Bemühungen, Rußland und Polen für seine Sache gegen Oesterreich zu bewaffnen, beschloß er sein Vaterland auf immer zu meiden, obgleich die Amnestie, welche der Kaiser Joseph der Erste in dem Friedensvertrage mit den ungarischen Ständen bewilligt hatte, ihm die Rückkehr freistellte, und Besitzungen und Würden sicherte. Nachdem er eine Zeitlang in Frankreich gelebt, wo er als ein ehemaliger Bundesgenosse sehr ausgezeichnet wurde, aber für seine Zwecke nichts mehr zu hoffen sah, hatte er sich endlich in die Türkei zurückgezogen, wo ihm noch die meiste Aussicht zu Befriedigung seines unauslöschlichen Hasses offen schien. Hier suchte ihn Theodor auf, um ihn über seine Anschläge zu Rathe zu ziehen, und fand ihn in großem Ansehen, von der Pforte hochgeehrt, aber im Ueberdrusse der Unthätigkeit, und voll Begier jeder neuen Unternehmung beizutreten. Rakoczy war bald entflammt von den unerwarteten Mittheilungen seines Freundes, und eilte denselben mit einem Manne bekannt zu machen, der durch unternehmenden Geist, abentheuerliche Schicksale und jetziges Verhältniß wohl befähigt war, bei den vorhabenden Angelegenheiten zu jenen beiden der dritte zu sein:

Dieser war Achmet-Pascha, ehemals Graf von Bonneval, ein Franzose von vornehmer Herkunft, der mit glänzendem Kriegsmuthe den leidenschaftlichsten Leichtsinn verband, zuerst wegen übler Händel aus französischem Dienst entwichen, dann aus dem österreichischen Heere, nachdem er als General der Infanterie und Hofkriegsrath in großem Ansehen gestanden, wegen Ungehorsam schmachvoll entlassen worden, und endlich nach Konstantinopel hingerathen war, wo er den muhamedanischen Glauben angenommen, und von dem Großherrn hohe Würden und große Reichthümer empfangen hatte. An leidenschaftlichem Hasse gegen Oesterreich wetteiferte er mit Rakoczy; beide verzehrten sich in heißer Ungeduld, den Tag der Rache noch immer nicht erscheinen zu sehen, und setzten alle Triebfedern in Bewegung, um die Pforte zum Kriege gegen Oesterreich aufzureizen. Als dieser in der Folge wirklich ausbrach, zeigte sich Bonneval in der That als ein furchtbarer Feind. Jetzt aber schwankten die Verhältnisse noch unentschieden, der Krieg gegen Rußland gab keine Befriedigung, und Theodor's nähere Eröffnungen wurden daher um so begieriger aufgefaßt. Dieser erkannte sehr bald, mit was für Männern er zu thun habe, und daß ihre kräftige Mitwirkung nur solchen Entwürfen gegönnt sein würde, die ihren heftigen Durst nach Rache zu befriedigen versprächen. An diese herrschende Leidenschaft, diese dargebotene Schwäche, mußte er seine Plane, wenn sie gelingen sollten, anknüpfen, nach diesem Zwecke seinen Vortrag einrichten. Seine Gewandtheit im Leben, seine einnehmende Art des Umgangs, und die Leichtigkeit seine Absichten mit fremden Vorstellungen und Neigungen zu verknüpfen, verschafften ihm hier, wie in allen ähnlichen Gelegenheiten, den entschiedensten Einfluß; seine Beredsamkeit wußte durch überraschende Wendungen in Erstaunen zu setzen, das Unwahrscheinlichste glaublich darzustellen. Er bemühte sich die Rachsucht der beiden Freunde nur noch heftiger anzufachen, indem er ihnen die Ursachen dazu wiederholt hervorhob. Der Plan, welchen er dann mittheilte, ging auf nichts geringeres hinaus, als das Haus Oesterreich völlig zu Grunde zu richten. Die Türken, sagte er, müßten zuvörderst ganz Italien erobern. Die Ausfüh-

rung durfte nach seiner Meinung gar nicht schwierig sein. Auf Corsica, dessen Besitz ihm durch türkische Hülfe gleich zuerst zu sichern wäre, würden die Truppen von Algier und Tunis ihren Sammelplatz haben, von wo sie leicht und ohne Gefahr auf den Küsten von Genua und Toscana landen könnten, während andere Truppen von Tripolis nach Calabrien übersetzten, und aus Albanien die Türken selbst in die Mark Ancona einfielen. Das Gelingen dieses dreifachen Angriffs war ihm augenscheinlich, man durfte gar nicht zweifeln. Hierauf ging er weiter! Durch die Eroberung von Italien, die schnell vollbracht sein mußte, bahnte sich das türkische Heer durch Friaul und Steiermark einen Weg in das Herz der österreichischen Länder. Mittlerweile drang ein zweites Heer, unter Rakoczy's Anführung, durch Ungarn vor, und beide konnten zu gleicher Zeit vor Wien stehen, dessen Fall dann unvermeidlich war. An Kühnheit fehlte es diesem Plane nicht; er beschäftigte die schon gewonnene Einbildungskraft; die Hindernisse, auf die man bei der Ausführung stoßen mußte, blieben in Schatten gestellt, die Täuschungen der Eitelkeit behielten freien Spielraum. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Theodor mit einem solchen Entwurfe es jemals ernst gemeint, daß er die Ausführung für möglich gehalten, oder gar gewünscht habe; ihm konnte genügen, wenn nur die ersten Schritte versucht wurden, mit denen sein Ziel alsbald erreicht war. Wer übrigens durfte den Plan für ausschweifend und thöricht halten, da selbst Feldherren, wie Rakoczy und Bonneval, welche die genaue Kenntniß jener Kriegsverhältnisse in eigner Erfahrung erprobt hatten, ihn billigten und anempfahlen?

Auch ging die Pforte, auf Bonneval's Betrieb, wohlgeneigt in Theodor's Absichten ein. Ihm wurden ansehnliche Geldsummen und hinlängliche Truppenhülfe zugesichert. Da jedoch die Sachen in Konstantinopel, wo Geschäfte und Anordnungen sich drängten, leichter befohlen, als vollzogen wurden, so ließ Theodor durch seine Freunde einen Befehl des Großherrn an den Bei von Tunis auswirken, das auf Corsica gerichtete Unternehmen von diesem nähergelegenen Punkte mit allen Hülfsmitteln zu fördern. Die Pforte nahm

die Sache wenigstens ernsthaft genug, um Theodor'n die Bedingung aufzuerlegen, als König von Corsica die türkische Hoheit anzuerkennen; eine Bedingung, die er unbedenklich gelten ließ, da ihre Erfüllung nur zur Sprache kam, wenn sein Ziel gewiß erreicht war, dann aber konnten die Umstände ihn derselben leicht überheben. Er sah seine Angelegenheit auf's beste eingeleitet; mit dem Beistande des mächtigsten Herrschers der Erde schien er jeder europäischen Macht trotzen, nichts ihn auf seinem Thron erschüttern zu können. Mit einigen Geldsummen, die ihm sogleich ausgezahlt wurden, und mit dem Versprechen seiner Freunde, ihm aus Albanien einige tausend Mann Truppen zuzuwenden, reiste er, schwelgend in glücklicher Zuversicht und herrlichen Hoffnungen, von Konstantinopel nach Tunis ab. Hier wurde er sehr wohl empfangen, und von dem Bei, den er schnell für sich einzunehmen wußte, in Gunst und Ehren gehalten. Nichtsdestoweniger zogen sich die Anstalten für seine Unternehmung in die Länge. An Geld und Kriegsvorräthen fehlte es nicht, aber Truppen und Schiffe waren nicht so schnell für ihn zusammenzubringen. Die Nachrichten, welche aus Corsica über den dortigen Zustand der Dinge nach und nach eintrafen, mußten seine Ungeduld nur vermehren. Der Kampf war, wie vorherzusehen gewesen, nach kurzem Stillstande nur blutiger wieder ausgebrochen. Die Corsen hatten große Vortheile erfochten, und ihren Feind wieder auf den Besitz weniger Punkte beschränkt; allein um diesen Gewinn zu befestigen, und die weitere Fehde mit Erfolg zu bestehen, mußten sie nun ernstlich bedacht sein, ihrem Gemeinwesen eine geordnete Gestalt zu geben. Sie hatten die Insel unter den Schutz der Jungfrau Maria gestellt, und nach mancherlei Berathungen bereits eine Art Verfassung zu Stande gebracht, in welcher eine Junta von Kriegsanführern mit Abgeordneten des Volks die oberste Staatsgewalt theilte. Wenn diese Verfassung sich ohne Theodor's Zuthun festsetzte und erhielt, so konnten seine Ansprüche leicht ausfallen, und seine Hülfe zu spät kommen. Er mußte daher eilen, noch im günstigen Augenblick in Corsica aufzutreten. Ohne Truppen zwar, aber mit reichen Vorräthen und ansehnlichen Geldsummen,

zu denen auch Ripperda, der jetzt unter dem Namen Osman eine hohe Kriegswürde in Marokko bekleidete, eifrigst beigetragen hatte, durfte er noch immer den Corsen, welche den allergrößten Mangel litten, eine machtgebietende Erscheinung sein. Durch Briefe benachrichtigte er seine Freunde von seiner nahen Ankunft, und forderte sie auf, ihren Verabredungen getreu, seinen guten Empfang vorzubereiten, und seine Rolle aus allen Kräften zu unterstützen. Außerordentlich war die Freude über diese Nachricht, welche in öffentlicher Versammlung zu Corte verlesen wurde. Längst hatte man aufgegeben, von Theodor's Bemühungen einigen Erfolg zu hoffen; nach langem Schweigen erscholl jetzt die Kunde von seinem Leben, seiner nahen Hülfe. Muth und Thätigkeit erwachten unter den Corsen auf's neue; alles harrte ungeduldig seiner Ankunft entgegen. Die Eingeweihten unterließen nichts, was seinem Auftreten günstig sein konnte; sie gewannen die noch unbestimmten Häupter, sie erweckten die Neigung des leichtbeweglichen Volks, von der bisherigen Verfassung, die ohnehin nie recht in Ausführung gekommen, zu einer monarchischen überzugehen, und Theodor'n zum Könige auszurufen. Sie priesen hauptsächlich sein Verdienst um die Befreiung der Anführer, welche Genua verhaftet hatte.

Nach mehrjährigen unermüdeten Anstrengungen erschien endlich Theodor am 13. März des Jahres 1736 vor dem Hafen von Aleria, auf der Ostküste der Insel. Der englische Konsul zu Tunis hatte ihm zu einem Kauffahrer verholfen, der 10 Kanonen, und als Kriegsschiff englische Flagge führte; ein Mißbrauch, wegen dessen sowohl der Konsul als der Schiffskapitain in der Folge zur Verantwortung gezogen wurden, und der dem letzteren das Leben kostete, indem er, um der Verhaftung zu entgehen, in der Levante sich mit einem Pistolenschusse tödtete. Die vornehmsten Einwohner von Aleria und den umliegenden Ortschaften begaben sich zu Theodor an Bord, und bewillkommten ihn mit dem Titel Exzellenz und Vicekönig. Am folgenden Morgen stieg er an's Land, in sonderbarem Aufzuge, halb türkisch, halb europäisch bekleidet; er trug ein langes scharlachrothes, mit Pelz

gefüttertes Gewand nach morgenländischer Art, dagegen war sein Haupt statt eines Turbans mit einer wohlfrisirten Perücke und einem dreieckigen Hute bedeckt; an der Seite hatte er einen spanischen Degen, in der Hand einen prächtigen Stock mit gewundenem Knopfe. Sein buntes Gefolge bestand in 16 Personen, unter welchen ein französischer Oberstlieutenant, ein Sekretair aus Elba, ein Haushofmeister aus Livorno, ein Kaplan, mehrere Kammerdiener und Lakaien aus verschiedenen Gegenden, und drei Mohren aus Tunis. Er ließ darauf seine mitgebrachten Vorräthe ausschiffen, 6 zwölfpfündige Kanonen, 7000 Flinten, worunter viele noch ungeschäftete Rohre, eine Anzahl Bajonette, Pistolen und anderer Waffen, eine große Menge von Pulver und Kugeln, ferner 7000 Säcke Getreide, 3000 Röcke und eben so viele Paar Schuhe, überdies viele Kisten mit Geld, größtentheils afrikanischen Gepräges. Das Ganze wurde zum Betrag einer Million Scudi angeschlagen. Diese Hülfe erschien in der That für Corsica, wo stets an den nothdürftigsten Dingen Mangel, ein Gewehr ein Schatz, und ein Paar Schuhe eine Seltenheit waren, von außerordentlichstem Belang; sie überstieg alles, was von den Kräften eines auf Abentheuer ausgehenden Privatmannes zu erwarten stand, und es war sehr natürlich, daß sowohl die Corsen als die Genueser die Hand irgend eines mächtigen Fürsten im Spiele glaubten. Der Eindruck, welchen Theodor's wunderbare Erscheinung, das sonderbare und bedeutende Ansehen seiner Person, und der Anblick der ausgeschifften Waffen und Schätze machten, wurde bei den Corsen schnell zur freudigsten Begeisterung. Nicht weniger staunte man im Auslande bei dem schnellverbreiteten Gerüchte eines solchen Ereignisses; die seltsamsten Vermuthungen darüber durchliefen Europa. Er trat bloß unter dem Namen Theodor auf, sein Zuname blieb eine Zeitlang verschwiegen; bald sollte er ein portugiesischer Prinz, der Prätendent von Großbritannien, oder in dessen Namen ein englischer Lord, bald der Herzog von Ripperda, der Graf von Bonneval, oder der junge Rakoczy, dann wieder ein berüchtigter Abentheurer Freiherr von Syburg sei. Erst nach und nach erhob sich der Name Theodor von Neuhof, und seitdem spürte man

eifrigst der Herkunft und den bisherigen Lebensschicksalen des neuen Helden nach; eine Menge abentheuerlicher Erzählungen kamen zum Vorschein, und besonders waren die Genueser beflissen, ihren Feind durch die schmachvollsten Ausstreuungen herabzuwürdigen, die jedoch zum Theil durch die Thatsachen selbst widerlegt wurden.

Seine Angelegenheit nahm einen raschen und glücklichen Fortgang. Hundert verschiedene Gerüchte und Meinungen, durch seine Freunde ausgestreut, vergrößerten seinen Ruf und seinen Anhang. Bald hieß es, er komme als Gouverneur im Namen des Kaisers, bald wieder, ihn sende der König von Spanien, oder der Bei von Tunis. Um keinen der Vortheile dieser entgegengesetzten Meinungen aufzugeben, hüllte er sich in Schweigen, und ließ die auswärtigen Verhältnisse im Ungewissen schweben; dagegen er für die inneren sogleich als Oberhaupt auftrat, und daß er es sei, als Thatsache annahm. Das Volk, im voraus bearbeitet, strömte aus der Umgegend herbei, jauchzte ihm Beifall, rief ihn als Vater und Befreier aus, und wurde durch seine freigebigen Austheilungen und Geschenke nur noch mehr befeuert. Begleitet von der jubelnden Menge zog er von Aleria nach Campoloro, wo er in dem bischöflichen Pallaste seine Wohnung nahm. Hier fanden sich seine Freunde, die angesehenen Corsen Costa, Giacinto Paoli und Giafferri ein, mit welchen er gleich am 17. eine Versammlung der angesehensten Einwohner hielt, denen er seine Absichten und Hoffnungen kund machte. Sein Betragen war ganz den Umständen angemessen. Er umgab sich mit Wachen, und ließ zwei Kanonen vor seiner Wohnung aufpflanzen; seine Erscheinung war glänzend und prachtvoll; er speiste von Silber; in der Kirche war sein Platz mit kostbaren Teppichen und Kissen geschmückt. Dabei war er für jeden zugänglich, hörte jeden an, und entließ niemanden unbeschenkt; öfters auch streute er Geld unter das Volk aus. Indem er auf solche Weise immer mehr die Neigung der Corsen zu gewinnen suchte, und den Ruf seiner Großmuth und seiner Macht ausbreitete, versäumte er nicht, gleich zuerst auch eine Kriegsschaar aufzubringen, und so den Grund für größere Truppenmacht zu legen. Er ernannte

demnach drei Obersten, sodann 24 Hauptleute für eben so viele Kompanieen, jede zu 200 Mann; binnen zwei Tagen schon waren diese aus den nächsten Bezirken vollzählig; jeder Gemeine erhielt eine Flinte, ein Paar Schuhe und eine Zechine, den Offizieren war ein ansehnlicher Sold festgesetzt. Ausgewählte 400 Jünglinge wurden zur Leibwache bestellt. Kaum waren diese Bewaffnungen geschehen, so rückte Theodor an ihrer Spitze vor, griff die nächsten genuesischen Posten an, und schlug sie in die Flucht. Diese unbedeutende Begebenheit wurde durch die ganze Insel lobpreisend verkündet, die Freunde verdoppelten ihre Thätigkeit, seine Erhebung zur Königswürde durch das Volk förmlich aussprechen zu lassen. Durch ihre Bemühung kam endlich am 15. April zu Alessani eine allgemeine Consulta von Abgeordneten aus allen Bezirken zusammen, bei welcher Giafferri und Giacinto Paoli als bevollmächtigte Vermittler auftraten, zugleich im Namen Theodor's und von Seiten des Volks. Ohne Schwierigkeit ging ihr Antrag durch; einmüthig wurde Theodor zum König erwählt. Die Bevollmächtigten überbrachten ihm den abgeschlossenen Wahlvertrag, den er unterzeichnete und beschwor. Er wurde hierauf unter freiem Himmel mit einer Krone von grünem Laube geschmückt, feierlich als Theodor der Erste, König von Corsica und Capraja ausgerufen, und auf den Schultern der Vornehmsten im Triumph durch die ganze Gegend umhergetragen. Der unaufhörliche Jubel von mehr als 25,000 Menschen begleitete den Zug; alle schworen ihm den Huldigungseid. Sie knüpften an dieses frohe Ereigniß die glücklichsten Hoffnungen.

Die corsischen Häupter hatten den Wahlvertrag mit vieler Vorsicht eingerichtet. Theodor's Würde sollte auf seine Nachkommen vererben, nach dem Erlöschen seines Geschlechts aber das corsische Volk wieder nach Gutdünken über seine Staatsform verfügen. Der König mußte sich zur katholischen Religion bekennen. Ein großer Rath von 24 Mitgliedern sollte alle wichtigen Angelegenheiten mitentscheiden, ein beständiger Ausschuß desselben von drei Mitgliedern stets am Hofe gegenwärtig sein. Alle Würden und Aemter waren den Eingebornen vorbehalten. Für die Kriegszeit durfte der König

fremde Truppen herbeirufen, im Frieden deren aber höchstens bei seiner Leibwache halten. Die jährlichen Steuern wurden auf ein billiges Maß beschränkt. Endlich sollte der König eine Universität stiften, und zur Ehre und zum Ruhme des Reichs aus den geeigneten Geschlechtern einen Adelstand errichten. Andere Artikel betrafen die Genueser und ihre Güter auf Corsica. Wenn man die Zeit und Umstände bedenkt, in welchen diese Bestimmungen gemacht wurden, so wird man Maß und Bildung darin nicht verkennen dürfen. Indessen erging es dieser Verfassung, wie vielen anderen, unter theilweisen und vorübergehenden Lebensregungen erstarb sie in den Ereignissen.

Theodor hatte schon im voraus seine ersten Reichsbeamten ernannt, den Advokaten Costa zum Kanzler, Giacinto Paoli zum Schatzmeister, Giafferri zum Oberbefehlshaber der Truppen. Seine erste Sorge war nun, einen inneren Frieden in Corsica aufzurichten, und von allen Einwohnern beschwören zu lassen; jeden Waffenstreit der Partheien und Faktionen, welche die Insel seit undenklicher Zeit zerrissen, verbot er bei Todesstrafe. Die Häupter selbst forderten ihn dringend zu solcher Strenge auf. Zwei Corsen, von der rothen Faktion der eine, der andere von der schwarzen, welche bald nachher dennoch zu den Waffen gegriffen hatten, um den alten Haß im Blute zu kühlen, ließ Theodor dem Gesetze gemäß sogleich aufhängen; dies Beispiel wirkte, und gab dem neuen Herrscher ein schreckendes Ansehen selbst bei denen, welche ihn als ihr Geschöpf ansahen. Sein zweites Geschäft, dem er allen Eifer widmete, war die Anordnung eines tüchtigen Wehrstandes, und vor allem die Errichtung stehender Feldtruppen. Hiebei hatte er die größten Schwierigkeiten in der althergebrachten Gewohnheit der Corsen zu überwinden. Jeder Corse war Soldat, und stolz darauf, es zu sein; aber der Kriegsdienst war von eigner Art. Jeder Bezirk stellte auf den Ruf seiner Vorsteher oder Häupter die verlangte Mannschaft, die sich mit Lebensmitteln versehen auf dem Sammelplatz einfand; dauerte das Unternehmen über acht Tage, so zogen sie heim, und mußten durch andere ersetzt werden, bis ihre Reihe wiederkehrte. Diese Art Krieg zu führen, dem

Leben und Karakter jenes Volkes tief eingewurzelt, ließ niemals große Ergebnisse zu, und machte häufig, zur Verzweiflung der Anführer, die schon errungenen Vortheile fruchtlos. Dennoch wollten die Corsen von dieser Gewohnheit nicht ablassen, und es kostete Mühe, nur einige Ordnung und Zuverlässigkeit in die Vertheilung und Reihefolge des Aufgebots einzuführen.

Inzwischen kamen mehrere Schiffe mit neuen Vorräthen von Pulver und anderem Kriegsbedarf sowohl aus Livorno, als aus Barcelona für Theodor an, wodurch die Vermuthung, daß eine große Macht ihn unterstütze, neuen Glauben gewann. Seine ausgebreiteten Verbindungen erwiesen sich in der That so ansehnlich als fruchtbar; in Italien, in Frankreich und Spanien, in der Barbarei, überall hatte er Freunde und Gönner, deren Eifer und Thätigkeit er rastlos in Bewegung setzte, nach allen Seiten wußte er Entwürfe und Vorschläge anzuspinnen, bald durch Wahrheit bestechend, bald durch Täuschung überzeugend. Sein mannigfacher Briefwechsel richtete sich an Staatsmänner und andere einflußreiche Personen, leitete Handelssachen, ertheilte Aufträge und Weisungen, berief Freunde und Verwandte; aus Westphalen lud er den Freiherrn von Drost, seinen Vetter, aus Frankreich seinen Neffen, der daselbst in Kriegsdiensten stand, dringend zu sich ein. Auch meldete er den auswärtigen Mächten, besonders dem deutschen Kaiser und dem Könige von Frankreich, in eigends erlassenen Schreiben, seine Erhebung auf den Thron, und bat um Anerkennung und Beistand. Um den Schutz und Schirm des Kaisers zu erlangen, ließ er kein Mittel unversucht; er beauftragte mehrere Verwandte in Westphalen, sich sogleich nach Wien zu begeben, und dort für ihn zu wirken, er bat um Pässe für corsische Abgeordnete dorthin, er versprach jederzeit als ein guter aufrichtiger Deutscher und Reichsglied sich finden zu lassen; schon am 17. April, zwei Tage nach seiner Erhebung schrieb er deßhalb an eine einflußreiche Gönnerin, die Gräfin von Scharfenberg, nach Wien. Dem unentschiedenen Abentheuer war eine offene Zustimmung zwar schwerlich irgend zu hoffen, doch lag in dem Geiste der widerstreitenden Staatsverhältnisse, daß unter

den Mächten einige mit heimlicher Gunst auf das Unternehmen schauten.

Das nöthigste Ziel indeß blieb zunächst, die Genueser vollends von der Insel zu vertreiben, und Theodor ließ dasselbe nicht aus den Augen. Die nach seiner Anordnung errichteten Truppen führte er sogleich in's Feld, und schon am 23. April, acht Tage nach seiner Krönung, nahm er im südlichen Theile der Insel den Seeplatz Portovecchio, und am 24. Sartene weg, wo die genuesische Besatzung gefangen gemacht und viel Pulver und Blei erbeutet wurde. Nachdem er hierauf in Casinca bis zu 15,000 Mann versammelt, stand er plötzlich am 3. Mai mit dieser Macht vor Bastia, und erließ an den genuesischen Generalkommissair die Aufforderung, binnen zehn Tagen mit seinen Truppen den Platz zu räumen, widrigenfalls bei der gewaltsamen Einnahme keine Schonung zu erfahren. Zugleich ermahnte er die Einwohner, gegen ihre Zwingherren aufzustehen, und ihren Landsleuten die Thore zu öffnen. Da beides ohne Wirkung blieb, und ein stürmender Angriff unstatthaft war, so traf er Anstalt, die Stadt wenigstens eng einzuschließen. Ein erneutes Aufgebot rief aus allen Bezirken die streitbare Mannschaft in Dienst. Die Hülfsgeschwader einer befreundeten Macht, hieß es, wären mit Truppen unterwegs; es sei alles daran gelegen, noch vor ihrer Ankunft im Besitz von Bastia zu sein, damit den Verbündeten gleich ein sicherer Ort und guter Hafen anzuweisen wäre; es bedürfte demnach einer vereinten Anstrengung, sowohl gegen diese Hauptstadt, als auch gegen die anderen in den Händen der Genueser befindlichen Plätze, um dem ganzen Kriege sogleich eine vortheilhafte Wendung zu geben. Diese Vorstellungen hatten den guten Erfolg, daß alsbald über 25,000 Mann theils vor Bastia und den nahegelegenen Seeplätzen San-Fiorenzo und Algajola, theils vor San-Pelegrino und Ajaccio unter Waffen standen. Theodor's Truppen behielten in den Gefechten, die oft für beide Theile gleich blutig waren, stets die Oberhand, und engten die Genueser immer mehr ein; die wenigen Bezirke, welche diesen noch angehangen, unterwarfen sich, und brachten der corsischen Sache die Waffen zu, welche sie kurz

vorher aus Genua gegen dieselbe empfangen hatten. Der Generalkommissair jedoch behauptete sich in Bastia; sein gutbedientes Geschütz hielt die Corsen in genugsamer Entfernung von der Stadt, und obwohl Theodor den größten persönlichen Muth bewies, und oftmals im stärksten Feuer bis dicht unter die Wälle kühn hinanritt, so konnte er doch mit seinen Streitkräften ohne mehreres Geschütz keinen erfolgreichen Angriff unternehmen.

Während die Berennung von Bastia bald mit stärkerer, bald mit schwächerer Mannschaft fortbestand, gewann Theodor einige Zeit, sich mit den inneren Angelegenheiten der Insel zu beschäftigen. In der bürgerlichen Verfassung war alles neu zu gründen; die Gesetze waren höchst mangelhaft, die Gerechtigkeitspflege fehlte beinahe ganz; die nothwendigsten Geschäfte des Lebens wurden vernachlässigt. Die Genueser hatten bisher mit aller Sorgfalt verhindert, daß die Corsen Handel und Gewerbe trieben, sie sollten wegen jedes Bedürfnisses von Genua abhängig sein. Daher fehlten die gewöhnlichsten Handwerker, die gemeinsten Hülfsmittel. Theodor arbeitete rastlos an der Verbesserung dieses Zustandes. Er gab eine Anzahl bündiger Gesetze, die fürerst nur das Nöthigste enthielten, und weitere Ausbildung der Zukunft anheimstellten. Er saß selbst zu Gericht, vernahm Kläger und Beklagte, verhörte die Zeugen, und gab jedesmal die Gründe seines Urtheils an. Er berief durch angebotene Vergünstigungen Handwerker und Künstler vom Festlande; die Religionsfreiheit, die er verkündete, lockte auch alsbald viele Fremde an; es hieß deutsche Protestanten würden eine eigene Stadt auf Corsica erbauen, desgleichen holländische Juden, und ebenso griechische Ansiedler. Er ordnete die Verwaltung der öffentlichen Gelder und der fast ganz verabsäumten Staatsgüter, unter welchen Gold- und Silberminen seiner Aufmerksamkeit nicht entgingen. Durch die Beute von den Genuesern und durch den Ertrag der Kriegssteuern, die an Geld, Früchten und Vieh zumeist von ihren Besitzungen eingetrieben wurden, kamen beträchtliche Summen ein, welche Theodor zweckmäßig verwendete; die Truppen erhielten ihren Sold, und alles Erforderliche wurde angeschafft. Auch ließ

er eigenes Geld prägen, sowohl Kupfer für den kleinen Verkehr, als Gold- und Silbermünzen, auf welchen sein Brustbild und Königlicher Titel prangten. Alles dies entstand und geschah in der kürzesten Zeit, unter dem verwirrendsten Zudrange aller Art. Theodor's rasches Wirken erregte Bewunderung, und man konnte seine Fähigkeit und Absicht, das kleine Reich zu einem blühenden und achtungswerthen Staat zu erheben, in seinen wohldurchdachten Anstalten nicht verkennen.

Als die Republik die ernsthafte Wendung sah, welche Theodor der corsischen Sache gab, ergriff sie auch ihrerseits entschlossene Maßregeln. Sie erließ die heftigsten Beschlüsse gegen ihn, nannte ihn einen Aufrührer und Hochverräther, setzte auf seinen Kopf einen Preis, und verbot ihren corsischen Unterthanen jede Gemeinschaft mit ihm. Zugleich gaben sie von seiner Herkunft und Person die gehässigsten Nachrichten, schilderten ihn als einen verlaufenen Abentheurer und landflüchtigen Betrüger, der bald als Spieler, bald als Marktschreier aufgetreten sei, und nunmehr die Einfalt der Corsen zu der lächerlichsten Posse mißbrauche. Ihre Kundmachungen wurden bald auf Corsica verbreitet. Als Theodor hörte, daß die Genueser ihn für einen Marktschreier ausgäben, sagte er lachend: „So will ich denn nächstens meine Schaubühne auf dem Marktplatze zu Bastia aufschlagen, und ein Stück darauf spielen, das ihnen vielleicht nicht ganz gefallen wird.“ Die Corsen schickten aber die ihnen zugekommenen Schmähschriften mit dem Beisatze: „Es lebe Theodor der Erste, König von Corsica!“ nach Genua zurück. Auch erschien in der Folge zur Antwort auf das genuesische Edikt, ein würdiggefaßtes Manifest, durch welches Theodor sich selbst und das corsische Volk in allem Vorgegangenen zu rechtfertigen suchte. Dies war um so leichter, als die Genueser überall die öffentliche Meinung gegen sich hatten; überdies widerlegten sich ihre Nachrichten über Theodor zum Theil durch ihre eigenen Widersprüche, und die Absicht zu verläumden war allzu offenbar. Nicht besser stand ihre Sache bei den fremden Höfen; ihr bisheriges Verfahren gegen die Corsen wurde zu Wien und Paris laut mißbilligt. Ihrem Gesuch um Hülfstruppen wurde erwiedert, sie selbst

hätten die Amnestie gebrochen, und eher Strafe verdient, als Beistand. Ungünstig nahmen auch Spanien und England ihre Beschwerden auf, daß von daher Zufuhr an Theodor gelange; doch wurde in London, den Anschein befriedigend, ein strenges Verbot deßhalb erlassen.

Inzwischen hatte die Republik aus eigener Anstrengung ihre Besatzungen auf Corsica verstärkt, und von Bastia, San-Fiorenzo und Algajola geschahen glückliche Ausfälle, die den Corsen großen Nachtheil zufügten. Theodor sah sich genöthigt, mit seinen Truppen in das Gebirge zurückzugehen, da sie im freien Felde aus Ungewohnheit nur schlecht bestanden. An Tapferkeit und Heldenmuth fehlte es ihnen sonst nicht. Ein Beobachtungsposten von 60 Mann war vor Bastia zurückgeblieben, die geringe Anzahl wurde verrathen, und die Genueser fielen 1500 Mann stark über sie her; die Corsen wurden sogleich versprengt, ihrer 20 aber flohen in einen festen Thurm, und fünf Stunden hielten sie hier den heftigsten Angriff der Genueser aus, der diesen viele Verwundete und Todte kostete; jede Aufforderung sich zu ergeben, wiesen sie hartnäckig ab, und da zuletzt ihr Thurm in Flammen stand, und sie unter Schutt und Trümmer zu begraben drohte, fielen sie wüthend heraus, und richteten noch ein großes Blutbad an, bis sie alle erlagen, fünf ausgenommen, die sich glücklich durchschlugen! Häufig waren die Beispiele solcher Kriegswuth unter den Corsen; dieselben Leute aber waren in Reih und Glied sehr unzuverlässige Soldaten. Einzelne Gefechte entschieden sich nun öfters zum Vortheile der Genueser; sie befriedigten zunächst den alten Haß, die Corsen, welche in ihre Hände fielen, wurden enthauptet oder aufgehängt. Die Erbitterung und Grausamkeit stiegen auf beiden Seiten. Während dieser Unfälle hielt Theodor, der Vielen schon ganz verloren dünkte, mit großer Geisteskraft seinen Muth aufrecht, und vertröstete seine Freunde auf nahe Hülfe. Wirklich kam gegen Ende des Juni zu Isola Rossa für ihn ein Schiff an, welches zwar keine Truppen, aber 4 achtpfündige Kanonen mit allem Schießbedarf, 500 Flinten und viele andere Gegenstände überbrachte; zwei genuesische Feluken, welche die Ausschiffung

verhindern wollten, wurden durch Kanonenschüsse vertrieben. Zu gleicher Zeit trafen von Cadix bedeutende Wechsel für ihn ein. Hiedurch gestärkt, erschien Theodor schnell wieder im Kriegsfelde. Er schlug bei Zilia im Bezirk von Balagna eine feindliche Schaar von 1800 Mann; drei Tage darauf bei Isola Rossa eine andere, die 2000 Mann stark gelandet war, um einen Hauptstreich auszuführen, und nun mit großem Schimpf und Verlust sich wieder einschiffte; auch nahm er den Genuesern zwei Schiffe weg, die sie in der Eile zurücklassen mußten, und auf welchen sich eine Kriegskasse und 50 Fässer Pulver fanden. Die gefangenen Genueser wurden auf seinen Befehl, zur Wiedervergeltung ihrer Grausamkeit, erschossen; ein abtrünniger Corse erlitt gleiches Loos. Ein Hauptgefecht fand im Juli bei Furiani statt, wohin die Genueser mit 1500 Mann aus Bastia vorrückten, um Theodor'n, der am Tage vorher dort angelangt war, zu überfallen; er aber zog dem Feinde entgegen, und warf ihn nach einem hitzigen Gefechte von mehreren Stunden bis unter die Mauern von Bastia zurück. Im August fiel er mit 4000 Mann unvermuthet in den Bezirk von Nebbio ein, und nahm den Einwohnern, welche für Genua bewaffnet worden, 2000 Flinten ab; nur vor Calenzano, wo sich die Einwohner unter Anführung ihres Pfarrers und Richters zur Wehr setzten, mußte er nach einem hartnäckigen Gefechte sein Vorhaben aufgeben. Die Genueser ließen wiederum 60 hier gefangene Corsen zu Bastia hinrichten, Theodor dagegen 12 gefangene Genueser aufhängen.

Durch solche Gefechte indeß wurde nichts entschieden. Er fühlte, daß alles auf die Einnahme von Bastia ankäme, und zu dieser verschwand jede Aussicht. Einige tausend Mann fremder Söldner mit verhältnißmäßigem Geschütz wären für jenen Zweck besser gewesen, als der ganze corsische Landsturm, der sich überdies mehr und mehr auflöste. Der Eifer der Corsen, welche den Fall von Bastia nicht erfolgen, und eben so wenig die verheißene Hülfsmacht erscheinen sahen, erkaltete sichtbar; die Häupter wurden verlegen, das Volk murrte und klagte laut. Die genuesischen Einflüsterungen, die man anfangs verächtlich zurückgewiesen,

wurden jetzt begierig aufgenommen, man trug sich mit den nachtheiligsten Gerüchten, viele Corsen fingen an sich zu schämen, das Spiel eines gemeinen Betrügers zu sein, den sie unbesonnen zu ihrem Fürsten gemacht. Die Genueser wußten diese Stimmung geschickt zu vermehren, und ließen es weder an Geld noch an Kunstgriffen fehlen, um Theodor'n durch die Corsen selbst zu stürzen. Er überschaute seine Lage, und erkannte die Nothwendigkeit außerordentlicher Hülfsmittel. Er verdoppelte seine Thätigkeit, um fremde Mannschaft aus Italien und aus Holland an sich zu ziehen, während er zugleich Truppen aus der Levante erhalten sollte. Die genuesischen Verläumdungen suchte er durch Gegenerklärungen zu schwächen, die aber dem Zwecke nicht entsprachen, im Gegentheil das Uebel vermehrten. Unter diesen Umständen fand er angemessen, durch eine große Staatshandlung sein wankendes Ansehen neu zu befestigen. Er berief eine allgemeine Consulta auf den 2. September nach Casacconi, wo die Abgeordneten aller Bezirke, die nicht in genuesischen Händen waren, sich einfanden. Hier sprach er mit Beredsamkeit von seinen bisherigen Erfolgen, seinen künftigen Hoffnungen; ermahnte zur standhaften Ausdauer im Kampfe für die Freiheit, im Vertrauen auf das selbstgewählte Oberhaupt; erneuerte seine Versprechen, und wiederholte seine Zusicherung wegen nahebevorstehender Truppenhülfe. Die Abgeordneten waren aber so übel gestimmt, daß seine Rede von geringer Wirkung blieb; sie erhoben vielmehr Zweifel gegen seine Versicherung, und warfen ihm in beleidigenden Ausdrücken vor, daß er sie schon seit mehreren Monaten durch Täuschung hinhalte; man sprach davon ihm den Gehorsam aufzusagen, und nach unangenehmen Erörterungen und heftigen Streitigkeiten endigte die Versammlung damit, daß Theodor freiwillig erklärte, wenn mit dem Ende des Oktobers die versprochene Hülfsmacht nicht einträfe, wolle er der Königswürde entsagt haben. Man verfügte noch auf seinen Vorschlag die Ausrüstung einiger bewaffneten Schiffe, um auf die genuesischen Kreuzer Jagd zu machen, zu welchem Behuf eine allgemeine Beisteuer ausgeschrieben wurde, und ging mißvergnügt auseinander.

Auch von diesem niederbeugenden Vorgange ließ Theodor sich nicht aus der Fassung bringen. Er begab sich nach Portovecchio, wo er mehrere Befestigungen des Hafens anordnete, und häufig mit Fernröhren auf das Meer hinaussah, ob die versprochene Hülfe noch nicht erschiene; auch bereitete er große Briefschaften an Könige, Minister und andere bedeutende Personen. Seine Gegner sahen in allem diesen nur eitle Vorspiegelungen; doch waren sie es nicht ganz, er hatte allerdings gegründete Hoffnungen, wenn auch nicht in dem Maße und nicht von den Mächten, wie er die Menge glauben ließ. Um indeß die Corsen mit neuen Dingen zu beschäftigen, und zugleich die Mittel seines Einflusses zu vermehren, eilte er den Artikel des Wahlvertrages in Ausführung zu bringen, der die Errichtung eines corsischen Adels vorschrieb. Er hatte den Karakter der Corsen schon hinlänglich kennen gelernt, um hoffen zu dürfen, durch Verleihung von Titeln und Würden ihre Anhänglichkeit noch auf einige Zeit zu fesseln. Er begab sich demnach, begleitet von 400 Leibwachen, denn schon wagte er nicht mehr ohne diese zu erscheinen, von Portovecchio nach Sartene, und stiftete daselbst am 16. September einen neuen Ritterorden, den er den Orden der Befreiung nannte. Der König war Großmeister, dem die Komthure und Ritter den Eid der Treue schwuren. Die Mitglieder waren zum Kriegsdienst und zu gewissen geistlichen Uebungen verpflichtet, obwohl sie nicht gerade katholisch zu sein brauchten. Sie sollten den Adel des Landes bilden, und außerordentliche Vorrechte genießen. Als Ehrenmitglieder durften auch geeignete Personen des Auslandes aufgenommen werden. So groß war die Begierde nach dieser neuen Auszeichnung, daß der Orden in kürzester Zeit 400 Mitglieder zählte, deren jedes bei der Aufnahme 1000 Scudi erlegen sollte, die jedoch den Eingebornen meist erlassen, und nur von den Fremden bezahlt wurden, deren zahlreicher Zutritt eine ansehnliche Geldhülfe brachte, welche Theodor großentheils zur Unterstützung der unbemittelten corsischen Ritter anwandte. Viele der Ordensritter erhielten zugleich die Titel von Grafen und Marchesen, die sich zum Theil noch lange nachher behauptet haben.

Auch wurden viele Beförderungen unter den Truppen vorgenommen. Ferner bewilligte Theodor jetzt jedem, der darum ansprach, das Recht der freien Jagd und Fischerei, welches die Genueser immer durch die strengsten Gesetze beschränkt hatten. Er zeigte sich in allen Beziehungen mild und großmüthig, und versäumte keine Gelegenheit, sich auch im Ausland einen guten Ruf zu machen. So schickte er 14 tunesische Sklaven, die auf einem genuesischen Fahrzeuge gefunden worden, frei nach Tunis zurück mit dem Beding, daß eben so viele Christensklaven dafür freigelassen würden. So ließ er auch die Franzosen, Spanier und Italiäner, die bei den Genuesern dienend in seine Gewalt fielen, frei nach Hause kehren; die Deutschen aber und Schweizer, die meist geneigt waren bei ihm Dienste zu nehmen, mit gutem Handgeld anwerben. Ferner ließ er neue Münzen schlagen, welche das Bildniß der Muttergottes zeigten, mit der Inschrift: Monstra te esse matrem! wodurch er der katholischen Sinnesart huldigte, der ihn die Geistlichkeit, wohl nicht ohne Grund, wenig zugethan glaubte.

Seine Angelegenheiten standen noch immer nicht ganz schlecht. Seine Truppen siegten wieder in mehreren Scharmützeln, und unvermuthet kam nun auch sein Vetter Drost mit Waffenvorräthen aller Art und vieler Baarschaft an. Die Freude über diese Ankunft gab seiner Seele Trost und Stärke, den Schlägen des Schicksals ferner standhaft entgegenzustehen, und die Zuversicht auf sein wundervolles Unternehmen nicht aufzugeben. Seine Haupthoffnung beruhte jedoch auf den Freunden in der Levante, von denen Rakoczy zwar inzwischen gestorben, aber Bonneval noch in voller Thätigkeit stand, und ihm Truppen aus Albanien verhieß, deren Erwartung seine Ungeduld auf's höchste spannte. Ein entscheidender Schlag wurde in der That mit jedem Tage nothwendiger. Die Genueser, im Besitz von Bastia, San-Fiorenzo, Ajaccio und anderer Hauporte an der Küste, waren zwar in diese Plätze meistens wieder eingeschlossen, und litten öfters Mangel, da sie alle Bedürfnisse, selbst Holz und manchmal sogar Wasser, aus Genua beziehen mußten; allein ihre bloße Anwesenheit war genug, um die Insel in beständiger Unruhe zu erhalten. Viele Corsen litten durch den

langwierigen Krieg unersetzlichen Schaden an ihren Besitzungen; Landgüter wurden verwüstet, Häuser niedergerissen; da alles unter Waffen stand, mußte der Ackerbau großentheils verabsäumt werden. Die Strenge des Dienstes, die neuen Anordnungen und ungewöhnlichen Anstalten erregten ebenfalls Mißvergnügen. Theodor's Freigebigkeit hatte nicht Schätze genug, anhaltend die ganze Bevölkerung zu besolden. Die Verstimmung gegen ihn dauerte nicht nur fort, sondern nahm in manchen Bezirken nur immer zu. Die Einnahme von Bastia, die völlige Vertreibung der Genueser, oder die Erscheinung bedeutender Hülfsmacht hätte diese Gährung völlig niedergehalten, aber da nichts von dem allen erfolgte, und Theodor's Ansehen immer mehr zusammensank, so war ein Ausbruch unvermeidlich. In den Bezirken von Rostino und Orezza erhob sich unter den Anführern Giacinto Paoli, der sich von Theodor trennte, und Raffaelli eine mächtige Parthei, die weder von Genua noch von Theodor mehr hören wollte, sondern das Heil des Vaterlandes auf eigenen Wegen zu suchen dachte. Kaum erfuhr Theodor dieses Unternehmen, dessen ganze Gefahr er einsah, als er in heftigem Zorn die letzten Kräfte seines Ansehens zusammenraffte, jene Verbündeten sämmtlich für Verräther und Empörer erklärte, und an der Spitze der ihm verbliebenen Truppen gegen Orezza anrückte. Sie wurden aber völlig geschlagen, und nur Giafferri, der einzige Beistand, auf den er noch rechnen konnte, rettete ihn vom gänzlichen Untergange. Flüchtig mit wenigen Getreuen, sah er von nun an sogar sein Leben bedroht, neben den genuesischen Dolchen hatte er jetzt auch die corsischen zu fürchten! Drei Corsen nämlich, eines verrätherischen Einverständnisses mit Genua überwiesen, waren gleich im Anfange seiner Regierung unter Zustimmung des Reichsrathes auf seinen Befehl gehängt worden; sein Königliches Ansehen hatte die Blutrache ihrer Verwandten bisher niedergedrückt, jetzt aber glaubten sie sich nicht mehr gebunden, und stellten ohne Scheu ihm nach dem Leben; einer seiner Offiziere sogar, hinterlistig nach Orezza gelockt, wurde dort als Racheopfer grausam hingemordet. In dieser Lage der Dinge erhielt Theodor endlich Nachricht aus der Türkei,

daß die Pforte, mit dem Kriege gegen Rußland vollauf beschäftigt, jetzt nichts für ihn zu thun vermöge, und gleich darauf die andere Nachricht, daß ein Regiment von 2000 Albanesern, die für ihn in Dienst genommen waren, durch ihren Anführer, einen berühmten Partheigänger Namens Kurafa, in Hoffnung besseren Gewinnes dem Könige von Neapel zugeführt worden. Dieser letzte Schlag erschütterte Theodor's standhaften Muth; er selbst gab nun alle Hoffnung auf, sich länger in seiner Rolle zu behaupten. Die Sache der Corsen erschien verzweifelt, noch mehr aber die seinige. Jeden Augenblick war ein allgemeiner Aufstand zu fürchten. Die Bande des Gehorsams waren längst gelöst, alles ging einer wilden Verwirrung entgegen. Theodor sah keine Rettung mehr, und beschloß von Corsica zu scheiden.

Sein Glück hatte ihn verlassen, doch nicht der hohe Muth seiner kühnen Gesinnung. Er mußte weichen; aber nicht als ein feiger Flüchtling, nicht insgeheim wollte er davongehen, sondern öffentlich und mit Würde sollte sein Abschied sein, und ihm jede Zukunft offen lassen. Demzufolge berief er, trotz aller Abmahnung seiner Freunde, die seinen Tod dabei als gewiß ansahen, eine allgemeine Consulta nach Sartene, und erschien am 5. November mitten in der Versammlung. Mit hohem Selbstgefühl und kühner Zuversicht trat er unter seine wüthenden Feinde, die vor seinem Anblick verstummten. Seine Beredsamkeit erschütterte die Gemüther. Er kündigte der Versammlung mit stolzem und zürnendem Tone an, daß er sich auf einige Zeit entfernen werde, um die ausbleibenden Hülfstruppen bei den Mächten, die sie ihm zugesagt, persönlich anzufordern. Das Reich sollte während seiner Abwesenheit durch ausgewählte Vorsteher verwaltet werden. Er ermahnte sie alle, treu und fest in ihrer Pflicht zu beharren, und warnte sie vor den Folgen ihrer Gesetzlosigkeit, ihrer Empörungen und Zwietracht. Was ihn beträfe, so sei er zu ihnen gekommen in der edlen Absicht, sie von dem Joche der Genueser zu befreien, und von diesem Zwecke habe seine Handlungsweise sich keinen Augenblick entfernt; sei derselbe gleichwohl nicht erreicht worden, so dürfe nicht ihm zur Last fallen, was ihr

eigner Ungehorsam und widersetzlicher Geist verschuldet. Der Königstitel behalte bei einem solchen Volke keinen Werth, dem eitlen Namen, der ihn nie geblendet, könne er leicht entsagen, wenn die innere Würde sich davon trenne. Mit großen Schätzen sei er zu ihnen gekommen, er entferne sich mit geringer Habe; doch was auch immer ihn betreffen möge, ihm bleibe ein unerschrockenes Herz, und der Muth, jedes Schicksal, auch das der Armuth, standhaft zu ertragen. Diese starke Rede brachte eine außerordentliche Bewegung hervor, die Zuhörer waren gerührt, betreten; weit entfernt ihn zu bedrohen, nahten sie ihm voll Ehrfurcht, und drangen mit Bitten und Betheuerungen in ihn, sie nicht zu verlassen. Theodor jedoch, durch diese Stimmung des Augenblicks befriedigt, aber nicht geblendet, beharrte bei seinem Entschluß. Eine Verordnung, gegeben zu Sartene am 10. November, setzte die Zwischenregierung ein, welche das Reich verwalten sollte. Sie bestand aus 28 der angesehensten Vaterlandsfreunde, an ihrer Spitze Giafferri, Giacinto Paoli, der dabei nicht fehlen durfte, und Ornano. Am folgenden Morgen verließ Theodor Sartene, und ging von zahlreichem Volke begleitet nach Aleria, wo er unter lebhaften Umarmungen seiner Freunde und heißen Wünschen des geringen Volks, das ihm Hände und Kleider küßte und unter Thränen das Versprechen baldiger Rückkehr abnahm, eine provenzalische Tartane bestieg, und sofort nach Livorno unter Segel ging. In seiner Begleitung befanden sich der Kanzler Costa nebst seinem Sohne, ein Kammerherr, ein Sekretair, zwei Pagen und der junge Graf Ciaccaldi.

Kaum war das Schiff in See, als ein genuesischer Kaper darauf Jagd machte, und es beizulegen zwang. Schon lief Theodor Gefahr, als Gefangener in die Hände seiner grausamsten Feinde zu gerathen, als die Entschlossenheit eines spanischen Offiziers, der sich mit ihm an Bord befand, ihn rettete. Derselbe bedrohte den genuesischen Kapitain so heftig, sich keine Verletzung der französischen Flagge zu Schulden kommen zu lassen, daß dieser, erschreckend vor so großer Verantwortlichkeit, die Beute fahren ließ, worauf die Tartane ohne weiteren Unfall zu Livorno einlief. Theodor stieg

hier als Abate verkleidet an's Land, und begab sich bald nach Florenz. Eine Unterredung mit dem Großherzoge Johann Gaston von Toscana, den er um Hülfe für Corsica ansprach, blieb ohne Erfolg. Er wandte sich hierauf nach Rom, dann nach Turin, immer Verkleidung und Namen wechselnd, weil die Genueser ihm überall nachstellten, immer wieder seinen Aufenthalt ausspürten, und ihn mit Fallstricken umgaben. Nachdem er eine Zeitlang von dem Ertrage seines Silbergeräthes gelebt, fand er in der Unterstützung seiner zahlreichen Freunde neue Hülfsquellen. Inmitten der persönlichen Gefahren und niederdrückenden Verlegenheiten ließ er keinen Augenblick seine politische Rolle außer Acht; wie traurig auch sein Zustand sein mochte, sein hartnäckiger Muth gab weder Anspruch noch Hoffnung auf, und an jedem Ort und in jeder Lage strebte sein Bemühen rastlos, für Corsica Hülfe, gegen Genua Feinde zu erwecken. Seine Aussichten jedoch blieben von allen Seiten trübe. Die zerstreuten Freunde, wie thätig auch ihr Eifer im Einzelnen war, vermochten nichts Entscheidendes auszuführen; die italiänischen Höfe, deren einige feindlich genug gegen Genua standen, wagten in ihren eingeschüchterten Verhältnissen kein selbstständiges Auftreten; Frankreich schien sich für Genua erklären zu wollen, die anderen Mächte hielten sich zurück; auf Konstantinopel war nicht zu rechnen, aus Tunis kamen ungünstige Nachrichten, in Marokko sank mit Ripperda's Einfluß eine große Stütze; überdies hatte die Verbindung mit den Türken und Afrikanern auch in Corsica manches Aergerniß gegeben. Theodor verließ Italien, wo seine Geldmittel sich bald erschöpften und Gläubiger und Feinde ihn verfolgten, und ging nach Paris. Hier wurde er trotz seiner Verkleidung sogleich erkannt, die Regierung ließ ihm Gefangenschaft androhen, wenn er sich nicht entfernte, und ein Genueser schoß auf offener Straße eine Pistole in seinen Wagen ab, doch ohne ihn zu treffen. Der doppelten Gefahr weichend eilte Theodor, indem er glauben ließ, er gehe nach Marseille, mit schnellen Pferden nach Rouen, und bestieg ein Schiff nach Amsterdam. Im Haag angelangt, hielt er sich zu Ende Februars eine Zeitlang bei einem Juden Tellano

verborgen; reiste darauf nach Zeeland, wo er bedeutende Verbindungen hatte, und kam bald nach Amsterdam zurück, wo ein Freund ihm eine sichere Wohnung gemiethet hatte. Unglücklicherweise war der bisherige Bewohner noch nicht abgereist, und Theodor mußte für eine Nacht, zum 19. April, im Gasthofe zum rothen Hirsch einkehren. Hier wurde er erkannt, und sogleich einem seiner Gläubiger verrathen, der ihn wegen einer Wechselschuld von 5000 Gulden am folgenden Morgen verhaften ließ. Vergebens bot er Sicherheit durch einen Wechsel von 30,000 Gulden, den er in Zeeland auf Amsterdam erhalten, man wollte denselben ohne besonderen Auftrag des Ausstellers nicht annehmen. In dieser Noth, da alle Hülfsmittel vergeblich schienen, verließ ihn seine persönliche Ueberlegenheit nicht. Er berief seine Gläubiger und einige andere Bekannte zu einer Unterredung, und so groß war die Macht seiner Beredsamkeit, so eindringend die Kraft seiner Vorstellungen, daß acht angesehene Kaufleute zusammentraten, und ihn am 7. Mai durch ihre Bürgschaft nicht nur aus dem Verhaft befreiten, sondern auch für seine weiteren Schritte mit neuen Geldsummen unterstützten. Die Genueser hatten inzwischen von Holland vergebens seine Auslieferung verlangt; ihre unermüdeten Nachstellungen zwangen ihn jedoch zu fernerer Verborgenheit.

In Corsica dauerte der Krieg gegen die Genueser fort. Die Corsen wollten von keiner Unterwerfung hören, und Theodor's Name blieb als vereinigendes Zeichen an der Spitze ihres Widerstandes. An den Abwesenden knüpfte sich neue Hoffnung und neuer Eifer; man bereute die trostlosen Vorgänge, die ihn zur Abreise genöthigt hatten, und wünschte sehnlichst seine Wiederkehr. Eine Schrift aus Genua, worin sein Weggehen, seine vergeblichen Bemühungen und persönlichen Unfälle die tiefste Herabsetzung erfuhren, wurde durch eine Gegenschrift aus Corsica bündig widerlegt, und statt des vorigen Unwillens zeigte sich nur Liebe und Anhänglichkeit. Um so größer darauf war die Theilnahme und Niedergeschlagenheit, welche sich auf der Insel verbreiteten, als durch den Hauptmann Sinibaldi, von Theodor's Generalstabe, die Nachricht seiner in Amsterdam geschehenen Ver-

haftung ankam. Im Lager vor Bastia herrschte die traurigste Bestürzung, und die Genueser glaubten den Augenblick günstig, die Corsen zur Nachgiebigkeit zu bringen. Sie ließen daher eine allgemeine Verzeihung kund machen, und dieselbe mit anderen Anträgen, die unter solchen Umständen annehmbar schienen, durch die Schildwachen in das Lager hinüber reichen. Schon glaubten die Genueser, weil die Corsen in zahlreichen Gruppen den Inhalt zu berathen schienen, ihrer Sache gewiß zu sein; allein nach wenigen Stunden erfolgte, statt der gehofften Antwort, plötzlich ein allgemeines Abfeuern des Gewehrs, und der andauernde Jubelruf: „Es lebe Theodor, unser Vater und König!“ Viele sogar in ihrem Eifer drangen, trotz des Hagels von Kugeln, der sie empfing, bis dicht unter die Wälle der Festung, und riefen mit starker Stimme die Erklärung hinauf, daß sie nie ein anderes Oberhaupt erkennen würden, als ihren König Theodor, und wenn er das Unglück hätte zu erliegen, so würde einer seiner Verwandten auftreten, und die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl dann in diesem mit Gut und Blut behauptet werden! Diese Bewegung vor Bastia, zu welcher hauptsächlich der Kanonikus Orticoni eifrigst gewirkt hatte, theilte sich den übrigen Corsen mit, und eine allgemeine Consulta zu Corte am 21. Januar 1737 stellte einstimmig dieselben Beschlüsse auf. Wunderbar genug kamen inzwischen fortwährend kleine Hülfssendungen an, welche Theodor nicht aufhörte von allen Orten, wo er sich je befand, nach Corsica zu befördern. Sie reichten hin, dem allerdringendsten Mangel an Waffen und Pulver abzuhelfen; und damit zugleich erfrischten sie den Muth und belebten die Hoffnung. Manche Schiffe, deren Ladung Theodor nicht hatte baar bezahlen können, waren auf Erzeugnisse der Insel angewiesen; indem er fremde Betriebsamkeit zweckmäßig dorthin leitete, wurde den Corsen ihr wandernder König solchergestalt noch als Handelsreisender nützlich, der ihre Waaren ausbot! Großen Jubel erregte die Nachricht von seiner Befreiung, noch freudigeren Eindruck die darauf folgende von seiner Ankunft in Lissabon; am 15. Juli, hieß es, war er dort eingetroffen, nach zwölftägigem Erwarten mehrerer Schiffe mit

diesen abgesegelt, und jetzt auf dem Wege nach Corsica. Schon wollte man ihn an der Küste von Toscana, dann selbst auf Corsica gesehen haben. Er selbst aber kam nicht, sondern fürerst vier holländische Schiffe aus Amsterdam und Zeeland, beladen mit Mund- und Kriegsvorräthen, an deren Statt sie Oel und andere Erzeugnisse der Insel einnahmen. Theodor war nach Lissabon gereist, um die Gesinnungen des dortigen Hofes zu erforschen, mit welchem er einen Vertrag zu schließen hoffte; allein die Bedenklichkeiten überwogen hier die Begünstigung, deren er sonst genug theilhaftig war. Von Lissabon ging er nach Malaga, kehrte aber bald wieder zurück, und befand sich im Herbste wieder zu Amsterdam.

Die Republik Genua versäumte unterdeß kein Mittel, um den Sachen in Corsica eine andere Wendung zu geben. Sie hatte Schweizer und Graubündtner in Sold genommen, die Verbrecher aus den Gefängnissen zu Soldaten gemacht, und gegen die Corsen losgelassen; doch alles ohne den gewünschten Erfolg. Durch rastlose Bemühungen brachte sie es dahin, daß ihr durch eine Erklärung der Höfe von Wien und Versailles der Besitz von Corsica zugesichert wurde. Weitere Verhandlungen bewirkten endlich die Zusage Frankreichs, eine bedeutende Truppenmacht nach Corsica zu senden, wofür die Republik eine erste Zahlung von 700,000 Lire und eine zweite von 2 Millionen versprach. Die corsischen Häupter, nicht wenig bestürzt durch diese Nachricht, wandten sich mit dringenden und beredten Vorstellungen an den französischen Hof, theilten ihm ihre Beschwerden mit, und baten um Schonung und Schutz. Die Genueser ihrerseits machten gerade jetzt neue Vergleichsvorschläge, die durch ihre Billigkeit neben den Drohungen Frankreichs ein doppeltes Gewicht erhielten. Die Corsen, welche sich in der Erwartung, daß Theodor mit dem offenen Beistand einer großen Macht zu ihnen wiederkehrte, fortwährend getäuscht sahen, und nicht hofften, einer französischen Truppenmacht aus eigenen Kräften widerstehen zu können, waren bald geneigt, auf die genuesischen Vorschläge einzugehen, und auf ihre Unabhängigkeit verzichtend, wenigstens ihre Unterwerfung an leidliche Bedingungen zu knüpfen. Schon glaubten sich die

Genueser ihrer Sache gewiß, als ein Schreiben Theodor's aus Amsterdam vom 21. Oktober plötzlich die ganze Stimmung veränderte. Er äußerte Zweifel, daß der König von Frankreich zur Herstellung der grausamen Gewaltherrschaft Genua's seine Truppen nach Corsica senden werde; wenn aber gleichwohl, was Gott verhüten wolle, der Fall einträte, so bliebe den Corsen reiflich zu überlegen, was ihnen zum Heil gereiche; wollten sie unter das Joch der Genueser zurückkehren, so habe er ihrem Geschicke fernerhin nur Thränen zu widmen; wollten sie aber, wie er hoffe und vertraue, ihre Freiheit standhaft vertheidigen, so werde er sie, wie schon bisher, aus allen Kräften unterstützen, und baldigst mit starker Hülfsmacht in ihrer Mitte sein. Unglaublich war der Eindruck, den dieses Schreiben machte; die Reichsverweser Giafferri, Giacinto Paoli und Ornano theilten dasselbe in einer allgemeinen Consulta am 26. Dezember zu Corte mit, und am folgenden Tage wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, Theodor's Wahl unerschütterlich zu behaupten, und für ihn zu leben und zu sterben. Eine andere Versammlung zu Corte am 6. Januar 1738 erließ ein Manifest, in welchem die gleichen Gesinnungen ausgedrückt, und die großen Verdienste Theodor's um Corsica, dessen Zustand unter ihm sich wesentlich verbessert habe, preisend angeführt wurden; die Weisheit der Gesetze, die wohlthätigen Einrichtungen aller Art, die Abschaffung drückender Lasten, die Freiheit der Korallenfischerei, die Herstellung der Salzwerke, der Beginn des Bergbau's, die Geschenke und Gaben aller Art, welche die Corsen ihm verdankten, dürften nie aus ihrem Gedächtnisse weichen. Der neue Eifer bewährte sich durch die That; der Kampf begann zu Wasser und zu Lande mit verstärkter Wuth, die Genueser steigerten ihn durch grausame Hinrichtung der Gefangenen zu einer Erbitterung, der auch die ihrigen zum Opfer fielen.

Theodor's nie rastende Thätigkeit wurde durch jene Vorgänge wo möglich noch feuriger belebt. Zwar dünkte ihn die Lage der Dinge für seine persönliche Wiederkehr nach Corsica noch nicht reif; die Verhältnisse in Holland, auf welchen seine ganze Kraft beruhte, und die zahllosen Ver-

bindungen und Hoffnungen, die er unaufhörlich bearbeitete, bestanden größtentheils nur durch seine wirksame Gegenwart, während er in den corsischen Angelegenheiten auch abwesend festen Fuß behielt. Desto unermüdeter und unerschöpflicher war er in Betreibung neuer Hülfsmittel und Absendung von Waffen und Vorräthen. Am 5. Februar kam in Aleria ein Schiff an, welches den Hauptmann Sinibaldi, Costa den Sohn, zwei Kaplane Theodor's und sechs Offiziere nebst 100 Fässern Pulver, 500 Paar Schuhen, vielem Blei, Eisen und anderen Sachen an's Land setzte. Die wiederholte Versicherung, daß Theodor nächstens mit großer Hülfe erscheinen werde, erregte so große Freude, daß in Corte und vielen anderen Orten deßhalb ein Tedeum gesungen wurde. Dieselbe Versicherung und neuen Trost brachte bald nachher der Oberst Antonio Colonna, ein vertrauter Freund Théodor's und tüchtiger Kriegsmann, der mit dem Hauptmann Drewitz und 14 anderen deutschen Offizieren und vielem Kriegsbedarf von Livorno anlangte. Er wies Vollmachten vor, die ihn zu besonderer Unternehmung berechtigten; demgemäß erhielt er eine eigene Schaar von 800 Mann, mit denen er das Fort Isola Rossa unverzüglich angriff, und nach neunstündigem Gefecht eroberte. Die genuesische Besatzung hatte von hier aus die Corsen stets verhindert, von den Erzeugnissen der Umgegend, welche besonders das beste Oel lieferte, gehörigen Vortheil zu ziehen; auf jeden solchen Umstand aber mußte auch aus der Ferne Theodor's Augenmerk sorgsam gerichtet sein. Colonna schändete seinen Sieg durch schreckliche Grausamkeit gegen einen Corsen, der hier gefangen wurde, und des Verraths gegen sein Vaterland und eines Mordanschlages gegen Theodor schuldig war; die Genueser selbst behandelte er als Kriegsgefangene.

Lange schon war die Rede von französischer Truppenmacht, die auf Corsica erscheinen sollte; ihre Ankunft wurde bald verkündigt, und bald wieder bezweifelt. Der Hof von Versailles zögerte geflissentlich, und wünschte den Kampf durch Vermittelung beizulegen; allein die Corsen erklärten, so bereit sie wären, ihr Schicksal in die Hände des Königs von Frankreich zu legen, so entschlossen seien sie, unter das Joch von

Genua nie zurückzukehren. Endlich mußte daher der Hof, bestürmt von den Mahnungen der Republik, welche auf Erfüllung des Vertrages drang, sich zur Truppensendung entschließen. Der Kardinal Fleury, welcher an der Spitze der französischen Staatsgeschäfte stand, wurde noch durch einen anderen Grund bewogen; er fürchtete nämlich, daß Spaniens Einfluß, wenn Frankreich nicht zuvorkäme, in Corsica die Oberhand nehmen möchte, da ohnehin jene Macht für die Hauptstütze Theodor's galt, dessen Hülfsmittel und Ausführungen ganz Europa in Erstaunen setzten, und ohne einen solchen Hinterhalt ganz unbegreiflich schienen. Demnach wurde der Befehl ertheilt, in der Provence vorläufig 6 französische Bataillons, etwa 3000 Mann, nebst 16 Stücken Geschütz und anderem Kriegsbedarf unter dem Generallieutenant Grafen Boissieux nach Corsica einzuschiffen. Diese geringe Stärke zeigte deutlich, wie wenig Frankreich an völlige Unterjochung der Corsen dachte. Auch hatte der Graf Boissieux den bestimmten Auftrag, vor den Waffen jedes Mittel der Güte zu versuchen. Die Erscheinung des französischen Geschwaders vor Bastia am 6. Februar wurde sogleich von den Bergen wahrgenommen, und setzte mit unglaublicher Schnelligkeit die ganze Insel in Bewegung. Ein allgemeiner Rausch entflammte alles zum kampfbegierigen Widerstande. Die Einwohner aus allen Theilen der Insel liefen nach Corte zusammen; Greise, Weiber, Geistliche und Kinder kamen bewaffnet, und wollten für die Freiheit fechten! Die Menge betrug über 60,000 Menschen; die Häupter entließen aber die Mehrzahl sogleich wieder, und behielten nur 10,000 Mann zurück, welche sie in 10 Regimenter theilten, jedes von 10 Kompanieen, deren Hauptleute sämmtlich Ritter des Ordens der Befreiung waren. Ein Regiment von 1200 ausgewählten Jünglingen wurde ganz mit Flinten bewaffnet, die Theodor gesandt hatte. Von diesem traf eben zu rechter Zeit ein Kriegsschiff von 18 Kanonen unter der Flagge von Corsica ein, und brachte 8 Kanonen, 600 Flinten, Pulver und andere Sachen; dazu abermals sechs deutsche Offiziere, welche neuerdings die besten Hoffnungen gaben, daß Theodor in kurzem ankommen würde. Das Schiff war

in Holland als Kaper ausgerüstet, um gegen die Genueser zu kreuzen.

Die Republik, welche in dem Grafen Boissieux ein blindes Werkzeug ihrer Rache gehofft hatte, mußte sich in dieser Erwartung bald getäuscht sehen. Er enthielt sich anfangs aller Feindseligkeiten gegen die Corsen, und knüpfte mit ihnen Unterhandlungen an, die durch sein kluges und mildes Benehmen guten Fortgang hatten. Die Häupter der Corsen gewannen Zutrauen zu ihm, die Genueser beklagten sich, und zwischen ihren Behörden und dem französischen General kam es zu offener Zwietracht. Die französischen Offiziere und selbst Soldaten theilten die günstige Stimmung, die für die Corsen überall rege war, so wie den Haß, den die grausame Gewaltherrschaft der Genueser allgemein erweckt hatte. Unter diesen Umständen waren die Corsen geneigt, mit Frankreich eine Abkunft einzugehen, nur die letzte Bedingung, Genua wieder als ihre Oberherrin anzuerkennen, schien für sie unerträglich. Während noch unterhandelt wurde, kam indeß am 8. April Niccolo Frediani als Generalkommissair Theodor's aus Deutschland an, und überbrachte Kriegsvorräthe und Briefe. Theodor schrieb an die Reichsverweser, sie möchten die Drohungen Frankreichs nicht achten, noch durch die trügerischen Vorschläge der Republik sich blenden lassen; er versprach, nächstens mit Truppen zu erscheinen, und eine mächtige Schutzvermittelung für sie zu bewirken; sie möchten ihrerseits gleichfalls sich anstrengen, ihre Wahl aufrecht erhalten, und neu beschwören und durch ein Manifest feierlich bekräftigen, daß sie mit Genua nie wieder verbunden sein wollten; er beschwor sie, in Eintracht, Treue und Gehorsam mit fester Hoffnung an ihm zu halten. Die Häupter trugen Bedenken, dieses Schreiben bekannt zu machen, weil bei der großen Liebe des Volks für Theodor die neue Eidleistung ihre schon weit gediehenen Verhandlungen mit Frankreich wieder zerstören würde. Frediani ließ sich aber nicht abhalten, sondern reiste selbst in mehreren Bezirken umher, und verkündigte seine Botschaft, die mit Begeisterung aufgenommen wurde. In Casinca war der Mittelpunkt von Theodor's Parthei; die Reichsverweser aber trennten sich mehr und

mehr von ihr, und machten sich eigene Anhänger; doch durften sie, des Volkes wegen, Theodor in ihren Unterhandlungen noch nicht aufgeben. In Portovecchio traf am 7. Mai wieder ein Schiff von ihm ein, welches 32 Kanonen, 300 Flinten, Pulver, Granaten, Schuhe u. s. w. brachte; der Kapitain empfing dafür Oel, Wein, Ziegenwolle, Wachs, Korallen und andere Erzeugnisse. Im Anfange des August kam in Aleria als Vorläufer Theodor's nun auch sein Vetter Drost mit ansehnlichen Mund- und Kriegsvorräthen an, und wiederholte alle früheren Versprechungen. Das Volk umringte ihn, und wollte von Theodor hören, ungeduldig auf seine Ankunft harrend. Der Graf Boissieux aber fand die Gegenwart eines so nahen Verwandten Theodor's auf der Insel höchst bedenklich, und bewog ihn, auf eine Zeitlang nach Livorno zurückzugehen, in der guten Meinung, Frankreich sei auf dem Wege, für Theodor vortheilhafte Bedingungen zu vermitteln, deren Abschluß nicht gestört werden dürfe.

Theodor indeß hatte seine Anstrengungen in Holland zu einem bedeutenden Erfolge gebracht. Von einem Ausfluge nach Deutschland, wo er Offiziere und Soldaten geworben, war er zurückgekehrt, und betrieb nun seine eigene Abreise nach Corsica. Eine Gesellschaft angesehener Kaufleute, unter welchen namentlich die reichen jüdischen Häuser Luca Boom Tronchain und Neuville angeführt werden, hatte ihm ihre Hülfsquellen eröffnet, und ihn in Stand gesetzt, jene bedeutenden Sendungen zu machen. Jetzt bewilligten sie zu einer Hauptunternehmung 5 Millionen Gulden, wogegen Theodor ihnen den ausschließlichen Handel mit Corsica zugestand, und zur Sicherheit die Häfen von Portovecchio und Ajaccio versprach. Man hatte die Generalstaaten von Holland in Verdacht, an der großen Ausrüstung, welche nun erfolgte und die Welt in Erstaunen setzte, nicht geringen Antheil zu haben. Mit einem Geschwader von drei Kriegsschiffen und mehreren Transportschiffen, unter holländischer Flagge, erschien am 13. September 1738 endlich Theodor selbst zum zweitenmale vor Aleria. Noch vom Schiffe sandte er einen Adjutanten mit einem Schreiben an die Reichsverweser nach

Corte. Er benachrichtigte sie von seiner Ankunft und seinen Hülfsmitteln; diese würden noch größer sein, sagte er, wenn nicht der Sturm einen Theil seiner Schiffe zerstreut hätte; indessen wolle er nicht das Land betreten, bevor die Corsen ihm ihre Entschlüsse mitgetheilt, ob sie gesonnen wären, ihn als ihren König zu behaupten, und den Kampf der Freiheit muthig fortzusetzen, oder sich ihren grausamen Feinden zu unterwerfen; im letzteren Falle müsse er sie ihrem Schicksale überlassen, und für sein Theil sich zurückziehen, den Rest seiner Tage in glücklicheren Ländern zu verleben. Bald aber war das Meeresufer mit Volk erfüllt, das ihn zu sehen wünschte, und Einladungen bestürmten ihn, das Land zu betreten. Die Theilnahme der Menge sprach sich laut und heftig aus; er sei der rechtmäßige König, hieß es, man habe ihn selbst gewählt, es wäre treulos und schändlich, ihn zu verlassen. Auf allgemeines Bitten stieg er endlich an's Land, wo er mit Leberuf und Jauchzen empfangen wurde. Seine mitgebrachten Vorräthe setzten alles in Erstaunen; sie waren in der That für Corsica ungeheuer; man zählte 12 vierundzwanzigpfündige und 12 zwölfpfündige Kanonen, 3 achtzehnpfündige Feldschlangen, 6000 Flinten, 1300 große Musketen, 2000 Bajonette, 2000 Paar Pistolen, 180,000 Pfund Pulver, Blei, Eisen, und Kriegsgeräthe aller Art, dazu eine Menge Uniformen, Schuhe, und 80 Kisten eigenes Gepäck. Minder groß war sein Gefolge; es bestand nur aus 20 Personen, worunter einige Offiziere. Der Beistand einer großen Macht schien bei solchen Mitteln dennoch unzweifelhaft; selbst der Graf Boissieux glaubte daran, und die Vermuthungen fielen theils auf Spanien, theils auf Holland.

Ungeachtet der großen Freudenbezeigungen des Volks und dessen entschiedener Zuneigung, blieb Theodor, durch das Ausbleiben der Antwort abseiten der Häupter, in beunruhigender Ungewißheit über seine Lage. Am Tage verweilte er zwar am Lande, aber jeden Abend kehrte er zum Schiffe zurück, und schlief an Bord. Doch hier gerade war die Gefahr eines heimlichen Anschlags, den er meiden wollte, für ihn am größten. In der Nacht des dritten Tages nach seiner Ankunft konnte er, gegen seine Gewohnheit, nicht schla=

fen; kaum hatte er die Augen geschlossen, so fuhr er plötzlich aus dem Schlummer auf, und empfand eine Unruhe, als stünde ihm ein Unheil bevor. Nach mehrmaligem Versuche wieder einzuschlafen, erwachte er auf's neue und mit so heftiger Bewegung, daß er sich getrieben fühlte aufzustehen. Er weckte zwei Bediente, und ging auf dem Verdecke spaziren, wo er bei dem Kapitain des Schiffes noch Licht bemerkte. Er machte demselben einen Besuch, und fand ihn ganz angekleidet, zugleich aber ganz bestürzt und außer Fassung. Theodor sah ihm scharf in's Auge, und beschuldigte ihn der Verrätherei; sogleich stürzte der Kapitain zu seinen Füßen, und bekannte, daß die Genueser mit Versprechung großer Summen ihn gedungen hätten, die Pulverkammer anzuzünden, um das Schiff mit Theodor auffliegen zu lassen. Theodor verurtheilte ihn zum Tode, und ließ ihn morgens am Mastbaum aufhängen. Diese wunderbare Rettung erschien dem Volk als eine unmittelbare Fürsorge des Himmels. Man erzählte, die heilige Julia, Beschützerin von Corsica, sei ihm in jener Nacht erschienen, und habe ihm die Gefahr angezeigt; nach solchem augenscheinlichen Wunderzeichen dürfe man getrost erwarten, daß er in kurzem von allen Mächten als König anerkannt sein würde! Der Zudrang wurde immer stärker; aus Calenzana stellten sich 800 Bewaffnete bei ihm ein, aus nahen und fernen Bezirken kamen seine Anhänger herzu; Abtrünnige, die bei den Genuesern gedient, flehten seine Verzeihung an; alle erneuerten ihm ihre Huldigung, ihre Treuschwüre. Er beschenkte alle, die ihm nahten, den einen gab er Geld, den anderen Waffen, Pulver, Bekleidung.

Der Graf Boissieux sandte Schreiben durch das Land, worin die Corsen ermahnt wurden, sich ruhig zu verhalten, und auf Theodor's Betreibungen nicht einzugehen; allein die französischen Boten kehrten meist mit der Antwort zurück, die Einwohner wollten für ihren König Theodor leben und sterben. Hierauf erließ Boissieux eine heftige Erklärung gegen ihn und seinen ganzen Anhang; wer ihn aufnehme, solle als Staatsverbrecher behandelt, das Haus, wo er Obdach gefunden, niedergerissen werden; habe er nach acht Tagen die

Insel noch nicht verlassen, so werde Frankreich die bisherige Vermittelung einstellen. Diese Drohungen verbreiteten Furcht und Schrecken in der Umgegend von Bastia, und wirkten besonders auf die Häupter, welche die Unterhandlung mit Frankreich betrieben. Vorzüglich erklärte sich Giacinto Paoli gegen Theodor, und warnte das Volk, sich nicht in neue Gefahren zu stürzen. Orticoni und Giafferi waren als Bevollmächtigte in Bastia, und wurden dort zurückgehalten. Die Stimmung theilte sich zwischen Frankreichs Ansehen und der Liebe zu Theodor, und dieser, der endlich an's Land gekommen war, wagte nicht in das Innere der Insel vorzugehen, sondern hielt sich meist in Campoloro und der umliegenden Gegend auf, wo die Gesinnung der Einwohner ihm größere Sicherheit gab. Ungeachtet dieser mißlichen Umstände konnte Theodor, gestützt auf die Zuneigung des corsischen Volkes und auf den Eifer seiner Verbündeten in Holland, noch immer hoffen, sich auf der Insel zu behaupten. Es kam hauptsächlich darauf an, einen festen Platz und sicheren Seehafen zu gewinnen, den er sich dann so leicht nicht hätte wieder entreißen lassen. Er richtete sein Augenmerk auf Ajaccio, und beschloß diesen Platz von der Land- und Seeseite sogleich anzugreifen. Schon waren die Anstalten von der Landseite getroffen, und er selbst wollte mit seinem Geschwader vor dem Hafen erscheinen; allein gehäufte Unglücksfälle schlugen plötzlich seine ganze Hoffnung nieder. Französische und genuesische Kriegsschiffe nahmen an der Küste acht Fahrzeuge weg, welche ihm neue Unterstützung zuführten. Der härteste Schlag folgte nach! Seine drei Hauptschiffe, von welchen die Kriegsvorräthe noch nicht an's Land geschafft waren, lichteten die Anker, und segelten nach Neapel. Der Kapitain war von den Kaufleuten in Amsterdam beauftragt worden, für seine Ladung corsische Erzeugnisse in Empfang zu nehmen, und da Theodor manche Gegenstände ausladen ließ, ohne daß zu dem versprochenen Ersatz irgend eine Aussicht erschien, so hatte jener vorgezogen, seine Ladung in Sicherheit zu bringen. Vergebens ließ ihn zu Neapel der holländische Konsul, Theodor's vertrauter Freund, in Verhaft setzen und hielt ihm seine Treu-

losigkeit vor; das Unglück war geschehen, und Theodor sah sich in dem Augenblick, da er ihrer am meisten bedurfte, aller Mittel beraubt. Neue Kundmachungen und Versprechungen abseiten Frankreichs und Genua's hielten die besorgten Gemüther in Zweifel, neue französische Truppensendung erschreckte die tapfersten. Theodor, hülflos und verlassen, jeden Augenblick in Gefahr, das Opfer irgend eines Verrathes zu werden, und seiner eigenen Sache jetzt von keinem Vortheil, hatte keine Wahl mehr, er mußte seinem Reiche nach kurzem Wiedersehen abermals den Rücken wenden. So schnell war die glänzende und staunenswürdige Ausrüstung, deren Betrieb jahrelange Arbeit gekostet, und an welche sich die stolzesten Hoffnungen geknüpft, am Ziele selbst gescheitert und vernichtet!

Theodor kam auf einer corsischen Feluke gegen Ende Novembers zu Neapel an, wo der holländische Konsul ihn bei sich aufnahm. Hier wurde er am 2. Dezember durch eine Abtheilung Grenadiere verhaftet, und in festen Gewahrsam nach Gaeta abgeführt. Die Genueser frohlockten bei dieser Nachricht, und stellten Freudenfeuer und andere öffentliche Lustbarkeiten an; doch zu voreilig, wie sich bald ergab. Theodor's Verhaftung war zu seiner eigenen Sicherheit geschehen, um ihn dem ungeheuern Zudrang der Menge, die ihn zu sehen wünschte, so wie den Nachstellungen, die er fürchten konnte, zu entziehen. Er wurde während des Verhafts mit großer Auszeichnung behandelt, und durfte jeden Besuch annehmen; seine kühne Haltung und die große Freigebigkeit, die er gegen jederman bewies, setzten in Erstaunen, und man begriff nicht, woher ihm unter solchen Umständen noch so reiche Hülfsquellen kämen. Nach wenigen Tagen wurde er wieder in Freiheit gesetzt, doch mit dem Beding, das Königreich Neapel zu verlassen; er begab sich hierauf, bis zur Gränze des Kirchenstaates von einer neapolitanischen Reiterbedeckung ansehnlich begleitet, nach Terracina, wo er sich auf einem schwedischen Kauffahrer einschiffte, und mit diesem, der nachgehends seine Flagge veränderte, den Augen der Nachforschenden, man wußte nicht wohin, entzog. In neue Irrfahrten geworfen, theilte sich

seine Anstrengung in das wechselvolle Bemühen, bald für sich selbst Verborgenheit, bald für Corsica neue Wirksamkeit zu suchen; denn kein Unglück und kein Elend konnte ihn bewegen, diese Richtung jemals aufzugeben. Man wollte ihn im Laufe des Jahres 1739 abwechselnd in Livorno, in Rom, in Venedig gesehen haben, ja selbst in Tunis sollte er gewesen sein; jedoch war er zuverlässig am Ende des genannten Jahres, und vielleicht schon viel früher, in Holland, der bequemsten Stätte für seine Thätigkeit und Sicherheit.

Der Krieg in Corsica dauerte jedoch nicht minder fort. Der Marquis von Maillebois, Nachfolger des inzwischen zu Bastia verstorbenen Grafen Boissieux, erfuhr, ungeachtet seiner bedeutend vermehrten Truppenmacht, in Unterhandlungen und Gefechten, den hartnäckigsten Widerstand. Seltsam war es, daß die Thatkraft und Entschlossenheit, deren Erlöschen Theodor'n zum Weggehen nöthigte, nach seiner Entfernung immer gleich wieder hervortraten, so daß es scheinen konnte, er habe ohne Noth und Grund sich entfernt. Die Sache war, daß die Corsen, sobald Theodor unter ihnen stand, ihre Anstrengungen einhielten, sich in inneren Zwiespalt gegen einander stellten, und nun von dem Könige alles Heil erwarteten; wurden sie wieder sich selbst überlassen, so war der Kampf gleich wieder die Sache eines jeden, und gewann nach außen den Zusammenhang, der ihm nach innen fehlte. So hielt auch Drost, der mit Theodor nach Corsica abermals zurückgekehrt war, auch nach dessen Weggehen als einzelner Anführer immer noch einigen Anhang zusammen; ohne daß weder die Franzosen, noch die corsischen Häupter es hindern konnten. Von Theodor selbst war jedoch kaum die Rede mehr; Maillebois hatte sogar das Gerücht von seinem Tode mit Erfolg ausgesprengt. Desto überraschender erschien gegen Ende des April Friedrich von Neuhof, ein Neffe Theodor's, mit guten Nachrichten und Briefschaften von seinem Oheim, der die Corsen auf seine baldige Rückkehr vertröstete, und sie dringend ermahnte, ihre ganze Kraft anzustrengen, um Ajaccio oder einen anderen guten Seeplatz einzunehmen, damit die Flotte, welche jeden Augenblick eintreffen könnte, einen sicheren Hafen vorfände. Durch diese

Botschaft wurde neuer Eifer für Theodor's Sache rege; besonders im Inneren der Insel, wo man die Franzosen weniger fürchtete. Der junge Neuhof, ein Sohn von Theodor's Schwester, war aus französischen Kriegsdiensten ausgetreten, um sich dem Geschicke seines Oheims anzuschließen, und hatte, den Umständen gemäß, dessen Namen angenommen; ausgezeichnet durch lebhaften Geist und feurigen Kriegsmuth, wußte er bald das Vertrauen der Corsen zu gewinnen, und der Anhang seines Oheims, unzufrieden mit den Befehlshabern Giafferri und Paoli, deren Eifer sichtbar erkaltete, machte ihn zum Anführer neuer Bewaffnungen. Eine Versammlung zu Corte am 16. Mai bestätigte die schon gefaßten Entschließungen, in keinem Fall unter das Joch der Genueser zurückzukehren, und die Franzosen, welche diesen beistünden, mit aller Macht zu bekämpfen. Der Marquis von Maillebois traf indeß seine Anstalten so gut, und wußte seine Truppen so geschickt zu verwenden, daß die meisten Bezirke des nördlichen Theiles der Insel sich nach und nach unterwarfen. Corte, die innere Hauptstadt, fest durch ihre Lage auf einem hohen Felsen, ergab sich ohne Schwertstreich; Giafferri und Giacinto Paoli legten die Waffen nieder, und begaben sich mit französischer Bewilligung im Juli nach Neapel, wo sie der König beider Sicilien als Obersten in seinen Dienst aufnahm. Ihnen folgten 21 andere Anführer, und unter diesen auch Drost, der mit Theodor sowohl als mit dem jungen Neuhof gleich unzufrieden war, und mit Maillebois besondere Verträge geschlossen hatte. Nur allein Neuhof hielt noch Stand. Durch seinen muthigen Eifer bewog er die Einwohner einiger südlichen Bezirke, stark durch ihre Gebirgslage, ihren Vorsätzen treu zu bleiben; sie schwuren, die Freiheit des Vaterlandes bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und ihren Untergang nicht zu überleben. Mit 1400 Mann rückte er am 5. September vor Sartene, mußte jedoch nach vier Tagen vergeblicher Anstrengung wieder abziehen. Die Franzosen gewannen täglich mehr Boden, und engten die Verbündeten mehr und mehr ein. Zicavo, ein kleiner Gebirgsort, war die letzte Zuflucht; vergebens wiederholte Maillebois dringend seine Aufforderung,

sie möchten Neuhof ausliefern und sich ergeben; sie antworteten trotzig, sie hätten geschworen, jenen und sich selbst zu vertheidigen. Neuhof, der Pfarrer des Ortes, und einige Franziskaner erhitzten die kleine Schaar zum wüthendsten Widerstande. Doch von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, mußten sie bald unterliegen. Neuhof rettete sich mit 30 Mann, die ihn nicht verlassen wollten, auf das höchste Gebirge, jedem Feind unzugänglich; Maillebois, überzeugt, daß Hunger und Mangel ihn aufreiben werde, überließ ihn dort seinem Schicksal. Nachdem aber die Franzosen aus Zicavo wieder abgezogen waren, kehrte Neuhof dahin zurück, weil der Schnee den Aufenthalt im Gebirge nicht länger gestattete, und hoffte daselbst eine sichere Freistätte für den Winter zu haben, weil auch der Ort selbst durch eine ungeheure Menge von Schnee bis zum Frühling von allem Verkehr abgeschnitten zu sein pflegte. Die Einwohner, durch die hinterlassenen Drohungen der Franzosen erschreckt, vermieden die Gemeinschaft mit diesem Häuflein, das in ihrer Mitte ein abgesondertes Dasein führte, und von seinen schon früher gemachten Vorräthen zehrte. Im Februar des Jahres 1740 kamen aber unvermuthet die Franzosen nach Zicavo, und Neuhof mußte die Flucht ergreifen. In unwegsamen Gebirgen, mit allen Entbehrungen kämpfend und allen Verfolgungen ausgesetzt, trieb er sich den ganzen Sommer umher. Endlich da auch seine Mannschaft zusammengeschmolzen, und keine Aussicht eines Bestehens mehr war, rief er des Marquis von Maillebois Gunst und Verwilligung an, daß ihm erlaubt würde, mit seinen wenigen Leuten sich nach dem Festlande einzuschiffen, welches der französische Feldherr dem jungen tapferen Kriegsmann großmüthig zugestand. Derselbe ging demnach mit 6 Mann, deren jedem sogar ein Gewehr bewilligt wurde, im Oktober auf einer Feluke nach Livorno unter Segel. Die ganze Insel war nunmehr den französischen Waffen unterworfen.

Nachdem auch jener Strahl von Hoffnung erloschen, und Theodor, jetzt ohne unmittelbare Stütze unter den Corsen, durch seinen und ihren Zustand gleich abgeschnitten von ihnen war, wandte sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr von

diesen Angelegenheiten ab. Nur Theodor konnte sich nicht entschließen, die Sachen als beendigt anzusehen; er hoffte auf den unruhigen Geist der Corsen, ihre kriegerische Hartnäckigkeit, auf neue Ereignisse in Europa, und den Wechsel politischer Verhältnisse, wodurch auch seinen Zwecken neue Wege sich eröffnen könnten. Immer thätig, an dem Vergangenen festhaltend, auf die Zukunft hinarbeitend, in rastlosem Verkehr mit allen Betriebsamkeiten der kleinen und großen Welt, führte er ein unstätes, geheimnißvolles Leben. Er hatte Holland schon wieder verlassen, und im Anfange des Jahres 1740 Venedig besucht, im Februar desselben Jahres aber sich in Köln am Rhein aufgehalten, wo er eine Zeitlang im deutschen Hause bei dem Großkomthur des deutschen Ordens, Freiherrn von Drost, heimlich gewohnt, und außer diesem nur noch mit dem Freiherrn vom Stein, einem alten Freunde, vertrauten Umgang gepflogen hatte. Er empfing hier eine Menge Briefe, auch schrieb er selbst unablässig. Mit Geldmitteln schien er reichlich versehen. Im Dezember des Jahres 1741 zeigte er sich in Chur bei seinem Freunde, dem General von Salis, wo er bei Gastmahlen, welche dieser den fremden Gesandten gab, unter dem Namen eines englischen Lords erschien. Die bedeutenden Zwischenzeiten dieser einzelnen Erscheinungspunkte liegen größtentheils im Dunkeln.

Inzwischen war im Oktober 1740 Kaiser Karl der Sechste gestorben, und durch dieses Ereigniß ganz Europa in Bewegung gebracht. Alle Mächte rüsteten sich zum Angriff oder zur Vertheidigung des von dem Kaiser hinterlassenen, auf seine Tochter Maria Theresia übergehenden Staatenvereins. Spanien, Preußen, Baiern und Sachsen machten Ansprüche an die Erbschaft, und wurden von Frankreich darin unterstützt. England und Oesterreich standen auf der Gegenseite, der sich späterhin mehrere Verbündete anschlossen. Die Insel Corsica wurde unter diesen Umständen im September des Jahres 1741 von französischen Truppen entblößt, und die wiedereingesetzte genuesische Regierung gerieth, nach einem gemäßigten und günstigen Anfang, durch unkluge Gewaltmaßregeln bald wieder mit den Corsen in die alte

Zwistigkeit. Neue Unruhen brachen aus, und viele Bezirke behaupteten eine Art von Unabhängigkeit gegen Genua. In diesen Unruhen erscholl auch sogleich Theodor's Name wieder. Aufmerksam auf jeden Umstand, der seinen Vortheil begünstigen konnte, hatte er schon gleich bei der Nachricht von dem Abzuge der Franzosen seinen Vetter Drost neuerdings nach Corsica gesandt, um daselbst die Lage und Stimmung der Einwohner zu erspähen, neuen Anhang zu gewinnen, und die nahe Wiederkunft ihres Königs zu verkünden. Er selbst aber begab sich nach London, um die günstigen Verhältnisse, welche der Krieg zwischen Frankreich und England für seine Zwecke darbot, bei dem großbritannischen Hofe persönlich anzusprechen und zu bearbeiten. Seine Vorschläge, die Insel Corsica dem Einflusse Frankreichs und der Herrschaft Genua's für immer zu entreißen, und unter dem Schutze Großbritanniens als eigenen Staat zu behaupten, fanden bei den englischen Ministern guten Eingang, doch trugen diese Bedenken, mit ihm selbst, dessen Anrecht und Würde noch jeder äußeren Anerkennung entbehrte, amtliche Verhandlungen anzuknüpfen, und ließen ihm daher einstweilen nur Hülfe und Vorschub versprechen, ohne vor der Welt seine Sache förmlich vertreten zu wollen. Theodor nahm begierig auf, was für den Augenblick einen thatsächlichen Vortheil bot, überzeugt, daß mit diesem, falls nur gehöriger Umfang und Bestand nicht fehlte, alles übrige von selbst kommen würde. Er ließ es jedoch bei diesem Versuche, seiner Sache durch die englische Regierung neuen Schwung zu geben, nicht bewenden, sondern bewog zugleich eine Gesellschaft englischer Kaufleute, ihm gegen das Versprechen künftiger Vortheile und ausschließlicher Vorrechte im Handel mit Corsica, ansehnliche Unterstützung an Waffen und Geld zu verabfolgen, wobei die Gunst und Theilnahme der Minister für jene schon größere Sicherheit gewährte.

So auf's neue ausgestattet mit reichen Hülfsmitteln und Aussichten ging Theodor gegen Ende des Dezember im Jahre 1742 auf einem englischen Linienschiffe von 70 Kanonen unter Segel, und erschien, da seiner kaum noch irgend gedacht wurde, unvermuthet in Lissabon, von wo alsbald das

Gerücht seiner neuen Unternehmung erscholl, und die Augen der Theilnehmenden neuerdings auf ihn wandte. Mit demselben englischen Schiffe kam er am 7. Januar 1743 glücklich in Livorno an, wo er sogleich die vielen Corsen, welche theils gezwungen, theils freiwillig außerhalb des Vaterlandes dort lebten, um sich versammelte, und mit seinen Absichten und neuen Hülfsmitteln bekannt machte. So günstig indeß sein Verhältniß mit England hier erscheinen sollte, so wenig konnte es ihm selbst genügen; er versäumte daher nicht, noch nach anderem, minder zweideutigen Anhalte sich umzusehen. Er machte in Livorno die Bekanntschaft des österreichischen Generals Breitwitz, und hielt demselben vor, welch wesentliche Vortheile für die Königin von Ungarn daraus entstehen würden, wenn sie die corsische Unternehmung begünstigte; er machte den zwar nicht offen erklärten, doch darum nicht minder wirksamen Beistand der Engländer geltend, sprach von dem Gewinn, welchen auch Oesterreich in seinen italiänischen Besitzungen von der Theilnahme an dem corsischen Handel ziehen könnte, vor allem aber versprach er, was in den damaligen Kriegsbedrängnissen allerdings wichtig sein mußte, die österreichische Hülfe dadurch zu vergelten, daß er die Corsen verpflichten würde, die Waffen für Oesterreich zu führen, die Truppen, die man ihm, für kurze Zeit nur, zu vertrauen hätte, würden gleichsam eine Werbmannschaft sein, die viele tausend tapfere Krieger jenes muthigen Volkes für die österreichischen Fahnen abzuholen käme. So einnehmend war das Betragen, so groß die Ueberredungsgabe, und so glücklich die ganze Persönlichkeit Theodor's, daß er auch die widerstrebendsten Gemüther hinriß. Der deutsche General, anfangs abgeneigt, war bald völlig einverstanden mit Theodor's Ansichten; ganz durchdrungen zuletzt von den angebotenen Vortheilen, eilte er selbst nach Florenz, um dem Hofe — der Gemahl Maria Theresia's, Franz Stephan von Lothringen, war seit dem Jahre 1737 Großherzog von Toscana — die gemachten Anerbietungen mitzutheilen, sehr betroffen, dieselben nur sehr kalt aufgenommen, und endlich ganz abgelehnt zu sehen. Theodor fand sich hiedurch auf den Beistand zurückgewiesen, den ihm die Engländer gewähren mochten,

und mußte mit diesen sein Heil versuchen. Der englische Vice-Admiral Matthews, welcher sich mit einem ansehnlichen Geschwader auf der Rhede von Livorno befand, unterrichtet von Theodor's Verhältnissen in London, noch mehr aber gewonnen durch Theodor selbst und dessen angesehene Freunde, gab ihm ein Kriegsschiff, auf welchem er mit einem Gefolge von Corsen, die sich in Livorno ihm angeschlossen, am 30. Januar 1743 vor Isola Rossa anlangte. Einige Tage vorher hatte ein englisches Schiff den Sekretair Theodor's daselbst an's Land gesetzt, um die Oertlichkeit zu erkunden und die Stimmung der Einwohner aufzuregen. Eine Menge Volks befand sich am Ufer, als Theodor an's Land trat, und begrüßte ihn mit Jubelgeschrei als ihren König, Vater, Befreier. Er theilte Waffen, Pulver, und einiges Geld aus, begab sich dann wieder an Bord, und erließ von hier aus ein Manifest, welches in vielen Abdrücken über die Insel verbreitet wurde. Er klagte darin über die Hindernisse, die ihm bisher in den Weg gelegt worden, die Verfolgungen, die er ausgestanden, über die Treulosigkeit der Reichsverweser und Häupter, die von ihm abgefallen, über den Ungehorsam und die Zwietracht des Volkes; jedoch versprach er allgemeine Verzeihung, mit Ausnahme Giacinto Paoli's und Orticoni's, die als Verräther auf ewige Zeiten aus Corsica verbannt wurden. Ferner rief er alle Corsen aus genuesischen, französischen, spanischen und neapolitanischen Diensten zurück; die sich aber im Dienste der Königin von Ungarn und des Großherzogs von Toscana befänden, sollten daselbst verbleiben, und diesen befreundeten Mächten mit gleichem Eifer und gleicher Treue dienen, wie ihm selbst. Dieses Manifest verursachte einige Bewegung, allein das Volk war durch die Ereignisse der letzten Jahre zu hart getroffen, zu sehr getäuscht und ermüdet durch die vergeblichen Anstrengungen, um sich ohne Bedacht sogleich wieder in neue Gefahren und Kämpfe zu verwickeln. Es kamen Abgeordnete aus den nächsten Gegenden zu Theodor, und erkundigten sich nach den näheren Umständen seiner Wiederkehr, besonders wünschten sie Auskunft, welches die Mächte seien, auf deren Beistand er sich berufe, und deren Schiffe und

Truppen er ankündige. Seine Antwort, es seien der Mächte verschiedene, und die Truppen würden unfehlbar kommen, ohne daß er sie näher angab, überzeugte die Corsen, daß er auf keine Macht rechnen könne, und ihnen nur auf's Gerathewohl verspreche, was er selbst kaum hoffe erfüllt zu sehen. Hierauf ließ alle Beeiferung nach; nur ein spärlicher Verkehr dauerte zwischen ihm und den Einwohnern fort. Die Engländer wollten sich auf nichts Entscheidendes einlassen, und glaubten schon zu viel gethan zu haben. Nachdem er noch eine Zeitlang an der Küste verweilt, kehrte Theodor, sehend und doch nicht glaubend, daß seine Rolle hier ausgespielt sei, auf dem englischen Schiffe nach Livorno zurück. Nach diesem dritten Scheiden sah er die Insel nicht wieder.

Die Genueser voll Ingrimm, diesen verhaßten Feind immer auf's neue wieder auftreten zu sehen, setzten auf seinen Kopf einen Preis von 4000 Krusaden, und verfolgten ihn überall, wo sie seine Spur entdeckten, durch öffentliche und geheime Werkzeuge, mit heftigstem Eifer. In London führte der genuesische Resident Gastaldi von Seiten der Republik bittere Beschwerde über die Mitwirkung der englischen Kriegsschiffe bei Theodor's letzter Unternehmung; die englischen Minister erwiederten aber bloß, sie wären ohne Kenntniß von der Sache, und kümmerten sich nicht um diese Händel. In Florenz, in allen italiänischen Staaten, hatte Genua gegen Theodor geheime Kundschafter aufgestellt. Auch erscholl bald, vielleicht durch seine eigene Veranstaltung, das Gerücht von seinem Tode; einmal hieß es, er sei durch Gift aus der Welt geschafft, dann wieder, er sei zu Livorno beim Ausgang aus dem Schauspiel ermordet worden. Nachdem er sich einige Monate in Livorno und Florenz glücklich verborgen gehalten, wurde er im Mai in letzterer Stadt gewarnt, daß abgeschickte Leute von Genua ihm auf der Spur seien, und man ihn daselbst, wenn die Republik seine Auslieferung verlange, nicht schützen könne. Er suchte daher eine neue Freistätte, und verbarg sich eine Zeitlang bei dem Pfarrer in Cigoli, fand aber auch hier seines Bleibens nicht, und von Gefahr zu Gefahr in wechselnder Zuflucht

herumirrend gelangte er endlich noch glücklich genug nach London.

Im folgenden Jahre finden wir ihn schon wieder unterwegs. Die Republik Genua zog in Gemäßheit eines mit den Corsen geschlossenen Vergleiches ihre Truppen aus Corsica zurück, und in diesem Ereigniß erblickte Theodor gleich wieder einen Hoffnungsschimmer, dem er unwiderstehlich getrieben war zu folgen. Im März 1744 wurde er auf der Durchreise nach Italien in Augsburg gesehen; sein Gefolge bestand aus sechs Personen, worunter ein ehemaliger österreichischer Hauptmann; er selbst aber war als Dominikanermönch verkleidet. Allen Gefahren trotzend erschien er wieder in Toscana, und suchte durch Boten und Briefe nach Corsica zu wirken; der Erfolg, wenn auch seiner Erwartung nicht entsprechend, zeigte doch, daß er nicht ohne Grund in seiner Zuversicht verharrte, und auf den Werth und die Möglichkeiten seines Verhältnisses noch bedeutend rechnen konnte. Seine Anhänger hielten am 14. Juni eine Versammlung zu Corte, und erklärten durch einen Beschluß, den die Abgeordneten der meisten südlichen Bezirke unterschrieben, daß sie ihren selbstgewählten König bis in den Tod behaupten, und ihrer Treue Gut und Leben opfern wollten. Aus Mangel an Zusammenhang und näherem Antrieb erlosch die Erregung bald wieder, ohne daß Theodor davon weiteren Gewinn gehabt. Seltsam genug erschien ihm in diesem Jahre noch unvermuthet ein Nachahmer und Nebenbuhler. Der Graf von Beaujeu, ein französischer Offizier, der unter Maillebois in Corsica gedient, fand Theodor's Rolle, wie traurig sie auch sein mochte, noch reizend genug, um darin mit ihm zu wetteifern. Er machte sich einige Anhänger unter den Corsen, suchte Hülfe in Algier und Tunis, und wollte eben an der Spitze seiner Unternehmung hervortreten, als die ganze Sache an Genua verrathen wurde, und für den Grafen von seinem großen Plane kein weiteres Ergebniß blieb, als der Spott und das Lachen seiner Landsleute.

Aufmerksam auf jede Bewegung, immer bereit den dargebotenen Vortheil zu ergreifen, und unermüdet in Erweckung neuer Glücksfälle, beharrte Theodor standhaft auf

seinem Posten in Italien, so lange der Zustand von Corsica noch Gelegenheit gab, unvermuthete Entwickelungen zu hoffen. Vielfacher Wechsel erging in kurzer Zwischenzeit über die beklagenswerthe Insel. Der König von Sardinien erklärte sich zum Beschützer der Corsen, und erregte sie zu neuem Aufstande gegen Genua. Die Engländer beschossen Bastia; österreichische und piemontesische Truppen landeten, um Corsica's Freiheit gegen Genueser und Franzosen zu vertheidigen. Eingetroffen waren endlich alle Verheißungen Theodor's, der erklärte Beistand großer Mächte, die Erscheinung zahlreicher Hülfstruppen, nichts fehlte, was seine und der Corsen Sache glänzend erheben und dauernd stützen konnte; nie hatte sein Stern, so schien es, herrlicher geleuchtet! Aber dieser leuchtende Stern war nicht mehr der seine! Was er jahrelang mit heißen Wünschen und rastlosen Anstrengungen vergebens erstrebt und gehofft, trat jetzt, ohne sein Zuthun, als Frucht der Umstände von selbst ein; aber, wie ohne sein Zuthun, so auch ohne seinen Gewinn. Vergebens war er bemüht, in die Ereignisse einzudringen, seine Sache damit zu verflechten, zu den Erfolgen mitzuwirken; die Mächte hielten seine Ungeduld mit allerlei Vorwänden hin, man bedurfte seiner nicht, und fürchtete, durch ihn beim künftigen Frieden in Verlegenheit zu kommen. Die Engländer thaten für ihn noch am meisten; ihn aber, wie er wünschte, nach Corsica überzusetzen, lehnten sie ab, weil die Verbündeten sich entschieden dagegen erklärt hatten. Die Königin von Ungarn war ihm abhold wegen seiner früheren Einverständnisse mit der Pforte; der König von Sardinien wünschte nicht, daß Corsica ein selbstständiger Staat würde; und so kümmerte es auch niemanden sehr, daß die Sache der Corsen bei allen Vortheilen, die sie fand, doch niemals zu einer rechten Haltung kam, und zuletzt wieder ganz verloren ging. Theodor empfand den tiefsten Schmerz über die Aufschlüsse, die ihm durch so bittere Erfahrung zu Theil wurden; eine Gelegenheit, wie sie nie zu hoffen gewesen, noch je sich erneuen konnte, war für ihn nutzlos vorbeigegangen, und jahrelange Arbeit und Erwartung vergeblich gemacht. Er verließ Toscana, wo ihm durch die Kriegsverhältnisse bisher

wenigstens ein sicherer Aufenthalt gewährt gewesen, und begab sich im August des Jahres 1747 nach Holland. Hier brachte er den Winter zu, machte dann im März 1748 wieder eine Reise nach Deutschland, wo er in Bonn, Köln und mehreren Orten Westphalens gesehen wurde. Er hielt seinen Aufenthalt meistens geheim, und wechselte ihn beständig.

Von Amsterdam, wo er sich wieder eingefunden hatte, ging er im Juli des Jahres 1749 nach England, und hier sollten seine Irrfahrten endlich ein Ziel finden, jedoch kein erwünschtes! Der Friede von Aachen hatte die Kriegsstürme beigelegt, und die Mächte waren unter einander ausgesöhnt; nur Theodor blieb das preisgegebene Ziel der bittersten Feindschaft. Zwar hatte der König von England ihm einen Sicherheitsbrief ertheilt, und das Gesuch der Genueser um seine Auslieferung abgewiesen; aber Gastaldi, der genuesische Resident in London, wußte bald anderen Rath zu finden. Er suchte Theodor's Gläubiger auf, deren es überall genug gab, und reizte sie zur äußersten Strenge gegen ihren Schuldner, ja er benutzte dessen Noth, um durch vertraute Mittelspersonen ihm gegen Wechsel neue Darlehen zuzuwenden. Kaum war Theodor einige Monate in London, als das Ungewitter ausbrach; einige Gläubiger, die er nicht befriedigen konnte, ließen ihn im September auf einem Landhause verhaften und durch einen Gerichtsboten in das Gefängniß der Kingsbench bringen. Vergebens berief er sich auf die Sicherheit, die ihm zugesagt worden, vergebens machte er die Forderungen geltend, die er selbst noch an die Regierung hatte; er fand bei den englischen Ministern kein Gehör, und sie nahmen es übel auf, daß er an den Tag brachte, wie weit sie mit ihm in Verhältnisse getreten waren, deren sie sich jetzt schämten. Doch schaffte er noch Aushülfe, und wurde gegen Bürgschaft gleich wieder aus der Haft entlassen. Nun aber rückte Gastaldi mit immer stärkerem Andrange nach, und Theodor, die Gefahr ahnend, hielt sich in verborgener Eingezogenheit. Sein Aufenthalt wurde jedoch bald erspäht, er selbst durch falsches Vorgeben, daß ein Herr vom Hofe ihn zu sich berufe, hervorgelockt, und im Dezember auf's

neue in Verhaft gebracht. Die Summe seiner Schulden belief sich auf 15,000 Pfund Sterling; doch die schlimmste Schuld, welche seine Wiederverhaftung zunächst veranlaßte und deren lange Dauer bestimmte, soll nicht mehr als 450 Pfund betragen haben. Seine Versuche, die Gläubiger zu einem Vergleiche zu bewegen, scheiterten an dem Bemühen seiner Feinde, die sich das Wort gegeben hatten, seiner auf solche Weise, wenn auch mit Verlust und Kosten, für immer gewiß zu bleiben.

Theodor hielt sich im Gefängnisse während der ersten Jahre noch ganz stattlich, und empfing zahlreiche Besuche, die er sogar bewirthete. Ein alter jüdischer Rabbi, mit dem er in vertrauter Freundschaft stand, besuchte ihn täglich. Außerdem fanden sich besonders viele Adepten ein, von deren Geheimnissen er hinreichende Kenntniß zu haben schien. Einen Bedienten, den er sich hielt, sah man in London häufig auf den Straßen umherwandern. Er selbst ging bisweilen in Gesellschaft eines Wächters aus, um seine Geschäfte zu besorgen; ein mißlungener Versuch zu entkommen, zog ihm aber strengere Aufsicht zu. In allem Unglück erhielt sein Muth sich aufrecht, nie gab er seine Sache verloren, immer zeigte er neue Hoffnung und Zuversicht. Bald sollten reichbeladene Schiffe aus Ostindien für ihn ankommen, bald die Corsen ihn durch Tilgung seiner Schulden auslösen. Unter den zahllosen Entwürfen, mit denen er sich beschäftigte, war auch die Aufsuchung der Mittel, durch welche die im Meere verlorenen Schätze sich wieder heraufholen ließen, und besonders mit dem alten Rabbi, dessen Besuche mehrere Jahre hindurch in gleicher Freundschaft anhielten, pflog er häufig Rath über diesen Gegenstand. Inzwischen nahmen seine Hülfsquellen immer mehr und mehr ab, und zu den Bedrängnissen, welche er in dieser Hinsicht empfand, gesellte sich Krankheit und der Verlust des einen Auges. Lange schon war in England die Klage laut geworden über den schlechten Zustand der Gefängnisse, und besonders über die enge und ungesunde Einrichtung des Hauses, in welchem Theodor gefangen saß. Das Parlament nahm endlich diese Angelegenheit in Berathung, und das Haus der Gemeinen

ernannte einen Ausschuß, der am 27. Mai 1752 mehrere Gefangene selbst vernehmen wollte. Unter den Vorgeladenen war auch Theodor, und eine große Menge Zuschauer hatten sich eingefunden, um den merkwürdigen Mann zu sehen. Er trat mit Muth und Anstand auf, und hielt eine heftige Rede voll bitterer Beschwerden über die Behandlung, die ihm in England widerfahren; er berief sich auf seinen Rang und seine Würde; er sprach von den Verbindungen, die man mit ihm eingegangen sei, und von den Geldforderungen, die er zu machen habe. Hiedurch aber weckte er auf mancher Seite neuen Haß gegen sich, und seine Rede hatte keinen weiteren Erfolg, als daß ihm ein besseres Zimmer eingeräumt wurde. Seine Bedürftigkeit stieg endlich zu wahrer Noth, und er mußte seine Zuflucht zu einer Anzeige in den öffentlichen Blättern nehmen, worin für eine Person, die ehemals große Figur in Europa gemacht habe, jetzt aber so unglücklich sei, als sie vorher angesehen gewesen, milde Beisteuern erbeten wurden, die ein bezeichnetes Wechselhaus in Empfang nehmen wolle; der Fall, hieß es, in welchem diese Person sich befinde, sei so verwickelt, daß es nicht an ihr liege, die geheimen Ursachen zu entdecken, welche sie in ein Gefängniß gestürzt hätten, wo die Beraubung ihrer Freiheit um so viel schmerzlicher für sie sei, als die nothwendigsten Dinge ihr mangelten, und zwar so sehr, daß sie bisher vor Elend hätte vergehen müssen, wenn nicht einige Personen aus Mitleid über dieses betrübte Schicksal ihr zu Hülfe gekommen wären. Einige Gaben erleichterten seine Lage. Im Februar des folgenden Jahres wurde ihm wieder erlaubt, unter Aufsicht auszugehen; er versuchte noch immer ein Abkommen mit seinen Gläubigern zu treffen, wiewohl vergebens. Seine Umstände verbesserten sich indeß durch Unterstützung vornehmer Engländer; auch bestimmte der Schauspieler Garrick ihm die Einnahme eines Stückes, das er zu seinem Besten aufführen ließ. Der nachherige Staatsminister Freiherr von Sievers besuchte ihn im Schuldgefängniß, auch vielleicht Stanislaus Poniatowski.

Die Erlaubniß auszugehen wurde ihm wieder entzogen, da er im Juni 1754 abermals zu entkommen gesucht; ihm

wurde deßhalb von dem Gerichtshofe der Kingsbench ein öffentlicher Verweis ertheilt, und für die Zukunft strengere Haft angekündigt. Seine Sache schien nunmehr ohne alle Hoffnung, und sein Loos für den Rest seiner Lebenstage unabänderlich bestimmt. Allein im Jahre 1755 erschien eine Akte des Parlaments, welche die Freilassung derjenigen Schuldner verfügte, deren Zahlungsunfähigkeit erwiesen wäre. Durch diese Gunst der Gesetzgebung kam auch Theodor, nach siebenjährigem Schmachten, da er selbst es am wenigsten hoffte, seine Feinde es nicht mehr befürchteten, wieder auf freien Fuß. Zwar bedrängte ihn fortwährend die größte Dürftigkeit, aber die gerühmte brittische Großmuth, deren Zeiten und Bedingnisse mit denen des Wetters zu vergleichen sind, trat nach langer Gleichgültigkeit endlich mit regsamer Theilnahme für ihn hervor. Horatio Walpole schrieb zu seinen Gunsten einen beredten Aufsatz — er nannte ihn darin unter andern „a man whose claim to royalty was as indisputable, as the most ancient titles to any monarchy can pretend to be“ —, und veranstaltete eine Sammlung, deren Ertrag für seinen künftigen Unterhalt reichlich sorgte. Die Engländer fühlten sich geschmeichelt, sagt ein französischer Schriftsteller, einem Könige Almosen zu reichen, und daß die Franzosen diesen König entthront, wurde ein Grund mehr, sich seiner anzunehmen. Theodor, obwohl gebeugt durch Alter, Krankheit und Elend, war so wenig in seiner Sinnesweise gedemüthigt, daß er selbst dem peinlichen Augenblicke, da ihm der Ertrag der Sammlung überbracht wurde, eine Art von Haltung verlieh. Benachrichtigt von dem Erscheinen der abgeordneten Ueberbringer, unter welchen sich Lord Littleton und andere vornehme Herren befanden, ließ er dieselben ersuchen, eine Weile unten bei seinem Wirthe einzutreten, bevor sie zu ihm in das vierte Stockwerk hinaufstiegen, und benutzte die Zwischenzeit, um sein ärmliches Zimmer in der Eile zuzurichten; unter dem Himmel seines weggeräumten Bettes auf einem Lehnstuhl sitzend empfing er sodann mit Würde die Abgeordneten, die nicht wenig über sein Benehmen erstaunt waren.

Er lebte hierauf sehr eingezogen, und zeigte sich ungern

vor den Leuten. Horatio Walpole, der ihn zu sehen wünschte, nahm Verabredung mit einer Dame, welche von Theodor bisweilen Besuch erhielt, und traf einesmals auf ihrem Landgute mit ihm zusammen; Theodor aber bezeigte sein Mißvergnügen über diese Art ihn vorzustellen dadurch, daß er, so lange der Besuch dauerte, ein tiefes Schweigen beobachtete. Solche Züge mochten vielleicht der Eigenheit der Engländer noch mehr als der seinigen entsprechen. Seinen Gläubigern überwies er sein Königreich Corsica zum Zahlungspfande seiner Schulden.

Theodor genoß seiner verbesserten Lage nur wenige Monate. Bevor noch neue Plane in ihm reif werden konnten, denen er bei den fortwährenden Unruhen in Corsica schwerlich entsagt hatte, überraschte ihn der Tod am 11. Dezember 1756 im neunundsechzigsten Lebensjahre. Er wurde auf dem St. Annenkirchhofe von Westminster begraben, wo ihm Horatio Walpole folgende Grabschrift setzen ließ: Near this place is interred Theodore king of Corsica; who died in this parish Dec. 11. 1756 immediately after leaving the King'sbench prison by the benefit of the Act of Insolvency: in consequence of which he registered his kingdom of Corsica for the use of his creditors.

> The grave, great teacher, to a level brings
> Heroes and beggars, galley slaves and kings.
> But Theodore this moral learn'd ere dead:
> Fate pour'd its lesson on his living head;
> Bestow'd a kingdom, and deny'd him bread.

In Theodor's Leben ist bereits seine Schilderung enthalten; sie vereinigt gute und schlechte Züge, und läßt zuletzt in Zweifel, ob in ihm ein Held zum Abentheurer, oder ein Abentheurer zum Helden geworden sei. Voltaire nimmt ihn zu gering; Schlözer fällt ein günstigeres Urtheil über ihn. Sein Muth, seine Unerschöpflichkeit und Ausdauer verdienen Bewunderung; wie man von Anderen sagt, daß sie von keiner Furcht gewußt, so kann man von ihm sagen, daß er die Verzweiflung nicht gekannt. Aber seine Beharrlichkeit, welche den Blick auf ein flüchtiges Bild irdischer Größe unverwandt gerichtet hielt, wähnte dasselbe auch dann noch zu

sehen, als längst nur der Schatten davon noch übrig war. Sein Absehen auf Corsica war jedoch anfangs in Betracht der Zeitumstände nicht so thöricht, als es zuletzt nach dem Mißlingen allgemein erschien; die lockende Gelegenheit hatte nicht ihm allein solche Möglichkeiten vorgespiegelt. Der spanische Infant Don Philipp, nachheriger Herzog von Parma, hegte geraume Zeit ernsthafte Plane auf die Krone von Corsica. Der Malteserorden ging damit um, die Insel unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Eine merkwürdige Erscheinung wäre es geworden, wenn der Marschall Graf Moritz von Sachsen, wie er Gedanken und Neigung dazu gehabt, wirklich versucht hätte, als Oberhaupt der Corsen ein selbstständiger Fürst zu werden. Als Feldherr würde er seine Mittel wohl besser gebraucht haben, als Theodor, der eben dies nicht war; aber es ist sehr zu bezweifeln, daß er sie, wie dieser, sich erst zu verschaffen gewußt hätte.

Im Gebiete der Kunst ist Theodor's Namen in einer Weise aufbewahrt, welche, seinen übrigen Lebensloosen entsprechend, auch diesen Ruhm für ihn zweifelhaft gestellt läßt. Den Grafen zur Lippe haben Dichter besungen; den Grafen von Schulenburg Denkmale verherrlicht; den König Theodor dagegen hat die Tonkunst auf die Schaubühne geführt. Er ist der Held einer Oper geworden, die, von Casti gedichtet und von Paesiello in Musik gesetzt, auf allen Bühnen lange Zeit ungetheilten Beifall gefunden hat. Smollet läßt in seinem Roman „die Abentheuer des Grafen Ferdinand Fathom“ Theodor im Gefängniß als das Haupt eines Clubs von Gefangenen erscheinen, und mit einem irländischen Major, den er zu seinem General ernannt hatte, eine feindliche Landung im genuesischen Gebiete spielen, wobei Muschel- und Austerschalen die Schiffe vorstellen; giebt aber übrigens von ihm eine vortheilhafte Schilderung, lobt den Anstand und die Würde seines Aussehens und Betragens, und tadelt die englischen Minister, welche sehr unziemlich gegen ihn sich gehalten hätten.

Theodor's Gemahlin, die ihm aus Spanien nach Paris gefolgt war, lebte dort noch geraume Zeit in wenig günstigten Umständen. Die Abentheuer ihres Gatten gaben dem

Marquis d'Argens Anlaß, seine Mémoires du Marquis de Vaudreville in einer witzigen Zueignung ihr als einer Königin zu widmen. Der Sohn, welchen Theodor von ihr gehabt, ist ihm nicht nach Corsica gefolgt, wie man irrig angenommen. Erst in London fand sich derselbe bei dem Vater ein, in der Absicht, dessen fernere Unternehmung zu theilen; aber er theilte nur dessen trauriges Geschick, das er zu mildern angestrengt bemüht war, obwohl der Erfolg seinem Eifer wenig entsprach. Er gab im Jahre 1768 zu London Mémoires pour servir à l'histoire de Corse heraus, in welchen seine Liebe und Verehrung für den Vater sich lebendig ausspricht. Doch wich er selbst in Sinnesart und Neigung sehr von ihm ab; er gab seinen unglücklich berühmten Familiennamen auf, und suchte unter dem Namen Frederik in Unscheinbarkeit zu leben. Späterhin trat er in englischen Kriegsdienst bei den ausländischen Truppen, und stieg bis zum Oberst. Unter diesem Namen Oberst Frederik hat er noch einige Druckschriften, Corsica betreffend, bekannt gemacht. Nach Verlauf vieler Jahre endete er sein Leben, in einem Anfall von Schwermuth, durch einen Pistolenschuß. Er hinterließ einen Sohn, der gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Lieutenant in englischen Diensten zu Gibraltar starb.

Das Geschick der Corsen erfuhr nach Theodor's Ableben neuen Wechsel. Die Vereinigung der Insel mit dem französischen Reiche gab ihnen selbst daheim endlich Ruhe und Frieden; die französische Revolution aber berief sie zur Theilnahme an Weltereignissen, in deren Zuge, neben so vielem anderen, es sich auch noch seltsam genug fügte, daß, nachdem früher ein Westphale sich zum Könige von Corsica erhoben, nun auch ein Corse für einige Zeit König von Westphalen wurde.

Freiherr Georg von Derfflinger.

Nicht minder als die heimischerzeugten Helden eines Staates gehören der Eigenkraft desselben zu Ruhm und Ehre die fremdgeborenen an, welche der Machtanziehung solchen Kreises folgend in dessen ureigentliches Wesen durch That und Leben übergegangen und verschmolzen sind. Der preußische Feldmarschall Georg Reichsfreiherr von Derfflinger war von Geburt kein Preuße; ihm aber, wie den beiden nachfolgenden Feldherren, deren Leben hier zusammengestellt ist, wurde der bildungsreiche Staat, für welchen ohnehin kein Deutscher je billig als Fremder anzusehen sein mag, zum Vaterlande der Wahl, zum Schauplatze des Verdienstes und zur Heimath der Gesinnungen.

Derfflinger's Geburt und Herkunft sind, gleich der vieler anderen Kriegshelden, in dunkler Niedrigkeit fast verdeckt geblieben. Man weiß nur, daß er den 10. März des Jahres 1606 zu Neuhofen in Oesterreich ob der Enns geboren worden. Seine Eltern, evangelische Bauersleute, verließen um ihres Glaubens willen jene Heimath, wo die Katholischen jede Gewalt und Unterdrückung gegen die Protestanten ausübten, in welchen sie nur Abtrünnige und Aufrührer sehen wollten, die von ihren Irrwegen zur alten Ordnung durch alle Mittel zurückzubringen Recht und Pflicht sei. Die Bedrängten aber zogen meistentheils alle Härte der Verfolgung und Noth und Elend einem Rückwege vor, der für sie nur

mit Verletzung des Gewissens möglich war. Die mit Stürmen und Leiden aller Art verbundene Auswanderung mag für Derfflinger schon in früher Kindheit eine lehrreiche Schule der Erfahrung gewesen sein, diese Folge von ersten Eindrücken die Richtung seines Lebens tief entschieden haben. Die Reformation rückte damals, nach großen Vorkämpfen, den machtvollen Geschichtsbewegungen entgegen, durch welche die kirchlichen Streitverhältnisse für lange Zeit zu einer Art gesetzlicher Ausgleichung gelangen sollten, und Derfflinger war bestimmt, in jenen Bewegungen die Bahn seines Lebens und seiner Schicksale zu finden. Ueber seine frühere Jugend ist nichts weiter bekannt; Erziehung und Unterricht scheint er nur aus den zufälligen Darbietungen eines dürftigen Umhertreibens empfangen zu haben. Er selbst war in späteren Jahren über seine frühesten Schicksale geheimnißvoll, und schon damals verzichtete man, je darüber etwas Zuverlässiges zu erfahren. Der Sage nach, die schon zu seinen Lebzeiten in Aller Munde war, und lange nachher noch als Wahrheit galt, kam er als armer Schneidergesell in seinem sechszehnten Jahre eben aus der Lehre, und wollte von Tangermünde über die Elbe seinen Weg nach Berlin nehmen, die Schiffer aber wiesen ihn zurück, weil er nicht vermögend war das Fährgeld zu bezahlen. Traurig am Ufer stehend sah er jedoch, daß viele Leute gleichwohl unentgeltlich übergesetzt wurden; die Kriegsleute, hieß es, kämen überall frei durch. Da meinte Derfflinger, so wäre es ja besser, in der Welt ein Kriegsmann zu sein, als ein Schneider, warf unwillig sein Bündel mit dem Handwerkszeug in den Strom, wandte sich zu den Truppen, und ließ sich auf der Stelle als Reiter anwerben. Die Namen Tangermünde und Berlin dürften in dieser Erzählung wohl am wenigsten Zuverlässigkeit haben; eher möchte der Hergang nach Böhmen zu versetzen sein, wohin Derfflinger's Eltern auf der Auswanderung ihre Zuflucht genommen haben sollen, und woher die folgenden Angaben ihn selbst als Krieger zuerst hervortreten lassen.

Welcherlei Kriegsdienste er zuerst genommen, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Furchtbare Zeitläufte, im Jahre

1618 zu Prag in blutigen Kämpfen begonnen, hatten schon den wilden Sturm dreißigjähriger Zerrüttungen eröffnet, in welchen die Fahnen vieler Partheien und Anführer den Streitern mannigfache Wahl und oftmaligen Wechsel boten. Die Böhmen, in ihrer Glaubensfreiheit und anderen heiligsten Gerechtsamen sich verletzt haltend, erklärten ihre Pflichten gegen den Kaiser für aufgehoben, und riefen Friedrich den Fünften, Kurfürsten von der Pfalz, als ihren neugewählten König aus. Durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag am 8. November 1620 verlor dieser jedoch bald wieder das Reich, zu dessen Behauptung seine Kraft nicht ausreichte, und nur seine Anhänger setzten für die Sache, die er selbst verloren gab, noch eine Zeitlang den Krieg beharrlich fort. Unerschütterlichen Muthes kämpfte der tapfere Graf Matthäus von Thurn in Schlesien gegen die Kaiserlichen Kriegsvölker, bis er endlich durch deren Uebermacht eingeschlossen in Glatz nach tapferer Gegenwehr im Oktober 1622 die Bedingung freien Abzuges erhielt. Mit 500 Dragonern zog er nach Sachsen, wo sich den protestantischen Waffen ein neuer Sammelort zeigte; unter diesen Begleitern des Grafen von Thurn soll Derfflinger gewesen sein.

Im sächsischen Kriegsdienste, zu welchem jene Schaar größtentheils übertrat, wurde Derfflinger, der sich durch Muth und Wohlverhalten auszeichnete, alsbald befördert, und war schon Offizier, als Gustav Adolf, König von Schweden, mit seinem Heere von der pommerschen Küste, wo er im Jahre 1630 gelandet, zum Schutze der bedrängten Protestanten in das Innere von Deutschland rettend vordrang. Derfflinger säumte nicht, den schwedischen Fahnen sich anzuschließen. Der äußere Wechsel, in jener Zeit häufig das Ergebniß unstäter Selbstsucht, war oft auch bloß die Folge inneren Beharrens, da die erwählte Sache selbst, die Sache des Glaubens und des Vaterlandes, nicht immer denselben Erscheinungen unzweifelhaft verbunden blieb. Derfflinger aber war durch Geschick und Gesinnung zu einem Krieger des protestantischen Deutschlands geprägt, und der Funke dieses Berufes, dem die früheste Jugend schon ihn zuwenden gewollt, erlischt seinem Wege nie, er mag in Böhmen

oder Sachsen, mit Schweden oder gegen Schweden die Waffen führen.

Gustav Adolph erreichte indeß allzuschnell das Ziel seiner Heldenbahn, am 6. November 1632 fiel er als Sieger in der Schlacht bei Lützen. Jedoch sein Heer führte unter den Feldherren, die nach solchem Helden sich gebildet, den Kampf gewaltig fort. Die Heereszüge und Schlachten des dreißigjährigen Krieges sind in einen festen Zusammenhang folgerechter und geregelter Kriegskunst, wie sie in neuerer Zeit sich dargestellt hat, schwerlich einzuordnen; der politische Zustand von Deutschland, die Durchkreuzung und der Wechsel so vieler Verhältnisse, die Schwerfälligkeit der meisten Bewegungen, welche in dem Uebergange aus einer alten Zeit in eine neue von der Entwickelung dieser letzteren in den Hülfsmitteln des Staats- und Kriegswesens noch so weit entfernt waren, alles dies gab den damaligen Unternehmungen und Ereignissen eine besondere Gestalt; die Kriegsbegebenheiten, wie gewaltig oft in ihrem Erscheinen und furchtbar in ihren Folgen, behielten im Ganzen doch den Karakter großer Partheigänge, deren vereinzelte kühne Schläge auf ein gemeinsames Ziel rasch zusammenzuwirken kaum bezweckten. Eine solche Art Krieg zu führen giebt weniger wissenschaftliche Feldzüge zu bewundern, als sie die Ausbildung allverbreiteter Tüchtigkeit und das Hervortreten persönlicher Heldenthat begünstigt. Die Gelegenheit zur Auszeichnung war demnach für Derfflinger in dem schwedischen Heere reich eröffnet, und ohne daß wir wüßten, an welche, dem Zusammenhange der Begebenheiten oft unwichtige, nur durch sich selbst bedeutende Gefechte, Züge und Ausführungen seine Tapferkeit sich verloren, dürfen wir annehmen, daß dieselbe sich auf alle Weise glänzend bewährt habe, da wir ihn, den Fremden und einzig durch Verdienst Empfohlenen, schon im Jahre 1635 als schwedischen Oberstlieutenant erwähnt finden. Von nun an schimmert sein Antheil, wiewohl noch ohne zusammenhängende Folge, doch in einzelnen Begebenheiten deutlicher hervor.

Zu Anfange des Jahres 1636 zog der Feldmarschall Banner die schwedischen Kriegsvölker vor dem Andrange der

sächsischen Truppen, die wieder mit den Kaiserlichen verbunden fochten, aus der Mark Brandenburg seitwärts gegen die Elbe zusammen, ging unvermuthet bei Werben und Magdeburg auf das linke Ufer, und wandte sich aufwärts plötzlich nach Sachsen, hoffend durch diesen schnellen Einbruch die sächsischen Truppen von ihrem drohenden Vordringen gegen Pommern zur Vertheidigung ihres eigenen Landes zurückzurufen. Nachdem er Barby eingenommen, rückte Banner am 21. Januar vor Halle. Der Oberstlieutenant Derfflinger mit 200 Reitern machte den äußersten Vortrab; ihm waren 13 Kompanieen Dragoner auf das Feld entgegengerückt, er warf sich mit Ungestüm auf diese zahlreiche Reiterei, jagte sie zurück, und drang mit ihr zugleich in die Stadt, wo 600 Mann sächsischer Fußvölker eiligst abzogen, und 500 andere noch kaum die Moritzburg behaupteten. Der Kurfürst von Sachsen, wie Banner vorhergesehen, raffte auf die Nachricht von diesen Vorgängen eiligst seine Truppen aus der Gegend von Berlin zurück, ging bei Wittenberg über die Elbe, und nach Halle den Schweden entgegen, die zufrieden mit Erreichung ihres Zweckes eine Schlacht vermeidend hinter die Saale zurückwichen. Indessen wurde Banner gleichwohl durch das Uebergewicht der Kaiserlichen Waffen nach Pommern gedrängt, bis er durch die Schlacht bei Wittstock am 24. September auf's neue die Oberhand gewann, und siegend von der Ostsee wieder nach Sachsen vordringen konnte. Während er selbst im Januar des Jahres 1637 Torgau einnahm und Leipzig angriff, sandte er den Obersten von Pfuel mit fünf Regimentern nach Thüringen, um die Kaiserlichen dort wegzutreiben. Derfflinger und der Oberst Karl Gustav von Wrangel, welche einst als berühmte Feldherren einander entgegenstehen sollten, führten beide hier vereint den Vortrab; sie stießen bei Meiningen auf die feindliche Reiterei, und schlugen dieselbe nach hartnäckigem Kampfe völlig in die Flucht, worauf bald auch für Pfuel sich die Gelegenheit ergab, dem feindlichen Fußvolk eine Niederlage beizubringen. Nicht lange nachher jedoch erreichte Derfflinger'n ein empfindlicher Wechsel des Glücks. Von dem Oberfeldherrn mit 1000 Reitern abgeschickt, um in der

Grafschaft Mansfeld Brandschatzungen und Werbegelder einzutreiben, durfte er sich, da kein Feind in der Nähe war, für völlig sicher halten, als er von dem Kaiserlichen Obersten Druckmüller, der mit 2500 Reitern zwischen Halle und Merseburg heimlich über die Saale gesetzt hatte, so plötzlich überfallen wurde, daß seine ganze Truppe mit unendlichem Gepäck in die Hände des Feindes kam, und nur er selbst und etwa 60 Reiter mit genauer Noth der Gefangenschaft entgingen. Derfflinger wurde jedoch durch solchen harten Unfall, gegen den im Kriege kein Anführer bloß durch seine alleinige Vorkehr je ganz geschützt sein kann, weder gebeugt noch zurückgesetzt; schon im folgenden Jahre finden wir ihn als Obersten.

Inzwischen hatte Banner wiederum den Kaiserlichen Waffen weichen und in Pommern gegen große Uebermacht rastlos kämpfen müssen, bis im Sommer des Jahres 1638 ihm ansehnliche Verstärkungen aus Schweden eintrafen, und ihn in Stand setzten, neuerdings angriffsweise vorzudringen. Er führte hierauf den Krieg mit Nachdruck und Geschicklichkeit in Sachsen und Böhmen, dann in Hessen und Westphalen, in Baiern und wieder in Böhmen, unter mannigfachem Wechsel fort, bis er zuletzt, abermals der Uebermacht weichend, nach Niedersachsen gelangte, wo er zu Halberstadt im Mai des Jahres 1641 etwas über 40 Jahr alt an einem Fieber starb. Er war unstreitig einer der größten Kriegshelden jener Zeit, von dem gerühmt wurde, daß er mehr als 80,000 Feinde niedergemacht, 800 Fahnen genommen, und kein Treffen jemals verloren habe; den Kaiserlichen war er der furchtbarste Gegner; man hatte gesucht ihn zu gewinnen, und ihm den Reichsfürstenstand nebst dem Oberbefehl gegen die Türken angeboten; sicherer, als diese verschmähten Anerbietungen, meinten Argwöhnische, habe Gift den Zweck erreicht. Auf so bewegten Kriegszügen, in so vielfachen Gefechten und Begegnissen, konnte keinem der Befehlshaber die Gelegenheit sich hervorzuthun erspart sein, die Auszeichnung selbst aber mochte in der nachdringenden Fülle schnell wieder als Gewöhnliches sich eingeebnet finden; demnach darf nicht befremden, daß wir von Derfflinger während dieser thatenreichen

Zeit nichts Einzelnes aufgezeichnet finden, aber wenn unter solchen Umständen die Thaten des Heeres zunächst in dem Feldherrn ihren Namen haben, so nimmt dagegen von dessen Ruhme auch der Untergeordnete mit Recht sein Theil zurück. Daß Derfflinger unter den Obersten dieser Kriegsschaaren einer der angesehensten war, beweisen die bedeutenden Verrichtungen, in welchen er sogleich zu erscheinen hat.

Das schwedische Heer, welches durch Banner's Tod im schwierigsten Augenblicke des Oberbefehlshabers entbehrte, war ungefähr 16,000 Mann stark, von welchen die Hälfte Fußvolk; nur dieses bestand dem größeren Theile nach aus eingeborenen Schweden, der Sicherheit wegen wünschenswerth, und durch die Umstände von selbst dargeboten, denn die freie Werbung in Deutschland brachte fast nur der Reiterei Zuwachs, da der Dienst zu Fuß wenig anlockte. Die 8000 Reiter dagegen waren meist Ausländer, besonders Deutsche, tapfere, versuchte Krieger, aber auch lediglich ihrem Handwerke und dessen hergebrachten Vortheilen anhängend; sie gaben in der Stimmung des Heeres den Ton an, machten Bedingungen mancherlei Art, und erhoben oft ganz übermäßige Forderungen. Dem widerspenstigen Sinne der Truppen gab ihr Zustand diesmal nur allzugegründeten Anlaß zu den heftigsten Beschwerden. Im Lager herrschte Mangel und Unordnung; an Geld fehlte es seit langer Zeit; bald auch gingen die Lebensmittel aus; Offiziere und Gemeine sahen sich genöthigt, ihre Pferde und sonstige Habe, sogar ihre Waffen zu verkaufen, um nur den Hunger zu stillen; die ganze Umgegend war aufgezehrt, die Partheien, welche sich weiter vom Lager enfernten, um zu rauben und zu plündern, wurden häufig dabei von dem erbitterten Landvolk überfallen und niedergemacht; eine gewaltige Gährung drohte den ganzen Kriegskörper aufzulösen. Die Offiziere traten zusammen, und bestärkten die Unzufriedenheit ihrer Soldaten; die Obersten selbst, durch enge Bande persönlicher Angehörigkeit ihren Regimentern näher verknüpft, nahmen sich derselben eifrigst an, und kamen nach gepflogener Berathung überein, zwei aus ihrer Mitte an den schwedischen Staatsrath Grubbe nach Hamburg zu senden, wo derselbe

durch sein amtliches Ansehen schleunige Geldhülfe bewirken sollte. Die Obersten Derfflinger und Mortaigne wurden mit diesem Auftrage abgesandt, und ihre dringende Vorstellung, daß dieses ganze Heer sonst auseinandergehe und für Schweden unwiederbringlich verloren sei, vermochte den schwedischen Bevollmächtigten Salvius, an welchen Grubbe mit jenen vereint sich wandte, auf eigene Gefahr 60,000 Thaler unverzüglich ihnen anzuweisen. Vollständigere Abhülfe, hieß es, könne ihren Beschwerden erst nach dem Eintreffen Torstenson's, des neuen Feldmarschalls, gewährt werden. Doch da sich dessen Ankunft stets verzögerte, so wurde das Heer, dessen Stillung kaum auf Augenblicke bewirkt worden, bei schnell wieder gestiegener Noth nur um so heftiger laut. Schon früher hatten die Offiziere wegen allerlei Beschwerden und Forderungen zwei Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Schweden gesandt, um sich unter dem neuen Oberfeldherrn mancherlei Vortheile und überhaupt ein freieres Dienstverhältniß auszubedingen; ihr langes Ausbleiben verursachte heftigen Argwohn, die Offiziere machten mit den Soldaten jetzt unverhohlen gemeine Sache, und die steigende Gährung drohte in die gefährlichsten Bewegungen auszubrechen. Schon näherten sich einerseits die Kaiserlichen Truppen, um von den Umständen, in denen sich das schwedische Heer befand, Vortheile zu ziehen, und andererseits versuchten dänische Befehlshaber, das schwedische Kriegsvolk zu ihren Fahnen zu verlocken. Salvius wurde von den Abgeordneten abermals dringend angegangen, zur Beschwichtigung des Aufruhrs sofort 400,000 Thaler zur Stelle zu schaffen, ferner zur Beruhigung der Gemüther feierlich zu erklären, zu welchem Ziele eigentlich die Krone Schweden den Krieg fortzusetzen gesonnen sei, und welche Behandlung sie den Deutschen im Frieden festzusetzen meine? Die deutschen Krieger im schwedischen Heere sahen sich gewissermaßen als freie Bundesgenossen von Schweden an, und glaubten dieser Krone nur verpflichtet zu sein, insofern die Sache des protestantischen Deutschlands von ihr vertreten werde, nicht aber wo sie bloß den eigenen Vortheil verfolge; die Freiheit von Deutschland, das Wohl des Vaterlandes, wurden in diesen Schaaren

bei solcher Gelegenheit wenigstens oft genannt; allein auch der Vorwand huldigt der Sache, und manche ächte Gesinnung mochte mit jenem hier die gleiche Bahn betreten. Der schwedische Bevollmächtigte erwiederte den Abgeordneten, wie ihm unmöglich sei, eine so große Summe, wie die verlangte, herbeizuschaffen, er beschwor sie, nur eine Weile noch Geduld zu haben, da die Hülfe schon ganz nahe sei, und stellte ihnen vor, daß gerade ihr Abfall die Freiheit von Deutschland am meisten in Gefahr setze, und daß ihre eigene Zufriedenstellung ohne Schweden nicht zu hoffen sei. Während dieser Verhandlungen kam endlich im Oktober Torstenson aus Stockholm in Stralsund an, wo ihn bereits die Obersten Derfflinger und Mortaigne als Abgeordnete des Heeres erwarteten, um ihn zu bewillkommen und von der Lage der Sachen zu unterrichten. Sie stellten ihm die Beschwerden und die Forderungen der Truppen nachdrücklich vor, und kehrten mit den besten Versprechungen zurück. Der Feldmarschall begab sich alsbald selbst zu dem Heere, das er bei Winsen an der Aller fand, übernahm den Oberbefehl, und stillte die Unzufriedenheit so gut er konnte durch beträchtliche Geldzahlungen, welche, obgleich noch immer nicht ausreichend, doch schon so sehr die aus Schweden mitgebrachten Hülfsmittel überstiegen, daß Salvius schleunigst noch 180,000 Thaler, die er in Hamburg für eigene Rechnung bei den Kaufleuten aufnahm, herbeizuschaffen hatte.

Derfflinger wußte in diesen mißlichen Aufträgen und Verhandlungen sich so klug und geschickt zu benehmen, daß er mit Erfolg die Sache seiner Kriegsgefährten vertrat, und zugleich das Vertrauen des neuen Feldherrn gewann. Er trug wesentlich zur Abwendung der Zwietracht bei, welche durch die allgemeine Stimmung noch stets genährt wurde. Der Anfang des großen Friedensgeschäfts in Westphalen hatte die Hoffnungen, der träge Fortgang desselben die Ungeduld der Deutschen von allen Partheien lebhaft aufgeregt. Selbst unter den Truppen war das Verlangen nach endlichem Ausruhen von so langwierigen Kriegesmühen allgemein, und hatte sich überdies mit der Vorstellung großer Belohnungen verschwistert, deren oftmalige Verheißung sich nun

erfüllen sollte. Im schwedischen Heere erwachte dabei unter den Deutschen immer stärker der Gedanke des Vaterlandes; der Zusammenhang der schwedischen und der deutsch-protestantischen Zwecke löste sich mehr und mehr, und wo nur die ersteren allein zu walten schienen, wurden sogleich die Gemüther abwendig; es entstanden Hinneigungen zu den Kaiserlichen, geheime Einverständnisse, offenbare Uebertritte. Jedoch in Ermangelung einer Stelle, wo inmitten jener allgemeinen Zerrüttung die Sache Deutschlands allein und unvermischt erschienen wäre, mußte die schwedische Seite noch durch die bloße Lage der Dinge, wenn auch nicht mehr in der Absicht der Leitenden, ein großes Uebergewicht in den Augen derer behalten, welche das Vaterland nicht ohne kirchliche Freiheit denken konnten. In diesem Sinne mochte auch Derfflinger, bei mancher Unzufriedenheit, dem schwedischen Verhältnisse im Ganzen mit Eifer anhänglich bleiben.

Im März des Jahres 1642 brach Torstenson mit dem wieder beruhigten und durch neuen Zulauf verstärkten Heere aus Niedersachsen nach Schlesien auf, wo er über die Kaiserlichen große Vortheile erfocht, und nach dem Siege von Schweidnitz in Mähren eindrang, Olmütz wegnahm, und Streifpartheien bis in die Gegend von Wien vorschob. Derfflinger war auf diesem Zuge an der Spitze seines Reiterregiments, und hatte Theil an den meisten der früheren Gefechte; schon im Juli aber bekam er Aufträge, die ihn für eine Zeit vom Heer entfernten. Der Fürst von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, hatte dem schwedischen Feldherrn durch geheime Botschaft auf's neue seine eifrige Mitwirkung gegen den Kaiser angetragen; er wollte unter vorgeschlagenen Bedingungen noch im Herbste ein Heer in Ungarn zusammenziehen und gegen Wien vorrücken. Von den Schweden verlangte er zu diesem Zwecke Hülfsgelder und die Zusage anderer Vortheile, worauf sie nicht eingehen mochten, bevor nicht von der eigenen Lage Rakoczy's und insbesondere von seinem Einverständnisse mit den Türken genauere Kundschaft erlangt wäre. Torstenson beschloß demnach eine geheime Sendung an Rakoczy, und sein Vertrauen ersah die Obersten Derfflinger und Plettenberg zu diesem Geschäft, das

nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr zu vollbringen schien. Sie sollten Rakoczy'n auf alle Weise zum Kriege antreiben, und nach Umständen in Siebenbürgen selber Mannschaft werben, um in die Staaten des Kaisers einzufallen. Ihre Reise ging durch Polen, wo sie unter falschen Namen, als abgedankte Offiziere, die neue Anstellung suchten, unentdeckt durchkamen, so daß sie im September bei Rakoczy glücklich anlangten. Sie fanden dessen Forderungen zwar übertrieben und seine Versprechungen unzuverlässig, allein ihn selbst voll Eifers und nicht ohne Mittel. Die Unterhandlungen wurden schnell so weit gefördert, als bei der fernverflochtenen Angelegenheit, die zugleich in Stockholm, in Konstantinopel und in Paris ihre Anknüpfung hatte, fürerst möglich war. Die beiden Abgesandten hinterließen dem Fürsten die dringendste Mahnung, nur schleunig zur That zu schreiten, und rasch den Krieg zu eröffnen, und kamen auf den nämlichen Umwegen, die sie zur Hinreise genommen, im Dezember 1642 nach sechsmonatlicher Abwesenheit wohlbehalten in Leipzig bei Torstenson wieder an. Derfflinger wurde von diesem sogleich weiter nach Stockholm abgefertigt, um der Königin Christina von seiner Sendung persönlichen Bericht zu geben, und das von Rakoczy unter annehmlicheren Bedingungen vorgeschlagene Bündniß zum völligen Schluß zu bringen. Torstenson empfahl ihn auf das dringendste dem Reichskanzler Axel Oxenstierna, und bat für ihn um Aussetzung eines festen Jahrgehalts und Verleihung eines Gutes in Pommern; wenn derselbe sich für seine geleisteten Dienste zu seiner Zufriedenheit belohnt sähe, würde er wohl zu vermögen sein, noch Einmal der Reise nach Siebenbürgen sich zu unterziehen, als wozu in dieser Zeit niemand so dienlich zu finden sei, besonders bat er auch, ihn nicht lange aufzuhalten. Derfflinger fand bei der Königin eine sehr gnädige Aufnahme, wurde wegen seines Verhaltens in Kriegs- und Friedensgeschäften schmeichelhaft belobt, und noch während seiner Anwesenheit in Stockholm als ältester Oberst der Reiterei zum Generalmajor befördert. Von den anderen Wünschen scheint nur der, daß man ihn nicht lange aufhielte, erfüllt worden zu sein. In der Zwischenzeit, während dieser siebenbürgischen

Gesandtschaft, hatte Derfflinger's Regiment in der Schlacht bei Leipzig am 23. Oktober 1642 tapfer mitgefochten, und gleich anfangs den Sieg des rechten Flügels entscheiden helfen.

Bei seiner Rückkunft nach Deutschland empfing Derfflinger'n wieder die gewohnte Kriegsthätigkeit. Während der langsamen und oft völlig stockenden Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück dauerten die Feindseligkeiten mit aller Heftigkeit fort. Torstenson durchzog mit seinen Heerschaaren, fast immer siegreich, alles Land von der Eider bis an die Donau bei Wien. Bei dem Aufenthalte der Schweden in Holstein im Jahre 1644, bevor sie vor dem Kaiserlichen Generallieutenant Grafen von Gallas wieder nach Mecklenburg zurückwichen, erlitt Derfflinger's Regiment einen Ueberfall in Itzehoe durch die dänische Besatzung von Glückstadt, und verlor dabei 300 Gefangene, 8 Fahnen, 5 Stücke Geschütz, und viel Geld. Indeß wußte Derfflinger den Verlust an Mannschaft bald wieder zu ersetzen. Den Feldmarschall Torstenson löste zu Ende des Jahres 1645 der Feldzeugmeister Karl Gustav von Wrangel im Oberbefehl ab, und führte, nicht minder siegreich als sein Vorgänger, die schwedischen Waffen auf seinen kühnen Zügen, in häufigem Wechsel der Länder, bis an die Gränze der Schweiz. Nachdem ihn die Laune des Krieges nachmals an die Weser zurückgebracht, drang er von hier neuerdings an den Main, in die Oberpfalz und nach Schwaben vor, bis endlich im Jahre 1648 die Einnahme von Prag durch die Schweden unter dem General von Königsmarck, als letztes Waffenereigniß, die lange Folge von Kriegsstürmen und Drangsalen, welche Deutschland seither erduldet, an demselben Orte beschloß, wo sie vor dreißig Jahren angehoben.

Nach bestimmter Versicherung der Schriftsteller hat Derfflinger allen wichtigen Kriegsthaten der Schweden während dieser entscheidenden Feldzüge mit thätigem Antheil beigewohnt; sein Name jedoch, als eines Generals nun schon bedeutender, wird im Einzelnen nicht genannt, und es ist zweifelhaft, ob jene Versicherung in solch ausgedehntem Sinne gelten dürfe. Wenigstens im Jahre 1646 befand sich Derfflinger eine

Zeitlang dem Kriegsschauplatze entzogen in der Mark Brandenburg, wohin sein Kriegsgefährte, der Oberstlieutenant Joachim von Schaplow, der des schwedischen Dienstes überdrüssig denselben mit dem brandenburgischen vertauschte, ihn mitbrachte, und wo er noch im genannten Jahre mit dem Fräulein Margaretha Tugendreich von Schaplow sich verheirathete; die Trauung geschah in der Nikolaikirche zu Berlin. Diese Verbindung gab ihm neue Verhältnisse und Aussichten, durch welche der Gedanke, hier seine Heimath zu gründen, früh zum Entschlusse werden mußte. Seine Gattin gehörte einem alten, und früher sehr begüterten märkischen Geschlecht an, das aber damals im Aussterben und Verarmen war; als die Güter desselben gerichtlich verkauft werden mußten, erstand Derfflinger die meisten mit der Kurfürstin Dorothea zur Hälfte, und wußte den vortheilhaften Ankauf noch vortheilhafter zu machen durch gute Bewirthschaftung und neue Anpflanzungen.

Mit dem Frieden war ohnehin die Entlassung des größten Theiles der schwedischen Kriegsvölker zu gewärtigen, da weder die Krone so viele Truppen erhalten, noch die Deutschen länger dienen mochten. Eine Bedingung des Friedensschlusses, die langwierig verhandelt worden war, setzte zur Abdankung der schwedischen Krieger eine Summe von fünf Millionen Thaler fest; ein dreimonatlicher Sold wurde den Geringeren zu Theil, die Anführer, meist im Falle beträchtliche Rückstände und Auslagen in Rechnung zu bringen, empfingen nach Verschiedenheit der Umstände ansehnliche Geldsummen. Ohne Zweifel brachte Derfflinger in seinem Antheil an diesen Bewilligungen, und vielleicht in dem reichen Ertrage schon früheren Kriegsgewinnes, auch seinerseits die Grundlage eines bedeutenden Wohlstandes den neuen Verhältnissen zu, die sich ihm so gunstvoll eröffnet hatten, und um derentwillen er die schwedischen Dienste im Jahre 1648 getrost verlassen mochte.

Durch den westphälischen Frieden erhob sich in Deutschland eine durchaus neue Ordnung der Dinge, welche durch anderthalb Jahrhunderte im Wesentlichen die Grundlage der deutschen Staatsverhältnisse blieb. Die bedeutendste Gestalt,

welche sich aus den Zerrüttungen des dreißigjährigen Krieges alsbald in junger Kraft neu erhob, war der Staat von Brandenburg und Preußen. Dem Kurfürsten Georg Wilhelm war bereits im Jahre 1640 sein zwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm auf dem Throne gefolgt, ein Fürst, dem die Nachwelt mit Recht den Namen des Großen beigelegt. Sein eben so kluges als entschlossenes Benehmen, gestützt auf die wirkliche Macht, die er aufzustellen wußte, und auf das Ansehen seines muthvollen Geistes, hatte in den Friedensverhandlungen einen beträchtlichen Länderzuwachs erlangt. Den also vergrößerten Staat suchte er durch gute Verwaltung und durch zweckmäßige Anordnungen aller Art zu einer höheren Stufe innerer Stärke zu erheben. Er beförderte den Wiederanbau des verwilderten Landes, richtete Städte und Dörfer neu aus ihren Trümmern auf, vergrößerte seine Hauptstadt, belebte Kunstfleiß und Gewerbe. Insonderheit nahm er sich des Kriegswesens an, und brachte seine vermehrten Streitkräfte in wohlgerüstete Verfassung; in dem General von Sparr hatten sie einen versuchten Anführer. Durch sorgsamen Haushalt, welchen sein Minister Konrad von Burgsdorf mit Erfolg leitete, sah er sich im Stande, den vermehrten Aufwand aus seinen Staatseinkünften zu bestreiten. Neben den großen Eigenschaften des Helden und Landesvaters dürfen in dem Kurfürsten, der als der eigentliche Stifter des preußischen Staates zu betrachten ist, leicht einige Flecken übersehen werden, von welchen sein starkwilliger Karakter in der rohen Gewaltsamkeit jener Zeiten und in den harten Aufgaben seiner Lage nicht verschont blieb. Von einem Fürsten solcher Art mußte Derfflinger sich mächtig angezogen fühlen; durch überkommenes Besitzthum und Wahl der Niederlassung war er dem Lande schon angehörig; seit er die schwedischen Dienste verlassen, war die Mark sein bleibender Aufenthalt geworden, und abwechselnd lebte er theils in der Hauptstadt und theils auf den Gütern, die durch Heirath die seinigen geworden. Bald aber sollten ihn noch andere Verhältnisse hier vollständig einbürgern, und ihn auch als Krieger und Feldherrn dem neuen Vaterlande unauflöslich aneignen.

Die Königin Christina hatte der schwedischen Krone am 16. Juli 1654 durch freiwillige Abdankung entsagt, und kaum der schon früher zum Reichsnachfolger erwählte Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken, Christinens Vetter, den Thron bestiegen, als auch schon kriegerische Aussichten den Norden in Bewegung setzten. Der König von Polen, Johann Kasimir Wasa, erklärte jene Thronfolge für ungültig, und sprach die schwedische Krone für sich selbst an. Karl Gustav aber eilte, seinen Gegner mit Krieg zu überziehen, und durchstürmte im Sommer des Jahres 1655 mit raschem Fortschritte einen großen Theil von Polen. Der Kurfürst, aufmerksam auf jede Bewegung, welche das Wohl und die Macht seines Staates nah oder fern betreffen konnte, hatte frühzeitig alle Mittel aufgeboten, um durch politische Verknüpfungen den Bruch zu verhindern, der seine eigenen Länder mit so vielfacher Gefahr bedrohte; an dem Kaiserlichen Hofe, bei den Königen von Schweden und Polen, in Frankreich, in Holland und England suchte seine thätige Staatsklugheit dahin zu wirken, daß die streitigen Ansprüche durch diplomatische Vermittelung ausgeglichen, oder durch Machtansehen in Schranken gehalten würden. Da der Fortgang der Dinge jedoch den Erfolg dieser Bemühungen bald zweifelhaft erscheinen ließ, so betrieb der Kurfürst zugleich mit verdoppeltem Eifer alle Rüstungen zum Kriege, um von keiner Wendung der Ereignisse unvorbereitet überrascht zu werden. Einen geprüften Kriegsmann, wie Derfflinger, dessen Verdienst seinem Scharfblicke nicht hatte entgehen können, fand er unter solchen Umständen nicht vergebens in seiner Nähe, und ließ ihm Dienstanträge machen. Derfflinger ging auf die Anerbietungen ein, stellte aber, als ein Mann, der seinen Werth fühlte, und die Umstände klug benutzen wollte, seine Bedingungen sehr hoch. Er wollte ältester Generalwachtmeister sein, und nächst dem Generallieutenant Grafen von Waldeck den Befehl führen; bei etwanigen Beförderungen nicht übergangen werden; im Fall der Abdankung die Ehren jener Rangstufe sowohl bei Hof als im Heere, „einen Weg wie den andern", beibehalten; ein Regiment zu Pferde sollte ihm vollständig überwiesen, oder ihm mit seinem Willen

annehmliche Werbungsmittel vorgeschlagen werden; die Bestimmung des Traktaments ließ er zwar dem Kurfürsten anheimgestellt, bedingte jedoch, daß solches mit dem Tage der Kapitulation angehen sollte, sprach einen Zuschuß zu seiner Montirung noch besonders an, und wiederholte ausdrücklich, daß auch bei künftiger Vermehrung der Truppen und Anstellung noch mehrerer Generale ihm kein anderer im Befehlführen vorgezogen werden dürfe. Der geheime Rath Otto Freiherr von Schwerin, welcher mit der Unterhandlung beauftragt gewesen scheint, schrieb an den Grafen von Waldeck, Derfflinger wolle keine dieser Bedingungen nachlassen, sondern beharre fest auf allen, indem er sage, er habe Abschrift der Kapitulation des Leibregiments, und wolle mit der seinigen nicht geringer stehen, auch behaupte er, zu wissen, daß der Kurfürst mit allem zufrieden sei. Waldeck erwiederte nur kurz, die Reinschrift möchte denn nur angefertigt werden, man müsse sich in die Zeit schicken; und Derfflinger empfing unverzüglich seine unter dem 16. August 1655 zu Köln an der Spree von dem Kurfürsten unterzeichnete Bestallung. Außer den geforderten Punkten war ihm darin, für Traktament, Servis und Fourage zusammen, eine monatliche Besoldung von 300 Reichsthalern zugesichert, und daneben beim Anfang und zur ersten Einrichtung auch der gewünschte Zuschuß. Er wird in dieser Ausfertigung Obrist genannt, woraus nicht zu schließen, daß er in schwedischem Dienste noch nicht Generalmajor oder Generalwachtmeister gewesen, da jener Titel als der gemeinsame für alle Regimentsinhaber üblich war, und auch den höheren Titeln gern beigefügt wurde. Mit Derfflinger zugleich trat auch der Oberst von Pfuel aus schwedischem Dienst in den brandenburgischen, unter ähnlichen vortheilhaften und hartnäckig durchgesetzten Bedingungen. Am 11. Dezember des Jahres 1655 stellte Derfflinger auch wegen seines Reiterregiments alle Bedingungen umständlich fest, wobei er mit Sorgfalt und Strenge jeden möglichen Vortheil wahrnahm. Außer allen herkömmlichen Rechten eines Inhabers, wozu die Ernennung der Offiziere gehörte, verlangte er auch, der Kurfürst solle das Regiment immer wieder ergänzen, dasselbe nicht ohne dreimonatlichen

Sold abdanken, im Fall der Abdankung ihm mit allen Offizieren und Reitern den Uebertritt in andere Dienste freilassen; das Lösegeld feindlicher Gefangenen solle halb dem Kurfürsten, halb aber Derfflinger'n und dem Regiment anheimfallen, dagegen der Kurfürst die in Feindes Hand Gerathenen ganz auszulösen auf sich zu nehmen habe; mehrere Artikel betrafen die Sicherung der Offiziere hinsichtlich ihres Eigenthums, würde wegen ihrer Kriegsbedienung ihnen an Vermögen und Gütern vom Feinde einiger Schaden zugefügt, so werde der Kurfürst sie vertreten und ihnen Vergeltung schaffen, und für sich selbst persönlich setzte Derfflinger noch ganz ausdrücklich fest: „Ich präkavire und behalte mir auch vor, wenn ich in einer und anderen Occasion, in Zeit währender dieser meiner Bestallung bleiben oder sonst mit Tode abgehen sollte, daß weder ein= noch anderer, unter einigem Schein des Rechtes befugt sein soll, an die Meinigen oder meine Güter und Verlassenschaft etwas dieser Dienste halber zu prätendiren, sondern das Meinige meinen nächsten Erben ohne einigen Aufenthalt ausgefolget werden möge, daß Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit mir obgedachtermaßen gnädigst versichern wollen."

Derfflinger's kundige Thätigkeit entsprach dem neuen Berufe mit raschem Erfolg; seine alte Bekanntschaft unter dem Kriegsvolk, das ehemals bei den Schweden gedient, verschaffte dem Kurfürsten viele tüchtige Offiziere, sein Name wie seine Maßregeln, förderten die Werbungen, die zur schleunigen Vermehrung der Truppen angeordnet und insgesammt seiner Leitung vertraut waren. Der schon früher gelegte Kern einer Kriegsmacht erwuchs jetzt in kürzester Zeit zu einem stattlichen Heere, dessen Stärke, Ordnung und Ausrüstung alle Welt in Erstaunen setzte. Im April 1655 hatte der Kurfürst 26,800 Mann unter Waffen, sowohl Reiter als Fußvolk, über welche der Feldzeugmeister von Sparr den Oberbefehl führte. Das schwere Geschütz bestand aus mehr als 30 Stücken, worunter einige Haubitzen, und ein Theil war schon im voraus, bei noch unversperrten sicheren Wegen, nach Preußen abgeführt worden.

Im September des genannten Jahres zog der Kurfürst

an der Spitze von 8000 Mann, größtentheils Reiter, von Berlin nach Preußen, um seine Länder gegen die gewaltsamen Durchzüge und Einbrüche der Schweden zu beschützen, deren steigender Uebermuth bisher alle Verhandlungen getäuscht und die schlimmsten Besorgnisse für die Zukunft erweckt hatte. Unter vielen Mühsalen behauptete der Kurfürst hier sein von allen Seiten gefährdetes Ansehen, denn nicht nur die Schweden, sondern auch die Polen, und selbst die Preußen, deren gemischtes Unterthanenverhältniß sich ungern dem Einen Oberherrn bequemte, machten seine Lage höchst schwierig. Als aber jede Vermittelung zum Frieden fehlschlug, von dem Kaiser Ferdinand dem Dritten weder Hülfe noch Entschluß zu hoffen blieb, die Polen selbst feindselige Streifzüge in das brandenburgische Gebiet ausführten, und zwischen ihnen und den Schweden länger unentschieden zu stehen unmöglich wurde, glaubte der Kurfürst dem Drange der Umstände nachgeben zu müssen, und schloß im Juni des Jahres 1656 mit Schweden ein Bündniß, zufolge dessen die brandenburgischen Truppen am Einflusse des Bug in die Weichsel sich mit den schwedischen vereinten, und das gesammte Heer sogleich gegen Warschau vorrückte. Hier lieferten Karl Gustav und Friedrich Wilhelm mit 16,000 Schweden und Brandenburgern gegen 40,000 Polen am 18., 19. und 20. Juli die berühmte dreitägige Schlacht, welche mit der völligen Niederlage Johann Kasimir's endete und die Uebergabe von Warschau zur Folge hatte. Der Heldenmuth des Kurfürsten, die Kriegskunde seiner Generale und die Tapferkeit seiner Truppen leuchteten glänzend an diesen Tagen hervor, sie hatten den größten Antheil an dem hartbestrittenen Siege. Auf beiden Seiten des Kampfes war die Hauptstärke in dieser Schlacht Reiterei, die Waffe Derfflinger's, der den Ruhm seiner alten Kriegsthaten hier durch neue bewährte, und jetzt an der Seite der Schweden wie einst in ihren Reihen focht. Sein Antheil an der Schlacht wurde noch durch besondere Hervorthuung ausgezeichnet. Er überfiel das feste Kloster Prement, das durch umgebende Sümpfe gegen solche Angriffe völlig gesichert schien, mit seinen Reitern so unerwartet und rasch, daß die polnische

Besatzung von 300 Mann, ohne Wahl zwischen Flucht und Gegenwehr, im ersten Augenblicke zusammengehauen war. Auf gleiche Weise nahm er später an der Gränze von Schlesien das Städtchen Pomst ein, wo 600 Polen um's Leben kamen. Der Kurfürst entsandte ihn sodann gegen den polnischen General Czarnecki, der durch wilde Streifzüge die Neumark und Pommern verheerte, und kaum erschien Derfflinger mit weniger Mannschaft im Felde, als auch schon die zahlreichen Räuberschwärme vor seiner Ueberlegenheit verschwanden.

Die Sachen in Preußen und Polen sahen indeß noch sehr verwickelt aus, und erforderten neue Anstrengungen, wobei zugleich die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf seine deutschen Staaten zurückgeführt wurde, gegen welche von mancher Seite feindliche Unternehmungen zu fürchten sein konnten. Derfflinger wurde von dem Kurfürsten als der tüchtigste Mann ausgewählt, unter diesen Umständen das Nöthige vorzusehen und auszurichten. Er empfing den Befehl, in die Mark Brandenburg zurückzugehen, und daselbst, wie auch in den übrigen Reichsländern des Kurfürsten, so viel Kriegsvölker zu Roß und zu Fuß, als er immer könne, auf die Beine zu bringen; sobald aber eine gehörige Macht beisammen sei, mit der sich im Felde auftreten ließe, solle er es dem Kurfürsten und zugleich seine Ansicht berichten, was er, der ihm beiwohnenden Kundschaft nach, vorzunehmen sich getraue. Wäre die Verbindung mit dem Kurfürsten etwa nicht offen, und dieser in der Ferne so eng gehalten, daß keine Befehle von ihm kommen könnten, so habe Derfflinger nach seinem besten Wissen und Verstand vorzunehmen, was er dem Dienste des Kurfürsten rathsam befinde, jedoch nicht im Reich, sondern in Polen. Auch aus den Festungen solle er in diesem Falle so viel Mannschaft ziehen dürfen, als immer daraus zu entbehren sein möge. Wenn im Reich etwas zu besorgen stünde, so sei wegen der größeren Verwickelung der dortigen Verhältnisse auch der Graf von Wittgenstein um Rath und Beistand anzugehen, vor allem aber von Braunschweig und Köln, dem bestehenden Bündnisse gemäß, die versprochenen Hülfstruppen zu fordern.

Friedrich Wilhelm wußte die Erfolge seiner Waffen für seine Staatszwecke wohl zu nutzen. Den Hohn vergessend, mit welchem der König von Polen seine Friedensvermittelung abgewiesen, vermied er, den Untergang desselben nach der Schlacht bei Warschau durch rasche Verfolgung zu vollenden. Er erneuerte vielmehr sogleich wieder seine Friedensbemühung, und wandte die Truppen rückwärts, um die eigenen, gegen Freund und Feind entblößten Staaten durch seine sichernde Nähe kraftvoller zu beschützen. Die Wichtigkeit des Beistandes, welchen die Schweden in diesem Feldzuge durch die Brandenburger empfangen, und das dringende Bedürfniß, solcher Hülfe in den kommenden Ereignissen ferner theilhaft zu bleiben, machten den König Karl Gustav geneigt, die bisher wenig geachteten Forderungen Friedrich Wilhelm's näher zu berücksichtigen. Schon früher hatte er dem Kurfürsten den Besitz beträchtlicher Landestheile von Polen und den Titel eines Königs von Großpolen lockend vorgespiegelt; allein Friedrich Wilhelm, durch den Glanz der unsicheren Würde nicht geblendet, suchte zuverlässigeren Gewinn, und bestand auf Anerkennung seiner unabhängigen Oberherrlichkeit im Herzogthume Preußen, die denn auch wirklich am 10. November 1656 durch den Vertrag von Labiau, in welchem Karl Gustav auf alle bisherigen Rechte und Ansprüche von Seiten Schwedens verzichtete, förmlich ausgesprochen wurde. Gemeinsam führten die beiden Fürsten nunmehr den Krieg in Polen fort; jedoch ohne bedeutenden Erfolg, und von Seiten des Kurfürsten blieb stets die Neigung zum Frieden sichtbar. Allein Karl Gustav hatte Eroberungsplane, die er nicht sobald aufzugeben dachte, und die Besorgnisse, welche sein Ehrgeiz weckte, riefen ihm neue Gegner in's Feld. Vergebens bemühte sich der Kurfürst, die größere Verbreitung des Krieges abzuwenden, Friedrich der Dritte, König von Dänemark, Leopold, König von Ungarn, der sodann deutscher Kaiser wurde, und Alexei, Zar von Rußland, griffen gegen Schweden zu den Waffen. Karl Gustav nahm schnell seinen Entschluß, und wandte mit Ungestüm seine ganze Macht zunächst gegen Dänemark. Hiedurch aber gab er Polen und Preußen völlig preis, und überließ dem Kurfürsten, sich wie

irgend möglich aus der Verwickelung zu ziehen. Dieser, unfähig, mit eigener Kraft allein so großem Andrange zu widerstehen, auch gar nicht gesonnen, die Waffen gegen den Kaiser zu führen, schloß unter Zustimmung seines Verbündeten am 19. September 1657 durch den Vertrag von Welau mit Polen einen vorläufigen Frieden, in dessen Folge ihm auch von dieser Seite die völlige Oberherrlichkeit in Preußen zugestanden und anerkannt wurde. Allein der Kurfürst sah die Gefahr zwischen den kriegführenden Mächten vereinzelt dazustehen, und fühlte die Nothwendigkeit, als Verbündeter auf der einen oder der anderen Seite mitzuwirken. Dem Zuge der Begebenheiten folgend schloß er demnach ein neues Bündniß mit dem Könige von Polen, dem deutschen Kaiser und dem Könige von Dänemark, nicht ohne Hoffnung, daß schon das Auftreten eines solchen Machtvereins den König von Schweden ohne Schwertstreich zu gemäßigten Friedensbedingungen bewegen würde.

Schon im Jahre 1656, durch eine Verordnung aus Labiau vom 3. November, hatte der Kurfürst die Befehlführung derjenigen Truppen, welche bis dahin unter dem Generallieutenant Grafen von Waldeck gestanden, einstweilen, und bis ein hoher General dorthin gestellt würde, Derfflinger'n übertragen, und allen Offizieren den Gehorsam gegen seine Verfügungen eingeschärft. Sein Verdienst und seine Brauchbarkeit machten ihn aber so wichtig, daß der Kurfürst nicht daran dachte, ihn durch Berufung eines anderen Generals aus dieser Stelle zu verdrängen. Vielmehr wurde Derfflinger gleich im folgenden Jahre durch eine aus Königsberg am 11. Juni 1657 erlassene Bestallung, mit großer Anerkennung seiner Dienste und Fähigkeiten zum Generallieutenant der Reiterei ernannt, und auf's neue alles bestätigt, was er sich abermals an bedeutenden Vortheilen und Rechten sorgfältig ausbedungen hatte, besonders in Betreff des Ranges, der Befehlführung und des künftigen Aufsteigens in höhere Stellen, worin er sich niemanden wollte vorziehen lassen. Sparr und Waldeck waren die Vorbilder, welche zum Maßstabe dienen mußten. Ferner verschrieb ihm der Kurfürst die Kommandantschaft der Festung Spandau, sobald

sie erledigt sein würde, mit den dieser Stelle angehörigen Einkünften. Nachträglich wurde er unter dem 20. Juni 1657 auch zum Geheimen Kriegsrath, das heißt, nach damaliger Bedeutung, zum Vorstande der gesammten Angelegenheiten des Kriegswesens bestellt.

Karl Gustav brach mit starker Heeresmacht in Dänemark ein, ging über das Eis nach den Inseln Fühnen und Seeland, und zwang die Dänen im Februar 1658 zu dem Frieden von Rothschild. Nach wenigen Monaten aber, als Dänemark den Frieden nicht rasch genug zu erfüllen schien, führte er schnell seine Truppen zum zweitenmal nach Seeland, und griff unvermuthet Kopenhagen an. Seine Eroberungsabsichten schienen für alle Nachbarstaaten, auch insbesondere für Brandenburg gefährlich. Der Kaiser, der König von Polen und der Kurfürst Friedrich Wilhelm eilten daher dem Könige von Dänemark mit vereinigter Heeresmacht zu Hülfe, die Holländer mit einer Flotte, durch deren Beistand er sich in seiner Hauptstadt tapfer vertheidigte. Der Kurfürst erhielt den Oberbefehl über die verbündeten Truppen, und ging mit beträchtlicher Reiterei, worunter 3000 Kaiserliche Kürassiere, durch Mecklenburg voraus, indem das Heer, über 24,000 Mann stark, langsam nachfolgte. In seiner Begleitung werden die Generale von Sparr, Derfflinger, Fürst Johann Georg von Anhalt Dessau, von der Golz, von Quast und von Pfuel namentlich angeführt. Er vertrieb die Schweden aus Holstein, legte Besatzungen nach Gottorp und Tönningen, ging dann vollends über die Eider, und ließ seine Truppen ihre Winterquartiere in Jütland nehmen. Derfflinger wurde zur Belohnung seines tapferen Verhaltens im August dieses Jahres 1658 zum Generalfeldzeugmeister befördert, und dies durch ein Patent vom 18. August aus Köln an der Spree allen Truppen bekannt gemacht mit der ernstlichen Weisung, allen seinen Anordnungen ohne einzige Widerrede schuldigen Gehorsam zu leisten.

Im folgenden Jahre 1659 waren die verbündeten Waffen gleichfalls im Vortheil, doch mißlang ein Versuch gegen die Insel Fühnen, und nur die kleine Insel Fennöe wurde ge=

nommen. Während in Dänemark die Hauptmacht der Krieg-führenden beschäftigt war, wurde auch in Preußen gefochten, und ein neuer Schauplatz eröffnete sich dem Kampfe in Pommern, wohin der Kaiser, gegen den Wunsch des Kurfürsten, der ungern den Krieg an seine verletzbarste Gränze ziehen sah, noch ein besonderes Heer von 14,000 Mann unter den Generalen Graf des Souches und Graf Richard von Starhemberg aus Schlesien vorrücken ließ, an welche sich unter dem General Grafen von Dohna 2000 Mann brandenburgischer Fußvölker anschlossen. Greiffenhagen und Damm, Kamin und Wollin wurden den Schweden entrissen, und darauf die Belagerung von Stettin unternommen. Was der Kurfürst gefürchtet hatte, geschah; der König von Schweden sandte eine beträchtliche Truppenmacht unter Karl Gustav von Wrangel von Fühnen nach Stralsund, um dem neuen Angriffe zu begegnen. Nun mußte auch Friedrich Wilhelm mit einem Theile seiner Truppen eiligst aus Jütland aufbrechen, um seine Länder nicht unvertheidigt zu lassen, und so wandte sich die Stärke des Kriegs immer mehr und mehr nach Pommern. Der Kurfürst eroberte auf seinem Zuge die Schanze von Warnemünde bei Rostock, erzwang den Paß und das Schloß bei Tribbesees, drang hierauf in Pommern ein, schlug die Schweden in einem heftigen Scharmützel bei Stralsund, und sah sich bald im Besitze von Damgarten, Loitz und Demmin. Ein Unternehmen gegen Greifswalde scheiterte jedoch, und Wrangel nahm durch Ueberfall die Insel Usedom, von wo er die Oder hinauf 1000 Mann Fußvolk und 600 Reiter nach Stettin sandte, durch welche Verstärkung der tapfere Befehlshaber Paul Würz in Stand gesetzt wurde, die Kaiserlichen zur Aufhebung der sechswöchentlichen Belagerung zu zwingen. Während hier Gewinn und Nachtheil der Streitenden sich ziemlich die Wage hielten, erfolgte auf einer anderen Seite unvermuthet ein entscheidendes Ereigniß. Die Verbündeten hatten ihre Landung auf Fühnen bei wiederholtem Versuche glücklich bewerkstelligt, und erfochten am 14. November in der Schlacht von Nyborg über die Schweden einen vollständigen Sieg, an welchem die brandenburgischen Regimenter unter dem General von Quast, welcher den

rechten Flügel der Schlachtordnung befehligte, den wirksamsten Antheil hatten. Man bezog hierauf die Winterquartiere, und sah mit dem Frühjahr neuen Ereignissen entgegen, als durch den unvermutheten Tod Karl Gustav's am 12. Februar 1660 die unter französischer Vermittelung schon begonnenen Friedensverhandlungen neue Aussicht gewannen, und am 1. Mai zu Oliva zwischen Polen und Schweden durch einen Vertrag, worin auch Friedrich Wilhelm's Oberherrlichkeit in Preußen von beiden Theilen neu bestätigt wurde, glücklich zum Schlusse kamen. Aus dem Kampfe, welchen der Kurfürst in solch schwierigen Verwickelungen so geistesmuthig als heldenkräftig zu bestehen gewußt, ging der eigentliche Kern der künftigen freien Größe des preußischen Staates hervor. Bisher war Friedrich Wilhelm, gleich seinen Vorfahren, mit seinen Staaten nur belehnt, in Deutschland von Kaiser und Reich, in Preußen von Polen oder Schweden. Der Fürst aber, der in einem Theile seiner Staaten nun selbstherrlich geworden, mußte die Wirkung dieses neuen Verhältnisses bald auch in dem Ganzen wiederfinden, und je weniger das deutsche Reich in seiner mangelhaften Verfassung dem Zweck eines ächten Bundeskörpers genügte, desto stärker mußte die Kraft der einzelnen Glieder sich ablösen und in Selbstgestaltung entwickeln.

Die ganze Folge dieser thatenreichen Begebenheiten erhob den Ruhm und das Ansehen des brandenburgischen Heeres, ohne aus dessen Reihen die Namen einzelner Anführer neben dem Feldherrnglanze des Kurfürsten selbst besonders emporhalten zu können. Wir finden auch Derfflinger nur eben genannt; einem abgesonderten Truppentheile hat er in diesen Feldzügen schwerlich vorgestanden; ihm war in der unmittelbaren Nähe um den Kurfürsten und in dessen persönlichem Vertrauen ein anderer Antheil an den Ereignissen beschieden, dessen Werth und Verdienst in die Wirksamkeit höherer Leitung unpersönlich übergeht, sich mit derselben unzertrennlich verflößt, und nur von dem eingeweihten Kenner vollkommen gewürdigt werden mag. Als dieser würdigende Kenner muß hier vor Allen der Kurfürst erscheinen, und daß er inmitten des Kriegslaufes Derfflinger'n zum Feldzeugmeister beförderte,

ist zwar der einzige, aber auch ein entscheidender Umstand, in welchem der Ruhm unseres Helden während dieser Feldzüge namentlich hervorleuchtet.

Nach dem Frieden von Oliva genoß Brandenburg zwölf Jahre fast ungestörter Ruhe. Der Kurfürst wurde durch weise Sorgfalt und kluge Thätigkeit im Frieden wiederum der väterliche Pfleger seines Landes, wie er im Kriege dessen Vertheidiger gewesen. Alles gedieh und blühte in dieser glücklichen Zeit seiner Regierung. Das Kriegswesen wurde dabei nicht außer Acht gelassen, er behielt eine gute Anzahl von Truppen in wohlgerüstetem Stande unter Waffen; auch die wirkliche Uebung des Krieges fehlte in dieser Zeit nicht ganz; denn einige tausend Brandenburger zogen dem Kaiser Leopold und dem Könige Michael von Polen gegen die Türken als Hülfsvölker zu. Derfflinger's Thätigkeit fand in den vielfachen Anordnungen, deren ein gerüsteter Zustand unaufhörlich bedarf, ein weites Feld; er hielt eine ansehnliche Kriegskanzlei zur Betreibung der gewöhnlichen Geschäfte; das Vertrauen, dessen ihn der Kurfürst unausgesetzt würdigte, gab seiner Stimme in allen außerordentlichen Angelegenheiten ein bedeutendes Gewicht. Neben den Staats- und Amtsarbeiten hatte Derfflinger auch in seinen häuslichen Verhältnissen während dieser Zeit vielfache Anregung. Seine Gattin starb, und hinterließ ihm eine Tochter und den Besitz ansehnlicher Rittergüter. Er verheirathete sich im Jahre 1662 zum zweitenmale, mit einem Fräulein von Beeren, aus einem gleichfalls altadeligen, aber wenig bemittelten märkischen Geschlecht; Neigung und Wohlgefallen waren hier ausschließlicher, als bei der ersten Vermählung vielleicht scheinen konnte, die Bestimmungsgründe seiner Wahl. In dieser, wie in der früheren Ehe, genoß er ein ungestörtes Familienglück. Der Verwaltung, Benutzung und Verschönerung seiner Güter widmete er die thätigste Fürsorge; er unternahm auf denselben weitläufige Anlagen und große Bauten. Im Jahre 1666 feierte er auf Gusow, seinem aus der Familie von Schaplow ererbten Hauptgute, den Antritt seines sechzigsten Lebensjahres, und erbaute daselbst, zum Gedächtniß einer so glücklich zurückgelegten Laufbahn, eine stattliche Kirche; in dieser

bestimmte er auch, des Todes gern eingedenk, seine künftige Grabstätte, von der ihn jedoch ein reiches und rüstiges Leben noch lange trennen sollte! Auf demselben Gute, seinem Lieblingsaufenthalte, legte er die schönsten Gärten an, welche bis in später Zeit die Bewunderung der Besuchenden waren. In dieser Neigung für Anpflanzungen und Gartenbau, worin der Kurfürst den Großen seines Hofes mit ermunterndem Beispiel voranging, zeigte Derfflinger so lebhaften Eifer, als einsichtsvollen Geschmack, und durfte sich dabei der Vortheile erfreuen, welche der Kurfürst durch Mittheilung von Sämereien und jungen Pflanzen, die er, zum Theil durch seine Gesandtschaften, aus Holland, Frankreich, England und Italien kommen ließ, seinen Umgebungen begünstigend zuwandte. Noch vor Ausgang der Friedensruhe, am 18. Februar 1670 erhielt Derfflinger, in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um das Heer, die höchste Würde in demselben, er wurde zum Feldmarschall ernannt, und blieb seitdem als der Nächste nach dem Kurfürsten dem gesammten Kriegswesen leitend vorgesetzt. Unter den brandenburgischen Regimentern gehörten drei, von dreierlei Waffengattung, Reiterei, Fußvolk und Dragoner, ihm als Inhaber namentlich an, eine Auszeichnung der Ehre und des Vertrauens, die in solcher Art sich selten wiederholt finden mag.

Ludwig der Vierzehnte war durch die kraftvolle Gegenwirkung der Holländer und Engländer, welche seinen Eroberungsabsichten auf die spanischen Niederlande ein Ziel setzte, zu dem Frieden von Aachen genöthigt worden. Er sann seitdem einzig auf Rache gegen die Holländer. Zu diesem Zwecke verband er sich mit Karl dem Zweiten von England, der seinem Volke zuwider diese Verbindung einging, und suchte auch den Kurfürsten von Brandenburg durch lockende Anerbieten zur Theilnahme zu bewegen. Doch sein Gesandter, der Fürst von Fürstenberg, fand in Berlin mit seinen Vorschlägen kein Gehör. Friedrich Wilhelm durch Bande des Bluts und der Freundschaft mit dem Hause Oranien, durch Staatsrücksicht mit der holländischen Republik fest verknüpft, wagte dem gewaltigen Könige von Frankreich zu widerstehen. Ihn schreckte nicht, daß der Kur=

fürst von Köln und der kriegerische Fürstbischof von Münster, Bernhard von Galen, die sich mit ihm noch kurz vorher zum Schutze Hollands verbündet, plötzlich auf die Gegenseite traten, und Frankreichs Verbündete wurden. Schon hatte Ludwig der Vierzehnte im Mai des Jahres 1672 die Republik zu Wasser und zu Lande angegriffen, mit seinen Truppen, in reißenden Fortschritten einen großen Theil der holländischen Provinzen überschwemmt, und Amsterdam selbst in dringende Gefahr gebracht; schon mußte diese Stadt und mit ihr die ganze Republik verloren scheinen, als in dieser äußersten Noth der Kurfürst von Brandenburg großmüthig ihr Retter ward. Ganz Europa lag noch erschreckt in dumpfer Betäubung ob des raschen französischen Einbruchs, als Friedrich Wilhelm im Juni des genannten Jahres mit Holland ein Bündniß abschloß, und gegen Ludwig sogleich die Waffen ergriff. Diese That allein schon verdiente dem Kurfürsten den Namen des Großen; Entschluß wie Ausführung zeigten den Heldenfürsten; für das Recht und für die Freiheit trat er unverzagt an der Spitze von 20,000 Mann in den Kampf gegen Ludwig's ungeheure Macht. Seinem Beispiele folgten darauf die Herzoge von Braunschweig und der Landgraf von Hessen-Kassel; ihre Truppen, verstärkt durch 10,000 Kaiserliche unter dem berühmten Feldherrn Montecuculi, stießen bei Halberstadt mit den Brandenburgern zusammen, und das vereinigte Heer rückte nach Westphalen.

Der Kurfürst selbst führte den Oberbefehl; sein Schwager, der Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, welcher mit Derfflinger fast gleichzeitig, nur einige Wochen früher, Feldmarschall geworden war, sollte die zweite Stelle, Derfflinger aber nur die dritte einnehmen. Dieser jedoch sah in dieser Zurücksetzung einen Bruch der Bedingungen, unter denen er sich dem Kurfürsten zu dienen verpflichtet hatte, und erklärte, lieber nehme er den Abschied, als daß er sich solcherlei gefallen ließe. Der Kurfürst erwiederte auf diesen Trotz, daß er von der getroffenen Anordnung nicht abgehen wolle, und ließ Derfflinger'n wissen, daß er entlassen sei. Dies mag der alte störrische Kriegsmann wohl nicht erwartet haben, und obgleich er nicht nachgab, so richtete er doch in

weicherer Stimmung an den Kurfürsten folgendes Schreiben: „Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Herr! Nachdem ich Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit nunmehro eine geraume und lange Zeit mit unterthänigster Treue und Fleiß gedienet, so kann ich wohl mit Gott und meinem Gewissen bezeugen, daß ich niemalen einen andern Vorsatz gehabt, als darinnen beständig zu kontinuiren, oder vor Ihro Kurfürstliche Durchlauchtigkeit und dero hohen Kurhauses Wohlergehen mit Freuden zu sterben; Als aber Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit Staat erfordert, mich gestern durch Dero Geheimbten Räthe, den Herrn von Schwerin und Herrn von Somnitz, mir meinen Abscheid und Erlassung zu ertheilen, so danke ich davor zum unterthänigsten, und gleichwie ich hoffe, ich werde mich jederzeit meiner Dienste so verhalten haben, daß Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit ein gnädiges Wohlgefallen darob jedesmal empfunden, so wünsche ich von dem höchsten Gott, Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit, Dero herzvielgeliebten Gemahlin, Kur- und Fürstlichen Prinzen und Prinzessinnen, alles gesegnetes Kur- und Fürstliches Wohlergehen, glücklichen Succeß Dero Waffen, und daß solcher Sie zum Schrecken aller Ihrer Feinde machen, und, nach glücklichem erhaltenen Sieg, Sie in großer Ruhe viele und lange Jahre wolle hinbringen lassen; Nehme, um Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit mit meiner persönlichen Gegenwart nicht mißfällig zu sein, hiemit meinen unterthänigsten Abscheid, danke vor alle mir erwiesene Kurfürstliche Gnade, rekommandire mich in derselben zum gehorsamsten, und versichere, so lange mir Gott das Leben gönnet, zu sein Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit unterthänigster und gehorsamster Diener Georg Derfflinger. Köln an der Spree, den 10. Juli 1672.“ Allein auch der Kurfürst mag nicht erwartet haben, daß Derfflinger solchen Ernst machen würde, und hiedurch gereizt und unmuthig gab er plötzlich der Sache eine herbere Wendung, indem er ihm durch den Minister Otto Freiherrn von Schwerin nachstehende strenge Weisung geben ließ: „Obzwar Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit, unser gnädigster Herr, noch immerhin das gnädigste Vertrauen zu Dero Geheimen Kriegesrath und General-Feld-

marschallen Georg Derfflinger getragen, er würde sich nicht entzogen haben, bei dem bevorstehenden Feldzuge seine Funktion und Charge als Feldmarschall zu exerziren, zumalen Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit demselben einige Jahre her so große Gnade und Wohlthaten erwiesen und ihn von der Obristen-Charge zu der höchsten militairischen Bedienung und Feldmarschalls-Stelle aus gnädigster Konfidence befördert, auch ihme durch Dero Geheime Räthe in allen seinen unterthänigsten desideriis solche gnädigste Satisfaktion und Erklärung ertheilen lassen, daß er damit billig vergnügt sein, und weiter in Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit nicht dringen sollen; so vernehmen doch Seine Höchstgedachte Kurfürstliche Durchlauchtigkeit nicht ohne sonderbares Mißfallen, daß er, aller ihm gethanen Remonstrationen ungeachtet, unterm Prätext, daß Dero Fürstlich lieber Vetter, Schwager und Gevatter, des Fürsten zu Anhalt Durchlaucht, auch mit der Armee gehen werden, zurückbleiben, die Kurfürstlichen Dienste quittiren, auch von solchem seinem Fürnehmen durch keinerlei Weise sich divertiren lassen wolle; Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit hätten sich dessen desto weniger zu ihme versehen, weilen es anjetzo eben Gelegenheit gegeben, seine Kriegsexperience zu Beförderung Dero Dienste in der That und wirklich zu erweisen, und der Marsch der Kurfürstlichen Armee so nahe ist, deßwegen dann auch Seine Kurfürstliche Durchlaucht seine Bezeigung nicht anders als einen Ungehorsam aufnehmen können, und wohl Ursach gehabt hätten, solchen zu ahnden, welches Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit noch zur Zeit dahin gestellet sein lassen, und demselben inmittelst hiermit ernstlich anbefehlen, daß er bis zu Dero ferneren Verordnung auf seinen Gütern oder sonsten hier im Lande bleiben und sich daraus an andere Oerter bei Verlust derselben und anderer Arbitrarstrafe nicht wegbegeben solle. Wornach er sich unterthänigst zu achten. Köln an der Spree, den 18. Juli 1672. Otto Freiherr von Schwerin."

Doch Derfflinger, im Gefühle seines Rechts und seiner Stärke, war hiedurch keineswegs zum Schweigen gebracht. Er schrieb nochmals an den Kurfürsten, und legte seine Sache

in so ehrerbietiger als nachdrücklicher Weise umständlich dar. Sein Schreiben ist aus Gusow vom 27. Juli 1672 und lautet wie folgt: „Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Herr! Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit verbleibe ich lebenslang ein getreuester unterthänigster Diener, und hoffe, Dieselbe werde mit der mir zu jeder Zeit erzeigten Gnaden Augen anblicken, was ich itzo hierdurch vor Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit hohen Thron darnieder lege. Gnädigster Herr! So jemalen eine unglückliche Stunde durch meinen geführten Lebenslauf mir zugestoßen, ist es gewiß diejenige gewesen, da Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit letzteres Reskript vom 18. Juli 1672 mir durch einen Trabanten insinuiret worden. Ich erkenne billig mit unterthänigstem hohen Dank, daß Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit eine so gnädige Reflexion auf mich genommen, und zur Bedienung Dero höchsten militairischen Charge erhoben haben: Sehr tief aber gehet es mir zu Herzen, daß Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit die wahre Ursache meines genommenen Abscheides für einen Prätext achten, und in höchsten Ungnaden annehmen, daß ich Dero Dienste quittire, da ich zu Beförderung derselben meine Kriegsexperience zu erweisen Gelegenheit nehmen können; dannenhero auch Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit meine, wiewohl Dero getreuesten Vasalli, übrige Lebenszeit also umschränket, daß ich bei Verlust meiner Güter und anderer Arbitrarstrafe darauf verbleiben, oder sonsten im Lande mich aufhalten solle. Nun nehme ich mein deßhalb freudiges Gewissen zum Zeugen, daß ich den geringsten Prätext bei meiner Abdankung im Herzen nicht gehabt, sondern derselbe seine wahrhafte Ursach daher genommen, daß, wie mit Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit ich bei Annehmung des Feldmarschallamts kapituliret, mir, wie zuvor, als auch damals, gnädigst versprochen worden, von keinem Andern, denn Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit selbsten, zu dependiren, und außer Derselben ein absolut Kommando bei Dero Armee zu führen: auf welches ich, von Anfang meiner Kapitulation bis auf die letzte Stunde meines genommenen und erhaltenen Abscheids, bestanden. Da aber Seine Durchlaucht der Fürst von Anhalt ein Oberkommando

über mich prätendiret, ja, wie ich es beweisen kann, sich öffentlich verlauten lassen: Wir beide dienten nicht zusammen, es müßte einer von dem andern weg: so habe ich endlich solches streitiges Kommando, dadurch Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit ganze Armee wohl leiden können, zu vermeiden mich überwunden, und da Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit geändert, was ich von Anfang und allewege bedungen, endlich kein ander Mittel, als meinen unterthänigsten Abscheid zu nehmen, erdenken können. Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit aber werden verhoffentlich mir dieses Zeugniß ertheilen, daß, wie von mir niemalen geschehen, also auch in keiner Occasion Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit Dienste anzutreten ich gescheuet, bin auch noch des unterthänigsten, ehrlichen Anerbietens, so Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit geruhen möchten, wie bedungenermaßen, außer Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit hohen Person, das Oberkommando über deren Armee anzuvertrauen, selbiges noch diese Stunde zu vertreten, und mein Gut und Blut, wie einem ehrlichen Diener anstehet, bei Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit und Dero ganzem hohem Hause freudigst aufzusetzen und zu vergießen. Und bei diesem meinem unterthänigsten Anerbieten hoffe von Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit ich auch zu erbitten, daß, wann solchergestalt Denselben meine Dienste nicht anstünden, Sie mir auf meinen Gütern zu verbleiben nicht anbefehlen werden. Ich muß dafür halten, daß Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit zu dieser ungnädigsten Verordnung veranlasset sei, weil von mir ausgesprenget worden, ob hätte ich allbereit vor meinem genommenen Abscheid viele Monat mich um anderer Herren Dienste beworben: Ja, wenn Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit mein Herz und Gemüth nicht anders kenneten, müßt' ich glauben, daß diese Beschuldigung einigen Beifall bei Derselben gefunden hätte: Allein, wieweit ich davon entfernet, weiß der allwissende Herzenskündiger aller Menschen, bitte auch Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit um Gottes willen, Sie wollen von mir altem und ehrlichem Manne nicht einen so unehrlichen Sinn präsumiren. Durch mein ganzes Leben habe ich nach Treu und Redlichkeit gestrebet, fälle mir auch

selbst das Urtheil, wenn mir dergleichen wahrhaftiglich könnte beigebracht werden, daß ich nicht würdig gewesen, eine Stunde Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit Diener zu sein. Hiergegen halte ich sicherlich davor, daß bei Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit dieses ein vergalletes boshaft verläumderisches Herz von mir ausgeschüttet habe. Und jedermänniglich, vornehmlich aber Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit zu erzeigen, wie gänzlich ich von dieser Verläumdung befreiet, so bitte ich Dieselbe gehorsamst, Sie wolle mir erlauben, unter einem von Dero hohen alliirten Herren, den Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit gnädigst belieben möchten, im Fall meine vorgesuchte Bedingung nicht kann erfüllet werden, mir anstehende Kondition zu suchen, da Deroselben meine unterthänigste Dienste dennoch zu erzeigen ich alle Gelegenheit suchen will: So auch Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit gnädigst geruhen, und Selber meine wenige Person rekommandiren wollte, hätte ich es für eine hohe Kurfürstliche Gnade zu achten, denn ich nimmer nachlassen werde, gegen Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit hohem Hause mich als einen getreuesten und unterthänigsten Diener zu erzeigen. Der ich je und allewege in unverrückter Beständigkeit bin und verbleibe Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit unterthänigst gehorsamster Diener unde Knecht Georg Derfflinger." Die Unterschrift und die ihr nächstvorhergehenden fünf Worte sind von ihm selbst, alles übrige von einer Schreiberhand.

Diese Vorstellung milderte in der That den Sinn des Kurfürsten, wie aus nachfolgendem Schreiben erhellt, welches aus Köln an der Spree unter dem 31. Juli 1672 an Derfflinger erlassen und von dem Freiherrn Otto von Schwerin gezeichnet war: „Friedrich Wilhelm u. s. w. Uns ist Euer unterthänigstes Antwortschreiben vom 27. Juli wohl eingeliefert worden, und weil wir daraus wahrgenommen, daß Ihr Lust und Belieben traget, in anderer Potentaten Kriegsdienste Euch zu begeben; so können wir solches zwar, im Fall es nur solche Potentaten sein, womit wir in Freundschaft leben, wohl geschehen lassen, sein auch gnädigst geneigt, dafern Ihr bei Ihrer Kaiserlichen Majestät oder denen Herren Staaten der Vereinigten Niederlande Dienste zu

suchen und anzunehmen gemeinet, Euch zu solchem End mit unsern Rekommandationsschreiben zu Statten zu kommen. Daß wir Euch aber befohlen, im Lande und auf Euren Gütern zu bleiben, solches ist deßwegen geschehen, weil man uns benachrichtigt, daß Ihr Euch vernehmen lassen, Ihr wollet sofort in fremder und auswärtiger Potentaten Dienste treten, womit wir dann auch nunmehr auf obige Maß gnädigst zufrieden sein."

Der Kurfürst reiste nach Westphalen ab, stellte sich an die Spitze der dort vereinigten Kriegsvölker, und rückte gegen den Niederrhein. Auf die Nachricht von diesem Anzuge verließ der französische Feldherr Turenne sogleich Holland, und eilte mit 30,000 Mann dem Kurfürsten entgegen. Dieser wollte eine Schlacht liefern, allein Montecuculi hatte geheime Weisung von seinem Hofe, den Ausbruch der Feindseligkeiten noch zu verzögern, und mußte wider sein eigenes Gefühl den Kurfürsten durch allerlei Ausflucht in seinem Vorhaben hindern. Die Heere zogen hierauf an den Mittelrhein, Turenne ging bei Andernach auf das linke Ufer zurück, und der Kurfürst machte alle Anstalt ihm dahin zu folgen, als Montecuculi sich offen widersetzte, und geradezu erklärte, die Kaiserlichen hätten Befehl, nicht weiter vorzugehen. Ohne bedeutendes Ereigniß endigte so der Feldzug, und die Brandenburger nahmen in Westphalen ihre Winterquartiere.

Der Kurfürst mag im Laufe dieser Kriegsereignisse den alten erprobten Feldherrn oft an seine Seite gewünscht, den Rath und die Entschlossenheit desselben in mancher Gelegenheit vermißt haben. Er ließ neue Unterhandlungen mit ihm anknüpfen, und beauftragte zuletzt die beiden Minister Friedrich von Jena und Franz Meinders, den Wiedereintritt Derfflinger's in sein früheres Dienstverhältniß auf jede Weise zu bewirken. Sie hatten große Mühe, den störrischen Kriegsmann zu behandeln, der zwar ebenfalls lebhaft wieder zu dienen wünschte, aber nur unter so vortheilhaften Bedingungen, daß kaum ein Erfolg zu hoffen war. Vergebens bemühten sich die erwähnten Männer, seine hochgespannten Forderungen herabzustimmen, er gab durchaus in keiner nach, und verlangte außer allen den Vorzügen und Rechten, welche dem

Feldmarschall von Sparr einst waren zugestanden worden, noch höhere Geldbewilligungen. Der Kurfürst, welcher ihn wiederhaben wollte, mußte in allen Stücken nachgeben, und ließ die neue Bestallung, welche statt einer Kapitulation diente, in Potsdam unter dem 15. Mai 1673 ganz nach Derfflinger's Begehren ausfertigen. Die frühere Befehlsmacht wurde ihm in bestimmteren Ausdrücken nur unbestreitbarer beigelegt, seine persönlichen Rechte besonders in Kriegszeiten noch mehr ausgedehnt, sein Gehalt im Felde auf 800 Thaler monatlich festgesetzt, im Frieden aber auf 300 Thaler, und daneben noch andere sowohl herkömmliche als außergewöhnliche Nutzungen. Der Kurfürst versprach, die drei Regimenter, welchen Derfflinger als Inhaber vorstand, und von denen er großes Einkommen hatte, auch im Frieden vor anderen beizubehalten; ferner keine Ungnade auf den Feldmarschall zu werfen, ohne ihn vorher gehört zu haben; und sogar, im Fall er vor dem Feind Unglück erlitte und die Kurfürstlichen Truppen („welches der Höchste in Gnaden abwenden wolle") geschlagen würden, deßhalben ihm keinen Vorwurf zu machen, sondern es solle also angenommen werden, als wenn ein solcher Unglücksfall in des Kurfürsten Gegenwart vorgegangen und das Kriegsgeschick es also mit sich gebracht hätte.

Kaum war Derfflinger auf diese Bedingungen wieder an der Spitze des brandenburgischen Heeres, als der Feldzug des Jahres 1673 begann. Die Franzosen rückten unvermuthet aus ihren Winterquartieren hervor, Turenne kam bei Wesel wieder über den Rhein, und griff den Kurfürsten in seinen westphälischen Ländern an. Dieser war gleich wieder bereit, ihm eine Schlacht zu liefern, doch eben so vergeblich, wie vorher; die Kaiserlichen, erklärte der General Bournonville, der nach Montecuculi's Abgang den Befehl führte, würden an derselben keinen Theil nehmen. Unter solch mißlichen Umständen, von dem Kaiserlichen Hofe gehemmt, von den Holländern nicht mit den versprochenen Hülfsgeldern unterstützt, und für sich allein nicht stark genug, Frankreichs ganze Macht im Felde zu bestehen, sah sich der Kurfürst genöthigt, am 6. Juni 1673 zu Vossem, einem Dorfe bei Löwen,

seinen Frieden abzuschließen. Er versprach, keine Feindseligkeiten weiter zu begehen, so lange nicht das deutsche Reich angegriffen würde. Die brandenburgischen Truppen wurden hierauf noch in Westphalen sogleich auf den Friedensfuß gesetzt, und auch Derfflinger's Reiterregiment zu Lippstadt von 1000 Pferden auf 600 vermindert.

Der Kurfürst, unwillig über den Mangel von Aufrichtigkeit und Zusammenhang in den politischen Leitungen, durch welche seine Kriegsthaten fast immer gehemmt und vereitelt wurden, war jedoch mit den treuen und eifrigen Diensten seines Feldmarschalls auch im Laufe dieses unerfreulichen Feldzuges so wohlzufrieden, daß er, ohne Zweifel hierin Derfflinger's eigenem Wunsche folgend, für ihn vom Kaiser die Würde eines Reichsfreiherrn erbat, „in Erwägung, daß derselbe von Jugend auf Profession von einem Soldaten gemacht, und von der geringsten bis zu der höchsten Staffel der Ehren durch eigene Meriten und rühmliches Verhalten gestiegen.“ Der Kaiser Leopold bewilligte diese Gunst, und erhob Derfflinger'n, der bisher auch als Feldmarschall nur bürgerlichen Namen geführt, in den Reichsfreiherrnstand. Das Kaiserliche Diplom wurde am 10. März 1674 zu Wien ausgefertigt; das darin aufgenommene Wappen stellte mit einigem Zusatze ganz dasselbe dar, welches Derfflinger schon seither in seinem Siegel geführt hatte, nämlich das der alten schlesischen, jetzt ausgestorbenen Familie von Dorffinger, von deren Seite kein Einspruch dawider kund geworden.

Noch war kein Jahr seit dem Frieden von Vossem abgelaufen, als Ludwig der Vierzehnte durch verheerenden Einfall in die Pfalz das deutsche Reich angriff, und den Kurfürsten, der mit dem Kaiser, mit Spanien und Holland noch immer verbündet war, dadurch nach Pflicht und Neigung auf's neue zur Ergreifung der Waffen zwang. Friedrich Wilhelm rief die abgedankten Truppen zu den Fahnen zurück, und mit größter Schnelligkeit stand er gerüstet. Ehe die Feindseligkeiten zum Ausbruche kamen, waren jedoch manche Verhältnisse mit den Bundesgenossen genauer zu verabreden, und hierzu große diplomatische Thätigkeit erforderlich.

Derfflinger hatte bisher im Kriege und im Frieden so große und zuverlässige Brauchbarkeit entfaltet, daß ihm der Kurfürst ohne Bedenken jetzt eine wichtige Sendung anvertraute, die einer kraftvollen Persönlichkeit bedurfte. Der Kurfürst dachte nämlich 20,000 Mann in's Feld zu stellen, die Holländer aber, um geringere Hülfsgelder zahlen zu dürfen, wollten jene Zahl auf 14,000 Mann herabdingen; sie hatten auch von Dänemark und von Braunschweig Truppen in Sold zu nehmen, und zogen mehrfach zusammengesetzte der einen bedeutenden Hülfsmacht vor; der Kaiserliche Hof wünschte ebenfalls aus geheimer Eifersucht die brandenburgischen Truppen minder zahlreich. Der klevische Vicekanzler Romswinkel, brandenburgischer Abgeordneter im Haag, und der holländische Gesandte in Berlin, van Achtienhoven, hatten vergebens an beiden Orten diese Sache bisher mit Lebhaftigkeit verhandelt. Um diese Schwierigkeiten und Anstände wegen der Zahl und Eintheilung, sodann wegen der Befehlführung, Ausrüstung und Verpflegung der verbündeten Truppen schnell und entscheidend aus dem Wege zu räumen, wurde Derfflinger im April 1674 vom Kurfürsten an den Statthalter Prinzen Wilhelm von Oranien nach dem Haag gesandt. Er hatte Befehl, ganz geheim und lediglich mit dem Prinzen zu verhandeln, und die Sache zu schneller Entscheidung zu bringen; denn der Kurfürst wollte über sein Verhältniß nicht länger in Zweifel sein. Derfflinger sollte dem Prinzen vorstellen, wie nöthig es sei, den gemeinsamen Feind mit allem Nachdruck zu bekämpfen, wie nachtheilig und ungerecht, den Kurfürsten auf eine geringere Truppenzahl zu beschränken, als er bereits im vorigen Kriege geführt, wie unmöglich aber, dieselben auf eigene Kosten zu unterhalten, da seine westphälischen Länder vom Feinde verwüstet, und seine Geldmittel durch einen Aufwand von anderthalb Millionen Thaler erschöpft worden, die er früher rücksichtslos geopfert, um nur sein Heer stets in schlagfertiger Bereitschaft zu erhalten. Da man gern eine Depesche von Derfflinger lesen wird, so theilen wir von zweien in seinem handschriftlichen Entwurfe vorgefundenen die zweite mit, welche, nur in der Rechtschreibung etwas nachgebessert, also lautet:

„Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Kurfürst und Herr! Ew. Kurfürstliche Durchlaucht werden aus meinem unterthänigen vorigen Schreiben ersehen haben meine Anherokunft, nun berichte ich ferner unterthänig, daß ich am vergangenen Dienstag bei Seiner Hoheit dem Prinzen gar ingeheim habe Audienz gehabt, da ich denn alles, was mir anbefohlen, auf das beste habe vorgetragen, da denn gedachter Prinz mir zur Antwort gabe, er wünsche von Herzen Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht einige Dienste zu erweisen, ich möchte mich ein wenig gedulden, er wäre mit so vielen Geschäften beladen, er wollte ferner mit mir aus der Sachen reden, da ich denn bis gestern abgewartet. Er hat aber gestern Abend noch nach dem Herrn Romswinkel geschickt, und mit ihm überleget, an welchem Ort er mit mir am besten reden könnte, ist aber darauf in eigner Person zu mir in des Herrn Romswinkel Haus kommen, unde gar hoch beklaget, daß er eilig mit der Armee fort müßt, und sprach, er wollte mit dem Monsieur Müntere wegen Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht ausführlich reden, ohne dem er nichts thun könnte. Und wollte die Sachen helfen auf das beste befördern, und eilig solches dem Herrn van Achtienhoven zuschicken, mich aber hat er ersuchet, ich möchte noch heute zum Herrn Pensionarius Fagel kommen, mit dem er noch reden wolle, als will ich solches noch heute verrichten, und erfahren, was er sagen wird. Und morgen mich wiederum auf die Rückreise begeben, und Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht bei meiner Ankunft unterthänig mündlich mehrere Nachricht geben."

Man sieht, daß der Kriegsmann, ohne gerade Gewandtheit im Schreiben zu zeigen, mit gutem Verstande bündig und klar das Nothwendige zu sagen wußte. Da der Prinz, im Begriff nach Brabant abzureisen, sich mit der Sache nicht weiter befassen konnte, und die Verhandlung an die Generalstaaten unter Zuziehung des Kaiserlichen und spanischen Gesandten verwiesen hatte, so war für Derfflinger nichts mehr zu thun. Er wußte, daß die Holländer, durch den eben geschlossenen Frieden mit dem Kurfürsten von Köln und dem Fürstbischofe von Münster eines Theils ihrer Besorgnisse enthoben, in dem Vertrage mit Brandenburg weniger Eile

nöthig glaubten. Er hatte kaum die in solchem Sinne gemachten Aeußerungen vernommen, als er dem Befehle des Kurfürsten gemäß, sogleich alle Verhandlungen abbrach, und den Haag verließ. Durch dieses nachdrückliche Abbrechen kam bald nachher gleichwohl die Sache zu Stande. Der Kurfürst gab 16,000 Mann, worunter 5000 Reiter und 1000 Dragoner; er selbst hatte davon die eine Hälfte, Holland und Spanien gemeinschaftlich die andere zu unterhalten.

Im August 1674 zog der Kurfürst an der Spitze von beinahe 20,000 Mann, worunter auch die drei Regimenter von Derfflinger, über Magdeburg und das Eichsfeld durch den Thüringer Wald nach dem Main, ging bei Schweinfurt über und stieß bei Heilbronn mit den Kaiserlichen und Reichstruppen zusammen, die unter Bournonville's Befehl sich längs des Oberrheins ausdehnten. Dem Kurfürsten war zufolge geschlossener Uebereinkunft der Oberbefehl dieser gesammten Heeresmacht übertragen, sein Handeln aber von der Zustimmung eines Kriegsrathes abhängig, in welchem die Kaiserlichen Generale die Mehrheit ausmachten. Die Unternehmungen des Feldzuges sollten zunächst gegen Elsaß und Lothringen gerichtet sein. Allein Bournonville trat mit geheimen Absichten, wie früher Montecuculi, hemmend zwischen alle besten Anschläge. Durch sein Verschulden hatten die lüneburgischen Truppen wenige Tage vor des Kurfürsten Ankunft am Oberrhein ein blutiges Treffen bei Ensisheim verloren, ohne daß er sich zu ihrer Hülfe geregt hätte. Der alte General Caprara höhnte scherzend, Bournonville habe die Lüneburger etwas warm werden lassen, die Brandenburger kämen eben zu rechter Zeit an, um nun auch ihr Theil zu holen. Unter den Truppen herrschte Mißmuth, Zwietracht und Hader unter den Generalen. Der Kurfürst hoffte, diese Uebel würden in kriegerischer Thätigkeit leichter schwinden, und ging bei Straßburg über den Rhein. Bournonville betrug sich abscheulich; man mußte ihn mit dem Feinde im besten Vernehmen glauben. Die Brandenburger blieben vier Tage ohne Brod, während die Kaiserlichen, denen die Anstalten der Verpflegung oblagen, an allen Lebens-

mitteln Ueberfluß hatten. Nachdem der Kurfürst durch eigene Anschaffungen der Noth abgeholfen, führte er, nicht ohne Gegenrede, am 8. Oktober das Heer, jetzt 50,000 Mann stark, über die Preusch gegen den Feind, und stellte dasselbe auf einer sanften Hervorragung des Bodens nicht weit von dem Lager Turenne's der kaum 18,000 Mann hatte, in vortheilhafte Schlachtordnung. Weiter vorzugehen, oder gar anzugreifen, wollte Bournonville durchaus nicht gestatten. Derfflinger indeß sprengte mit einigen Reitern zu einem Hügel vor, der das tiefergelegene französische Lager näher überschauen ließ. Weil Bournonville von einem vorliegenden Graben und mehreren Steingruben als unübersteiglichen Hindernissen eines Vorrückens zum Angriff viel redete, ließ der Kurfürst durch seine Leute sogleich den Weg ebnen und über den Graben mehrere Brücken werfen. Da nach Aussage einiger eingebrachten Gefangenen der Feind die Nähe des verbündeten Heeres noch gar nicht wissen sollte, so gab der Kurfürst ihm durch drei Kanonenschüsse die Kunde seiner Anwesenheit und die Herausforderung zur Schlacht; allein es blieb alles still. Nur Bournonville gerieth in Aufwallung, und machte dem Kurfürsten Vorwürfe, auf solche Weise werde es noch dahin kommen, daß man sich schlagen müsse. Nun kam Derfflinger zurück, und berichtete, die feindliche Stellung, obwohl sonst vortheilhaft genug, sei doch leicht angreifbar, wenn man die nächstliegenden Hügel besetze, und von dorther die französischen Lagerreihen mit schwerem Geschütz in die Seite fasse. Die Kaiserlichen Generale, deren keiner sich von der Stelle gerührt, wiesen den Vorschlag als unausführbar schnöde von der Hand, und meinten, man müsse wenigstens bis zum folgenden Tage warten, und sich unterdeß verschanzen. Derfflinger betheuerte, man verliere die schönste Gelegenheit, den Feind auf's Haupt zu schlagen, und stellte den Vortheil, welchen Uebermacht der Truppen und Oertlichkeit des Bodens den Verbündeten sicherten, lebhaft vor Augen, doch da er alles vergeblich bleiben sah, vermochte er sich nicht länger zu halten, und ging in höchstem Zorn aus dem Kriegsrathe weg. Am folgenden Tage wurde dem Kurfürsten durch den Oberstlieutenant von Sydow, der das Derff-

lingersche Reiterregiment befehligte, und mit 200 Reitern zur äußersten Linken stand, der Abzug der Franzosen gemeldet; Derfflinger eilte mit 400 Reitern die Lage der Dinge näher zu erkunden, und da er die Nachricht bestätigte, so raffte der Kurfürst schleunigst alle Reiterei, die ihm für den Augenblick zu Gebote stand, nebst 2000 Mann Fußvolk auf, und verfolgte, er selbst und Derfflinger stets voran, den fliehenden Feind unausgesetzt bis Merlheim; vergebens aber sandte er wiederholt die dringendste Botschaft an Bournonville, daß dieser mit der Reiterei des gesammten Heeres ihm nachrückte, damit dem Feinde noch ein beträchtlicher, unter solchen Umständen unfehlbarer, Nachtheil zugefügt würde; der Kaiserliche Feldherr antwortete, der Abzug der Franzosen dürfte vielleicht nur eine List sein, um ein Gefecht herbeizuführen, das nachher zur allgemeinen Schlacht nöthigte, es würde besser sein, die Sache noch abzuwarten. Der Kurfürst erwiederte, sich mit dem Feinde zu schlagen sei der Zweck, um dessentwillen er sich hier befinde. Unterdessen war Turenne mit seiner geringen Macht und allem Geschütz und Gepäck den gefahrvollen Engwegen und der darin fast unvermeidlichen Niederlage schon ungekränkt entkommen. Das verbündete Heer bezog hierauf ein Lager am Gockelsberge, von wo aus der Kurfürst 3000 Mann gegen das feste Schloß Wasselsheim sandte, nach dessen Eroberung er die Werke schleifen ließ. Die Hindernisse, welche Bournonville jeder Unternehmung entgegensetzte, lähmten jedoch alle weitere Thätigkeit; bei einem neuen Vorrücken gegen den Feind weigerte sich Bournonville zu folgen; sein Einverständniß mit dem feindlichen Feldherrn wurde durch gehäufte Thatsachen fast unzweifelhaft, und es blieb endlich nichts übrig, als in der schon vorgerückten Jahreszeit gute Winterquartiere zu nehmen. Die Brandenburger hatten die ihrigen in der Gegend von Kolmar, die Kaiserlichen in großer Ausdehnung von Ensisheim bis Belfort, Mümpelgard und Basel. Turenne, der sein Heer inzwischen wieder verstärkt hatte, benutzte die Sorglosigkeit der Kaiserlichen, ging unvermerkt an Belfort vorbei, und brach im Dezember plötzlich gegen Mühlhausen mitten in die Quartiere der Verbündeten ein. Bour-

nonville, vergebens von dem Kurfürsten gewarnt, flüchtete in aller Verwirrung, wobei er ein brandenburgisches Dragonerregiment durch Vergessen dem Feinde überließ, mit seinen Schaaren nach Kolmar, wo er sich an den Kurfürsten anschloß. Als aber Turenne folgte, und auch hier angreifen zu wollen schien, brach Bournonville nicht nur ohne Befehl plötzlich auf, sondern ließ auch die Brandenburger ohne Anzeige, und mit preisgegebener Flanke jedem Zufall, und wie es schien absichtlich dem Feinde zur sicheren Beute ausgesetzt. Die Kriegskunst und Entschlossenheit Friedrich Wilhelm's retteten ihn nicht ohne Kampf aus dieser großen Gefahr; er führte seine Truppen bei Straßburg über den Rhein zurück, und nahm getrennt von Bournonville, dessen Gemeinschaft ihm ein Abschen geworden, für seine Truppen die Winterquartiere in Franken. Besondere Umstände veranlaßten ihn, sich seinen Staaten wieder zu nähern.

Die spätere Zeit hat das seltsame Benehmen des Kaiserlichen Feldherrn hinreichend aufgeklärt. Eine Parthei am Hofe zu Wien, an deren Spitze der Fürst Wenzel von Lobkowitz stand, war für die Sache des Königs von Frankreich thätig, und wußte dem Kaiser Leopold Gründe der Staatsklugheit vorzuhalten, die ihn vermochten, mit Ludwig dem Vierzehnten schon früh ein geheimes Abkommen zu treffen, kraft dessen die beiderseitigen Truppen gewisse Schranken nicht überschreiten sollten. Gleiche Klagen, wie der Kurfürst über Montecuculi und Bournonville am Rhein, führte in den Niederlanden gegen Souches der Prinz von Oranien. Allein diese ursprünglich nur im Vortheile des Kaiserlichen Hofes gepflogenen Einverständnisse arteten auf manchen Punkten leicht in engere Verbindungen aus, die selbst durch jenen geheimen Sinn nicht mehr zu beschönigen waren. Der französische Gesandte Gremonville in Wien erfuhr gleich nach jeder Sitzung der Kaiserlichen Räthe den ganzen Inhalt ihrer Verhandlungen. Die Sache ging so weit, daß Montecuculi voll Bitterkeit schrieb, es würde besser sein, die Befehle, statt an ihn, lieber gleich nach Paris zu schicken. So hatte auch Bournonville in seinem Verständnisse mit Turenne alles Maß überschritten, und so offenbares Aergerniß gegeben,

daß die Generale Caprara und Dünewald ihn geradezu der Verrätherei beschuldigten, und nicht weiter unter ihm dienen wollten. Ein solches Unwesen brachte freilich zuletzt den Sturz dessen zuwege, der es veranlaßt hatte; eine Gegenparthei siegte, und der Fürst von Lobkowitz wurde noch im Laufe jenes Feldzuges vom Hofe entfernt und aller seiner Aemter entsetzt, doch hörte damit nicht sogleich jeder Nachtheil der früheren Richtung auf.

Allzusehr hatte der Hof von Versailles den Werth empfinden müssen, welchen dem verbündeten Heere die Anwesenheit des Kurfürsten und die Mitwirkung seiner tapferen Truppen verlieh, wodurch die Frucht geheimer Uebereinkünfte, auf die bei der Kriegsführung gerechnet war, sich völlig in Ungewißheit verlor. Die Minister Ludwig's des Vierzehnten bemühten sich daher eifrigst, den Brandenburgern auf einer anderen Seite genugsame Beschäftigung zu geben; die einflußreiche Verbindung, welche Frankreich mit Schweden unterhielt, gab dazu das Mittel an die Hand. Der französische Gesandte in Stockholm bot alles auf, um die Schweden zu einem feindlichen Einbruch in die brandenburgischen Länder zu bewegen. Ungeachtet der Versprechungen, welche von schwedischer Seite dem Kurfürsten vor dessen Kriegszuge nach dem Rhein wiederholt gegeben worden, ihn während solcher Entfernung durch keine Feindlichkeit im Rücken zu beunruhigen, und trotz aller Warnungen, welche selbst der Kaiser dieserhalb drohend erlassen hatte, gab der schwedische Hof doch leicht den französischen Eingebungen nach, und nahm gegen Brandenburg eine feindliche Stellung an. Man hoffte in Stockholm, die bloße Nachricht von einem engeren Anschließen Schwedens an Frankreich werde genügend sein, den Kurfürsten von der Verbindung mit Oesterreich abzuwenden, welche man ohnehin weniger durch dessen eigene Neigung, als vielmehr durch den Einfluß seiner Generale Derfflinger und Pöllnitz geknüpft glaubte. Schon im November jedoch des Jahres 1674, während der Kurfürst noch im Elsaß war, offenbarte sich die feindliche Absicht der Schweden durch die That. Ihre Truppen rückten aus Pommern und Mecklenburg in die Gränzen der Ukermark ein, und nahmen unge=

fragt Durchzug und Quartiere. Der Feldmarschall Karl Gustav von Wrangel, der zu Wolgast gelandet, hatte dem Obersten Mikrander, welchen der Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau als Statthalter der brandenburgischen Länder an ihn abgesandt, bereits erklärt, die allzugroße Anhänglichkeit des Kurfürsten an das Haus Oesterreich müsse ihm Unheil bringen, und davon falle die ganze Schuld auf Derfflinger, der, selbst von Geburt ein Oesterreicher, mit eifrigstem Bemühen den Kurfürsten stets nach dieser Seite lenke, von welcher ihm doch weder Dank noch Hülfe zu erwarten sei. Bald aber rückte Wrangel mit seinem Hauptquartier nach Prenzlau vor, und breitete seine Truppen über Hinterpommern, die Neumark, die Priegnitz, und bis in die Mittelmark aus, wo sie ungestraft sich den größten Bedrückungen und schrecklichsten Ausschweifungen überließen. Durch alles dieses wollte jedoch der schwedische Hof, der in seinen Entschlüssen unsicher schwankte, noch keinen Friedensbruch begangen haben; die größten Gewaltthaten wurden von den freundschaftlichsten Versicherungen begleitet. Auf die erste Nachricht von diesen Vorgängen wandte sich Friedrich Wilhelm an seine Bundesgenossen, und rief ihren Beistand an. Nachdem er seine Truppen in die Winterquartiere nach Franken geführt, eilte er zuerst nach dem Haag, wo seine persönliche Anwesenheit die Kriegserklärung der Republik gegen Schweden alsbald hervorrief. Allein der Kaiser und die übrigen Bundesgenossen in Deutschland waren nicht so schnell zu einem Entschlusse zu bringen, sondern harrten in zweifelhafter Unentschiedenheit des weiteren Verlaufs. Unterdeß erreichten die Drangsale, welche die Mark von den Schweden erlitt, den höchsten Gipfel. Wrangel war erkrankt, und hatte den Oberbefehl einstweilen seinem Bruder Woldemar übertragen. Dieser, ein Mensch von bösartigstem Gemüth, beförderte, was sein bessergearteter Bruder nur nicht hatte hindern können, und erlaubte dem Kriegsvolk jeden Frevel und jede Grausamkeit; alle schrecklichsten Gräuel, die den dreißigjährigen Krieg so furchtbar bezeichnet, kehrten über das unglückliche Land zurück. Die schwachen brandenburgischen Besatzungen hielten sich eingezogen in Berlin und ande-

ren befestigten Städten, aber auch diese wagte der Uebermuth der Schweden anzugreifen. Küstrin, Spandau und Berlin wurden tapfer vertheidigt, viele andere Städte konnten nicht behauptet werden. Seufzend flehte das mißhandelte Volk nach seinem Retter, und nahm selbst hin und wieder die Waffen zur Hand. Die Bauern ordneten sich in Schaaren, deren Fahnen die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut, und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserm Blut.“ Das ganze Land wurde ein Schauplatz blutiger Gefechte und gräuelhafter Verwüstung. Da mochte Friedrich Wilhelm endlich nicht länger säumen, und beschloß, auch ohne Hülfe der Bundesgenossen, für sich allein den ungleichen Kampf getrost zu unternehmen. Zu Ende des Mai brach er aus Franken mit seinem erfrischten und verstärkten Heere plötzlich auf, und hatte mit schnellen Märschen Mittags am 11. Juni schon Magdeburg erreicht. Sogleich wurden alle Thore geschlossen, und zweckmäßige Wachen aufgestellt, damit keine Nachricht seiner Annäherung zu dem Feinde gelangte; ein schwedischer Kundschafter wurde ergriffen, ein verrätherischer brandenburgischer Oberst, dem jener Briefe bringen sollte, auf dem Walle selbst verhaftet. Am folgenden Tage, nach gehaltenem Gottesdienst, wobei Predigt und Fürbitten den Umständen gemäß vorgeschrieben waren, berief der Kurfürst einen Kriegsrath, um über sein Vorhaben die Meinung seiner Generale zu vernehmen. Derfflinger gleich zuerst stimmte dem kühnen Entwurfe bei, auf den sorglos im Havellande zerstreuten Feind, welcher den Kurfürsten noch fern in Franken wähnte, mit der Reiterei in angestrengter Eile loszugehen, ihn in seinen Quartieren zu überfallen, und mit Einem Schlage zu vernichten. Zwar mußte das Fußvolk, einer gleichen Schnelligkeit nicht fähig, auf diesem Zuge beträchtlich zurückbleiben, allein Ueberraschung und Heftigkeit des Angriffs konnten diesen Mangel zum Theil ersetzen. Die Unternehmung wurde daher beschlossen und ohne Zögern ausgeführt. Noch denselben Tag, Abends um neun Uhr, da die Dunkelheit eingetreten, zog eine Heerschaar von 5600 Reitern und 1000 Mann ausgewählten Fußvolks mit 13 Stücken Geschütz, worunter 3 Zwölfpfünder,

und mit 146 Wagen, welche das Fußvolk und jeder zugleich einen Kahn führten, von Magdeburg ab, ging über die Elbe, und rückte auf Nebenwegen jene Nacht und den folgenden Tag ohne Unterbrechung fünf starke Meilen vor. Am anderen Morgen in aller Frühe folgte der Kurfürst dem Zuge nach; in seiner Begleitung waren Derfflinger, der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, die Generale Görzke, Lütke, Götze und Pöllnitz. Durch anhaltenden Regen wurde der Marsch sehr verzögert. Wagen und Reiter kamen auf den grundlosen Wegen nur mühsam fort. Nachmittags wurde das Dorf Parchen erreicht, und daselbst Halt gemacht. Der Kurfürst sandte von hier am 14. Juni früh vor Tagesanbruch drei Partheien aus, um die Gegend und den Feind zu erkunden, den Obersten von Laroche gegen Brandenburg, den Oberstlieutenant von Strauß gegen Plaue, und den Generaladjutanten von Kanoffski gegen Rathenau. Inzwischen kam der Landrath von Briest aus Bähne, dem der Kurfürst schon von Magdeburg aus geheime Nachricht gegeben hatte, und brachte Bericht über den Zustand von Rathenau. Seit dem 8. Juni war daselbst ein schwedisches Dragonerregiment unter dem Obersten von Wangelin eingerückt, und sollte am morgenden Tage nach Brandenburg weiterziehen. Briest mußte sogleich nach Rathenau zurückeilen, um dort die angemessenen Vorkehrungen zu treffen. Er ließ von seinem Gute Bähne ganze Ladungen Bier und Branntewein nach der Stadt fahren, und den schwedischen Soldaten austheilen. Die Offiziere lud er zu einem Trinkgelag, und trank ihnen wacker zu; ein Gerücht von des Kurfürsten Tode wurde geflissentlich verbreitet. Einige Bürger von Rathenau, in das Geheimniß gezogen, wirkten ihrerseits getreulich mit. Der Kurfürst indeß rückte über Genthin gegen Rathenau vor, zog sich aber, da es noch Tag war, wieder etwas zurück, nach dem Dorfe Vieritz, eine Meile von der Stadt, um nicht von dem Feinde entdeckt zu werden, bevor das in den schlechten Wegen wieder zwei Stunden zurückgebliebene Geschütz und die Wagen mit dem Fußvolk nachgekommen wären. Man traf indeß keinen Feind. Nur der Oberstlieutenant von Strauß hatte an der Spitze weniger Mannschaft

einen Scharmützel mit 24 schwedischen Reitern, von welchen der befehlführende Offizier und 12 Mann in Gefangenschaft geriethen, und nur 3 entkamen, die jedoch von der größeren Macht, die in der Nähe war, keine Kunde bringen konnten. Als es später geworden und die Truppen angeschlossen waren, rückte der Kurfürst schnell bis dicht vor Rathenau heran, und ordnete sogleich den Angriff. Unter dem Oberstlieutenant von Kanne und dem Generaladjutanten von Kanoffski mußten 600 Mann Fußvolk auf den mitgebrachten Kähnen oberhalb der Stadt in größter Stille über die Havel setzen, um von der Mittagsseite in die Stadt einzubrechen, während Derfflinger's Dragonerregiment den Angriff von der Havelseite unternähme. Derfflinger, die Wichtigkeit des ersten Zusammentreffens, worauf hier alles ankam, erwägend, trat selbst an die Spitze des Vortrupps, und versuchte den Zugang durch eine Kriegslist zu gewinnen. Er hatte dem gefangenen schwedischen Offizier mit der Pistole auf der Brust das schwedische Feldgeschrei abgedrungen, jetzt kleidete er einige seiner Leute in die schwedischen Röcke, und vor Tagesanbruch am 15. erschien er mit ihnen an der ersten kleineren Havelbrücke. Er gab das schwedische Feldgeschrei und forderte ungestüm Einlaß, da er mit seiner Schaar, dem schwedischen Regiment von Bülow angehörend, von einer brandenburgischen Streifparthei verfolgt werde. Kaum aber war, nicht ohne lange Weigerung und Schwierigkeit, durch Schelten und Bedrohen die Niederlassung der Zugbrücke erlangt, so fiel Derfflinger über die schwedische Wache her, die aus 7 Mann bestand, und niedergemacht wurde. Rasch drang er nun zur zweiten größeren Brücke vor, die aber zum Theil abgetragen, und durch aufgezogene Hängebrücken unterbrochen war. Hier entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, dessen Lärm Kanoffski und Kanne vernahmen, und nun sogleich von der Landseite, die nachher so genannte Brandenburger Pforte und das Mühlenthor angriffen. Mit ihnen zugleich drangen über die Wiesen des Mühlendammes der General von Götze und der Oberst Graf von Dönhof an der Spitze kleiner Abtheilungen in die Stadt, schlugen sich durch die verwirrten Schweden bis zum Havelthore, welches

nach heftigem Widerstande erstürmt, und darauf der Reiterei geöffnet wurde, die nun über die eiligst gangbar gemachte Brücke in die Straßen sprengte und die Eroberung der Stadt vollendete. Um drei Uhr Morgens war alles vorüber. Die schwedische Besatzung wurde größtentheils zusammengehauen. Die Gemeinen, gegen 600 Mann alter versuchter Truppen, Finnländer und Lappländer, hatten aus der ersten Ueberraschung sich schnell genug aufgerafft, und waren meist in tapferem Widerstande heldenmüthig fechtend gefallen; wenige waren von den Bürgern entwaffnet, oder eingesperrt, und dadurch am Leben erhalten worden. Die Offiziere hingegen, welche der Landrath von Briest durch seine List bethört und trunken gemacht hatte, wurden fast alle in tiefstem Schlaf überfallen und ohne Gegenwehr gefangen, mit Ausnahme des Obersten von Wangelin, den man beschuldigte, ein eifriger Mitanstifter des schwedischen Einbruchs in die Mark gewesen zu sein; er vertheidigte sich in einer Straße mit tollkühner Raserei; brandenburgische Soldaten trieben ihn mit einem starken Balken vor sich her, und preßten ihn an die Wand, bis er endlich sich ergab. Nach anderer Erzählung soll er zwar anfangs zu Pferde, halb nackt und nur Einen Stiefel anhabend, fechtend erschienen sein, darauf aber, als er alles verloren hielt, hinter einem Backofen Schutz gesucht haben, wo er sodann hervorgezogen worden. Zu der Kriegsbeute dieser Nacht gehörten 6 Fahnen und ein Paar Pauken, die sämmtlichen Pferde des Regiments, und außerdem 200 Geschützpferde, welche der Oberst von Laroche in derselben Zeit dem Feinde in der Vorstadt von Brandenburg abgenommen.

Dieser erste glückliche Erfolg, an welchem Derfflinger's Einsicht und Entschlossenheit einen so großen Antheil hatten, gab als glückliches Vorzeichen Muth und Hoffnung zu größerem Gelingen. Der Feldmarschall Wrangel stand mit einem Theile der Schweden in seinem Hauptquartier zu Havelberg, die eigentliche Truppenstärke aber war bei Brandenburg versammelt; durch die Einnahme von Rathenau hatte sich der Kurfürst zwischen beide trennend eingeschoben, und wartete nur auf das Eintreffen seiner Fußvölker, die er aus Magde-

burg schleunigst herangerufen, um seinen Vortheil weiter zu verfolgen. Frühmorgens aber am 16. Juni meldete der Oberstlieutenant von Strauß, daß die Schweden aus ihrem Lager bei Brandenburg und Pritzerbe aufgebrochen wären, und seitwärts über Barnewitz in der Richtung nach Fehrbellin abzögen, wahrscheinlich um ihre Vereinigung mit Wrangel zu bewerkstelligen. Der Kurfürst ließ hierauf, um die Bewegungen des letzteren zu beobachten, den Obersten von Laroche mit einer Schaar gegen Havelberg vorgehen, wo derselbe einen vortheilhaften Scharmützel bestand. Das Fußvolk behielt Rathenau besetzt, mit der gesammten Reiterei aber folgte der Kurfürst den Schweden in der Richtung von Barnewitz und Nauen; zerbrochene Wagen, verstreute Vorräthe, und weggeworfene Waffen bezeichneten ihren Weg; viele Nachzügler wurden gefangen, deren Aussage die Vermuthung bestätigte, daß der Feind seine gesammte Macht bei Fehrbellin zu vereinigen hoffte. Bei Nauen ereilte der Kurfürst am 17. den feindlichen Nachtrab, aus etwa 1000 Reitern bestehend, noch diesseits des Wassers, und sprengte sie mit großem Verlust aus einander. Jenseits aber standen die Schweden in guter Ordnung des Angriffs gewärtig, und von beiden Seiten fielen einige Kanonenschüsse. Der Kurfürst vermochte ohne Fußvolk die gute Stellung nicht anzugreifen, und harrte voll Ungeduld dessen Ankunft entgegen. Inzwischen sandte er unter dem Oberstlieutenant Henning, dem Generaladjutanten von Kanoffski und dem Rittmeister von Zabeltitz eine fliegende Schaar in drei Partheien auf Umwegen durch Waldung und Moräste, wo vertraute Jäger als Führer dienen mußten, auf den Rückzugsweg des Feindes voraus, um alle Brücken, insonderheit die über den Rhyn bei Fehrbellin, zu verderben; auch die Pässe von Kremmen und Oranienburg ließ er durch kleine Abtheilungen in der Geschwindigkeit besetzen. Die ausgesandten Partheien richteten ihre Aufträge größtentheils in's Werk, schlugen auf dem Rückweg eine überlegene feindliche Schaar, die sich ihnen entgegensetzte, in die Flucht, und kamen glücklich bei dem Haupttrupp wieder an. Der Kurfürst hoffte die Schweden festzuhalten, bis sein Fußvolk einträfe. Allein noch in der

Nacht vom 17. auf den 18. Juni ging die Meldung ein, daß der Feind seine gute Stellung verlassen habe und eiligst nach Fehrbellin ziehe. Auf diese Nachricht sandte der Kurfürst sogleich den Landgrafen von Hessen-Homburg mit 1600 Reitern voraus, um die Schweden nicht aus den Augen zu verlieren, sie aufzuhalten, zu drängen, jedoch mit dem strengen Befehl kein Gefecht zu beginnen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen wären. In vollem Trabe setzte der Landgraf mit dieser Schaar den Schweden nach, wurde ihrer jedoch erst um 6 Uhr des folgenden Morgens ansichtig. Sie hatten die Engwege schon zurückgelegt und vor sich bis Fehrbellin freies Feld, ihr Gepäck zog voran, das Fußvolk rückte aus dem Lager. Gedrängt von den Brandenburgern, und benachrichtigt von der Zerstörung der Brücke bei Fehrbellin, glaubten sie ohne Treffen nicht entkommen zu können, faßten eine Stunde vor Fehrbellin zwischen den Dörfern Hackelberg und Tornow festen Fuß, vor sich freie Ebene, im Rücken Morast, jenseits ihrer Linken gegen das Dorf Linum eine Anhöhe, die sie mit Geschütz besetzten, über ihre Rechte hinaus die Brücke von Fehrbellin, und in dieser Stellung schienen sie den Angriff standhaft erwarten zu wollen. Der Kurfürst indeß berief mit dem frühesten Tage nach gehaltener Betstunde im freien Felde unter Laub und Gras einen Kriegsrath, und forderte die Meinung seiner Generale, ob es rathsam dünke, jetzt, da das Fußvolk noch 10 Meilen entfernt sei, jedes Zögern aber dem Feinde zur Fortsetzung seines Rückzuges behülflich werde, ungesäumt mit der bloßen Reiterei den Angriff zu wagen. Das Unternehmen erschien für 5600 Reiter und weniges Feldgeschütz so kühn als gefahrvoll. Die Schweden hatten 7000 Mann Fußvolk, 800 Dragoner, 10 Stücke schweres Geschütz, und den Vortheil der Stellung. Die meisten Anführer fanden die Sache ganz unstatthaft, zuwider aller Erfahrung und Regel des Krieges; sie riethen ernstlich von dem Wagniß ab, und wollten des Fußvolks harren. Dagegen wandte der Kurfürst ein, auch der Feind habe nicht seine Stärke beisammen, entbehre für den Augenblick seines berühmten Feldherrn, der in Havelberg abgeschnitten sei, und wende sich schon zur Flucht; eine so

gute Gelegenheit zum Schlagen werde nie wiederkehren; die Lage des Vaterlandes gestatte übrigens keine Wahl, jeder folgende Augenblick werde nur größere Schwierigkeit bringen; die Schweden seien nicht länger in der Mark, in Deutschland zu dulden; heute, rief er aus, gelte es siegen oder sterben, von seinem tapfern Kriegsvolke dürfe er das Außerordentlichste erwarten, sie sollten getrost ihm folgen, er selbst wolle freudig „mit Gott“ sie zur Schlacht führen. Derfflinger vor Allen stimmte nachdrücklich dieser Meinung bei, und so wurde voll Muth und Vertrauen der Angriff beschlossen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, denn der Kampf, über den man berathschlagte, hatte schon begonnen. Der Landgraf von Hessen-Homburg, aufgeregt vom heißen Nachjagen und fortgerissen von ungestümer Leidenschaft, hatte des Befehls uneingedenk die Schweden herzhaft angegriffen; anfangs drang er siegend vor, bald aber fand er sich gegen ihre gesammte Macht im Kampf, und ihr nicht gewachsen leistete er zwar tapfern Widerstand, schien aber unrettbar verloren, und bereute zu spät seine Uebertretung. Johannes Pocksen, aus dem Gefolge des Landgrafen, der dessen Lebenslauf in einer noch vorhandenen Handschrift beschrieben, berichtet über diesen Hergang: der Landgraf habe den Adjutanten von Spiegel an den Kurfürsten gesandt, um Unterstützung zu bitten, dann hoffe er eine glückliche Schlacht zu liefern; der Kurfürst habe erwiedert, die Truppen sollten sich abziehen, der Feind sei zu stark; hierauf sei der Graf von Promnitz an den Kurfürsten abgeschickt worden, mit der Meldung, sie könnten sich nicht mit guter Art abziehen, denn sie seien schon in vollem Gefecht mit dem Feinde; da habe Derfflinger zu dem Kurfürsten gesagt: „Wir müssen ihm sekundiren, so kriegen wir keinen Mann wieder!“ auf diese Meinung sei auch der Kurfürst sogleich eingegangen, und habe den Grafen von Promnitz an den Landgrafen zurückgeschickt, mit der Weisung sich zu halten, man würde mit aller Macht nachrücken. Wirklich wurde eiligst aufgebrochen, und fast eine ganze Meile im vollen Rennen zurückgelegt. Endlich im Angesichte des Feindes angekommen, traf der Kurfürst mit rascher Kraft seine Anordnungen. Das feindliche Ge-

schütz beschoß von der Anhöhe herab die brandenburgische Reiterei, bevor sie zur Aufstellung kam. Der Kurfürst gewahrte mit seinem feldherrlichen Scharfblicke sogleich einen Sandhügel, den die Schweden verabsäumt hatten zu besetzen, dorthin eilte Derfflinger mit einem Dragonerregiment, sich des Platzes, ehe der Feind es hindern konnte, zu versichern, und bald schlug von dorther das brandenburgische Geschütz verderbend in die Reihen des schwedischen Fußvolks. Auf dem linken Flügel hatte der Landgraf von Hessen-Homburg den ungleichen Kampf bestanden, jetzt wandte sich der Kurfürst selbst nach dieser Seite, und an der Spitze einiger Schwadronen, die er mit muthigen Worten angespornt, stürzte er auf die feindliche Reiterei, die völlig geworfen wurde. Die Schweden aber richteten ihr Geschütz auf die Verfolgenden, in deren Mitte ihre Kugeln mörderisch einschlugen. Hier war es, wo der Stallmeister Emanuel Frobenius, der den Kurfürsten durch das weiße Pferd, welches er an diesem Tage ritt, dem feindlichen Geschütz als unverkennbares Ziel bezeichnet sah, mit ihm sein Pferd vertauschte, und gleich darauf, ein Opfer treuer Hingebung, dicht hinter dem Kurfürsten durch eine Stückkugel, die über den Hals von dessen Pferde geflogen kam, tödtlich niedergeworfen wurde. Die geschlagene Reiterei fand indeß bei ihrem Fußvolke Schutz, und dessen hartnäckige Tapferkeit war nicht so schnell zu erschüttern. Um 8 Uhr morgens erreichte der Streit seine größte Heftigkeit. Der linke Flügel der Schweden drang stürmend gegen den Sandhügel vor, und drohte das brandenburgische Geschütz zu erobern, dessen verheerender Wirkung ihre Reihen bisher so nachtheilig ausgesetzt gewesen. Der Augenblick war von höchster Gefahr; schon war der Feind in der Nähe des Geschützes angelangt, als der Kurfürst selbst und mit ihm Derfflinger an der Spitze der Trabantengarde, des Leibregiments und der Regimenter Anhalt und Mörner den Anrückenden entgegenstürzten, und nach einem wüthenden und eine Zeitlang zweifelhaften Gefechte sie endlich zum Weichen brachten, worauf zwei schwedische Regimenter, das Leibregiment und das ostgothländische, letzteres durch Derfflinger's unwiderstehliches Eindringen, von den ergrimmten Reitern

fast ganz zusammengehauen wurden. Die Schweden hielten nun nicht länger Stand, sondern begannen den Rückzug nach Fehrbellin, wiewohl noch in ziemlicher Ordnung, indem ihre rechte Flanke durch den Morast völlig gedeckt war, die linke aber wohlgeschlossen den fortwährenden Angriffen des Kurfürsten, der mit seinen Reiterschaaren dem Feinde begleitend stets zur Seite blieb, keine Gelegenheit zum Einbrechen gab. Hätte der Kurfürst Fußvolk gehabt, so würde er Fehrbellin früher erreicht und genommen haben, und dann kein Mann ihm entkommen sein. Langsam doch sicher erreichte der Feind nun den Ort mit einbrechender Nacht, die dem Verfolgen ein Ende machte. Der Verlust der Schweden an diesem Tage betrug über 3000 Mann, auf dem Wahlplatze lagen mehr als 1500 Todte. Wegen der Erbitterung der Streitenden wurden wenige Gefangene gemacht. Zu den Siegeszeichen gehörten 8 Fahnen und 2 Standarten. Die Brandenburger hatten mit Heldenmuth gefochten; ihr Verlust bestand in ungefähr 200 Mann, unter den Gebliebenen war der Oberst von Mörner, unter den Verwundeten die Oberstlieutenants von Strauß, von Sydow und Henning, welcher letztere sich im Angesichte des Kurfürsten so hervorgethan, daß derselbe sogleich auf dem Schlachtfelde ihm den Adelstand mit dem Zunamen von Treffenfeldt verlieh. Nebst dem Kurfürsten selbst aber wurde Derfflinger'n der größte Antheil an dem Sieg und Ruhm dieses Tages beigelegt. Dem Landgrafen von Hessen-Homburg verzieh der Kurfürst um des glücklichen Ausgangs willen sein Vergehen: er begnügte sich ihm zu sagen, nach der Strenge der Kriegsgesetze habe er das Leben verwirkt, aber der Himmel wolle verhüten, daß der Glanz eines so glücklichen Tages durch die Bestrafung eines Helden befleckt würde, der durch Tapferkeit zu dem Siege so wesentlich beigetragen!

Die Schweden stellten während der Nacht die Brücke von Fehrbellin wieder her, und setzten ihren Rückzug fort. Die brandenburgischen Generale meinten, es sei genug, man solle die Flüchtigen ruhig ziehen lassen; der Kurfürst selbst, ihnen beistimmend, führte das Sprichwort an, man müsse dem fliehenden Feind eine goldne Brücke bauen. Derfflinger

allein widersprach, sein Thateifer war nicht befriedigt, so lange noch etwas zu thun möglich blieb; er wandte sich gegen den Kurfürsten, und dem Sprichwort ein anderes entgegensetzend, rief er in seiner plattdeutschen Sprache: „Ne, do heßt et better bi mi, geschwind die Eier in die Panne geschlagen, eh dar Küken ut kommen!“ Demnach drang Derfflinger mit Tagesanbruch an der Spitze von 400 Reitern in Fehrbellin ein, wo noch zwei Bataillons Schweden zur Deckung des Rückzugs weilten, jetzt aber eiligst über die Brücke flohen, und diese hinter sich abbrannten. Viele Gefangene, 8 Kanonen, zahlreiches Kriegsgeräthe, 200 Packwagen und mehrere tausend Stück Vieh, das aus dem Lande zusammengetrieben worden, nahm Derfflinger hier dem Feinde noch ab. Eine neue Brücke wurde schleunigst zu Stande gebracht, und die Verfolgung eifrigst fortgesetzt, Derfflinger an der Spitze des Vortrabs, der Kurfürst mit der Hauptschaar nachrückend. Die Schweden suchten in schneller Flucht, auf der sie noch Gefangene und Beute einbüßten, über Ruppin und Wittstock nach Mecklenburg zu entkommen, wohin auch Wrangel von Havelberg sich gewandt hatte, allein nur etwa 4000 Mann erreichten jenes Ziel, und auch diese zerstreuten sich größtentheils. Derfflinger selbst mußte die Verfolgung endlich aufgeben, da die Reiterei, durch die unerhörten Anstrengungen erschöpft, nicht mehr fortkonnte. Das inzwischen nachgekommene Fußvolk aber vermochte den Feind nicht mehr zu ereilen. Der Kurfürst begab sich alsdann auf einen Tag nach Berlin, wo er mit unermeßlichem Jubel empfangen wurde; man hatte ihn schon todt gesagt und plötzlich erschien er als Retter und Sieger in der Mitte seines Volkes. Er umarmte die Seinigen, und gab durch einen feierlichen Gottesdienst dem Höchsten Ehre und Dank des errungenen Sieges. Am 23. Juni war er indeß schon wieder bei dem Heere, welches in kurzem die Vertreibung der Schweden aus der Mark vollendete.

Die Schlacht von Fehrbellin glänzt mit Recht in erster Reihe der vaterländischen Großthaten. Die ganze Folge von Entwürfen, Anstalten und Ausführungen, der Aufbruch aus Franken, die Eile des Anzugs, die Vorkehrungen in Magde=

burg, der Ueberfall von Rathenau, die Wachsamkeit und Thätigkeit der Erkundungen, der Entschluß zum Angriff, und endlich als Gipfel dieser Stufen die staunenswerthe Reiterschlacht, dies alles, über weiten Umfang von Raum und Zeit sich erstreckend, aber durch Muth, Geistesgröße, Feldherrnkraft und Tapferkeit fest verbunden, reiht sich zu einem einzigen großen Kriegswerk empor, dem die Geschichte seines Gleichen wenig an die Seite zu stellen hat. Als Ereigniß im Felde schon entscheidend, war dieser Sieg es noch mehr durch seine politischen Folgen. Die That Friedrich Wilhelm's erregte Staunen und Bewunderung. Sein Ruhm durchflog alle Länder, von allen Seiten erschienen Freudenbezeigungen und Glückwünsche; selbst die Feinde wurden zu seinem Lobpreise hingerissen. Montecuculi an der Spitze des Reichsheeres feierte den Sieg durch dreimaliges Abfeuern des Geschützes. Jetzt erklärten sich Freunde und Bundesgenossen. Der Kaiser zögerte nicht länger, an dem Kriege gegen die Schweden Theil zu nehmen; sie wurden wegen des treulosen Einbruchs in die Länder des Kurfürsten für Reichsfeinde erklärt, und die Stände dreier Kreise, des obersächsischen, niedersächsischen und westphälischen, mit dem Kriege gegen sie beauftragt. Derfflinger's Antheil an diesen Erfolgen ergiebt sich aus dem Erzählten; er blieb nicht unerkannt; doch der tapfre Feldmarschall begehrte sicherlich keinen höheren Ruhm, als in Rath und That seines edlen Kriegsfürsten würdig gewesen zu sein, und sein Geschichtschreiber braucht ihm keinen anderen anzueignen.

Nachdem der Kurfürst seine Angelegenheiten thätigst nach allen Seiten geordnet und hergestellt sich durch neue Rüstungen und Bündnisse gestärkt, und sowohl Kaiserliche als dänische Hülfstruppen in's Feld gerufen, beschloß er nunmehr die Schweden in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Fast drei Monate hatte ihn zu seiner größten Ungeduld die Verhandlung mit dem Könige von Dänemark hingehalten, und erst im Anfange des Oktobers konnte die vereinte Kriegsbewegung beginnen. Von dreien Seiten zugleich wurde der Angriff gegen Vorpommern gerichtet; die Kaiserlichen, nur wenig zahlreich, zogen auf Tribbesees, die Dänen gegen Damgarten,

der Kurfürst mit den Brandenburgern, unter seinem Oberbefehl von Derfflinger'n geführt, rückte über Treptow an der Tollense vor, nahm Klempenow, erzwang bei Gützkow den Uebergang über die Peene, und drang vereinigt mit dem Könige von Dänemark, der an der Spitze von 3000 Reitern erschien, bis unter die Mauern von Stralsund. Der König wandte sich von da zur Belagerung von Wismar, der Kurfürst zu der von Wolgast, dessen Uebergabe, nach starker Beschießung und allen Anstalten zum Sturm, am 9. November erfolgte; wodurch den Schweden außer großen Vorräthen von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen auch die wichtige Verbindung zwischen Stralsund und Stettin verloren ging. Hierauf sandte er den Landgrafen von Hessen-Homburg mit einer ansehnlichen Hülfsmacht brandenburgischer Truppen vor Wismar, welches darauf nach hartem Widerstande am 14. Dezember gleichfalls überging. Inzwischen hatten brandenburgische Kriegsvölker mit tapfren Waffenthaten auch in Hinterpommern die befestigten Orte Wollin, Swinemünde, Greiffenhagen, Zollschloß an der Oder und Wildenbruch erobert. Die rauhe Jahreszeit setzte weiteren Fortschritten einstweilen ein Ziel.

Das Jahr 1676 begann mit einer kühnen Unternehmung der Schweden. Der Feldmarschall Mardefeld sammelte die zerstreuten Truppen aus den kleineren Festen des Landes, vereinigte sie mit der starken Besatzung von Stralsund, und fiel mit dieser Truppenmacht unversehens in die Insel Uesedom ein, eroberte Swinemünde, und wandte sich dann plötzlich gegen Wolgast. Er beschoß diese Festung aus 40 Stücken Geschütz, und da ein eingefallener Frost den Zugang begünstigte, versuchte er sie mit Sturm zu nehmen, den aber der brandenburgische Befehlshaber Oberst Hallard, ein geborner Schotte, erst kurz vorher aus holländischem Kriegsdienst in den brandenburgischen übergetreten, mit heldenmüthigem Widerstande abschlug. Er hatte die Wälle mit Wasser begießen lassen, und durch die glatte Eisrinde unersteiglich gemacht. Doch Mardefeld beharrte bei seinem Unternehmen, neue Beschießung und neuer Sturm wurden angeordnet. Den Bedrängten aber sandte der Kurfürst den Generalmajor

Boguslav von Schwerin zu Hülfe, der aus Hinterpommern über das Eis gegen Wolgast vordrang, und frische Truppen hineinwarf. Von der anderen Seite erschien Derfflinger, dessen wachsame Thätigkeit bei dem Vorrücken der Schweden sogleich die in der Priegnitz und in Mecklenburg vertheilte Reiterei versammelt hatte, einige Kaiserliche und dänische Truppen heranzog, über Tribbesees und Damgarten in Pommern einbrach, und am 22. Januar den Feldmarschall Mardefeld in seinem Lager bei Wolgast mit solcher Heftigkeit angriff, daß derselbe nur durch schnelle Flucht nach Stralsund der völligen Niederlage entging, und während des übrigen Winters keine neue Unternehmung mehr wagte. Der Kurfürst selbst eröffnete den Feldzug im Sommer durch glückliche Fortschritte. Er nahm den Paß von Tribbesees, den der schwedische General von Königsmarck vergebens zu behaupten suchte, entsetzte Wolgast, und eroberte die festen Plätze Anklam und Demmin. Die vereinigten Flotten der Holländer und Dänen unter den berühmten Seehelden Tromp und Juel beherrschten die Ostsee, und hinderten die Ankunft schwedischer Verstärkungen. Der Kurfürst wünschte die günstigen Umstände zu benutzen, um die wichtige Festung Stettin, auf welche stets sein Augenmerk gerichtet war, in seine Gewalt zu bringen. Allein die vorgerückte Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung mehr, und man begnügte sich, die Festung eng einzuschließen. Erst im folgenden Jahre 1677 wurde gegen Ende des Juni, nach ungeheuren Zurüstungen, von dreien Angriffsseiten her die Belagerung begonnen, und mit größter Heftigkeit sechs Monate hindurch fortgesetzt. Derfflinger befehligte das Belagerungsheer. Um ihn zu ärgern, hingen die Belagerten am Marienthurm ein ungeheures Bild heraus, das einen Schneider mit Scheere und Elle vorstellte. Dem bittern Scherz antwortete schlimmer Ernst. Der brandenburgische Geschützoberst Weiler leitete die furchtbare Beschießung, die aus 150 Feuerschlünden gegen die Stadt gerichtet wurde, und bald nur einen Steinhaufen übrig ließ. Der tapfre schwedische Befehlshaber General von Wulff mußte zuletzt in die Uebergabe der vorher noch niemals eroberten Festung willigen. Am 27. Dezember hielt

der Kurfürst seinen feierlichen Einzug; an seiner Seite befand sich Derfflinger, der allen Kriegswerken thätig beigewohnt, und bald nachher, am 26. März 1678, zum Statthalter von Pommern und Kamin ernannt wurde. Seine drei Regimenter, befehligt von dem Obersten von der Marwitz und den Oberstlieutenants von Sydow und von Eberswein, hatten unter seinen Augen die ganze Belagerung mitgemacht.

Die hinzögernden Friedensunterhandlungen zu Nimwegen und die mannigfachen Schwierigkeiten und Ränke, welche sich zwischen den Verbündeten selbst erhuben, erlaubten dem Kurfürsten nicht, seine Waffenerfolge mit dem Nachdrucke fortzusetzen, zu welchem sein und der Seinigen Muth gestimmt war. Zahllose Hindernisse und Hemmungen mußte er bei jedem Schritt erfahren, und nicht immer waren dieselben durch Kraft und Ausdauer zu überwinden. Am Kaiserlichen Hofe sah man mit Neid und Eifersucht den Ruhm und die Macht Brandenburgs zunehmen; man klagte laut darüber, daß an der Ostsee ein neuer König der Vandalen sich erhebe. Die diplomatischen Verhältnisse gewannen das Uebergewicht über die kriegerischen Vorgänge, und es bedurfte der größten Aufmerksamkeit, um jene nicht auf verderbliche Weise sich entwickeln zu lassen. Allein auch die Waffen wurden dennoch dabei nicht vergessen, der Kurfürst rüstete sich mit allem Ernste zu dem neuen Feldzuge, und schon im März 1678 hielt er dazu die nöthige Bereitschaft.

Unter Lebensmühen und Kriegsarbeiten aller Art war Derfflinger jetzt 72 Jahre alt geworden. Bei dem unerschrockenen Muthe, der ihn stets inmitten der Feinde die größte Gefahr aufsuchen hieß, hatte er häufige Verwundungen erlitten, deren jedoch keine bisher seine Rüstigkeit lähmen gekonnt. Noch in den letzten Feldzügen hatte er Anstrengungen gemacht und Thaten verrichtet, die eher den jungen Mann als den Greis in ihm zu verrathen schienen. Sei es nun, daß plötzlich, wie wohl zu geschehen pflegt, dennoch sein Alter ihm fühlbar wurde, und dies vielleicht um so stärker, je länger sein muthiger Geist sich selbst darüber zu täuschen gesucht, oder sei es, daß irgend eine Verstimmung und Unzufriedenheit ihn ergriffen hatte, genug, er hielt sich veran=

laßt, im März des genannten Jahres den Kurfürsten unvermuthet mit der Bitte anzugehen, ihn mit fernerem Kriegsdienste zu verschonen. Ueber diese Besonderheit haben sich drei Aktenstücke erhalten, welche wir als denkwürdige Merkmale jener Zeit, und wegen der lebendigen Farben zur Schilderung der Persönlichkeiten, auch hier aufzubewahren veranlaßt sind. Das Gesuch Derfflinger's an den Kurfürsten lautet folgendergestalt: „Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Kurfürst und Herr! Vor Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit erscheine ich mit diesem unterthänigsten Memorial in meiner höchsten Angelegenheit, und habe das feste Vertrauen, daß Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit in meiner demüthigen Bitte mir Dero gnädiges Ohr nicht versagen werden. Gnädigster Kurfürst und Herr! Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit werden von mir die gnädigste Opinion nach dem Grunde der Wahrheit haben, daß ich Dero unterthänigster und getreuer Diener von ganzem Herzen bis auf diese Stunde gewesen bin, ich werde es auch bleiben, so lange ein lebendiger Othem in meinem Leibe ist, und bin bei mir selbst versichert, daß ich Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit so getreu und redlich mit meinem Leibe und Gemüthe, als Gott mit meiner Seele gedienet habe, wovon ich bis im Tode nicht lassen will. Und ich danke Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit in tiefster Unterthänigkeit, daß Sie mir seithero Dero hohe Kurfürstliche Gnade höchst mildiglich zugewendet, und mir ein Hohes und Großes anvertrauet haben. Nun dann aber der liebe Gott mich zu dem höchsten Alter gnädigst kommen lassen, welches täglich mehr und mehr Schwachheiten mit sich führet, und meine Dienste mir dermaßen schwer machet, daß ich nun nichts so sehr, als die Ruhe verlange, damit ich in der noch rückständigen wenigen Lebenszeit meinem Gott dienen, und mich zu einem seligen Tode desto vergnüglicher bereiten könnte: als flehe ich Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit hiermit ganz unterthänig und demüthig an, mir nunmehro die allergnädigste Kurfürstliche Gnade zu erweisen, und gegen bevorstehenden schweren Feldzug, da ich die schweren Travaillen unmöglich ausstehen kann, mich meiner Dienste in Gnaden zu erlassen, und dadurch der großen

Mühe, worunter mein hohes Alter dennoch liegen bleiben würde, mich zu entheben. Meine Intention ist gar nicht, Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit den Dienst aufzusagen, oder Deroselben in dem Geringsten zuwider zu leben, dafür mich Gott behüten wird, daß ich nie auf die Gedanken gerathe. Es würde mich auch kränken, wenn ich erfahren sollte, daß diese meine unterthänigste Bitte Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit zu einiger widrigen Bewegung veranlasset hätte, welches ich in Ewigkeit nicht hoffen will, allermaßen Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit gnädigst versichert sein, und glauben wollen, daß, wann das Vermögen und die Kräfte dem Willen und meiner Begierde gleich wären, ich die Erlassung meiner Dienste nicht begehren noch suchen wollte. Ich bin auch bereit, Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit in allen andern Dingen, außer denen so gar schweren Travaillen, nach Dero gnädigstem Befehl bis an mein Lebensende getreulich zu dienen, und mich zu alle dem willigst und gehorsamst gebrauchen zu lassen, wozu Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit einen so getreuen Diener kapabel finden werden. Nur wiederhole ich nochmalen mit Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit gnädigsten Erlaubniß meine unterthänigste und demüthige Bitte, mich der schweren Kriegeslast zu entbinden, und meinen alten abgematteten Leib zu seiner höchst verlangenden Ruhe kommen zu lassen. Ich zweifle nicht, Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit werden nach Dero hocherleuchtetem Verstande gnädigst konsideriren meine treugeleistete Dienste, und die unverdrossene Arbeit, die zu Bezeigung meiner unterthänigsten Schuldigkeit ich allemal ohne Falsch und Heuchelei zu erkennen gegeben habe, und mich auf dieses mein demüthiges Ansuchen mit einer gnädigen und erwünschten Resolution erfreuen, auch in Dero hohen Kurfürstlichen Gnade Ihren allergetreuesten Knecht sterben lassen, der nie anders will erfunden werden, als Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit unterthänigster getreu gehorsamster Diener H. G. von Derfflinger."

Die Antwort des Kurfürsten läßt wenig Zweifel, daß er die Gründe, welche Derfflinger für sein Gesuch anführt, wo nicht als bloßen Deckmantel irgend eines Mißmuthes, doch

wenigstens als die Uebertreibung einer dem Alter eigenen Bedenklichkeit ansah. Einen solch erfahrenen Feldherrn und geprüften Kriegsmann wollte er keineswegs, wenn nicht die äußerste Noth es geböte, vor dem Feinde missen. Er fand sich demnach bewogen, die Bitte Derfflinger's, indem er dessen empfänglichem Gemüthe durch die eindringlichsten Vorstellungen lebhaft zusprach, durch folgendes Schreiben abzulehnen. „Wir haben Uns Euer gehorsamstes Memoriale der Gebühr unterthänigst vortragen lassen, und daraus ersehen, wasgestalt Ihr Eures zunehmenden Alters halber um gnädigste Dimission gehorsamst ansuchet. Nun hätten Wir Uns zwar dessen zu dieser Zeit, da man sich zum frühen Feldzug rüstet, und die Kampagne herannahet, um so viel weniger versehen, weilen Wir sonst jederzeit eine Willfährigkeit und unverdrossenen Eifer in Beförderung Unserer Dienste verspüret, auch selbst von Euch gehöret, wie Ihr diejenigen nebst Uns blamiret, welche zu einer solchen unbequemen Zeit um ihren Abschied angehalten. Daß Ihr bei Eurem zuwachsenden Alter nach der Ruhe verlanget, ist zwar nicht zu tadeln, wann es nach geendigtem Kriege und wiedergebrachten Frieden geschehe: Wir geben Euch aber selber vernünftig zu ermessen, wann Ihr jetzo, da noch alles in crisi stehet, und der Krieg eiferiger als vormalen zur Erlangung eines heilsamen Friedens fortgesetzt werden muß, quitiren solltet, ob Ihr nicht Eure so wohlerworbene Ehre beflecken, und Euch bei aller Welt eine Blame zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alter verliehen, es ist wahr, aber er hat Euch auch dabei eine gesunde Leibeskonstitution geben, kraft welcher Ihr besser, als mancher junger Mann, denen Kriegesfatiguen gewachsen seid: Wir hergegen seind, nebst einem auch ziemlich hohen Alter, vielen beschwerlichen Krankheiten unterworfen, und hätten tausendmal mehr Ursache, Uns nach der Ruhe zu sehnen, jedennoch weilen Unser Vorhaben zu einer beständigen Beruhigung so vieler tausend Seelen angesehen ist, seind Wir entschlossen, auch den Rest Unserer Kräfte daran zu setzen, und Unsere eigene Person nicht eher der schweren Kriegeslast zu entziehen, bis solcher vorgesetzter Zweck erlanget sein wird. Bei solcher Bewandtnuß nun, und da Wir Euch

kennen, Ihr auch bereits bei Uns viele Sauer und Süßes gekostet habt, so ist es ja besser, daß Ihr auch bei Uns bis ans Ende ausharret, und nachdem Ihr den Samen werfen helfen, auch der Früchte genießet; welches mit göttlicher Hülfe nach geendigter bevorstehender Kampagne geschehen kann. Wir wollen, wie Wir bishero gethan, schon dahin sehen, daß Euch keine befugete Ursache zu Klagen gegeben werden solle; wann Ihr auch dergleichen zu haben vermeinetet, habet Ihr Uns selber solches anzuzeigen, so wollen Wir demselben schon remediren: Ihr wisset, wie Wir allezeit in Eurem Besten gewesen, und sogar diejenigen, welche Euch nicht wie sichs gebühret begegnet, entweder disgraciret, und aus Unseren Diensten erlassen, oder mit en campagne gebrauchet haben. Wir seind auch versichert, Ihr werdet Euch über Uns im Geringsten nicht beschweren können: dann Wir ja allezeit geflissen gewesen, die große und nützliche Dienste, so Ihr Uns geleistet, zu erkennen. Bei Unsrer Miliz haben Wir Euch zu dem höchsten Ehrenamte, darüber keines, erhoben, auch Unsere Dankbarkeit in anderen Stücken spüren lassen, und sollte dennoch etwas daran fehlen, so sind Wir noch begierig und geneiget, Euch und den Eurigen alle ersinnliche Gnade widerfahren zu lassen. Wir zweifeln nicht, Ihr werdet solches alles der Gebühr erwägen, und in Unseren Kriegsdiensten nach wie vor, bis Uns Gott nach Verleihung ruhigerer Zeiten auch vor Unsere Person die Ruhe gönnen wird, unverdrossen und mit behöriger Applikation kontinuiren, in welchem Vertrauen wir Euch u. s. w. Geben Köln u. s. w. den 11. März 1678.“

Wie Derfflinger diese abschlägige Antwort aufgenommen, erhellt aus seiner gleich am Tage des Empfanges an den Geheimen Staatssekretair Fuchs gerichteten Herzensergießung, in welcher der treuherzige Sinn, das gute Bewußtsein, und der rege Eifer des Mannes, bei allem Verdrusse über den Anschein, welchen sein Gesuch tragen sollte, auf das schönste hervorleuchten. Sein Brief lautet wie folgt: „Wohledler, hochgeehrter Herr und Freund! Ich habe Sein Schreiben nebst der beigefügten Resolution auf mein unterthänigstes Memorial heut wohl erhalten, hätte mir aber eher den Fall

des Himmels versehen, denn daß ich vermeinen sollen, eine so gar abschlägige Antwort, die zum Theil in nachdenklichen terminis bestehet, zu erlangen, allermaßen ich mein Bitten auf meine von Seiner Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit mir ausgestellte Kapitulation gegründet habe, welche ausdrücklich im Munde führet, daß wenn ich wegen Herannahen hohen Alters unvermögend, und die schweren Travaillen im Kriege auszustehen inkapabel wäre, denn würde Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit alsdann ohne alle Widerrede und Schwürigkeit mich in Gnaden erlassen wollen. Itzo aber empfinde ich leider das contrarium, und muß darzu vorlieb nehmen, daß man in den Gedanken stehet, und mir vorwirft, ich würde, wenn ich bei itztgestalteten Sachen abdankete, meine Ehre beflecken, und bei aller Welt mir eine Blame zuziehen. Diese Worte schmerzen mich fürwahr nicht wenig, meine getreuen Dienste sind bei der Welt vielleicht mehr bekannt, als in Berlin, und die Welt weiß es besser, denn daß sie übel von mir zu blamiren sollte Ursach haben. Ich habe meiner Ehre zuwider nie etwas in der Welt vorgenommen, sondern dieselbe meinem Blute gleich geschätzet, werde sie auch dadurch nicht beflecken, da ich aus Antrieb meines hohen Alters meine Kriegsdienste zu quitiren und die Ruhe zu erlangen suche. Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit stellen sich selbst mir zum Exempel für, es kommt aber, wenn ich so frei reden darf, in keinen Vergleich; Seine Kurfürstliche Durchlaucht seind Einer, und Gott verhüte es in Gnaden, daß Dieselbe ja nicht bald abdanken; ich aber bin nicht der Einige, es seind vielleicht qualificirtere Leute, die diese Charge hinwieder bekleiden können, und denen zum Theil darnach verlangen mag. Da aber auch Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit mich zu diesem hohen Ehrenamte, darüber keines ist, erhoben haben (für welche Gnade ich bis in mein Grab unterthänigst danken werde), zweifle ich nicht, Dieselben werden mich dazu kapabel gefunden haben, sonst mir es nicht wäre konferiret worden, ich hätte es auch mit gutem Gewissen nicht über mich nehmen können, und hoffe, ich werde bei demselben alles so treulich verrichtet haben, daß Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit jedesmal ein gnädiges Kontentement darüber

werden empfunden haben. Daß ich das Saure und Süße gekostet, solches muß man im Kriege vorlieb nehmen, das Sauere aber stehet voran, und wird, wenn es zur Bilance kommen sollte, das Süße weit überwiegen. Ich habe des Süßen wenig genossen, und mag mir vielleicht zu meiner Gesundheit nicht gedienet haben, die stettinische Belagerung kann dessen ein Exempel sein, weil es mir noch itzo davon bitter schmecket. Daß ferner Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit anführen, Sie hätten diejenigen, die mir nicht wie sichs gebühret begegnet, entweder disgraciret und aus Ihre Dienste erlassen, oder solche im Felde nie gebrauchet, das kann ich nicht begreifen, ich habe so vieles niemals prädendiret, es wäre dann, daß Einige durch den Spruch des Rechten dahin gebracht worden, oder daß Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit selbst dahin gnädigst inkliniret, und Dero hoher Respekt und Interesse darunter versiret hätte. Sonst ist es auch nicht unrecht gewesen, daß ichs denenjenigen verdacht, und übel von ihnen gesprochen habe, die ihren Abschied zur Unzeit und ohne Erheblichkeit gefordert haben, inmaßen selbige die Zeit hätten erwarten, oder genugsame Ursachen anführen sollen. Ich aber weiß, daß die Ursach meines Verlangens valide genug, und die Zeit, darin ich meinen Zweck zu erlangen arbeite, nicht verwerflich ist. Weshalb ich bei meinem Vorsatz beruhe, und nichts mehr als die Ruhe und neben derselben einen gnädigen Herrn verlange, das Uebrige alles habe ich dem lieben Gott anheim gestellet, der wird es herrlich hinauszuführen wissen. Leid ists mir zwar, daß ich Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit den lieben Herrn verlassen muß, weil aber meine täglich abnehmende Kräfte sich gegen so einer schweren Last nicht mehr wollen animiren noch anfrischen lassen, so hoffe ich gleichwohl annoch, daß Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit mich nicht gar übern Haufen werfen und ruiniren werden. Ich will den Samen meiner schweren Arbeit gerne gestreuet haben, wiewohl ich den ersten Grund zu dem, was wir itzo empfinden, nicht legen helfen, und will einem Andern es von Herzen gönnen, daß er die besten Früchte an meiner Statt genieße. Ich bin vergnügt genug, wenn Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit

mir Dero Gnade sehen und mich in die verlangte Ruhe kommen lassen, welchen Zweck zu erlangen mein hochgeehrter Herr das Seinige allstets kontribuiren wolle, dafür ich allemal sein werde meines hochgeehrten Herrn dienstwilligster Diener H. G. F. von Derfflinger. Köln an der Spree, den 11. Mai 1678."

Der Fortgang der Ereignisse zeigt, daß Derfflinger sich den Wünschen des Kurfürsten denn doch bequemt, und den folgenden Feldzug eifrigst mitgemacht hat. In der That bedurfte Friedrich Wilhelm unter den eingetretenen Umständen des Zusammenwirkens aller seiner Kräfte, um den steigenden Mißverhältnissen gewachsen zu bleiben. Seine Bundesgenossen bemühten sich um Frieden, und in den Verhandlungen zu Nimwegen, wo jede Macht nur ihren eigenen Vortheil suchte, wurde Brandenburgs Heil nicht sehr bedacht. Neue und letzte Anstrengungen wurden erforderlich, um durch neue und vollständige Waffenerfolge einen ehrenvollen Frieden zu erringen. In dem zweifelhaften Zustande, der nicht zur Entscheidung kommen ließ, ob der Kurfürst seine ganze Heeresmacht zweckmäßiger am Rhein gegen die Franzosen, oder in Pommern gegen die Schweden gebrauchen würde, verging ein Theil des Sommers; der Prinz von Oranien wünschte jenes, weil er hoffte, dadurch den Kaiser, den König von Spanien, und vielleicht selbst die Republik Holland, welche gegen seinen Willen eifrig für sich allein den Frieden zu erlangen suchte, an dem Abschlusse noch gehindert zu sehen; dieses wünschte der König von Dänemark. Endlich zuletzt entschied sich der Kurfürst für die letztere Meinung, und rückte im Juli mit dem Heere nach Pommern, wo die nähere Gefahr auch den größeren Vortheil zu bestimmen schien. Die Schweden waren daselbst noch im Besitz der festen Stadt Greifswalde und der starken Festung Stralsund, auch hatten sie durch Ueberrumpelung von 1200 Dänen und Brandenburgern sich der Insel Rügen und der zugehörigen kleineren Inseln wiederbemächtigt. Sie aus diesem Besitze zu vertreiben, und ihnen wo möglich keinen festen Fuß auf deutschem Boden zu lassen, schien so dringend als vortheilhaft. Mit Ungeduld harrte der Kurfürst auf die Ankunft der dänischen Flotte, deren

Mitwirkung unentbehrlich war. Sie erschien endlich, und am 10. September ging der Kurfürst mit allen seinen Truppen auf 350 Fahrzeugen von verschiedener Größe, die schon in Bereitschaft waren, von Peenamünde nach Rügen unter Segel. Die Ordnung der Truppen wurde auf den Schiffen beibehalten, die Generale von Schöning und Hallard führten die beiden Flügel, der General von Götze das Mitteltreffen. Derfflinger befehligte unmittelbar unter dem Kurfürsten die ganze Unternehmung. Als Leiter der Seefahrt befand sich auf dem Schiffe des letztern der holländische Admiral Tromp. Wegen widriger Winde konnte die Flotte nicht sogleich den beabsichtigten Landungsort bei Putbus erreichen, und blieb eine Zeitlang dem Feuer der Schweden ausgesetzt. Endlich am 13. September ließ der Kurfürst die Landung seiner Truppen in der Gegend von Putbus möglichst beschleunigen, da auch schon einige dänische Truppen auf der Halbinsel Wittau gelandet und einem Angriffe der Schweden für sich allein nicht gewachsen waren. Der General Konrad Christoph von Königsmarck, schwedischer Oberbefehlshaber in Pommern, suchte durch das Feuer seines Geschützes von den Anhöhen herab die Landung der Brandenburger zu hintertreiben, allein diese rückten unerschrocken vor, pflanzten ebenfalls Geschütz auf, und trieben die Schweden vor sich her. Kaum waren die ersten 200 Reiter ausgeschifft, so stellte sich Derfflinger an ihre Spitze, und griff 8 schwedische Schwadronen mit solchem Ungestüm an, daß diese sich alsbald zur Flucht wandten, und dabei eine Fahne und ein Feldstück nebst vielen Gefangenen einbüßten. Unfähig das Feld zu halten, zog Königsmarck sich in die alte Fehrschanze zurück, gegen welche Derfflinger am folgenden Tage mit dem Vortrab anrückte, und daselbst die Schweden in eiligster Ueberschiffung nach Stralsund begriffen fand. Hier war kein Augenblick zu verlieren, wenn der Feind nicht ohne Verlust entkommen sollte. Derfflinger faßte sogleich seinen Entschluß, den General von Schöning schickte er mit 500 Mann Fußvolk längs des Strandes, um die Schanze zunächst am Meere anzugreifen, und nachdem hier der Angriff begonnen, ließ er plötzlich seine Reiter absitzen, und drang mit ihnen zu Fuß von der

Landseite stürmend ein. So wurde die Schanze im ersten Anlauf erobert, und dabei sämmtliches Geschütz und viele Pferde nebst 700 Gefangenen; über 200 Schweden wurden getödtet; Königsmarck selbst focht wie ein Verzweifelter, und war von Allen der letzte, der zu Schiffe stieg, um sich zu retten. Die Brandenburger verloren nur etwa 40 Mann. Derfflinger griff sodann am 16. September die neue Fehrschanze an, die sich schon bei den Anstalten zum Sturm auf die ersten Schüsse ergab, da die Deutschen, die zur schwedischen Besatzung gehörten, in Aufruhr ausbrachen, und mit den Brandenburgern sich verbanden. Auf diese Weise schnell im Besitz von ganz Rügen, ließ der Kurfürst nun auch die kleine Insel Dänholm, in der Meerenge von Stralsund gelegen, durch 2000 Mann mit Gewalt wegnehmen. Bei allen diesen und den nachfolgenden Verrichtungen erscheint Derfflinger in gewohnter Thätigkeit und Kraft, und mit allem Feuer persönlicher Tapferkeit in Gefahr und Kampf immer voran, als Feldmarschall gleichsam noch Rittmeister und als Greis noch Waffenjüngling. Der Tadel neuerer Zeit, daß der Feldherr in solchem persönlichen Eifer nicht in seinem Berufe sei, dürfte dem Waffenbrauche jener älteren Zeiten, wo die Truppenzahl oft so äußerst gering, und eine glückliche Einzelheit so leicht der ganze Erfolg war, nicht unbedingt angemessen sein.

Nach der Eroberung von Rügen und Dänholm wandte sich der Kurfürst zu Anfang des Oktobers mit seinen Truppen, welche unter ihm fortwährend Derfflinger befehligte, zur Belagerung von Stralsund. Diese Festung war noch niemals eingenommen worden; selbst der furchtbare Wallenstein hatte im dreißigjährigen Kriege seine sonst unwiderstehliche Wuth mit Aufopferung eines ganzen Heeres hier vergebens ausgetobt. Das gewaltige Unternehmen mußte gleichwohl gewagt werden; doch wurde zuerst der Weg eines gütlichen Abkommens versucht. In Kaiserlichem Auftrage bot der Kurfürst den Bürgern die Rechte und Freiheiten einer unmittelbaren Reichsstadt an, wenn sie zur Uebergabe der Stadt mitwirkten; allein Königsmarck wußte die Einwohner im Gegentheil zur Vertheidigung zu bewaffnen. Nachdem also

dieser Versuch fehlgeschlagen, und bei dem eingetretenen Herbst keine Zeit mehr zu langwieriger Belagerung übrig war, wurde sogleich ohne Schonung die Stadt angegriffen. Am 10. Oktober Abends begann aus 152 Feuerschlünden unter Leitung des Obersten Weiler eine so furchtbare, fortgesetzte Beschießung, daß am folgenden Tage die Stadt in vollen Flammen stand, und die Bürger von den Mauern und Thürmen weiße Fahnen wehen ließen. Der Kurfürst ließ das Feuer einstellen, und sandte einen Trompeter vor, auf den aber von den Schweden geschossen wurde; auch Derfflinger, der, um Vergleichsvorschläge zu vernehmen, nah an das Thor hinanritt, erfuhr grobe Zurückweisung. Die Belagerten hatten nur Zeit gewinnen wollen, die Feuersbrunst zu löschen, welches auch größtentheils gelungen war. Hierauf aber wurde die Beschießung mit erneuerter Heftigkeit fortgesetzt, und in kurzer Zeit lag die Hälfte der Stadt eingeäschert. Königsmarck, dessen Soldaten wegen der Hitze nicht mehr auf den Wällen ausdauern konnten, sah sich endlich am 12. Oktober zur Uebergabe genöthigt, und erhielt mit Truppen und Geschütz freien Abzug nach Schweden. Am 20. Oktober zog der Kurfürst, Derfflinger an seiner Seite, feierlich in die eroberte Festung ein. Auf gleiche Weise und Bedingung erfolgte nach heftiger Beschießung am 6. November die Uebergabe von Greifswalde. Durch diese raschen Ereignisse, die jede Erwartung übertrafen und Staunen und Wunder erregten, war den Schweden kein Fußbreit Landes in Pommern übrig, und ihre Macht auf dieser Seite völlig aus Deutschland abgeschieden. Der Kurfürst kehrte mit Derfflinger und den meisten seiner Generale nach Berlin zurück, wo man den Früchten so vieler Siege und Eroberungen in dem Frieden entgegensah, dessen Abschluß von Tag zu Tag erwartet wurde.

Diese Hoffnung wurde zwiefach getäuscht. Die Schweden, in Pommern überwunden, zeigten auf andrer Seite unvermuthete Uebermacht. Aus Liefland brach der Feldmarschall Horn mit 16,000 Mann durch das polnische Gebiet in Preußen ein, und grausame Verwüstung bezeichnete seine Fortschritte. Gegen solche Truppenmacht waren die brandenburgischen Besatzungen in Preußen zu schwach; der Kurfürst

sandte den General von Görtzke mit 3000 Mann zur Unterstützung ab, allein auch dieser konnte mit der Gesammtstärke von 7000 Mann dem feindlichen Einbruche nicht wehren. Die Schweden drangen vor, und die Polen, trotz ihres Bündnisses mit dem Kurfürsten, schienen geneigt, mit jenen gemeine Sache zu machen. So wichtig es dem Kurfürsten auch war, seine Kriegsmacht eine Weile in Ruhe zu erhalten, und zu besserer Einwirkung auf das bedenklich fortrückende Friedensgeschäft gegen den Rhein hin schlagfertig gestellt zu bleiben, so wurde doch für Preußen die Gefahr allzudringend, und der Zug dahin schnell beschlossen. Sichernde Besatzungen blieben in Westphalen und in Pommern zurück. Von den Truppen aber, die eben aus dem Felde heimgekehrt, wurden alle Regimenter Reiterei und Dragoner, zusammen 5500 Pferde, sodann von jedem Regimente zu Fuß ausgesuchte 60 Mann nebst doppelten Offizieren, und 34 Stücke Geschütz, alles unter dem Oberbefehle Derfflinger's, schleunigst gegen die Weichsel in Bewegung gesetzt; die Generale von Götz, Graf von Promnitz und von Schöning führten die einzelnen Abtheilungen. Kaum waren diese Truppen an der Gränze von Pommerellen etwa 9000 Mann stark vereinigt, so eilte der Kurfürst sich an ihre Spitze zu stellen. Am 30. Dezember 1678 reiste er im harten Winter zu Schlitten, begleitet von seiner Gemahlin und dem Kurprinzen Friedrich, von Berlin ab, schloß sich seinen Kriegsschaaren an, und traf mit ihnen in beispiellosen Gewaltmärschen schon am 10. Januar 1679 in Marienwerder ein, nachdem er diesen Tag 12 deutsche Meilen, die vorgehenden aber nicht weniger als deren 6 bis 7 zurückgelegt. Hier ließ er zwei Tage rasten. Trotz der strengen Winterkälte und der ungeheuern Anstrengung zeigten die Truppen Eifer und Freudigkeit. Inzwischen verbreitete die Nachricht von des Kurfürsten schnellem Anrücken unter den Schweden Schrecken und Bestürzung. Der Feldmarschall Horn, den die furchtbare Nähe des ferngeglaubten Gegners völlig verwirrte, befahl überall den schleunigsten Rückzug. Der Kurfürst aber, von dem Feinde noch 18 Meilen entfernt, sandte dem General von Görtzke, der in der Gegend von Königsberg verweilte, den Befehl mit allen seinen Truppen

den Schweden zu folgen, und sie durch Angriffe möglichst aufzuhalten, bis der Kurfürst selbst herangekommen wäre. Mit 4000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk, die hinter den Reitern mitaufsitzen mußten, verfolgte Görtzke den Feind so nachdrücklich, daß derselbe in steter Flucht bis Insterburg einen großen Theil seiner Mannschaft einbüßte. Der Kurfürst folgte angestrengt mit den übrigen Truppen nach, und beschleunigte sie, das Fußvolk auf zusammengebrachten Schlitten, über das frische Haf am 16. Januar nach Königsberg. Zwischen Tilsit und Ragnit schien Horn endlich stehen zu wollen, daher der Kurfürst abermals den General von Görtzke mit 4300 Reitern und den Obersten Henning von Treffenfeldt mit 1000 Dragonern voraussandte, um durch kleine Gefechte seinem eigenen Anrücken Zeit zu gewinnen. Er selbst ließ alle Pferde und Schlitten der Umgegend schnell wieder aufbieten, und führte seine kampfbegierigen Truppen 3 Meilen weit über das zugefrorene kurische Haf, wodurch er seinen Weg um 8 Meilen verkürzte, und Abends am 19. Januar zu Gilge, einem Dorf an dem gleichnamigen Flusse, ankam. In der Nacht noch ging er bei der größten Kälte weiter bis 3 Meilen von Tilsit, nach Kuckernes, wo eben in der Frühe die ermatteten Pferde etwas Futter erhielten, und die fast erstarrten Soldaten gegen die Kälte einigen Schutz suchten, als die Nachricht einlief, daß Treffenfeldt unfern Tilsit bei dem Dorfe Splitter ein siegreiches Gefecht am 20. Januar gegen drei schwedische Dragonerregimenter und ein Kürassierregiment bestanden, diese fast ganz vernichtet, und dabei eine Menge Geschütz, zahlreiches Gepäck und andere Beute genommen habe. Als dieser tapfre Oberst gleich darauf selbst erschien, und dem Kurfürsten 8 Fahnen, 2 Standarten und andere Siegeszeichen überreichte, empfing er dafür auf der Stelle seine Ernennung zum Generalmajor. Den von Tilsit abziehenden Schweden den Weg zu versperren, rückte der Kurfürst am 21. Januar vor Tag von Kuckernes nach Heidekrug, wo sie vorbeikommen mußten. Görtzke aber erhielt wiederholten Befehl, den Feind unausgesetzt zu verfolgen und anzugreifen; er erreichte auf dem Wege nach Koadjut ihren Nachtrab, den Horn selbst befehligte, und brachte demselben eine völlige Niederlage bei. Dem

Kurfürsten selbst entzog sich Horn, indem er durch einen starken Nachtmarsch rechts nach Samogitien ausbog, und so die Trümmer seines aufgeriebenen Heeres nach Liefland rettete, wo alles in Angst und Schrecken jeden Augenblick die Ankunft der siegreichen Brandenburger erwartete, und selbst Riga schon vor dem Schicksale Stralsunds erzitterte. Der Kurfürst aber, erwägend, welch unerhörte Anstrengungen die Seinigen in diesem schrecklichen Winterfeldzuge gemacht, und bei der stets zunehmenden Kälte noch ferner zu machen hätten, überließ die weitere Verfolgung den Generalen von Schöning und von Treffenfeldt, und ging mit der Hauptmacht nach Königsberg, wo er am 24. Januar unter dem Jubel der Einwohner herrlich einzog. Die genannten Generale schlugen den Feind noch in mehreren scharfen Gefechten, und verfolgten ihn bis 8 Meilen vor Riga, von wo sie dann nach Memel zurückkehrten. Horn brachte von seinem noch kurz vorher so streitbaren Heere in erschöpften aufgelösten Haufen kaum 2500 Mann zurück, die übrigen waren durch das Schwert der Brandenburger gefallen, oder durch Hunger, Frost und furchtbare Seuchen, welche ihre Flucht schrecklich begleiteten, aufgerieben. Dieser denkwürdige Feldzug, in Schnelligkeit, Kraft und Wirkung den von Fehrbellin wiederholend, übertraf diesen noch durch die erhöhte Anstrengung, welche der furchtbare Winterkampf jenes fernen Nordens auferlegte. In dem Andenken dieser Thaten und Mühen wird der Name Derfflinger's immerdar mitleben.

Während Friedrich Wilhelm an den Ufern der Ostsee dem einen Feinde so glorreich entgegenstand, wurde er in Westen dem andern von seinen Bundesgenossen schmachvoll preisgegeben. Spanien und Holland hatten schon früher den Frieden mit Ludwig dem Vierzehnten zu Nimwegen geschlossen, dem Beispiele dieser Mächte folgten Kaiser und Reich ebendaselbst am 5. Februar 1679. Die Lage des Kurfürsten wurde nun bedenklich; nur Dänemark stand noch auf seiner Seite, gegen Schweden ebenfalls wirksam, gegen Frankreich ohne Gewicht. Ein Heer von 30,000 Franzosen unter dem General Calvo fiel in das Herzogthum Kleve ein; bald nachher 10,000 unter Crequi in das Fürstenthum Minden. Der

ganzen Macht Ludwig's des Vierzehnten war Friedrich Wilhelm allein nicht vermögend zu widerstehen, er selbst auch mußte Frieden suchen, welchen der König von Frankreich, ein treuerer Bundesgenosse als die dem Kurfürsten zu Theil gewordenen, nur unter der Bedingung zugestand, daß alle den Schweden entrissene Länder und Festungen ihnen zurückgegeben würden. Vergebens suchte der Kurfürst die Früchte seiner kriegerischen Anstrengung wenigstens zum Theil zu behaupten, jede Zögerung wurde zuletzt gefährlich, und auf jene harte, durch geringe Gegenbewilligung nur wenig ermäßigte Bedingniß wurde der Frieden mit Frankreich und Schweden zu St. Germain-en-Laye am 29. Juni 1679 durch den brandenburgischen Bevollmächtigten Meinders endlich unterzeichnet.

Inmitten aller Thaten und Ehren, welche den emporgestiegenen Krieger schmückten, blieb Derfflinger gleichwohl mancher Berührung ausgesetzt, die ihn vor eitlem Uebermuthe, oft nur allzu schonungslos bewahren sollte. In einer Stellung, wie die seinige war, sind Neider und Feinde unvermeidlich; ihren Haß nährt oft noch selbst die Güte, die ihn versöhnen möchte. Die dunkle Herkunft, in deren Gegensatz Verdienst und Würde nur um so glänzender hervortraten, wurde das bequeme Ziel niedriger Schmähungen. Die bittre Schmach, welche der Feind ihm bei der Belagerung von Stettin anthat, ist schon erwähnt worden. Aber auch im Kreise der Seinen widerfuhr ihm manch schnöde Begegnung. Nicht die Gunst und Achtung des edlen Kurfürsten, nicht das Ansehen der wohlerworbenen Feldmarschallswürde vermochte freche Beleidigungen in jenem Bezuge ganz zu hindern. Doch Derfflinger war nicht der Mann sie geduldig zu ertragen. Als ein französischer Gesandter einst die Unverschämtheit hatte, den Kurfürsten bei der Tafel zu fragen, ob es wahr sei, daß er einen General in Diensten habe, der ein Schneider gewesen? trat Derfflinger, die Antwort nicht abwartend, sogleich auf, und flammende Blicke auf den Gesandten schießend, „Hier ist der Mann, rief er, von dem das gesagt wird; hier aber (auf seinen Degen schlagend), hier ist die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe!“ Ein allgemeines Staunen und langes Stillschweigen der

Anwesenden vollendete die Vernichtung des erblaßten Diplomaten. Nach anderer Erzählung fiel dieser Auftritt mit einem Herzoge von Holstein-Beck vor, was jedoch hier einerlei sein kann.

Derfflinger jedoch schämte sich der Erinnerung seiner früheren Lebensverhältnisse keineswegs, nur vorwerfen sollte sie ihm keiner, er selbst rief manchen Zug seiner Vergangenheit gern auf heitre Weise hervor. Als er noch gemeiner Dragoner war, erzählte man, konnte er einmal Nachts nicht schlafen, sondern warf sich unruhig auf der Streu hin und her, wodurch sein Zeltkammerad gleichfalls am Schlafe gehindert blieb, und ihn scheltend fragte, warum er so unruhig sei? Derfflinger antwortete, er könne nicht schlafen, weil ihn der Gedanke quäle, wie er in der Welt wohl noch ein General werden möchte. „Ach was! rief der Andre, lieg und schlaf! ein Lumpenhund magst du wohl noch werden, aber kein General!" Dreißig Jahre nachher, als er schon Feldmarschall war, kam Derfflinger auf der Reise in ein Städtchen, wo der Name des Bürgermeisters ihm auffiel; er fuhr sogleich vor dessen Wohnung an, und als derselbe eiligst mit der Mütze in der Hand hervorstürzte, rief Derfflinger, der auf den ersten Blick seine Vermuthung bestätigt fand, ihm mit starker Stimme entgegen: „Kammerad, kennen wir uns noch wohl?" — Ja, erwiederte der Bürgermeister mit Zögern. — „Und wie ist's mit der Prophezeihung geworden?" fuhr Derfflinger fort, indem er ihm die Worte jener Nacht zurückrief. Der Bürgermeister entschuldigte sich, nach so langer Zeit könne er sich der Worte, die er damals gebraucht, so genau nicht mehr erinnern, bäte aber gern um Verzeihung, wenn unter ihnen als damaligen Zeltkammeraden etwas vorgefallen, das ihrem jetzigen Abstande nicht gemäß sei. „Wenn's einmal Lumpenhund sein muß, rief Derfflinger, so mag's drum sein; aber wer ist denn nun der größte geworden, ich oder du?" Der Bürgermeister wußte sich in seiner Verwirrung kaum zu fassen, der Feldmarschall aber sprang aus dem Wagen, umarmte ihn brüderlich, klopfte ihm auf die Schultern, und fragte, ob er was Gutes zu essen habe? Jener antwortete, Schinken, geräucherte Würste, und Fische und Krebse

habe er im Hause. „Und ich, sagte Derfflinger, habe guten Rheinwein bei mir.“ Und so gingen sie zusammen hinein, aßen und tranken vergnügt mit einander, und unterhielten sich mit alten Schnurren und Streichen aus jener frühen Zeit.

Endlich sah Derfflinger die Waffenruhe, die ihm gegen seinen Wunsch, doch nur zu Vermehrung seines Ruhmes, so lange war verspätet worden, glücklich erreicht, und mit voller Freudigkeit gab er sich dem Genusse derselben hin. Ihm blieben zwar auch im Frieden die wichtigsten Aemter und Würden, die Statthalterschaft von Hinterpommern und Kamin, die allgemeine Aufsicht über die sämmtlichen Festungen, der Oberbefehl über alle Kurfürstlichen Truppen, die Wirksamkeit als Geheimer Kriegsrath; allein die gleichmäßigen Geschäfte einer geordneten Verwaltung, deren Arbeiten sich leicht vertheilten und übertrugen, mußten dem von Kriegesthätigkeit Ausruhenden nur Erholung dünken, in welcher die völlige Muße sich gern verhüllt und doch immer leicht wiederfindet. Abwechselnd in Berlin, wo er am Hofe seines feldherrlichen Fürsten und an der Spitze des Kriegswesens in hoher Gunst und verdientem Ansehen stand, auch in allen wichtigen Angelegenheiten fortwährend zu Rath gezogen wurde, und auf seinen schönen Landsitzen, wo ihn Feld und Gärten glücklich beschäftigten, verlebte er ein frohes Alter, umgeben von einer zahlreichen Familie, die ihn liebend ehrte und pflegte. Der Widerruf des Edikts von Nantes, bei welchem Ereignisse Friedrich Wilhelm auf's neue die ganze Größe seines Geistes und Muthes zeigte, indem er, dem Zorne Ludwig's des Vierzehnten trotzend, den Verfolgten Schutz und Aufnahme gab, führte durch die zahlreich einwandernden französischen Protestanten eine Menge neuer Künste und frischer Thätigkeiten nach Brandenburg. An dieser allgemeinen Belebung nahm Derfflinger, wie es scheint, eifrigen Antheil; seine Liebe zum Bauen und Pflanzen fand in den Kenntnissen und dem Geschmacke der gebildeten Ankömmlinge mannigfache Förderung. Vielleicht wird die Vollendung der schönen Gärten zu Gusow mit Recht in diese Zeit gesetzt. Inmitten solch heiterer Beschäftigung genoß Derfflinger den Nachsommer seines Lebens, der, je weniger davon zu sagen geblieben, nur um so glück=

licher gewesen sein mag. Doch stellte sich einige Kränklichkeit ein, und er mußte den Tod seines jüngeren Sohnes erfahren, der im Jahre 1686 vor Ofen bei einem Ausfalle der Türken fechtend erschossen wurde.

Indeß konnte sein Lebensglück nicht über den Zustand seiner Gesundheit und seiner Kräfte gebieten; sein zunehmendes Alter war von mancher Schwäche und Kränklichkeit begleitet, gegen welche der Wille zuletzt nichts mehr vermochte. Der Kurfürst bedurfte in den neuen Verwickelungen, zu denen sich die politischen Händel anließen, eines kräftigeren Ueberblicks, einer rascheren Thätigkeit, als sein alter Feldmarschall den Staats- und Kriegsangelegenheiten jetzt noch widmen konnte; dieser selbst hatte sich mehrmals darüber mit dem Kurfürsten in vertraulicher Offenheit besprochen. Als daher der Marschall Graf von Schomberg dem französischen Kriegsdienste um des protestantischen Glaubens willen entsagte, und seine Zuflucht nach Brandenburg nahm, eilte der Kurfürst, den berühmten Feldherrn in dem gehörigen Range bei seinem Heere wiederanzustellen. Durch ein Schreiben vom 19. April 1687 machte er diese Entschließung dem alten Derfflinger, der in Gusow seit längerer Zeit unpäßlich war, in den schonendsten Ausdrücken bekannt; alle seine Würden und Einkünfte sollten ihm verbleiben, nur die Oberaufsicht und die unmittelbare Befehlführung der Truppen dem rüstigern Krieger übertragen sein. Doch wie sehr die Lage der Dinge eine solche Anordnung rechtfertigte, und wie einverstanden Derfflinger früher selbst dazu gerathen, so reizte doch der Augenblick, da die Sache wirklich geschah, seine Empfindlichkeit, und sein Antwortschreiben verhehlte dieselbe nicht, so wenig als die Hoffnung, jenem Amte durch völlige Genesung bald selbst wieder vorstehen zu können.

Derfflinger hatte den Schmerz, im folgenden Jahre seinen großen Fürsten und Feldherrn durch den Tod zu verlieren. Friedrich Wilhelm starb den 28. April 1688 mit dem hohen Gleichmuthe, den er in Krieg und Schlacht so oft bewiesen. Derfflinger folgte bei dem feierlichen Leichenbegängnisse in dem leidtragenden Range, den seine hohen Würden ihm anwiesen, und dem die Bekümmerniß seines Herzens bei solch

traurigem Anlasse nur zu sehr entsprechen durfte. In gleichen Ehren und Würden, wie bei dem großen Kurfürsten, blieb bei dessen Nachfolger Friedrich dem Dritten der alte Feldmarschall geschätzt und angesehen. Er hatte dem neuen Kurfürsten alsbald seine persönlichen Wünsche und Ansprüche vortragen lassen. Dieser rechnete ihm außer seinen großen Verdiensten um den Staat auch „in specie die sonderbare unterthänigste Devotion" gnädigst an, „welche gegen Seine Kurfürstliche Durchlaucht als damaligen Kurprinzen er in vielen Begebenheiten erwiesen," und bestätigte ihn als Geheimen Kriegsrath und General-Feldmarschall, als Statthalter in Pommern, als Gouverneur von Küstrin, mit dem Bemerken, daß er in Betreff dieser letztern Stelle nur von dem Kurfürsten unmittelbar abhängen solle, endlich als Inhaber seiner drei Regimenter. Die Urkunde ist vom 11. August 1688 aus Köln an der Spree. Derfflinger ging sogar in dem bald wieder gegen Ludwig den Vierzehnten ausgebrochenen Kriege noch Einmal mit in's Feld; obgleich schon früher alles eigentlichen Dienstes überhoben, glaubte er doch, da seine Kriegserfahrung in Anspruch genommen wurde, nicht zurückbleiben zu dürfen. Er folgte dem Kurfürsten, der mit 20,000 Mann zu dem Kaiserlichen Heere zog, im Jahre 1690 nach Flandern. Allein der Feldzug blieb ohne bedeutende Ereignisse, und Derfflinger kehrte nach Berlin zurück, um fernerhin ganz der Ruhe zu leben. Auch nahm er an den folgenden Feldzügen, in welchen seine drei Regimenter stets mitfochten, persönlich keinen Theil mehr.

Wenig mehr tauglich zu Dienst und Geschäften, scheint er auch kein Verlangen mehr darnach empfunden zu haben, wie sich aus folgendem heitern Vorgange zu ergeben scheint. Derfflinger stand einst an der Wiege des Kurprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm's des Ersten, und schien ganz in Betrachtung versenkt. Der Kurfürst fragte ihn: „Nun, alter Derfflinger, was denkt Er denn so nach?" Der Feldmarschall fuhr auf, war anfangs etwas verlegen, faßte sich aber gleich, und sagte mit munterer Gradheit: „Indem ich den Prinzen ansah, dacht' ich mir und sagte im Stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich gehudelt, dein Vater hat

mich gehudelt, aber du wirst mich wohl ungehudelt lassen!" Der Kurfürst lachte, und ließ es gut sein. — Derfflinger lebte seine letzten Jahre im Schooße seiner Familie, meist auf dem Lande, jeder Sorge enthoben, nach durchkämpftem Leben in stillem Frieden. Sein irdisches Heil war ihm in reichen Maßen zugeströmt, um das himmlische war ihm nicht bange. Man rühmte seine wahrhafte Frömmigkeit, die sich mit festem Vertrauen an die protestantischen Glaubenslehren anschloß; Johann Arnd's wahres Christenthum ließ er sich fleißig vorlesen, ein Erbauungsbuch, das noch heutiges Tages den Bedürfnissen vieler Frommen entspricht. Betagt und lebenssatt starb er endlich den 4. Februar 1695 fast 89 Jahr alt den sanften Tod der Altersschwäche bei völligem Bewußtsein. Seinem Willen gemäß wurde sein Begräbniß ganz einfach veranstaltet, und in der Gedächtnißrede, die ihm der Priester zu Gusow, Salomon Sannovius, hielt, nicht das geringste von seinem Leben und seinen Thaten erwähnt, nur im Allgemeinen heißt es darin: „Gott hat ihn von der Muskete an, von dem niedrigsten bis zum höchsten Ehrengrad in der Miliz kommen lassen." Dieser Prediger hat jedoch viele Nachrichten über Derfflinger mit großem Fleiße gesammelt, wovon die Handschrift vielleicht noch irgendwo bewahrt ist.

Von Derfflinger's Persönlichkeit findet sich folgende ältere Schilderung, welche der Anblick eines noch erhaltenen Gemähldes gegeben zu haben scheint. „Ein starkes, krauses Haar zierte sein Haupt. Sein Gesicht ist durch die breite Stirn, starke Augenbraunen, lebhafte Augen, große Nase, starkes Kinn, volles Gesicht und Unterkehle kenntlich, welches der Bart über der Oberlippe und etwas stehengebliebenes verstutztes Haar unter der Unterlippe noch mit mehreren Merkmalen versehen. Er muß ein wohlgebildeter, großer, starker Mann gewesen sein, den schon die Natur zum Kriege gemacht." Seine Eigenschaften als Feldherr sind aus der Erzählung seines Lebens genugsam zu erkennen; Rathschlag und Ausführung finden sich stets bei ihm in gleicher Tüchtigkeit. Der Unternehmungsgeist, die Schnelligkeit und Kühnheit, welche dem Reiterdienste vor allen angehören, sind die Grundzüge des

Karakters, den er als Kriegsmann zeigte; die Reiterei war seine Waffe, ihr hing er durch sein ganzes Leben, vom Gemeinen bis zum Feldmarschall, treulich an. Die Truppen liebten ihn und folgten mit Vertrauen seiner Anführung, die den Sieg zu verbürgen schien. Er hatte mit ihnen eine leutselige, freigebige Art, wie folgender Zug beweist. Er sah einst mit einem Unteroffizier in einer Festung seine Lade voll eingehämmerter Thalerstücke nach. Der Anblick solcher niegesehenen Menge Geldes brachte den letzteren ganz aus der Fassung, daß er staunend zurückwich. Da befahl ihm Derfflinger, sich eine Handvoll davon zu nehmen, und da jener, noch mehr erschrocken, dies nicht thun wollte, so nahm er selbst eine tüchtige Handvoll heraus, und steckte sie ihm freudig zu mit den Worten, er solle nur nehmen, so was käme doch nicht oft. Seinen Feldherrngaben ertheilt Friedrich der Große ein ehrenvolles Zeugniß. „Parmi les généraux de l'électeur, — heißt es in den Mémoires de Brandebourg, — le vieux Derfflinger et le prince Jean George d'Anhalt avaient la plus grande réputation. Le prince d'Anhalt passait pour sage, et Derfflinger pour entreprenant; ce dernier servit bien son maître à la surprise de Rathenow, à la poursuite des Suédois après la bataille de Fehrbellin, et à hâter la diligence extraordinaire des troupes dans l'expédition de Prusse." Seinen Ueberblick, seine Kriegskenntniß und Waffenkunde dankte er bloß der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung, die ihm sein Leben in ungewöhnlicher Fülle dargeboten, selbst vom Geschützwesen und Festungsbau hatte er auf diese Weise ausreichende Einsicht erlangt. Seinen Namen unterzeichnete er sehr zierlich, und zwar nie Dörfling, wie man ihn meistens genannt findet, sondern Derfflinger; alles Uebrige sagte er seinen Schreibern in die Feder. Gelehrsamkeit und Studium blieben ihm fremd, und sein Mangel an Schulunterricht kam oftmals in lustigen Irrungen an den Tag. Man erzählt, er habe einst den Bericht eines Rittmeisters, der auf Erkundung des Feindes ausgeschickt worden, und dem Datum seines Zettels das Wort Raptim vorgesetzt hatte, aus einem Orte solches Namens geschrieben geglaubt, und lange vergebens nach der Lage dieses

Ortes gesucht. „Ich habe den Rittmeister, sagte er, nach Neudorf beordert, und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt!" Endlich aufgeklärt, das Wort sei lateinisch und bedeute in Eil, sagte er voll Eifers: „Ei so hätte der Narr mögen auf gut Deutsch hinschreiben in Eil, und ich hätte mir eine gute halbe Stunde unnützes Suchen erspart." Ein andermal wurde berichtet, die Truppen könnten nicht so rasch gegen den Feind anrücken, weil die Defilé's sie aufhielten; „Schlagt die Teufels todt!" rief der ungeduldige Feldherr, der das unbekannte französische Wort für diese im Plattdeutschen ähnlich klingende Feindesbenennung nahm. Ueberhaupt konnte er ausländische Wörter und Namen nicht leiden, und setzte sie stets in ihm bekanntere um. Den spanischen Gesandten Castanaga, zum Beispiel, nannte er nie anders, als Kaspar Nagel. Noch viele Schnurren solcher Art wurden ihm nacherzählt, wovon aber nur wenige in der Ueberlieferung noch übrig sind. Von Natur bieder und frohmüthig, scheint er eine gewisse Derbheit und Laune glücklich vereint zu haben. Sein Umgang war aufrichtig und zuverlässig, doch hinwieder auch klug und gewandt genug, wo die Umstände dies forderten. Der Italiäner Leti, der ein Gemählde des brandenburgischen Hofes verfaßt, schildert ihn als einen Mann von sanften feinen Sitten, der am Hofe sich sehr wohl dargestellt. Ueberhaupt scheint er in allen Dingen eine gute Art und sicheres Maß gehabt zu haben, ohne nach irgend einer Seite hin die Schranken zu übertreten. Bei vielfachen Ausgaben hielt er sein Vermögen doch wohl zu Rath, und sein guter Stern hatte ihn wie aus Niedrigkeit zu den höchsten Ehren, so auch aus Armuth zu den größten Reichthümern emporgeführt. Seine Kriegsämter brachten ihm sehr bedeutenden Dienstgehalt, seine drei Regimenter ebenfalls beträchtliche Einkünfte. Außerdem erhielt er zur Belohnung seiner großen im Felde geleisteten Dienste von dem Kurfürsten wiederholt außerordentliche Geschenke; im Jahre 1675 anfangs 10,000 Thaler, darauf nach der Schlacht von Fehrbellin noch 10,000 und endlich eine Verschreibung auf die gewesene Komthurei Wildenbruch von 120,000 Thaler; ferner im Jahre 1678 wegen der bei Einnahme der Insel Rügen und der Festungen

Stralsund und Greifswalde bewiesenen Tapferkeit eine Anweisung von 50,000 Thaler auf die spanischen Hülfsgelder, die im folgenden Jahre auf 62,000 erhöht wurde. Außer großen Summen baaren Geldes hinterließ er die theils erheiratheten, theils angekauften herrlichen Güter Gusow, Platkow, Wulkow, Klessin, Hermsdorf, Kerkow, Theeren und Krauseiche in der Kurmark, Schildberg in der Neumark, Quitemen nebst den dazu gehörigen Dörfern in Preußen, endlich zu Berlin das von Nering für ihn erbaute und zu seiner Zeit prächtige Haus am kölnischen Markte, welches grad' im Gesichte des Königlichen Schlosses liegt, und jetzt dem Kaufmann Westphal gehört. Wegen der Besitzungen in Preußen war ihm das dortige Ingeburtrecht, später auch das polnische ertheilt worden.

Derfflinger sah aus seinen beiden Ehen eine zahlreiche und blühende Nachkommenschaft. Seine Tochter, Beate Luise, die einzige Frucht aus der ersten Ehe, heirathete im Jahre 1674 den Generallieutenant und Oberhauptmann der Festung Küstrin, Kurt Hildebrand von der Marwitz; drei jüngere Töchter aus der zweiten Ehe, Luise, Emilie und Charlotte, wurden die Gattinnen des Generallieutenants Joachim von Dewitz, des Obersten Hans Otto von der Marwitz, und des Generalmajors Johann von Zieten; eine fünfte Tochter Dorothea starb unvermählt. Seine beiden Söhne aus der zweiten Ehe, Friedrich und Karl, bezogen im Jahre 1676 zusammen die Universität, studirten zuerst in Frankfurt an der Oder, darauf in Tübingen. Der jüngere ging in der Folge mit den brandenburgischen Hülfsvölkern gegen die Türken nach Ungarn, wo er im Jahre 1686 vor Ofen blieb. Der ältere begab sich eine Zeitlang nach Straßburg, machte sodann große Reisen, besuchte Frankreich, Holland, England, Italien, Malta, und ging endlich zu Venedig als Oberstlieutenant in Dienste der Republik, deren Truppen der Feldmarschall Graf von Königsmarck befehligte. Im Jahre 1688 von seinem Vater zurückgerufen, erhielt er den gleichen Grad im brandenburgischen Heere, nahm aber im Jahre 1691 den Abschied, um sich ganz der Pflege des alten Vaters zu widmen. Nach dessen Tode trat er wieder in Dienste, stieg bis zum General-

lieutenant, und starb im Jahre 1724 zu Gusow ohne Kinder. Er hinterließ den Ruhm eines edlen und tapfern Mannes, und eine Wittwe, geborene von Osterhausen, eine fromme tugendhafte Frau, die ihn noch lange überlebte. Mit ihrem Tode, der zu Berlin im Jahre 1740 eintrat, erlosch der Name Derfflinger unter den Lebenden. Von des alten Feldmarschalls Töchtern aber erblühte eine große Nachkommenschaft, die sein Geschlecht in dem angeeigneten Vaterlande kräftigst erhalten und weit verzweigt hat. Derfflinger prangt jetzt als Ahnherr in den Stammbäumen der Fürsten von Schönburg und Reuß, der Grafen von Stollberg-Wernigerode, Haugwitz und Podewils, der Familien von der Marwitz, Zieten, Bismark, du Rosey, Bonin und mancher andern angesehenen Geschlechter, die seines Namens mit Recht sich rühmen. Hieher gehört folgender Zug, den ich genau mittheile, wie ihn der Staatsminister Graf von Haugwitz mir erzählt hat. Derselbe empfing einst einen Auftrag in Betreff des Johanniterordens, allein er lehnte denselben ab, weil er selbst kein Mitglied des Ordens sei, und daher wohl nicht gut für das Geschäft passe. Der König Friedrich Wilhelm der Zweite meinte, es bedürfe ja nur eines Wortes an den Heermeister, so würde Haugwitz aufgenommen sein. Nein, erwiederte Haugwitz, ein unüberwindliches Hinderniß steht entgegen, das auch Ew. Majestät mit aller Ihrer Macht nicht heben können. — „Welches denn?" fragte der König. — Ich stamme von Derfflinger ab, fuhr Haugwitz fort, ich habe die Ahnen nicht, und diesen unauslöschlichen Fleck muß ich schon behalten. — „Wenn es ein Flecken ist, sagte hierauf der König, so ist es der ruhmvollste, den viele Leute für ihr Leben gern mit Ihnen theilen möchten!" —

Derfflinger's Bild ist in Kupferstichen, Denkmünzen und Gemählden mannigfach erhalten. Eines der letztern wird noch zu Berlin in dem Hause aufbewahrt, dessen Besitzer er einst gewesen. Eine Denkmünze von J. Höhn, noch jetzt im Besitze der gräflichen Familie von Bismark, zeigt das Brustbild des alten Helden mit deutscher Umschrift; auf der Rückseite befindet sich sein Wappen von Gottesstrahlen erhellt, mit der Umschrift „a deo et virtute splendor", rechts und

links ruhen Mars und Herkules, und darunter stehen die Worte: „Nis majoribus.“ Sein Zeitgenosse Johann von Besser, Ceremonienmeister und Dichter am brandenburgischen Hofe, hat seiner in dem Lobgedichte auf Friedrich Wilhelm den Großen ruhmvoll gedacht. In späterer Zeit hat Blum, in dem Schauspiele das befreite Rathenau, ihn unter den Helden der Begebenheit mit aufgeführt. Gleiches ist in unseren Tagen durch Heinrich von Kleist, in dem Schauspiele der Prinz von Homburg, geschehen, doch hat die freischaltende Einbildungskraft des Dichters in diesem glänzenden Erzeugnisse die Treue geschichtlicher Einzelheiten keineswegs beabsichtigt. —

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Graf zur Lippe.

Mündliche und handschriftliche Mittheilungen aus Westphalen.

Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelms zu Schaumburg-Lippe. Hannover, 1783. 8.

Vom Geh. Rath Schmalz. Eine beredte Darstellung, und als solche auch jetzt noch alles Lobes werth, das ihr Zimmermann in seinem Buche von der Einsamkeit reichlich ertheilt.

Leben des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und Sternberg. Wien, 1789. 8.

Der Verfasser, der sich unter der Vorrede Germanus unterzeichnet, ist Karl Christian Edler Herr und Graf zur Lippe-Weißenfeld. Er war Reichshofrath zu Wien, und verdient bei bestimmten einzelnen Angaben, als wohlunterrichteter Verwandter des Helden, gewiß alles Zutrauen; im Ganzen jedoch ist seine Arbeit, dem Inhalte wie dem Stile nach, allzulobrednerisch, und in dieser Art kein Muster.

Versuch einer kurzen und zuverlässigen Lebensgeschichte des Grafen Wilhelms von Schaumburg-Lippe zu Bückeburg.

In Bibra's Journal von und für Deutschland. 1789. 4. Stück 7. Der Verfasser ist nicht genannt. Er scheint wohlunterrichtet, und giebt von manchen besonderen Umständen guten Bericht.

Militairischer Kalender auf das Jahr 1805. Berlin, Unger. 16.

Karakteristik des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg.

Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder.

Gesammelt und beschrieben von Maria Karoline von Herder, geb. Flachsland. Herausgegeben durch J. G. Müller. Tübingen, 1820. 2 Thle. 8.

Der Thl. 1. enthält, von S. 177 an, die reichhaltigsten Beiträge zur Geschichte des Grafen zur Lippe, und insbesondere S. 275 von Hrn. Westfeld einen Aufsatz, in welchem genaue Kenntniß und scharfes Urtheil vereinigt sind.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Vom General von Tempelhof. Berlin, 1794. 5 Bde. 4.

Histoire de la guerre de sept ans, par Frédéric II.

Geschichte Ferdinand's Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Von J. Mauvillon. Leipzig, 1794. 2 Thle. 8.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Kriegs. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.

Von Retzow. Eines unserer besten Geschichtsbücher. Im Thl. 2. einige hiehergehörige Stellen.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Berlin, 1827.

Im Hft. 7. Geschichte des Schaumburg-Lippe-Bückeburgischen Karabinier- und Jägerkorps. Von G. W. von Düring. Ein sehr vorzüglicher Aufsatz.

Memoria inedita do conde Lippe sobre a campanha de Portugal em 1762.

In der Zeitschrift O Investigador Portuguez em Inglaterra. Londres, 1812. 8. No. IX. p. 67—81. No. X. p. 245—256. Ueber die Kriegsbewegungen jenes Feldzuges die Hauptquelle, umständliche Genauigkeit in ruhigstrenger Aufzählung. Andere Mittheilungen in Nr. VII. der genannten portugiesischen Zeitschrift, Observaçoens e maneira de pôr em pratica a disciplina militar para maior segurança de Portugal, pelo marechal Lippe, und in Nr. VIII. Extractos de tres cartas do conde Lippe ao marquez de Pombal etc. sind nicht zur Hand gewesen.

Mémoires de Sébastien Joseph de Carvalho et Melo, comte d'Oeyras, marquis de Pombal. Bruxelles, 1784. 4 Vols. 8.

Aus dem Italiänischen übersetzt; für den noch lange nicht genug ergründeten Gegenstand bis jetzt ein Hauptwerk.

Etat présent du royaume de Portugal en l'année 1766. Lausanne, 1775. 8.

Vom General Dumouriez.

A treatise on the defense of Portugal. By William Granville Eliot, captain in the royal regiment of artillery. London, 1811. 8.

Relation de l'expédition du Portugal faite en 1807 et 1808. Par le baron Thiébault. Paris 1817. 8.

Von den Militairanstalten des verstorbenen regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe. Ein Schreiben des Hrn. Fähndrichs G. Scharnhorst, kurhannöverschen Dragonerregiments von Estorff.
In Schlözer's Briefwechsel historischen und politischen Inhalts. Göttingen, 1782. 8. Thl. 9. S. 93.

J. G. Zimmermann von der Einsamkeit. Leipzig, 1784. 1785. 4 Thle. 8.
Thl. 3. S. 456—468.

Fragmente über Friedrich den Großen. Von dem Ritter von Zimmermann. Leipzig, 1790. 3 Thle. 8.

J. St. Pütter's Selbstbiographie. Göttingen, 1798. 8.

Hamann's Werke. Band 5. Berlin, 1824. 8.

Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts der von Schlieffen. Kassel, 1784. 4.

Einige Betreffnisse und Erlebungen Martin Ernst's von Schlieffen. Berlin, 1830. 2 Bde. 4.

Thomas Abbt's vermischte Werke. Berlin und Stettin, 1782. 5 Thle. 8.
Thl. 3—5. Viele bemerkenswerthe Züge in den Briefen von Abbt an Nicolai, Mendelssohn, Möser, mit Mendelssohn's Anmerkungen, worin eine ausführliche Schilderung des Grafen.

Wieland's teutscher Merkur. 1782. 8. Bd. 39. S. 185, 186.
Im Ganzen Bestätigung der Schilderung, die Moses Mendelssohn von dem Grafen macht, und Erwähnung, daß ein Offizier in hannöverschen Diensten eine Lebensbeschreibung von ihm „aus seinen hinterlassenen Schriften" angekündigt; eine solche ist jedoch nicht erschienen.

Vermischte Schriften von Justus Möser. Berlin und Stettin, 1798. 2 Thle. 8.
Thl. 2. S. 223. Ein Brief des Grafen an Möser über Abbt's Tod.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim's Leben. Aus seinen Briefen und Schriften von Wilhelm Körte. Halberstadt, 1811. 8.
S. 183. Zwei Briefstellen des Grafen und der Gräfin über Gleim's Halladat.

Ueber Volkskalender und Volksschriften überhaupt. Von Chr. W. von Dohm.

Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Von Christian Wilhelm von Dohm. Lemgo, 1814. 8. Bd. 1.

Herder's Gedichte. Stuttgart, 1817. 2 Thle. 8.
Thl. 2. „Das menschliche Leben." Ein philosophisches Seestück. Gedicht in Alexandrinern, nach einem französischen Gedicht des Grafen Wilhelm von Bückeburg.

Gedichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Stuttgart und Tübingen, 1816—1818. 3 Bde. 8.
Bd. 3. S. 233.

Poesias de Antonio Diniz da Cruz e Silva. Lisboa, 1815. 5 Vols. 12.
Tom. 5. Parte primeira das odes Pindaricas. Ode 4.

Graf von der Schulenburg.

Handschriftliche Mittheilungen von dem Hrn. Grafen von der Schulenburg-Klosterroda, Königlich sächsischem Gesandten in Wien.

Nachrichten über die Familie Schulenburg, in den handschriftlichen Sammlungen des Ordensrathes König auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Nachrichten des Grafen Schulenburg über seine Feldzüge in Polen und Sachsen in den Jahren 1703—1706.
In der Zeitschrift: Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte. Berlin, 1817. 8. Hft. 1. S. 120—206 und Hft. 2. S. 135—240. Die Hauptquelle für Schulenburg's frühere Verhältnisse überhaupt.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg. Leipzig, 1834. 2 Thle. 8.

Heldenthaten des Prinzen Eugen von Savoyen. Nürnberg, 1726. 5 Thle. 8.
In Thl. 3. ein Abriß von Schulenburg's Leben.

Genealogisch-historische Nachrichten. (Nebst den Fortsetzungen.) Leipzig, 1739—1775. 8.
Besonders Thl. 53.

Die europäische Fama s. l. 1702—1734. 8.

Die neue europäische Fama. 1735—1756. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Par M. de Lamberty. A la Haye, 1732—1740. 14 Vols. 4.
Hauptsächlich Aktenstücke, z. B. Schulenburg's Amtsbericht von dem Treffen bei Punitz u. s. w.

Theatrum europaeum. 1704. sqq. fol.
Besonders Thl. 21. (Frankf. a. M. 1738.) der Bericht Schulenburg's über die Vertheidigung von Corfu.

Leben Karl's des Zwölften Königs von Schweden. 1745. 3 Bde. fol.
Von Nordberg. Mehr umständlich als genau.

Histoire de Charles XII, roi de Suède. Par Voltaire.
Gründlicher als man lange glauben wollen.

Patkul's Berichte an das Zarische Kabinet von seinem Gesandtschaftsposten aus Polen. Berlin, 1792—97. 3 Thle. 8.

Joh. Friedr. Lebret's Staatsgeschichte der Republik Venedig. Riga, 1769—1777. 3 Bde. 4.

Histoire de la république de Venise par P. Daru. Paris, 1819. 7 Vols. 8.

Portefeuille des honnêtes gens, ou pensées morales, politiques et divertissantes tirées d'un manuscrit de feu Monsieur le comte de Schulenburg. Berlin, 1796. 8.
In Hinsicht der Geistesart Schulenburg's nicht ohne Interesse.

König Theodor von Corsica.

Das alte und neue Corsica. Nürnberg, 1736. 4.
Ein unzureichender und zum Theil offenbar trügerischer Bericht.

Mercure historique et politique de la Haye. 1686—1782. 8.
Im Maihefte 1736 einige früheste Nachrichten von Theodor's Unternehmung; doch höchst unsicher.

Histoire des révolutions de l'île de Corse et de l'élévation de Theodore I. sur le trône de cet état. A la Haye, 1738. 12.

Sehr umständlich über die erste Erscheinung Theodor's in Corsica.

Istoria del regno di Corsica scritta dall' abate Giovacchino Cambiagi, Fiorentino. s. l. 1770—1772. 4 Vols. fol.

Der Thl. 3. enthält viele Aktenstücke von Theodor's Regierung, und die genauesten Angaben über seine corsischen Verhältnisse.

Revue numismatique, publiée par E. Cartier et L. de la Saussaye. Blois, 1842. No. 3. Mai et Juin. 8.

Drei Münzen Theodor's abgebildet und erläutert.

Der genealogisch-historische Archivarius. Leipzig, 1732—1738. 8. Von Ranfft.

Genealogisch-historische Nachrichten. Leipzig, 1739—1775. 8.

Fast in allen Jahrgängen bis 1757 einzelne Nachrichten; besonders aber in Thl. 86. S. 143 ff. ein kurzer Lebensabriß.

Leben des so genannten Königs derer Corsen, Theodori I., welcher sich Baron von Neuhof statt Syburg genennet. Worinnen seine Ankunft und seltsame Aufführung, sammt denen corsischen Händeln, ausführlich beschrieben von D. W. Verlegts W. D. s. l. 1742. 748 S. 8.

Behauptet ohne nähere Wahrscheinlichkeit und ohne allen Beweis, Theodor und der Abentheurer Syburg seien dieselbe Person. Von letzterem wird denn mancherlei erzählt. Joh. Heinr. Syburg, ein Patricius aus Magdeburg. Studirte in Halle. Machte 1732 große Figur in Berlin. ꝛc.

Mémoires pour servir à l'histoire de Corse. Londres, 1768. 8.

Von Frederick, dem Sohne Theodor's. Reich an Aufschlüssen, doch nicht ohne Vorsicht zu gebrauchen.

Mémoires historiques, militaires et politiques sur les principaux événemens arrivés dans l'île et royaume de Corse, par M. Jaussin. Lausanne, 1758. 2 Vols. 8.

Ganz partheiisch für Genua.

Boswell's Beschreibung von Corsica. Leipzig, 1768. 8.

Ganz enthusiastisch für Corsica.

Histoire des révolutions de Corse, par l'abbé de Germanès. Paris, 1771. 2 Vols. 8.

Geringe Ausbeute.

Histoire de l'île de Corse. Berne, 1779. 2 Vols. 8.

Von Pommereul, der die Vorgänger an Gründlichkeit übertrifft, aber allzupartheiisch für Frankreich ist.

Siècle de Louis XV. Par Voltaire.

Ueber Corsica weniges, und sehr von oben herab.

Corsica. Von Schlözer. 32.

Das Allgemeine gut gefaßt in einem für Theodor durchaus günstigen Sinne.

Etat actuel de la Corse. Par P. Pompei. Paris, 1821. 8.

The works of Horace Walpole Earl of Oxford. London, 1798. 5 Vols. 4.

Daraus im Auszuge:

Historische, litterarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole, übersetzt von A. W. Schlegel. Leipzig, 1800. 8.

Karl Ludwig von Woltmann's sämmtliche Werke, herausgegeben von seiner Frau. Leipzig, 1819—1825. 8.

Lieferung 5. Bd. 2. S. 89—112. Schilderung des Freiherrn von Görz.

Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Par M. de Lamberty. A la Haye, 1732—1740. 14 Vols. 8.

Viele Aktenstücke.

Westphälischer Volkskalender auf das Jahr 1807. Von M. C. Pothmann. Lemgo, 1807. 8.

La vie et les mémoires du général Dumouriez. Paris, 1822. 4 Vols. 8.

Im Thl. 1. geschieht Theodor's Erwähnung.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Friedrich der Große gedenkt darin Theodor's.

Die deutsche Gelehrtenrepublik. Von Klopstock. Hamburg, 1774. 8.

In den Denkmalen der Deutschen wird Theodor's übel gedacht.

Mémorial de Sainte-Hélène, par Lascases. Paris, 1823. 8 Vols. 8.

Im Thl. 3. Einiges über Corsica.

Artikel in historischen Wörterbüchern 2c.

Freiherr von Derfflinger.

Mündliche Familienüberlieferungen von dem verstorbenen Staatsminister Grafen von Haugwitz, und von dem Herrn General Freiherrn von dem Knesebeck.

Urkundliche Mittheilungen aus dem Archive des Königlichen Kriegsministeriums zu Berlin.

Handschriftliche Nachrichten von dem Herrn Grafen Paul von Haugwitz.

Authentische Nachrichten von dem Leben und den Thaten George Freiherrn von Derfflinger. Stendal, 1786. 8.

Von dem Ordensrathe Anton Balthasar König. Eine im Ganzen äußerst geringe Arbeit.

Leben großer Helden. Von Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759—1763. 9 Bde. 8.

Im Bd. 9 ein Leben Derfflinger's; sehr dürftig.

Raabe's Ehrengedächtniß des Generallieutenants Freiherrn von Derfflinger. Berlin, 1724. 4.

Historische Beiträge zur Kriegsgeschichte des großen Kurfürsten in der Lebensbeschreibung des Freiherrn von Sparr. Stendal, 1793. 8.

Von dem Ordensrathe König. Manche nachträgliche Angabe zu Derfflinger's Leben.

Sam. de Pufendorf commentariorum de rebus suecis libri XXVI. Ultrajecti, 1686. fol.

Sam. de Pufendorf de rebus a Carolo Gustavo Sueciae regis gestis libri VII. Norimberg. 1696. fol.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris brandenburgici libri XIX. Lips. et Berol. 1733. fol.

Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten Leben und Thaten. Berlin und Frankfurt, 1710.

Von Erdmann Uhse. Zwar meist ein Auszug aus Pufendorf, aber doch nicht zu übersehen.

Leben und Thaten Friedrich Wilhelm's des Großen. Von J. D. Seyler. Danzig, 1730. 8.

Versuch einer Geschichte der Feldzüge des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen. Berlin, 1800. 8.

Das Leben Friedrich Wilhelms des Großen. Von Franz Horn. Berlin, 1814. 8.

Beilage L. Ueber Georg Derfflinger. Der Verfasser bezweifelt die Anekdoten vom Schneiderhandwerk &c.

Des Generalfeldmarschalls Hans Adam von Schöning Leben und Kriegsthaten. Von Kurd Wolfgang von Schöning. Berlin, 1837. 8.

Journal de M. de Buch (mort en 1687) maréchal de voyage de S. A. E. l'électeur de Brandebourg.

Handschriftlich im Königlichen Geheimen Staatsarchiv. Benutzt nach Auszügen.

Denkwürdigkeiten der churmärkischen Stadt Rathenow. Von Sam. Chrstph. Wagener. Berlin, 1803. 8.

Sorgfältig in Bestimmung der örtlichen Angaben.

Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. Nach Archivalien des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin &c. bearbeitet von H. von Gansauge. Berlin, 1834. 8.

Jahrbücher der preußischen Monarchie. Berlin, 1799. 8.

Im Aprilheft ein Aufsatz vom Ordensrath König über Emanuel Frobenius; der Wechsel der Pferde wird in Zweifel gezogen.

Jesus! König Davids und seiner Unterthanen Kriegs- und Siegslitanei &c. Von Christian Gottschalk. Guben, 1675. 4.

Einige besondere Züge der Geschichten von Rathenau und Fehrbellin.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français dans les états du Roi. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782—1799. 9 Vols. 8.

Reichhaltig an mancherlei Notizen. In Thl. 2. 6. 7. besonders über Derfflinger.

Altes und neues Berlin, von Küster. Berlin, 1756.

Abtheil. 3. S. 312.

Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin, 1786. 3 Bde. 8.

Von Friedrich Nicolai, ein Werk der gründlichsten Forschung und sorgsamsten Genauigkeit.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Berlin und Posen, 1824. 8.

Im Hft. 4. die Schlacht von Fehrbellin dargestellt von Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué, nach eigner Kunde

der Gegend, mit sorgfältiger Sammlung aller einzelnen Angaben.

Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege, von F. S. Seydel. Leipzig und Züllichau, 1818. ff. 3 Thle. 8.

Rittratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterd. 1687. 2 Vol. 4.

Joh. Karl Konr. Oelrichs erläutertes kurbrandenburgisches Medaillenkabinet. Berlin, 1778. 4.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 12.

Des Herrn von Besser Schriften. Herausgegeben von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Außer dem poetischen Werthe auch von geschichtlichem.

Theatrum europaeum. 1675. 1676. fol.

Auch T. 11. p. 874. Derfflinger's Bild.

Handschriftlich-Leben des großen Kurfürsten. Von Jakob Paul Gündling. Ausgefertigt im Jahr 1708. Folio.

S. 459. „Der Kurfürst nahm hierauf einige Regimenter vom linken Flügel, und ging darauf in die Feind, auf welche der Feind ungemein kanonirte, so daß der Kurfürst sein Pferd verwechselt, weilen solcher allzu leicht kunnte erkannt werden, welches er seinem Stallmeister Emanuel Frobenio, dessen Familie sich noch im Land aufhält, gegeben, welcher aber gleich durch einen Stückschuß erleget worden, woraus man sahe, daß die Schweden Nachricht bekommen, was der Kurfürst für ein Pferd geritten."

Johann Gnörgen Ester's neue kleine Schriften. Marburg, 1761. Zwei Bde. 8.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Achter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographische Denkmale.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Biographische

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. General Freiherr von Seydlitz.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1872.

Inhalt.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Fürsten von Anhalt-Dessau prangen durch drei Geschlechtfolgen ununterbrochen an der Spitze des preußischen Heeres als Feldmarschälle. In dieser glänzenden Reihe strahlt jedoch am meisten Leopold, der zwischen seinem Vater und seinen Söhnen in hervorleuchtender Mitte steht. Er wurde geboren am 3. Juli des Jahres 1676 auf dem Schlosse zu Dessau. Sein Vater Johann Georg, regierender Fürst, war durch seine Gemahlin, die Prinzessin Henriette von Oranien, mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Großen, verschwägert, und stand zugleich in dessen Kriegsdiensten als Feldmarschall und Statthalter der Mark. Nach einem frühverstorbenen Prinzen und sieben Prinzessinnen erschien dem Fürstlichen Hause endlich in Leopold wieder ein längst ersehnter und kaum gehoffter Erbprinz. Das ganze Land nahm lebhaft Theil an der ungemeinen Freude der Aeltern, welche durch den neuen Sprößling ihre Stammesfolge gesichert sahen. Denkmünzen, die auf seine Geburt geprägt wurden, drückten diese Bedeutung aus. Dieses theure Kind gegen jede Gefahr sorgsam zu hüten, und seinem zarten Alter kräftiges Gedeihen zu geben, dahin wandte sich alles eifrigste Bemühen. Wenn glücklicherweise keine Verzärtelung hieraus entstand, so blieb doch auf der andern Seite nicht jeder Nachtheil vermieden. Der Prinz sollte, so war des Vaters Befehl in keiner Art einen Zwang erleiden, seinen Wünschen und Launen mußte willfahrt werden, seinen Neigungen nachgegeben. Gleichmäßig mit der Stärke des Körpers entwickelte sich die des Gemüths, und Aeußerungen von Kraft und Herzhaftigkeit wurden ihm schon im ersten Lebensjahre nacherzählt, und die Bürgerschaft von Dessau huldigte seinem

Geburtsfeste, da er eben ein Jahr alt geworden, durch Ueberreichung einer Denkmünze, die ihn als jungen Herkules, in der Wiege zwei Schlangen zerreißend, darstellte. In Fülle der Gesundheit entwickelte sich der Knabe zu immer größerer Kraft und Heftigkeit des Willens. Sein ungestümer Sinn duldete keine Schranken, sein gebieterischer Trotz keinen Widerspruch, gewaltsam schaltete er in seiner Umgebung, und ungestraft folgte er jeder leidenschaftlichen Wallung. Seine ganze Richtung ging auf das Kriegswesen. Den Uebungen der Soldaten beizuwohnen, Kriegsgeschichten anzuhören, und selbst die Waffen zu führen und wilde Wagnisse zu bestehen, wurde seine einzige Lust und Beschäftigung. Für andern Unterricht, als diesen unmittelbar kriegerischen, hatte er so wenig Sinn als Geduld; man mußte darauf verzichten, ihm die gewöhnlichen Kenntnisse der Schule beizubringen, und nur aus den Lebensberührungen des Umganges empfing er die nothwendigsten, so wie den Gebrauch der französischen Sprache, mit der ihn schon die frühste Kindheit vertraut gemacht. Dagegen bewies er die größte Ausdauer in jeder körperlichen Uebung und Abhärtung. Vom neunten Jahre an ging er mit dem Vater auf die Jagd, die ihm sein ganzes Leben lang ein Gegenstand der Leidenschaft blieb, theilte alle Beschwerden der Erwachsenen, und lag mit ihnen manche Nacht in Wald und Feld unter freiem Himmel. Auch begleitete er den Vater häufig nach Berlin, wo die kriegerische Umgebung ihn nur immer heftiger aufreizte, und gewaltsamer zu den Waffen hinzog. Sein entschiedener Hang und seine kraftvollen Anlagen für den Kriegerstand gaben ihm bald eine frühzeitige Berühmtheit, und weckten die außerordentlichsten Erwartungen. Kaiser Leopold wurde dadurch bewogen, den erst elfjährigen Knaben auf Ansuchen des Vaters im Januar 1688 zum Obersten und Inhaber eines Regiments zu Fuß zu ernennen. Unter steten Leibes- und Waffenübungen, und immer ernsthafter in die Verhältnisse des Kriegers eingehend, erreichte er sein siebenzehntes Jahr, als er unerwartet am 17. August 1693 durch den Tod seines Vaters zur Regierung berufen wurde, deren wirklichen Antritt jedoch seine Minderjährigkeit ihm noch versagte.

Zufolge der getroffenen Anordnung übernahm die verwittwete Fürstin die Vormundschaft ihres Sohnes und die Verwaltung des Landes. Leopold, dessen Ehrgeiz nicht so sehr darauf gerichtet war, ein Regent, als vielmehr ein Soldat zu sein, sah freudigst die Regierungsgeschäfte in der guten Obhut seiner Mutter, und ergab sich desto ungebundener seiner Leidenschaft für das Kriegswesen. Aber wie heftig diese auch war, so gab sie bald noch einer andern Raum, die ihn mit gleicher Gewalt fortriß. Ein schönes und mit edlen Eigenschaften reichbegabtes Bürgermädchen, Anna Luise Föşin, die Tochter eines Apothekers in Dessau, war von ihrem siebenten Jahre mit ihm aufgewachsen, und Leopold gleich von Anfang der holden Gespielin, die seinen Trotz und seine Wildheit noch am meisten zu sänftigen wußte, überaus gewogen. Aus dieser innigen Gemeinschaft entstand mit zunehmenden Jahren eine leidenschaftliche Liebe, welche den gewaltsamsten Ausbruch drohte. Anfangs glaubte man, die schnell entzündete Flamme würde ebenso schnell wieder verlöschen, und die Leidenschaft durch ihre Wildheit selbst ihr Ziel bald übereilen; allein man täuschte sich in der Beurtheilung beider Gemüthsarten. Das sechszehnjährige Mädchen, dessen Nachgiebigkeit hier so gern gebilligt und zum Guten ausgelegt werden mochte, hatte Fassung und Stärke genug, der stürmischen Bewerbung des geliebten Jünglings und künftigen Landesfürsten zu widerstehen. Leopold hingegen, dessen Willenskraft das einmal Ergriffene eisern festhielt, wurde durch jedes Hinderniß, das seinen Wünschen entgegentrat, nur um so stärker aufgereizt, und war sogleich für das ganze Leben entschieden. Durch die Klugheit und Sittsamkeit der Geliebten von dem Gefühl ihres Werthes nur noch tiefer durchdrungen, faßte er den Entschluß, sie zu heirathen, und kündigte seiner Mutter eines Tages diesen unabänderlichen Vorsatz an. Die Fürstin, äußerst beunruhigt durch die unerwartete Wendung, welche diese Sache zu nehmen drohte, sann auf Mittel, eine so ungeziemende Verbindung zu hintertreiben; sie hoffte, eine längere Entfernung von dem Gegenstande seiner Leidenschaft werde ihn desselben nach und nach vergessen machen, und betrieb deßhalb, daß Leopold auf Reisen

ginge, wozu er sich gegen alles Erwarten gern bereit finden ließ. Er begab sich zuvörderst nach Berlin, um von dem dortigen Hofe sich zu der weiteren Reise zu beurlauben. Der Kurfürst Friedrich der Dritte wollte seinem jungen Vetter gleich ein Regiment zu Pferde geben, allein dieser wünschte lieber das Regiment zu Fuß, welches schon sein Vater gehabt, und dessen Offiziere ihm schon größtentheils befreundet und ergeben waren. Die Nachricht, daß ihm dasselbe verliehen sei, erfüllte ihn mit hoher Freude, die er in folgendem Schreiben an den Kurfürsten mit dankbarem Eifer aussprach: „Daß Euer Kurfürstlichen Gnaden das Gedächtniß meines hochseligen Herrn Vaters Gnaden durch eine ganz ungemeine Generosität, inmaßen Dero Kammerherr von Wülknitz berichtet, abermalen beehren wollen, beweget mein Gemüth so sehr, daß ich nicht Worte zu finden weiß, meine herzliche Erkenntlichkeit sattsam auszudrücken. Insonderheit zieht mich in die höchste Verwunderung die Gütigkeit, so Euer Kurfürstliche Gnaden haben, mich durch Konferirung eines Regimentes (Infanterieregiment No. 3.) Derofelben je mehr und mehr zu nähern, und zugleich die Bahne zur Nachfolge des von meines hochseligen Herrn Vaters Gnaden mir hinterlassenen Exempels aus eigner Bewegung zu eröffnen. Alles dieses, gnädiger Herr, erkenne ich billig mit allem ersinnlichen Dank, werde auch mit äußerster Treue und Dienstgeflissenheit es zu verdienen eifrigst trachten; und gleichwie ich nunmehr zur Genüge verspüre, daß Gott Euer Kurfürstlichen Gnaden nicht allein zu einem mächtigen Schutz vieler bedrängten Völker gesetzet, sondern auch zu einem starken Trost und Zuflucht einer höchstbetrübten und zerschlagenen Familie ersehen, — also ergebe Dero huld- und hülfreichesten Beschirmung mich ganz und gar, mit allem was ich bin und habe, und verschreibe mich nach dem Beispiele meines höchstseligen Herrn Vaters Gnaden ewig zu sein Euer Kurfürstlichen Gnaden gehorsam treu verbundenster Diener und Vetter Leopold Fürst zu Anhalt-Dessau, den 27. August 1693."

Zu seinem Hofmeister für die Reise wurde Herr von Chalisac bestellt, ein Edelmann aus Guienne, der sein Vaterland wegen Glaubensverfolgung verlassen hatte; mit diesem

und einer angemessenen Dienerschaft, die für ihn ausgewählt worden, trat er hierauf unter dem Namen eines Grafen von Waldersee am 25. November 1693 die eigentliche Reise an. Bei dem damaligen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, welcher so viele Länder zerrüttete und gleichsam zuschloß, blieb Italien fast das einzige, welches ohne Schwierigkeit und Unruhe zu besuchen war. Dorthin wurde demnach das erste Ziel der Reise genommen.

Ueber Nürnberg, Augsburg, Inspruck, Trient und Verona langte Leopold am 25. Dezember glücklich in Venedig an. Er fand hier für seinen lebenskräftigen Sinn, für seine leidenschaftlichen Begierden volle Nahrung. Ungezähmt gab er sich den wildesten Neigungen, den heftigsten Ausbrüchen hin. Unaufhörlicher Verdruß und häufig die gewaltsamsten Auftritte waren Chalisac's trauriges Loos; er verzweifelte zuletzt, auf die Lebensweise seines Zöglings noch irgend einzuwirken; vernünftige Erörterungen und strenge Vorwürfe blieben so unwirksam, wie alle früher versuchten liebreichen Mahnungen. Die einzige Triebfeder, welche noch einigen Vortheil gewähren konnte, war die der Ehre und des Ruhms; diesen Vorstellungen strebte er mit gleicher Begierde nach, wie allen andern Gegenständen, die sein kräftiges Gemüth einmal erfaßt hatte. Aber nicht immer und gleich, ja nicht ohne Gefahr, war diese Triebfeder geltend zu machen. Eines Morgens kam Leopold, nach wilddurchschwärmter Nacht, in wüster Trunkenheit nach Hause, wo Chalisac in größten Sorgen noch vom Abend her wach seiner harrte; aber jener war nicht in der Laune, die strengen Worte, welche dieser verweisend an ihn richtete, geduldig anzuhören, sondern lief in voller Wuth nach seinen Pistolen, drang mit gespanntem Hahn auf ihn ein, und schrie ihm zu: „Hund, jetzt bring' ich dich um!“ Er wäre vielleicht in diesem Augenblicke der Mörder seines Hofmeisters geworden, hätte nicht Chalisac mit furchtloser Fassung ihm stark erwiedert: „Thun Sie es, aber bedenken sie vorher, wie diese schöne That einst in der Geschichte der Fürsten von Anhalt, die so viel Ruhmwürdiges vollbracht haben, sich ausnehmen wird!“ Diese ernste Anrede entwaffnete den Wütherich; beschämt durch die unerschrockene

Ruhe seines Hofmeisters warf er die Pistolen weg, umarmte denselben, und bat ihn um Verzeihung, indem er ausrief: „Wahrhaftig, Sie haben Recht, ich war im Begriff, eine schändliche That zu begehen!“ In Venedig befand sich damals ein großer Zusammenfluß vornehmer Fremden; außer dem Karneval trafen in diese Zeit auch noch außerordentliche Festlichkeiten, welche die Schaulust lebhaft ansprachen, die Wahl eines neuen Dogen, die Krönung der Gemahlin desselben, endlich das feierliche Leichenbegängniß des großen venetianischen Helden Franz Morosini, der von dem Schauplatze seiner Kriegsthaten den Beinamen der Peloponnesische erhalten hatte. Unter den Anwesenden machte sich der Prinz August von Sachsen, der im folgenden Jahre zur Kurwürde gelangte, und bald nachher König von Polen wurde, neben seinem Rang auch durch glänzende Persönlichkeit und vielfache Abentheuer bemerkenswerth; Leopold kam hier mit demselben in genaue Bekanntschaft, und behielt auch in der Folge stets dessen freundliche Zuneigung. Inmitten dieses Aufenthalts empfing Leopold auch noch die freudige Nachricht aus Berlin, daß sein Wunsch erfüllt, und das schöne Regiment seines Vaters, nach eingetretener Erledigung, ihm von dem Kurfürsten verliehen worden.

Nachdem der Winter in Venedig unter Lustbarkeiten und Zerstreuungen verflossen, trat Leopold am 5. März 1694 endlich die Weiterreise an, und richtete dieselbe zunächst in den Kirchenstaat, besah Ferrara, Bologna, Ancona, Loretto, und traf am 30. in Rom ein. Hier führte er ungefähr dasselbe Leben, wie in Venedig, nur stattlicher und größer. In der Nähe des Kapitols miethete er einen schönen Palast, und empfing und besuchte die große Welt, in welcher ihm viel Auszeichnung zu Theil wurde. Der Kardinal von Goes, der schon seinem Vater befreundet gewesen, der Kaiserliche Gesandte Fürst Anton von Liechtenstein, und mehrere deutsche Prinzen, die sich gerade in Rom aufhielten, wurden ihm nahe Bekannte. Die durchdringende Kraft seines Wollens, seine körperliche Gewandtheit und Abhärtung, die kriegerische Rauheit seines ganzen Wesens, machten seine Erscheinung bedeutend und bemerkbar. Alterthümer und Kunstwerke ließen ihn unbe-

kümmert, er that um dieser Gegenstände willen keinen Schritt, und das, was sich von selbst seinen Augen aufdrang, würdigte er kaum eines Blicks. Desto eifriger besuchte er die Reitbahn, das Ballhaus, den Fechtboden und andere Uebungsorte, wo er durch Kühnheit und Fertigkeit die größten Meister in Erstaunen setzte. Von Rom aus begab er sich auf kurze Zeit nach Neapel, wo ihn sowohl der Vicekönig als der Prinz von Vaudemont mit großen Ehren aufnahmen. Er wohnte hier dem Feste des heiligen Januarius bei, und sah das Blut dieses Heiligen flüssig werden, betrachtete den tobenden Vesuv, und kehrte dann nach Rom zurück, wo er abermals den ritterlichen Uebungen mit verdoppeltem Eifer oblag. Nachdem er Tivoli, Frascati und andere Umgebungen besucht, auch nach Civitavecchia eine Reise gemacht hatte, verließ er endlich Rom am 13. September, und ging zuerst nach Siena, wo ihn der Kardinal von Medici, Bruder des Großherzogs von Toscana, bewirthete, und die deutschen Studirenden, deren Landsmannschaft auf dortiger Universität großer Vorrechte genoß, ihn als Ehrenmitglied in ihre Zahl aufnahmen. In Livorno besichtigte er den Hafen, und besuchte zwei auf der Rhede liegende Kriegsschiffe, ein englisches und ein holländisches, die ihn als nahen Verwandten des Hauses Oranien mit Abfeuerung des Geschützes und freudigem Zuruf empfingen. Auf dem Rückwege nach dem Hafen drohte ein Sturm, der sich inzwischen erhoben, sein kleines Fahrzeug in den Wellen zu begraben, doch unerschrocken gelangte er durch alle Gefahr endlich wohlbehalten wieder an's Land. Ueber Pisa und Lucca ging er hierauf nach Florenz, wo sowohl der Großherzog Cosmo der Dritte als dessen Prinz Johann Gaston ihn acht Tage lang festlich vergnügten, und ihm bei der Abreise aus besonderer Höflichkeit zwei Minister und viele Hofkavaliere bis an das Thor zur Begleitung gaben. Ueber Modena, Parma, Piacenza, Tortona und Novi gelangte er dann nach Genua, und endlich am 20. Oktober nach Turin. Hier fand er seinen Vetter, den Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg, der sich als Freiwilliger bei den brandenburgischen Truppen aufhielt, und im folgenden Jahre, als Opfer der unglücklichen Losreißung von seiner Geliebten und

Gattin, der schönen Gräfin von Salmour, vor Casale einem frühzeitigen Tod erlag. Leopold wurde hier mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, den Prinzen von Commercy, dem Prinzen Maximilian von Hannover und den meisten andern Generalen und Offizieren des Kaiserlichen Heeres bekannt, und deren Umgang, wie solcher einem jungen Menschen zugelassen wird, so berichtet er selber, befeuerte ihn dergestalt, daß er den Entschluß faßte, im folgenden Frühjahre bei seinem brandenburgischen Regimente in wirklichen Dienst einzutreten. Er ließ deßhalb sogleich an seine Mutter schreiben, die wider Verhoffen seinen Vorsatz sehr billigte, und auf sein Anhalten mußte der Markgraf Karl bei seinem Bruder dem Kurfürsten sich um dessen Zustimmung verwenden. Nachdem er noch der Herzoglichen Familie von Savoyen aufgewartet, reiste er, schon ganz von seinem neuen Vorhaben erfüllt, am 23. November von Turin ab, und gelangte über Mailand, Brescia, Verona, Vicenza und Padua zum zweitenmale nach Venedig, verweilte aber diesmal kaum drei Wochen daselbst, sondern eilte nach Wien, wo er am 2. Januar 1695 glücklich eintraf. Auch hier widerfuhr ihm ausgezeichnete Behandlung; er sah den Kaiser Leopold und dessen Gemahlin, den römischen König Joseph, den Erzherzog Karl, der nachmals König von Spanien und darauf Kaiser von Deutschland wurde, und die übrigen Mitglieder des Kaiserlichen Hauses; die Kaiserlichen Minister und fremden Gesandten erwiederten seinen Besuch. Seine Mutter hatte veranstaltet, daß er hier vom Kaiser großjährig gesprochen wurde, und die Regierung nun sogleich antreten konnte; er aber wollte von der Begünstigung, wegen der man ihn nicht gefragt hatte, keinen Gebrauch machen, und erklärte mit dem ganzen Trotze, der ihm eigen war, er wolle damit warten, bis er wirklich 21 Jahr alt geworden. Am 16. Februar verließ er Wien, und kam über Prag und Dresden nach einer Abwesenheit von 14 Monaten, am 24. wieder in Dessau an.

Er eilte zuerst zu seiner Geliebten, für welche sein Herz die gleiche Leidenschaft wie ehemals fühlte, und begrüßte dann seine Mutter, die ihn mit offenen Armen empfing. Hof und Stadt theilten die Freude über seine Wiederkunft; schon früh

zeigte sich, daß rauhe Gewaltsamkeit, die den Einzelnen schreckt und trifft, der Menge durch besonderen Reiz leicht versöhnt wird, den Kraft und Geist in jener Verbindung entwickeln. Leopold war den Seinigen allen furchtbar, sein Zorn hatte weder in seinem Gemüth noch in der äußeren Umgebung eine Schranke, der tobenden Willkür des Jünglings, der schon Landesfürst war, mußte sich alles beugen; aber seine Natürlichkeit erweckte hinwieder Zutrauen, seine seltsame Eigenart Wohlgefallen, sein unbezwinglicher Muth Bewunderung. Mit Vorliebe und Zuneigung sah jeder Dessauer in ihm den künftigen Kriegshelden, dem anzugehören ein Stolz sein durfte, und durch alle Schrecken und Leiden, welche die Folgezeit zu tragen gab, erhielt sich mit dieser Stimmung zwischen ihm und seinen Unterthanen fortwährend eine Art guten Verhältnisses. Leopold hatte sich auf seinen Reisen entwickelt, aber nicht verändert; seine Neigungen und Leidenschaften waren stärker, sein Willen unbiegsamer geworden. So erschien auch seine Liebe zur Fösin, weit entfernt durch die Trennung geschwächt zu sein, nach der Wiederkehr nur feuriger und entschlossener, sein Vorsatz sie zu heirathen mehr als je befestigt. Seine Mutter befand sich in großen Sorgen, wie diese Mißheirath noch abzuwenden wäre. Ein schreckliches Ereigniß mußte sie bald belehren, daß jede Hoffnung dieser Art aufzugeben sei. Durch Absicht oder Zufall erweckt, machte Eifersucht ihm die Treue der Geliebten verdächtig; ein junger Arzt, Verwandter der Fösin, war von weiten Reisen zurückgekehrt, und bezeigte der schönen Base harmlose Aufmerksamkeit. Schon mochte Leopold, von böslichen Einflüsterungen aufgereizt, einem heftigen Ausbruche gegen den Nebenbuhler nahe sein, als er zufällig vorübergehend den jungen Mann mit der Fösin in traulicher Stellung am Fenster stehen sah; dieser Anblick, wahrscheinlich mit Absicht ihm bereitet, setzte sein ganzes Blut in Flammen, mit grimmiger Wuth stürzte er in das Haus, drang auf den jungen Mann mit gezogenem Degen ein, erreichte den Fliehenden in einem entlegenen Gemach, und stach ihn nieder. Dieser gräßliche Mord verbreitete Furcht und Entsetzen um ihn her, niemand wagte gegen ihn aufzutreten, man scheute angstvoll diesen Zorn zu

reizen. Auf seine Liebesneigung selbst hatte der Vorgang keinen Einfluß; sie blieb unverändert dieselbe, und der Geliebten rechnete er nicht an, was er bald nachher auch in Bezug auf das unglückliche Opfer seiner Rache als Irrthum erkennen mochte. Den Leichenstein des Ermordeten fand man in später Zeit unvermuthet wieder auf, als ein Kirchhof in Dessau zu einem Turnplatz umgeschaffen wurde, eine lateinische Inschrift gab den Vorgang offen an, der nach mehr als hundert Jahren noch solchen Schauder erregte, daß man den Stein sogleich wieder in die Erde tief versenkte.

Die Leidenschaft zum Kriegsdienste war die einzige, welche mit jener beunruhigenden Liebe noch in Kampf zu stellen blieb, und alles wurde veranstaltet, damit Leopold's Abreise zum Heere beschleunigt würde. Der Krieg, welcher gegen Ludwig den Vierzehnten fortwährte, rief ihn nach den Niederlanden, wo mit andern brandenburgischen Truppen auch sein Regiment bei dem Heere des Königs Wilhelm von Großbritannien eingetheilt war. Es bedurfte für ihn keiner dringenden Aufforderung; seine Feldrüstung war durch die mütterliche Fürsorge schon längst bereit, und im Frühjahr 1695, nachdem er zuvörderst in Berlin Rücksprache genommen, eilte er über Halberstadt und Wesel nach Mastricht, wo das zweite Bataillon seines Regiments mit einigen andern in holländischem Solde stand, ließ dasselbe einige Tage exerziren, und begab sich dann nach Lüttich, wo 6 brandenburgische Bataillons, und darunter das erste seines Regiments, unter dem Befehle des Generals von Arnim vereinigt waren. Leopold schrieb noch in späteren Jahren von diesem Eintreffen bei dem Heere: „Es kann es wohl kein Mensch begreifen, als der von Jugend auf so viel Lust zu dienen in sein wallendes Herze hat, wie ich beständig in das meinige befand, daß ich mir so vergnüget sahe, als ich es mir tausend- und tausendmal gewünschet hatte, das Glück zu erleben, was ich anjetzo völlig besaß.“ Im Juni kam endlich die noch tausendmal erwünschtere Zeit herbei, daß der Feldzug wirklich eröffnet wurde. Die brandenburgischen Truppen rückten vereint mit einigen holländischen unter dem Befehle des holländischen Generals von Attalone über die Sambre gegen Namur vor, um diese Festung,

welche der Marschall von Boufflers mit 16,000 Mann vertheidigte, zwischen der Sambre und Maas einzuschließen. Da die holländischen Truppen Brigadiers hatten, eine Mittelstufe zwischen Oberst und Generalmajor, so wurde, um jede Rangschwierigkeit im Dienste zu beseitigen, auch Leopold als ältester brandenburgischer Oberst mit dieser Würde bekleidet. Das gesammte Belagerungsheer aber befehligte der König Wilhelm selbst, die Angriffe leitete späterhin der berühmte holländische Generallieutenant Coehorn. Leopold that hier in seinem achtzehnten Jahre die ersten Kriegsdienste; bei einem Ausfall aus der Festung bestand er das erste starke Kanonenfeuer. Sein Eifer war unermüdet, eine Nacht um die andere hatte er den Dienst in den Laufgräben, und während andere Offiziere, welche nur die vierte oder fünfte Nacht dazu gebraucht wurden, über die harte Anstrengung klagten, konnte ihm die seinige noch nicht genügen. Nachdem schon die Uebergabe der Stadt erfolgt, rückte zum Entsatze des Schlosses der Marschall von Villeroi mit 100,000 Mann herbei, der König Wilhelm zog mit der Hauptstärke der Truppen, bei welcher Leopold's Brigade sich befand, ihm entgegen, und hemmte dessen weitere Unternehmung, während der Kurfürst von Baiern den Angriff gegen das Schloß von Namur lebhaft fortsetzte. Mit der endlichen Uebergabe des Schlosses endigte auch der Feldzug, und die Truppen vertheilten sich in ihre Winterquartiere. Leopold begab sich nach dem Haag, wo der König von Großbritannien und der Kurfürst von Brandenburg verweilten, und ging sodann, als jene heimreisten, auch seinerseits nach Dessau zurück. Aber schon im Anfange des folgenden Jahres 1696 eilte er wieder nach Namur, da die Franzosen Miene machten, diesen Platz anzugreifen, welches jedoch wegen der Bereitschaft der verbündeten Truppen unterblieb. Leopold wurde im März wegen seines Wohlverhaltens zum Generalmajor ernannt, fand aber in diesem wie in dem folgenden Feldzuge, da von beiden Seiten nichts Bedeutendes unternommen wurde, wenig Anlaß sich hervorzuthun. Indeß versäumte er keine Gelegenheit sich zu unterrichten; begierig sah und hörte er auf die Anführer, welche für die tüchtigsten erkannt wurden ritt überall bei den Futterungen mit, die

von drei zu drei Tagen sich wiederholten, und lernte so nach und nach fast alle Offiziere und ihr Gutes und ihre Fehler kennen, welches ihm in der Folge gut zu Statten kam. Er führte häufig solche Reiterstreifzüge, und jedesmal mit glücklichstem Erfolg, so daß unter seiner Anführung nie ein Pferd in Feindeshände fiel. Den Winter hindurch befand er sich meist in Loo und im Haag bei dem Könige und dem Kurfürsten, die ihm besonders wohlwollten. Im März 1697 erhielt er das Johanniterkreuz.

Der Friede von Ryßwyck wurde am 30. Oktober 1697 unterzeichnet, und sämmtliche Truppen kehrten aus dem Felde heim. Leopold's Regiment erhielt seine Quartiere in Halberstadt angewiesen. Am Hofe zu Berlin ging unterdessen eine große Veränderung vor; der Oberpräsident von Dankelmann, erster Minister des Kurfürsten, und der Feldmarschall Graf von Flemming fielen in Ungnade, und statt ihrer trat der Feldmarschall von Barfus an die Spitze der Staatsgeschäfte. Er veranlaßte den Kurfürsten, der seine Geldmittel durch den Krieg erschöpft hatte, und für anderweitigen Aufwand großer Summen bedürftig war, die Truppenzahl um zwei Drittheile zu vermindern; er wurde beschuldigt, die Ausführung dieser Maßregel nur nach persönlicher Gunst eingerichtet zu haben; auch Leopold, dem der Feldmarschall nicht gewogen war, sah sein schönes Regiment von zehn Kompanieen auf vier vermindert, deren jede 300 Mann behielt. Bevor jedoch die Abdankung der sechs Kompanieen vollendet war, erhielt Leopold in Halberstadt unvermuthet Befehl zu einer besondern Unternehmung. Der Kurfürst hatte von dem Hause Kursachsen für 300,000 Thaler die Erbvoigtei und Schutzgerechtigkeit von Quedlinburg erkauft; allein die Stadt, von Sachsen-Gotha unterstützt, wollte die Uebertragung nicht anerkennen, und keine brandenburgische Truppen einlassen. Die Bürger, eine Ueberrumpelung fürchtend, hielten starke Wache an den Thoren, und hofften auf die Ankunft gothaischer Hülfstruppen. Diesen zuvorzukommen, und die Stadt mit 3 Kompanieen zu besetzen, wurde Leopold beauftragt. Er ritt zuerst mit seinem Major hin, um alle Zugänge zu besichtigen. Zwei Tage darauf zog er Abends mit 240 Mann in aller Stille

von Halberstadt aus, und war mit Anbruch des Tages vor Quedlinburg, wo niemand in diesem Augenblick an einen Ueberfall dachte. Einige Bürger am Thore bekamen von den Soldaten Rippenstöße, wurden entwaffnet, und hierauf alle Thore besetzt; mit den übrigen Truppen rückte Leopold gradeswegs auf den Markt, und ließ plötzlich durch alle Tamboure die Reveille schlagen, da denn die Bürger, nach seiner eignen Erzählung, durch den Lärm der Trommeln erwachten, und alsdann sahen, wie gut sie ihre Stadt verwahrt hatten. So erzählt Leopold selber den Hergang, welchen jedoch Friedrich Cramer in seiner Geschichte von Quedlinburg ganz anders berichtet; indessen haben wir hier den Worten unsres Helden wohl den Vorzug geben müssen.

Die Feldzüge und Reisen hatten Leopold's Regierungsantritt verzögert, ihm ging das Kriegswesen allen andern Dingen vor, und so verstrich fast ein Jahr, eh er in seiner Eigenschaft als Landesfürst förmlich auftrat. Freilich that und befahl er ohnehin schon, was ihm beliebte, und der unbedingte Gehorsam, den seine schrankenlose Gewalt fand, schien nicht erst einer ausdrücklichen Formel zu bedürfen. Die Fürstin-Mutter traf jedoch alsbald nach geschlossenem Frieden alle Anstalten, um dem Sohne die Regierung zu übergeben, und am 13. Mai 1698 geschah unter großen Feierlichkeiten die Erbhuldigung von Stadt und Land. Nur der Krieg hatte bisher seine Leidenschaft zur Fösin eine Zeitlang überdeckt, aber nicht schwächen gekonnt; in aller Stärke entschiedenen Wollens trat sein früherer Entschluß neuerdings hervor, und trotz der Einrede seiner Mutter und ohne sich um die Mißbilligung anderer Höfe zu kümmern, machte er im September des genannten Jahres die Geliebte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin. Diese Ehe war durchaus glücklich; die zärtlichste und treuste Zuneigung verband beide Gatten bis zum Ende des Lebens, und was im Beginn als rücksichtslose Gewaltsamkeit vorübergehenden Eigenwillens erscheinen konnte, bewährte sich als dauernder Ausdruck innerster Angemessenheit und Herzensbefriedigung. Nach dreien Jahren, als Leopold aus dieser Ehe schon zwei Söhne hatte, brachte er es dahin, daß dieselben durch Kaiserliche Urkunde vom

29. Dezember 1701 für vollkommen ebenbürtig und erbfolgefähig erklärt, die Mutter selbst aber mit den ehrenvollsten Ausdrücken zur Reichsfürstin von Anhalt erhoben wurde. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans schrieb indeß noch am 29. April 1702 an die Raugräfin Luise über diese Angelegenheit: „Daß der Fürst von Anhalt seine Apothekerstochter vor eine Fürstin gern wolle passiren machen, kann ich wohl glauben, aber seindt wohl andre Fürsten närrisch genug, die Sache passiren zu lassen, und eine solche Kreatur vor eine Fürstin zu erkennen, das wäre ja gar zu abgeschmackt."

Von 1697 bis 1699 war Leopold abwechselnd in Dessau und bei seinem Bataillon in Halberstadt. Sogleich in den ersten Jahren seiner Regierung wandte er die thätigste Sorgfalt auf die Verwaltung und Bewirthschaftung seines Landes, und begann die Reihe von Verbesserungen, Ankäufen, Bauten, die von da sein ganzes Leben hindurch fortdauerte. Seinem Scharfsinn entgingen die Vortheile nicht, welche sich zur Steigerung der Fürstlichen Einkünfte darboten, und sein durchgreifender Wille eignete sich dieselben durch alle Mittel an. Sein Hauptaugenmerk blieben jedoch die Kriegessachen. Tief geschmerzt hatte ihn die Verringerung seines Regiments; er benutzte daher die Gnade und das Ansehen, in welchen er bei dem Kurfürsten stand, um angelegentlichst und dringendst die Herstellung der ursprünglichen Kompanieenzahl zu erbitten. Wirklich erlangte er im März 1699 von dem Kurfürsten die Erlaubniß, die 6 eingegangenen Kompanieen seines Regiments wieder zu errichten. Sein Regiment zählte demnach wieder zwei Bataillons, worüber seine Freude fast eben so groß war, als die erste bei seiner Ankunft beim Heere. Sie wurde noch dadurch erhöht, daß ihm alle Offiziere, die er vorgeschlagen, bewilligt wurden. Er war zur Vermählung seiner jüngsten Schwester, die des Markgrafen Philipp von Brandenburg Braut war, nach Berlin gekommen; aber nun, erzählt er, ließ er Hochzeit Hochzeit sein, und eilte, sobald er nur aus der Kriegskanzlei seine Werbegelder und Patente erhalten, über Dessau nach Halberstadt, und betrieb seine Werbungen mit solchem Eifer und Erfolg, daß die neuen Kompanieen schon im Anfange des Juli als vollzählig von

dem General von Börstel zu Kalbe gemustert werden konnten. Die Abrichtung und Uebung dieser Truppen nahm seinen ganzen Eifer in Anspruch; sie mußten unabläßig ausrücken, exerziren, lagern. Den Dienst, die Handgriffe, die Zucht wußte er durch zahlreiche Anordnungen zu vervollkommnen. Er fing an, den Gleichschritt bei den Truppen einzuführen, der in dem neueren Kriegswesen vorher nur in einzelnen Beispielen, und gleichsam als unerhörte Sache, vorgekommen war. Da die hölzernen Ladstöcke leicht zerbrachen, so führte er nun bei dem ganzen Regiment eiserne ein, die er bei seinen Grenadieren schon seit einem Jahr erprobt hatte, und legte dadurch den Grund zu einer Fertigkeit im Schießen, die man früher bei keiner Truppe gekannt hatte. In den größten und kleinsten Dingen wurde gleicherweise die strengste Ordnung und Pünktlichkeit gehandhabt; Waffen und Kleidung mußten genau der Vorschrift entsprechen, die ganze Haltung übereinstimmend sein. Dieses Soldatenwesen war Leopold's Lust und Leben. Ihm war Bedürfniß, sich im Kreise dieser, theils überkommenen, theils selbsterklügelten und bis zum äußersten getriebenen Formen zu bewegen; ihnen unterwarf er willig den sonst unbeugsamen Sinn. Und so konnte die kriegerische Leidenschaft, welche den Dienstberuf in Schlacht und Gefahr zum wahren Heldenthum steigerte, auch in dem kleinlichsten Alltäglichen, das jene Farbe trug, mit starrer Beharrlichkeit sich gefallen!

Im Jahre 1700 wurde Leopold's Regiment, gleich einigen andern, befehligt, nach Lenzen gegen die mecklenburgische Gränze vorzurücken. Er selbst wünschte lebhaft, den Zug mitzumachen, und bemühte sich eifrigst, die Sache durchzusetzen; allein er hatte die Kränkung, durch den Feldmarschall von Barfus, der ihm stets feindlich war, ausgeschlossen zu bleiben. Er brachte daher den größten Theil dieses Jahres, da in seiner Nähe keine Truppen waren, die ihn beschäftigen konnten, verdrießlich in Dessau hin. Dagegen hatte er die Freude, in demselben Jahre von dem Kurfürsten zum Gouverneur von Magdeburg ernannt zu werden, wodurch seine Wirksamkeit bedeutend erweitert wurde. Auch ließ er sich durch vorübergehende Mißhelligkeiten in der einmal erwählten Bahn nicht

irre machen, sondern schloß sich dem Hofe von Berlin und dem brandenburgischen Kriegswesen immer fester an. Nachdem der Kurfürst Friedrich der Dritte den 18. Januar 1701 zu Königsberg in Preußen sich die Königliche Krone aufgesetzt, begab sich Leopold im März nach Potsdam, um den als Friedrich der Erste zurückkehrenden König in der neuen Würde zu begrüßen. Er wußte sich demselben, bei aller entgegengesetzten Sinnesart, immer werther und beliebter zu machen. Die Prachtliebe des Königs erstreckte sich auch auf den Kriegesstaat, und eine geübte und zahlreiche Heeresmacht sollte den Glanz des Königthums tragen helfen. Leopold konnte daher ungehindert mit allen Kräften sich dieser Richtung hingeben.

Die Gelegenheit, den Ernst der Waffen im Felde zu zeigen, blieb nicht lange aus. Der Streit um die spanische Erbfolge zwischen Frankreich und Oesterreich führte schon im Jahre 1701 zu kriegerischer Aussicht. Der König von Preußen, mit Oesterreich, Großbritannien und Holland eng verbunden, beeiferte sich, den Kaiserlichen Waffen für den bevorstehenden Krieg die kräftigste Unterstützung zu gewähren. Der Generallieutenant von Heyden erhielt am Niederrhein den Oberbefehl über eine ansehnliche Truppenmacht; schon waren 12 Schwadronen Reiterei nach Wesel abgegangen; Leopold wurde beauftragt, 12 Bataillons Fußvolk dahin zu führen, mit welchen er gegen Ende des Mai daselbst eintraf. Indeß unterblieb noch der Ausbruch der Feindseligkeiten, und den ganzen Sommer verbrachte Leopold in Wesel und Duisburg unter steten Zurüstungen und Waffenübungen. Er reiste dann im Herbste nach dem Haag, dem Könige Wilhelm aufzuwarten, der ihn sehr auszeichnete und viel vom Kriege mit ihm sprach, aber schon krank und schwach dem Ende seiner Laufbahn zueilte; als dieser nach England abgereist war, kehrte auch Leopold zum Winter nach Dessau zurück. Im April des Jahres 1702 begab er sich wieder an den Rhein, wo nach dem Tode des Königs Wilhelm der Herzog von Marlborough den Oberbefehl der verbündeten Heere führte. Die Feindseligkeiten fingen sogleich an. Der Kurfürst von Köln hatte sich mit Ludwig dem Vierzehnten verbündet, und in seine Festungen Bonn, Kaiserswerth und Rheinberg französisch

Besatzungen aufgenommen. Diese zu vertreiben stießen die preußischen und holländischen Kriegsvölker unter Anführung des holländischen Feldmarschalls Fürsten von Nassau-Saarbrück zusammen, und rückten zuerst vor Kaiserswerth. Fast zwei Monate, vom 16. April bis zum 15. Juni dauerte die Belagerung. Die Preußen, welche unter dem General von Heyden den einen der beiden Angriffe zu führen hatten, zeichneten sich durch Eifer und Tapferkeit ganz besonders aus. Leopold eröffnete zuerst die Laufgräben, und war als Generalmajor einen Tag um den andern im Dienst. Er trotzte mit rüstiger Ausdauer jeder Beschwerde und Gefahr. Unermüdet und unverdrossen schien er nur immer mehr Dienst und Arbeit zu begehren, als die Gelegenheit darbot. Seine Wachsamkeit und Entschlossenheit waren nicht in Säumniß zu bringen. Die Franzosen machten in der Nacht vom 20. April einen heftigen Ausfall nach der Seite des holländischen Angriffs, und drangen bis in die Laufgräben vor, die sie schon einzuebnen anfingen, als Leopold an der Spitze von vier preußischen Grenadierkompanieen unvermuthet erschien, und in raschem Anfall den Feind aufrollte und in die Festung zurückwarf. Diese Kriegsthat wurde allgemein mit hohem Ruhme gepriesen, und der König erließ darüber aus Wesel an ihn ein sehr gnädiges Belobungsschreiben. Vier Tage darauf, bei Erstürmung der Rheininsel, war Leopold der erste, der das Ufer bestieg, und den ganzen Tag, so lange der hartnäckige Kampf anhielt, gab er den Seinen das Beispiel ausdauernden Heldenmuths. Am 4. Mai eroberte Leopold mit den preußischen Grenadieren eine Schanze auf dem Kuhberge, die von den Franzosen nicht wieder genommen werden konnte. Als endlich am 9. Juni der bedeckte Weg gestürmt wurde, befehligte er den linken Flügel des preußischen Angriffs; dreimal wiederholten die Verbündeten den Sturm, und verloren durch das heftige Feuer der französischen Grenadiere und durch das Auffliegen dreier Minen binnen zwei Stunden über 3000 Mann, doch blieben sie zuletzt Sieger. In der Mitte des Juni erfolgte die Uebergabe der Festung, deren Werke dann geschleift wurden. Die Preußen gingen hierauf bei Düsseldorf über den Rhein, und rückten

gegen Venloo. Im Vorbeizuge wurde das Schloß Kempen angegriffen; ein Major mit 300 Mann sollte dasselbe einnehmen, wurde jedoch von der kleinen französischen Besatzung mit heftigem Feuer begrüßt. Kaum aber hatte Leopold bei dem Fußvolk, das er führte, den Geschützdonner vernommen, so sprengte er eilends dahin, trat an die Spitze des Angriffs, erzwang die augenblickliche Uebergabe, und ritt dann ruhig zu seiner Truppe zurück. Im September wurde Venloo belagert; der Füst von Nassau befehligte die verbündeten Truppen, Coehorn leitete den Angriff. Leopold eröffnete zuerst unterhalb der Stadt an der Maas die Laufgräben, wurde aber auf dieser Seite von den Holländern abgelöst, und mit dem Angriff des Forts Sankt-Michael beauftragt. Nachdem hier die Arbeiten gehörig vorgerückt waren, mußte der General Lord Cuts mit den Engländern von der Nordseite, Leopold mit den Preußen von der Südseite den bedeckten Weg stürmen. Ermuthigt von ihrem Anführer drangen die preußischen Grenadiere zuerst in die Werke ein, und da der Angriff der Engländer nicht minder gelang, so war das Fort schnell erobert. Einen Grenadiersergeanten, der sich besonders hervorgethan, machte Leopold am folgenden Tage zum Fähnrich in seinem Regiment. Venloo selbst ging wenige Tage darauf am 22. September durch Vergleich über. Der Fürst von Nassau ließ nun die Belagerung der beiden Festen Roermonde und Stephanswerth zugleich unternehmen. Leopold eröffnete unter dem preußischen Generallieutenant Grafen von Lottum die Laufgräben von Roermonde am 2. Oktober, ritt aber Abends, als er von der Arbeit kam, voll Ungeduld auch nach Stephanswerth, um dort die Anstalten des holländischen Generallieutenants von Fagel zu besichtigen, und von sich rühmen zu können, an Einem Tage zwei Belagerungen gesehen zu haben. Stephanswerth ergab sich nach geringem Widerstande noch am nämlichen Tage, Roermonde aber erst am 6. Oktober, nachdem Leopold, der an diesem Tage wieder in seiner Reihe den Befehl führte, die Stadt auf das heftigste beschossen hatte. Die Preußen, welche nach dem Abgange des Generals von Heyden von dem Markgrafen Albrecht, Bruder des Königs, befehligt wurden, versuchten noch einen

Angriff auf die Festung Rheinberg, der aber fruchtlos ablief, und bezogen dann zu Ende des Oktobers die Winterquartiere. Leopold begab sich nach Dessau, und darauf nach Berlin, wo er am 18. Januar 1703 dem Krönungs- und Ordensfeste beiwohnte, und bei dieser Gelegenheit mit feierlichster Einführung zum Ritter des schwarzen Adlerordens erhoben wurde, der erste, dem seit der im Jahre 1701 geschehenen Stiftung diese Ehre zu Theil wurde. Die Versetzung des alten Feldmarschalls von Barfus in den Ruhestand, welche noch im Jahre 1702 erfolgte, befreite das Dienstverhältniß Leopold's von einem Gegner, dessen Uebergewicht ihn zuweilen empfindlich berührt hatte.

Der Feldzug des Jahres 1703 wurde von den Preußen mit der Berennung von Geldern eröffnet. Leopold langte am 24. April bei dem Heere an, und befehligte unter dem General Grafen Lottum einen Theil der Einschließungstruppen. Da jedoch unterdessen der Herzog von Marlborough mit der Hauptmacht die Festung Bonn belagerte, und alles zu einem Sturm anordnete, so war Leopold nicht zurückzuhalten, sondern eilte voll Kampfbegier in Marlborough's Lager, um ein so großes Unternehmen mitzumachen. Allein der General Coehorn hatte aus einer Batterie von 216 Stücken Geschütz ein so wirksames Feuer auf die Stadt gerichtet, — die Mauern längs der Rheinseite waren fast glatt weggeschossen — daß die Besatzung den Sturm nicht abwartete, sondern am 14. Mai, den Tag nach Leopold's Eintreffen, den Platz durch Vergleich übergab. Unzufrieden kehrte Leopold in das Lager vor Geldern zurück. Hier empfing er im Juli die Ernennung zum Generallieutenant und eine neue Bestimmung. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, 6000 Mann preußischer Fußvölker vom Niederrhein an die obere Donau zu dem Heere des Prinzen Ludwig von Baden zu führen, welches gegen die vereinigte Macht der Franzosen und Baiern dort nicht stark genug war. Leopold brach sogleich von Geldern auf, und langte nach einem Marsch von vier Wochen durch die Rheinlande und Franken im Lager des Prinzen bei Hohnsheim an, wo er schon zwei preußische Reiterregimenter vorfand, die gleichfalls unter seinen Befehl gestellt waren. Der Prinz

von Baden, durch diese und andre Hülfstruppen ansehnlich verstärkt, theilte darauf sein Heer, ging mit der Hauptstärke über die Donau, und wendete sich nach Augsburg, dem Kurfürsten von Baiern entgegen, der mit seinen Truppen aus Tyrol hervorkam, und sich mit dem französischen Heere des Marschalls von Villars vereinigte. Die übrigen Truppen, bei welchen die Preußen unter Leopold, die Sachsen unter dem General von Schulenburg, und noch andre Reichsvölker, rückten 18,000 Mann stark unter dem Kaiserlichen Feldmarschall Grafen von Styrum nach Donauwerth, um die Franzosen, welche zwischen Lauingen und Dillingen in verschanztem Lager standen, zu beobachten. Nach einigen Wochen unthätiger Lagerung erhielt Styrum vom Prinzen von Baden den Befehl, zwischen Höchstädt und Donauwerth über die Donau zu gehen, um den Feind auf diese Seite abzulenken. Allein der Kurfürst von Baiern und Villars, von dem Vorhaben frühzeitig unterrichtet, brachen vereinigt auf, zogen mit 30,000 Mann in Eilmärschen gegen die Donau, gingen in der Nacht des 20. Septembers bei Donauwerth über, und griffen in erster Frühe den Grafen Styrum bei Höchstädt von allen Seiten an. Der Kaiserliche Feldherr, der Uebermacht weichend, entschloß sich zum Rückzuge nach Nördlingen. Allein zu gleicher Zeit rückten auch aus dem verschanzten Lager von Lauingen die Franzosen ihm in den Rücken, und das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden. Leopold hatte mit seinen Truppen zuerst den im Rücken andringenden Feind zu bestehen; zuerst warfen einige Schwadronen sich der französischen Reiterei entgegen, und trieben sie in einen Morast, wo sie großen Verlust erlitt; hierauf ging Leopold an der Spitze einiger Bataillons mit geschultertem Gewehr auf das französische Fußvolk los, das aber den in solch entschlossener Haltung heranstürmenden Angriff nicht abwartete, sondern die Flucht nahm, und bis in die Nähe von Nördlingen verfolgt wurde. Leopold mußte indeß mit seinen Bataillons schleunigst zurückkehren, um nun auch dem von vorn angreifenden Feinde die Stirn zu bieten. Kaum war die Schlachtordnung gebildet, so entwickelte sich plötzlich die ganze Uebermacht der feindlichen Reiterei; sie stürzte zuerst auf das

baireuthische Kürassierregiment, das augenblicklich die Flucht ergriff, und noch andre fränkische und schwäbische Reiter mit fortriß, warf dann 11 preußische Schwadronen über den Haufen, welche, durch jene Flucht allzusehr bloßgegeben, vergebens einigen Widerstand versuchten, und wurde nur durch ein Bataillon Grenadiere, die Leopold mit kluger Voraussicht in die Flanke gestellt hatte, auch in das Fußvolk einzudringen verhindert. Die sämmtlichen Truppen waren in eiligem Rückzuge, die Preußen allein bestanden noch den Kampf. Umringt von der ganzen feindlichen Reiterei und gedrängt von dem stets zahlreicher nachrückenden Fußvolk, unter fortwährenden Angriffen und starker Beschießung aus dem Feldgeschütz, zog Leopold mit 3 Regimentern, in geschlossenem Viereck mit vorgetragenen spanischen Reitern, in bester Ordnung fechtend über die Ebene dem Nördlinger Walde zu. Anderthalb Stunden dauerte dieser Zug; Leopold hieß die Truppen bis zu zehnmal Halt machen, und die Stirne wieder gegen den Feind wenden; wie auf dem Uebungsplatze geschah jede Bewegung mit strengster Genauigkeit, und die feste, kraftvolle Haltung dieses Fußvolks ließ den Feind nicht wagen, mit ihm handgemein zu werden. Zuletzt blieb Leopold mit 3 Grenadierkompanieen wohl 3 bis 400 Schritt vor dem Walde allein stehen; die feindliche Reiterei, zum Einhauen in das kleine Häuflein angetrieben, kam mit großem Geschrei und in scharfem Trabe gegen den rechten Flügel heran; die Grenadiere, der Noth des Augenblicks gehorchend, machten sich fertig zum Anschlag; doch Leopold, der dazu keinen Befehl gegeben, verbrauchte selbst diese äußerste Gefahr kaltblütig zur Lehre des Gehorsams, mit starker Stimme hieß er den Hahn wieder in Ruhe setzen und das Gewehr schultern; es geschah auf der Stelle; die feindliche Reiterei aber stutzte vor der wunderbaren Haltung dieser Grenadiere, denen das Feuer nicht abzulocken war, und wagte nicht sie anzugreifen. Darauf erst ließ Leopold rechtsum machen, und gewann Schritt vor Schritt unversehrt den Wald. Bei Nördlingen sammelte Styrum seine geschlagenen Truppen, die nicht weiter verfolgt wurden; er hatte alles Geschütz, Gepäck und 4000 Mann verloren, und die übrigen nur durch die Tapferkeit Leopold's

und seiner Preußen, so wie durch die gute Haltung Schulenburg's, der mit den Sachsen auf der Seite von Dillingen stand, von dem Untergange gerettet. Leopold verlor sein ganzes Feldgeräthe; sein glänzender Rückzug aber wurde überall nach Verdienst anerkannt und gepriesen, und Styrum selbst gab davon den ruhmvollsten Bericht. Der Heldenmuth des Fußvolks bestärkte an diesem Tage das Vertrauen und die Vorliebe, welche Leopold für diese Waffe schon hegte, so wie im Gegentheil die Reiterei ihm von dieser Zeit her immer weniger galt. Nach diesem unglücklichen Treffen, welches im folgenden Jahre, am nämlichen Orte, durch einen der größten Siege sollte wettgemacht werden, blieben die Truppen zwischen Ulm und Nördlingen bis zum Dezember im Feldlager stehen, da sie dann endlich die Winterquartiere bezogen; die Preußen die ihrigen in der Oberpfalz. Wegen dieser Verspätung konnte Leopold erst im Januar 1704 in Dessau eintreffen.

Für den Feldzug von 1704 verstärkte der König von Preußen seine Hülfstruppen bei dem Reichsheere bis auf 12,000 Mann, die dem Oberbefehle Leopold's anvertraut blieben. Sie stießen im Anfange des Mai bei Rothweil am Neckar zu dem Heere des Prinzen von Baden. Während auf dieser Seite durch unerklärbar scheinende Zögerungen und Versäumnisse, über welche Leopold mit allen einsichtsvollen Kriegsmännern bittre Klage führte, die kostbarste Zeit unthätig verloren wurde, benutzte der Kurfürst von Baiern dieselbe seinerseits, um sich mit den französischen Truppen, die ihm aus dem Elsaß zurückten, zu vereinigen. Er kam dabei so nah an dem Kaiserlichen Heere vorüber, daß er mit seinem Geschütz dessen linken Flügel zu beschießen anfing; Leopold erwiederte das Feuer, und warf noch zu rechter Zeit zwei preußische Bataillons in eine zwischenliegende Schlucht, um den weiteren Angriff abzuhalten. Auch der Prinz Eugen von Savoyen hatte nunmehr bei dem Heere sich eingefunden, und der Herzog von Marlborough aus den Niederlanden eine große Truppenmacht nach Schwaben geführt. Während letzterer mit dem Prinzen von Baden vereint sich nach der obern Donau gegen den Kurfürsten von Baiern und den

Marschall von Marsin wandte, und beide in der Schlacht von Schellenberg oder Donauwerth am 2. Juli auf's Haupt schlug, beobachtete der Prinz Eugen mit dem Theile des Heeres, bei welchem sich die Preußen befanden, am Oberrhein die Bewegungen des Marschalls von Tallard. Im Lager bei Durlach empfing Leopold seine unter dem 27. Juni ausgefertigte Ernennung zum General von der Infanterie, worüber die preußischen Truppen laut ihre Freude bezeigten. Indeß vermochte Eugen nicht zu hindern, daß Tallard mit ansehnlicher Macht durch den Schwarzwald in Schwaben eindrang, und sich am 7. August mit dem Kurfürsten von Baiern und Marschall von Marsin an der Donau vereinigte. Eugen dagegen, der ihm gefolgt war, traf gleiche Vereinigung mit dem Herzoge von Marlborough. Diese beiderseits vereinigten Streitkräfte standen am 11. August auf dem linken Ufer der Donau unfern Höchstädt einander gegenüber. Der Prinz von Baden, der immer schwierig und hemmend die Rathschläge der Mitfeldherrn störte, war mit der Belagerung von Ingolstadt beschäftigt, die man ihm absichtlich zugespielt hatte, ihn überredend, eine Belagerung zu führen sei ehrenvoller, als sie nur zu decken. Eugen und Marlborough, in allem bestens einverstanden, hatten daher nunmehr freie Hand. In dem Kriegsrathe jedoch, als Marlborough eine Schlacht wollte, und Leopold und die meisten Generale ihm beistimmten, widersprach Eugen mit vielen Bedenklichkeiten, so daß jener heftig wurde, und endlich mißvergnügt aus dem Rathe schied. Sogleich aber folgte ihm ein Bote mit einem Zettel von Eugen, der darin schrieb, er habe nur zum Scheine widersprochen, damit der Feind, der durch Verräther die Beschlüsse zu erfahren pflegte, desto sicherer getäuscht würde, er stimme in allen Stücken der Meinung Marlborough's bei, und ganz nach dessen gemachten Vorschlägen solle die Schlacht geliefert werden. Am 13. August mit Tagesanbruch rückten die Truppen 50,000 Mann stark zum Angriff. Marlborough, mit seinem Heere an die Donau gelehnt, bildete den linken Flügel der Schlachtordnung, Eugen den rechten, der sich weit in die Ebene bis zu einem Wald erstreckte; das Fußvolk dieses rechten Flügels, aus 11 preußischen und 7 dänischen

Bataillons bestehend, wurde von Leopold befehligt. Der Feind, über 60,000 Mann stark, stellte sich eiligst zum Kampfe, rechts zunächst der Donau der Marschall von Tallard, der die Dörfer Blindheim und Oberklau mit seinem besten Fußvolk stark besetzte, links der Kurfürst von Baiern und Marschall von Marsin, von dem Dorfe Lützingen gedeckt. Zwischen den beiderseitigen Schlachtordnungen zogen sich mehrere Bäche hin; der Uebergang dieser Gewässer und andre Schwierigkeiten des Erdreichs verzögerten das Anrücken, und erst gegen 1 Uhr Mittags wurde das Gefecht allgemein. Anfangs gewann der Kurfürst von Baiern dem Prinzen Eugen gegenüber einigen Vortheil; die Kaiserlichen Generale, welche die Reiterei befehligten, führten dieselbe schlecht, und ließen durch ihre Flucht die Seite der Preußen entblößt, mehrere Bataillone wurden gesprengt, eines zusammengehauen, die ganze Linie gebrochen; der Feind eroberte eine Fahne, und schwenkte sie mit Siegesruf hoch empor; da ergriff Leopold selbst eine Fahne und hieß die Preußen ihm folgen, eine Stückkugel riß ihn mit dem Pferde zu Boden, er aber raffte sich schnell wieder auf, und führte mit erneutem Zuruf seine Truppen stürmend vor, warf den Feind und eroberte die verlorene Fahne wieder. Der Kampf erneute sich hier mit erbitterter Wuth; die Baiern und Franzosen an Reiterei überlegen, waren es auch an Fußvolk, sie hatten 30 Bataillons gegen 18 und wollten nicht weichen. Vergebens hatte Eugen mit der wieder gesammelten Reiterei neue Angriffe versucht, unwillig verließ er jene und ausrufend, er wolle nun mit tapfern Kriegern fechten, gesellte er sich dem preußischen Fußvolk, mit welchem Leopold jetzt nicht nur die feindliche Reiterei zurückschlug, sondern, selbst zum Angriff übergehend, unter den Augen Eugen's den ganzen linken Flügel des Feindes, trotz der hartnäckigsten Gegenwehr, durch ein fortgesetzes unwiderstehliches Feuer zusammenwarf und nachdrücklich verfolgte. Inzwischen hatte Marlborough auf dem linken Flügel nach blutigem Kampfe ebenfalls den Sieg entschieden, und in dem Dorfe Blindheim, welches Lord Cuts mit den Engländern unter mörderischem Feuer gestürmt, einen Theil des feindlichen Heeres gefangen genommen, nicht weniger als 27

Bataillons und 4 Dragonerregimenter streckten daselbst das Gewehr. Der Feind verlor in dieser Schlacht gegen 40,000 Mann und darunter 12,000 Todte, ferner 141 Stück Geschütz, 144 Fahnen und Standarten, 17 Paar Pauken, eine ungeheure Menge Fuhrwerk, wobei auch 34 Kutschen mit französischen Damen, und vielfache andre Beute. Der Marschall von Tallard selbst befand sich unter den Gefangenen. Seit der Schlacht von Pavia war den Franzosen keine solche Niederlage geworden. Die Verbündeten hatten den Sieg auch ihrerseits durch großen Verlust erkauft, über 5000 ihrer Todten lagen auf dem Schlachtfelde, die Verwundeten ungerechnet. Eugen schrieb an den König von Preußen das herrlichste Lob seiner Truppen und ihres Anführers, und erklärte, daß man diesem die Erlangung des vortrefflichen Sieges zu seinem unsterblichen Nachruhme größtentheils zu verdanken habe.

Die Franzosen wichen aus ganz Oberdeutschland, verfolgt von den siegreichen Heeren Eugen's und Marlborough's, die bei Philippsburg über den Rhein gingen, und am 12. September vor Landau zogen. Die Belagerung dieser Feste wurde beschlossen, obgleich Marlborough darauf bestand, man müsse mit aller Macht rasch in Frankreich vordringen. Die Hauptmacht stellte sich demnach, um den Marschall von Villeroi hinter dem Queich zu beobachten, bei Kronweißenburg auf, während der Prinz von Baden mit 15,000 Mann die Belagerung betrieb. Dieser begehrte zu seinen andern Truppen auch preußische, und besonders preußische Ingenieure, welches Ansuchen Leopold durch ein eigenes Schreiben in Berlin so wirksam vermittelte, daß einige Bataillons unter dem Generalmajor von Stille, einem der tapfersten Anführer, den er ungemein hochhielt, zu den Belagerungstruppen abgegeben wurden. Leopold selbst aber benutzte diesen Umstand, weil ohnehin das Hauptheer unthätig in seiner Stellung blieb, um persönlich meist bei der Belagerung zu sein, wo er auf's neue, ohne eigentlich einen Befehl zu führen, die glänzendsten Proben der Einsicht und Herzhaftigkeit ablegte, so daß der römische König Joseph, der sich im Lager aufhielt, ihm dafür die ausgezeichnetste Gewogenheit zuwandte. Bei Erstürmung

des bedeckten Weges aber, am 22. November, machte er an der Spitze der Preußen, dem Anscheine nach eigenmächtig, aber insgeheim von Eugen gebilligt, einen besondern Angriff mit solchem Feuer und Nachdruck, daß der französische Befehlshaber, der schon die Anstalten zum Hauptsturme sah, auf dieser Seite, wo Leopold die Preußen führte, als Zeichen der Uebergabe die weiße Fahne aufstecken ließ. Die sämmtlichen Generale beglückwünschten ihn, wegen dieser ungemeinen Auszeichnung, die ihm aber auch viel Neid und Eifersucht und sogar den Vorwurf erweckte, daß seine Kampfbegier nicht zu ersättigen sei. Die Eroberung von Landau beschloß diesen siegreichen Feldzug, in welchem Leopold mit den Preußen im Felde gegen 90 Märsche gemacht hatte. Die Truppen nahmen Winterquartiere in der baierischen Grafschaft Cham, und Leopold traf im Januar des Jahres 1705 in Dessau ein.

Der Herzog von Savoyen war dem Glücke des Kriegs auf die Seite des Kaisers gefolgt; die Rache Ludwig's des Vierzehnten säumte nicht, ihn dafür zu bestrafen; ansehnliche Verstärkungen gaben der französischen Heeresmacht in Italien bald wieder die Oberhand. Der Kaiserliche Feldherr Graf Guido von Starhemberg wurde bis an die Etsch zurückgedrängt, und mit Ausnahme von Turin, wo sich eine Kaiserliche Besatzung tapfer vertheidigte, war ganz Piemont in der Gewalt der Franzosen. Zur Herstellung der zerrütteten Angelegenheiten wurde der Prinz Eugen mit starker Truppenmacht nach Italien bestimmt. Der Herzog von Marlborough reiste nach Berlin, wo auch Leopold im Februar eintraf, und bewog den König durch sein kluges Benehmen, zu dem bevorstehenden Feldzuge eine beträchtliche Schaar unter Leopold's Oberbefehl den Fahnen Eugen's folgen zu lassen. Demnach im April 1705 brachen 8000 Mann der schönsten preußischen Truppen nach Italien auf, und im Mai traf Leopold sie zu Verona, wo sich das Heer Eugen's bald zusammenfand. Nach Mailand und Piemont vorzudringen war beschlossen; aber die Ausführung unterlag großen Schwierigkeiten, eine Menge Flüsse waren im Angesichte eines zahlreichen Feindes zu überschreiten. Gleich zuerst den bedenklichen Uebergang über den Mincio mochte Eugen, obgleich Leopold sich inständigst mit

seinen Truppen zum kühnen Versuche darbot, nicht wagen, sondern schiffte über den Gardasee, und eilte hierauf gegen den Oglio vor. Er täuschte den Feind, der seinen Bewegungen mit überlegener Macht aufmerksam begegnete, durch verstellte Märsche, gewann einen Vorsprung, und bewerkstelligte am 28. Juni den Uebergang. Leopold drang einer der Ersten über ein sehr mangelhaftes Brückenwerk auf das jenseitige Ufer des Oglio, nicht ohne große Gefahr, da einige seiner Begleiter in den Fluß stürzten und rettungslos vor seinen Augen ertrinken mußten. Kaum war das Heer eiligst übergesetzt und in Schlachtordnung gestellt, so erschien der Feind, vermied aber diesmal ein Treffen. Nach kleineren glücklichen Gefechten und mancherlei Märschen dachte Eugen nun auch den Uebergang der Adda zu gewinnen. Er zog den Fluß hinab, als wollte er bei Pizzighetone übergehen, ließ dann bei Paradiso eine Brücke schlagen, und alles zum Uebergang in Bereitschaft setzen. Leopold hatte sich die Vorhut und erste Leitung erbeten, und betrieb die Brückenarbeit mit solch schonungslosem Eifer, daß sie zwar endlich zu Stande kam, er selbst aber der Anstrengung fast erlag. Die Sonnenhitze war unerträglich, selbst die Nacht wurde nicht kühl und die einzige Zuflucht war ein Baum, in dessen Schatten er auf Augenblicke von der brennenden Gluth sich zu erholen suchte. Schon war eine Brücke am 15. August fertig und eine zweite angefangen, als Eugen, der den Uebergang durch herzugeeilte französische Truppen bestritten und überhaupt wegen des reißenden Stromes bedenklich fand, plötzlich seinen Entschluß änderte. Dem General von Stille, der mit den Grenadieren und einigen andern Truppen bei der Brücke zurückbleiben mußte, gab er Befehl, die Arbeiten zum Scheine noch fortzusetzen, um den feindlichen Feldherrn, Herzog von Vendome, mit seinen Streitkräften jenseits festzuhalten, in der Nacht aber die Brücken wieder abzuwerfen, und dem übrigen Heere schleunigst nachzufolgen. Mit diesem eilte er selbst aufwärts gegen Treviglio und Cassano, wo der Großprior von Vendome, Bruder des Herzogs, mit einem Theile des französischen Heers diesseits der Adda sich vortheilhaft gestellt hatte, hinter sich den Fluß mit einer auf beiden Seiten

durch Verschanzungen gedeckten Schiffbrücke, vor sich einen tiefen, schnellfließenden Kanal, Ritorto genannt, mit vielen Nebenkanälen. Eugen hoffte den Großprior von dem Herzoge getrennt zu überfallen, und den vereinzelten Heerestheil mit zusammengenommener Kraft zu schlagen. Er rückte die ganze Nacht vom 15. auf den 16. August bis zum folgenden Mittag unaufhaltsam fort, und so wie er anlangte, griff er alsbald die Franzosen in ihrer Stellung an. Allein mit gleicher Schnelligkeit und auf kürzerem Wege war auch der Herzog von Vendome, sobald er den Uebergang bei Paradiso aufgegeben sah, mit allen Truppen herbeigeeilt, und Eugen hatte unvermuthet die ganze französische Macht vereinigt vor sich. Indeß war das Gefecht schon eingeleitet. Zuerst griff der rechte Flügel der Kaiserlichen den feindlichen linken an, und stürmte die steinerne Brücke, welche auf dieser Seite als die einzige über den Kanal führte. Hier entspann sich ein wüthender Kampf, unter schrecklichem Verlust wankte der Vortheil her und hin. Der General Graf von Leiningen und der junge Prinz Joseph von Lothringen wurden an der Spitze der Grenadiere getödtet; Eugen selbst führte die Truppen in das dichteste Feuer, und wurde durch zwei Kugeln am Halse und über dem Knie verwundet, der Herzog von Vendome auf der Gegenseite erhielt ebenfalls einen Schuß. Den linken Flügel der Kaiserlichen befehligte Leopold; von tobendem Ungestüm fortgerissen warf er sich in die Fluthen des Kanals, durch den allein zu dem Feinde zu kommen war, ganze Bataillons folgten seinem Beispiel, und wateten bis an den Hals im Wasser, bemüht das jenseitige Ufer zu ersteigen; das Feuer der Franzosen aber, welche dicht am Ufer standen, traf so mörderisch in diese Schaaren, daß in kurzer Zeit das Wasser des Ritorto von ihrem Blute buchstäblich gefärbt und von ihren Leichnamen erfüllt wurde. Indeß drangen die Preußen unter ihrem ergrimmten Anführer unwiderstehlich vor, erklommen das Ufer, stellten sich geordnet auf, vertrieben den Feind, und setzten glücklich durch einen zweiten Arm des Kanals, so daß die Franzosen schon in Unordnung zu weichen anfingen, und einige ihrer Bataillons, die abgeschnitten schienen, sich gefangen geben wollten; allein die Angreifenden

hatten noch einen dritten und tieferen Arm des Kanals vor sich, und schon war ihr Pulver theils verschossen, theils durch die Nässe unbrauchbar geworden, neuer Vorrath aber nicht sogleich über das zwiefache Wasser herbeizuschaffen; indem ihr Feuer einen Augenblick schwieg, begann mit neuer Heftigkeit das feindliche; aus Cassano, vom jenseitigen Ufer der Adda, und aus dem diesseitigen Brückenkopfe, schlug das französische Geschütz verheerend ein, und zugleich in äußerster Nähe, bloß durch das schmale Wasser des Kanals getrennt, wirkte das schrecklichste Gewehrfeuer. Unter diesen Umständen befahl Eugen den Angriff nicht weiter zu führen, übergab, seiner Wunden wegen, den Oberbefehl an Leopold, und zog sich aus dem schon aufgegebenen Kampfe zurück. Aber noch bis zum Abend wichen die Truppen nicht von der Stelle, und brachen erst mit der Nacht wider Willen und in bester Ordnung das Gefecht ab. Beide Theile eigneten sich die Siegesehre dieser blutigen Schlacht zu, in welcher der Verlust auf beiden Seiten ungefähr gleich war. Auf dem Wahlplatze wurden 7000 Todte gezählt, die Ertrunkenen ungerechnet. Wegen des unerträglichen Gestanks der Leichname verließen beide Heere die Gegend des Schlachtfeldes; die Kaiserlichen zogen nach Treviglio, die Franzosen nach Rivalta, wo sie einander auf's neue schlagfertig gegenüber standen. Leopold hatte mit wüthender Tapferkeit gefochten und inmitten des schrecklichsten Kugelregens stets die Truppen ermuntert. Der Verlust der Preußen war ungeheuer; Leopold suchte ihn anfangs in Berlin zu verhehlen, und da er ihn endlich dennoch in ganzem Umfang eingestehen mußte, so erhielt er vom Könige darüber einen Verweis, daß er das Leben der ihm anvertrauten Truppen so schonungslos vergeudet. Dagegen empfing er vom Kaiser Joseph dem Ersten ein Dank- und Belobungsschreiben wegen der von ihm und von allen Offizieren und Gemeinen bewiesenen außerordentlichen Tapferkeit. Ein lebendiges Andenken erhielt sich für Leopold und seine Preußen von dieser Schlacht bei Cassano in einem Kriegsmarsche, den die Landeseinwohner dem heldenmüthigen Feldherrn und seinen tapferen Schaaren zur Siegesfeier widmeten; bei einer Parade, wo dieser Marsch zuerst

gespielt wurde, gefiel er dem Fürsten und den Truppen so sehr, daß er von der Zeit an zum Lieblingsmarsch erhoben, und ihm mancherlei Wortfolge, wie Soldatenlaune sie eingab, angepaßt wurde: dies ist der Ursprung des nachher so berühmt gewordenen Dssaeuer Marsches, der fast ein Jahrhundert hindurch den Siegesschritt der Preußen begleitet hat. Den von Eugen ihm übertragenen Oberbefehl konnte Leopold selbst nicht lange führen; bald nach der Schlacht überfiel ihn ein hitziges Fieber als Folge der außerordentlichen Anstrengungen, die er zuerst bei dem Brückenbau und dann in der Schlacht bestanden, wo die gewaltigste Sonnenhitze die Kämpfenden fast verzehrte. Er mußte nach Brescia gebracht werden, wo die Fürstin seine Gemahlin, welche, wie schon früher, ihm in die Nähe des Kriegsschauplatzes nachgereist und jetzt von Trient herbeigeeilt war, ihn empfing, und durch ihre Gegenwart und treue Pflege die Hülfe der Aerzte so wirksam unterstützte, daß er nach drei Wochen bereits wieder hergestellt im Lager von Treviglio erscheinen konnte. Der Feldzug, welcher den anfänglichen Zweck nicht erreicht, aber doch den Vortheil gewährt hatte, daß der Feind die Belagerung von Turin aufschieben gemußt, bot keine wichtigen Ereignisse mehr dar. Die Truppen nahmen im Dezember Winterquartiere im Venetianischen, und Leopold ging nach Dessau zurück.

Seine Thätigkeit war auch außer dem Kriegsfelde unermüdet rege. Den Winter hindurch war er fast immer unterwegs, bald in Berlin, bald in Magdeburg, wo er für die Festungswerke, und zugleich für die gute Polizei, und selbst für die Verschönerung der Stadt wirksame Anordnungen traf, am häufigsten aber auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, und in seinen weitläuftigen Forsten nach Wunsche dargeboten fand. Dabei ließ er jedoch die Sorge für sein Land keinen Augenblick außer Acht. Unaufhörlich vermehrte und verbesserte er seinen Grundbesitz, legte neue Dörfer und Vorwerke an, und führte die genauste Aufsicht über alle Verwaltungszweige. Die Rechenkunst hielt er, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, so gut für eine Machtkunst, wie die der Waffen. In allen diesen Anstalten und Geschäften unterstützte ihn die Fürstin mit geschicktem Eifer; die Verwaltung des Landes

wurde leicht zu einer Sorge des Haushalts, und theils die Nothwendigkeit anhaltender Aufsicht, theils die Vermehrung der Kinder, mit denen ihre Ehe gesegnet wurde, machten ihre Gegenwart daheim bald unerläßlich. Sie blieb daher von den folgenden Feldzügen Leopold's, mit dem sie bisher manech Beschwerde und selbst Gefahr starkmüthig getheilt hatte, um jener Pflichten willen zurück. Leopold selbst aber gedachte nur um so eifriger der neuen Kriegsrüstungen. Er wandte in Berlin alle Bemühung an, um für den erlittenen Truppenverlust den schleunigsten Ersatz auszuwirken; die preußischen Streitkräfte in Italien bedurften einer völligen Wiederherstellung, wenn sie in dem bevorstehenden Feldzuge nicht als ein unbedeutender Haufen erscheinen sollten, dessen Anführung sich für Leopold kaum noch geziemt hätte. Der Eindruck der Aufopferung bei Cassano war jedoch für seinen Zweck sehr hinderlich, und noch schwieriger wurde die Sache, als gegen Ende des April 1706, während Leopold's Anwesenheit in Berlin, die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Montechiaro oder Calcinato einging, wo der Kaiserliche General Graf von Reventlow am 19. April, wenige Stunden vor Eugen's Ankunft bei dem Heere, von dem Herzoge von Vendome überfallen und geschlagen, und dabei abermals einige preußische Bataillons fast ganz vernichtet worden waren. Es wurde zweifelhaft, ob der König, außer der Hülfsmacht, die schon in Deutschland an der Seite der Kaiserlichen focht, eine solche auch ferner in Italien noch halten sollte. Doch siegte zuletzt Leopold's Einfluß am Hofe zu Berlin über alle widrigen Umstände und bedenklichen Meinungen, und die neue Truppensendung, für welche er jede Förderung in's Werk zu setzen gewußt, wurde seinem Verlangen gewährt.

Nach allen getroffenen Vorkehrungen eilte Leopold, zu dem bereits unglücklich eröffneten Feldzuge des Jahres 1706 in Italien sich persönlich einzufinden. Eugen hatte die Kaiserlichen Truppen bei Verona wieder gesammelt, mußte jedoch, bis die aus Deutschland erwarteten Verstärkungen eintrafen, geraume Zeit unthätig bleiben. Die Franzosen indeß betrieben eifrigst die im vorigen Jahre versäumte Belagerung von Turin, wo der Herzog von Savoyen, während er selbst sich

dem Heere Eugen's zuwandte, den Kaiserlichen Feldmarschall Grafen von Daun mit einer tapferen Besatzung zurückgelassen hatte. Gründe der Staatsklugheit wie der Kriegsführung geboten, diese schon hartbedrängte Hauptstadt des Herzogs nicht fallen zu lassen, und Eugen beschloß daher nach Piemont vorzudringen. Leopold erhielt den Auftrag, oberhalb Verona bei Rueta nova über die Etsch eine Brücke zu schlagen, welches er trotz aller Schwierigkeiten im Anfange des Juli glücklich bewerkstelligte. Eugen ging mit der Hauptstärke auf das rechte Ufer, während Leopold auf dem linken oberhalb bei Sankt-Michael mit 10,000 Mann noch sollte stehen bleiben; dieser aber ließ bei dem Oberfeldherrn anhalten, im Fall es gegen den Feind ginge, möchte er ihn und die preußischen Truppen nicht vergessen, sondern ihnen Theil an den Ereignissen gönnen, welches Eugen sehr freundlich aufnahm, und ihn auch alsbald am 16. Juli in starken Märschen nachfolgen ließ. Das Kaiserliche Heer ging nunmehr über den Kanal Bianco, über den Fluß Tartaro, und am 18. Juli bei Policella über den Po, dann über den Panaro, die Sechia, und am 1. August über den Kanal Ledo. Während Eugen auf dem rechten Ufer des Po solchergestalt immer aufwärts vorrückte, begleitete seinen Marsch auf dem linken Ufer in gleicher Richtung aufwärts das französische Heer unter dem Herzog von Orleans und dem Marschall von Marsin, welche den Herzog von Vendome im Oberbefehl abgelöst hatten. Unter den größten Anstrengungen, bei verderblichster Sonnenhitze, in welcher die Gewässer faul und stinkend wurden, und die nebeldünstende Luft sich mit unendlichem Erdstaub erfüllte, unter vielfachen Hindernissen und großem Zeitverlust, welchen der Angriff mehrerer Plätze und die erforderliche Vorsicht der Bewegungen verursachte, gelangte Eugen im Verlaufe des August über die Flüsse Lenza und Tanaro, und nach ungeheuern Drangsalen endlich nach Asti, worauf er sich am 1. September mit den Truppen des Herzogs von Savoyen bei Villa-Bellon vereinigte, am 4. September bei Carignano wieder auf das linke Ufer des Po übersetzte, und bis in die Nähe von Turin vorrückte. Der Herzog von Orleans hatte sich ebendaselbst mit dem Belagerungsheere des

Herzogs von Feuillade vereinigt, und in die weitläuftigen starken Verschanzungen, welche die Belagerung gegen das Entsatzheer deckten, zurückgezogen. Die französische Macht war beinah dreimal so stark, als die Kaiserliche, der Marschall von Marsin hinderte aber den Herzog von Orleans, seinen Vortheil im freien Felde zu benutzen. In dem Kriegsrathe, welchen Eugen nach Besichtigung der feindlichen Werke hielt, widerriethen viele Generale den Angriff gegen eine so überlegene und wohlgestellte Macht, und der Herzog von Savoyen selbst hielt unter diesen Umständen die Befreiung seiner Hauptstadt für unmöglich; doch Eugen war anderer Meinung, und Leopold, der bei dieser Gelegenheit gegen den Herzog von Savoyen einen Widerwillen faßte und bei seiner Gemüthsart nicht zurückhalten konnte, stimmte nachdrucksvoll jedem kühnen Vorhaben bei. Die Kaiserlichen lagerten am 5. September am Flusse Doire, und überfielen einen Zug von 2000 Maulthieren, die von Susa her zum französischen Lager gingen; Leopold verfolgte mit preußischen Grenadieren und Dragonern die Flüchtigen nach dem Schlosse Pianesse, welches, so ungestümen Angriffs nicht gewärtig, sich ergab, als schon die Preußen durch Keller und unterirdische Gänge siegend eindrangen. Am folgenden Tage ging das Heer mit klingendem Spiel über die Doire, und nahm den Verschanzungen des Feindes gegenüber eine Stellung, deren rechter Flügel sich vorwärts von Pianesse an die Doire, der linke vorwärts der Veneria an die Stura lehnte. Auf dem äußersten linken Flügel standen unter Leopold's Anführung die Preußen. Am 7. September frühmorgens rückte das ganze Heer in bewunderter Ordnung zum Angriff. Der Herzog von Savoyen sprengte zu den Preußen heran, fragte, wer hier den Befehl führe, und als Leopold ihm geantwortet und sich selbst genannt, zeigte er diesem einige Landhäuser, aus welchen die Franzosen gleich zu vertreiben seien. Leopold erwiederte kalt, heut Abend würde er sie ihm alle gefangen zeigen, und verfolgte seinen Weg, ohne sich um die Landhäuser und den Herzog, der durch diesen Auftritt ihm nicht angenehmer wurde, zu bekümmern. Unter dem heftigsten Kanonenfeuer des Feindes bewerkstelligte das Heer seinen Aufmarsch, der beinah zwei

Stunden Zeit erforderte. Leopold eröffnete mit den Preußen den Angriff; entschlossen rückten sie gegen eine Batterie von 40 Kanonen vor, die vielfachen Tod in ihre Reihen warf; am Fuße der Verschanzung aber, wo ein kreuzendes Feuer sie traf, mußten sie anhalten, und hier begann nunmehr ein fürchterliches Gewehrfeuer. Geraume Zeit trugen die Preußen allein die ganze Last des Gefechts, weil die übrigen Truppen wegen Ungleichheit des Bodens erst später in die Schlachtlinie gelangten. Lange stand der Kampf hier unentschieden. Die Preußen geriethen endlich durch das feindliche Feuer in Verwirrung, und fingen an zu weichen, augenblicklich aber stellte Leopold die Ordnung her, und mit Eugen vereint, der zu dem linken Flügel herübergeeilt, setzte er sich an die Spitze der Grenadiere, führte sie mit scharfgeschultertem Gewehr dem tobenden Geschütz- und Gewehrfeuer wieder entgegen und bis auf zehn Schritt an die Verschanzung heran, und gab dann erst Befehl zum Feuern und Anstürmen. Unter einem Hagel von Kugeln und Granaten wurde der Graben überschritten und der Wall erstiegen. Leopold kämpfte zu Fuß, da sein Pferd ihm unter dem Leibe erschossen worden. Inmitten des stärksten Feuers, da die Franzosen eben zu wanken anfingen, trat er, von der Kriegsarbeit ganz erschöpft, an einen Hauptmann heran, der seine Kompanie führte, und fragte ihn gelassen, ob er an ihm eine Wunde sehe? Auf die Verneinung fragte er ihn weiter, ob er was zu trinken habe? Eine Flasche Branntewein war zur Hand. Leopold that einen tüchtigen Schluck, ein Grenadier reichte ihm aus dem Tornister ein Stück Kommißbrot dazu, und dies in die eine, den Degen in die andre Hand nehmend wandte er sich wieder gegen den Feind, indem er gleichgültig so hin sagte, er hielte dafür, es sei nun vorbei, und nichts mehr zu besorgen, obgleich das Feuer auf allen Seiten noch in ganzer Furchtbarkeit wüthete, und die französische Reiterei die eingedrungenen Preußen wieder zurückzutreiben suchte. Doch sie hielten Stand, und nach und nach drangen auch die übrigen Heerestheile in die Verschanzung ein, die Besatzung von Turin machte gleichzeitig einen Ausfall, und der Anblick dreier preußischen Grenadiere, die längs der Doire, wo die Ver-

schanzung endete, in den Rücken des Feindes geschlichen waren, erregte plötzlich in dessen Reihen ein panisches Schrecken, die Franzosen wandten sich allgemein zur Flucht, und schnell entschied sich ihre völligste Niederlage. Auf jeder Seite wurden in dieser Schlacht gegen 3000 Todte gezählt, die Franzosen verloren überdies 7000 Gefangene, unter welchen der tödtlichverwundete Marschall von Marsin, 220 Stücke Geschütz, 40 Fahnen und Standarten und 3 Paar Pauken, nebst unendlichen Kriegsvorräthen und Gepäck. Der Herzog von Savoyen zog am nämlichen Tage unter festlichem Empfang in seine befreite Hauptstadt ein. Da er aber die verwundeten Preußen nicht dort aufnehmen wollte, so wurde Leopold's Grimm auf's neue rege, und auch als endlich die Aufnahme denn doch erfolgte, wollte er selbst nicht in die Stadt kommen, sondern blieb grollend auf dem Schlosse des alten Thiergartens. Sein unbezwinglicher Muth, die Tapferkeit der Preußen, ihr Antheil an dem Siege, wurden von dem ganzen Heere ruhmvoll anerkannt. Der Kaiser Joseph der Erste erließ an ihn abermals ein prächtiges Belobungsschreiben. Das Heer theilte sich hierauf am 13. September nach verschiedenen Richtungen, um den Feind aus Piemont und Mailand völlig zu vertreiben. Leopold war mit seinen Preußen am 20. September bei der Eroberung von Novara, am 26. bei der Besitznahme von Mailand. Hierauf wandte er sich gegen Pizzighetone, eroberte am 6. Oktober an der Spitze von 800 Preußen mit stürmender Hand das jenseits der Adda gelegene Fort Ghera, und zwang am 23. durch Erstürmung des bedeckten Wegs die Festung selbst zur Uebergabe. Der Feldzug wurde hiermit glorreich geendet. Die Truppen zogen in die Winterquartiere, Leopold aber reiste über Mailand und Graubündten nach Hause, und langte am 15. November glücklich bei den Seinigen an. Der Ruf seiner neuen Thaten war ihm nach Dessau und Berlin glänzend vorangeeilt; doch wurde hier bei aller ehrenvollsten Anerkennung, die man der Tapferkeit nicht versagen konnte, der abermalige große Truppenverlust bedenklichst angemerkt.

Leopold ging im Frühjahr 1707 selbst nach Berlin, um die schlimmen Eindrücke, welche gegen ihn Statt fanden, zu

zerstören. Der Hof König Friedrich's des Ersten war damals, heißt es in Friedrich's des Großen Denkwürdigkeiten, von Ränken und Umtrieben angefüllt; die einflußreichen Günstlinge waren geringes Geistes, ihre Kunstgriffe plump, ihr Treiben ungeschickt, sie haßten sich untereinander, und suchten sich wechselsweise zu verdrängen; wenn sie mit einander übereinstimmten, so war es nur aus gleicher Begierde, sich auf Kosten ihres Herrn zu bereichern. Unter diesen Leuten hatte Leopold entschiedene Gegner; sie beneideten seinen Kriegsruhm, sie fürchteten sein Ansehen. Laut wurde gesagt, er kämpfe mehr als ein Oesterreicher, denn als ein Preuße, und verschwende die Kräfte des Staats für fremden Dank. Neue Verstärkungen abzusenden, hieß es, sei nicht rathsam in einer Zeit, da die Unruhen des nordischen Krieges in der Nähe drohten. In der That waren die Schweden unter Karl dem Zwölften in Sachsen eingerückt, und es entstanden wegen ihrer ferneren Absichten in Deutschland große Besorgnisse. Indeß durfte man sich darüber bald beruhigen, da Karl keine Neigung zeigte, die Zahl seiner Gegner noch durch den König von Preußen zu vermehren. Leopold jedoch, ungeachtet seines rauhen Ungestüms nicht ohne listige Verschlagenheit, wußte den Ränken seiner Feinde durch andre zu begegnen, für seine Meinung den Kronprinzen zu gewinnen, und zuletzt bei dem Könige selbst durchzudringen. Der König erklärte, seine Zufriedenheit über den von Leopold im Felde geführten Oberbefehl sei so groß, als sie nur sein könne, und des Fürsten große Feldherrngaben und Kriegseinsichten seien ihm wohlerkannt und geschätzt. Die Auswechselung der bei Calcinato in Gefangenschaft gerathenen Preußen wurde angeordnet, neue Mannschaft zum Ersatz der vor Turin gefallenen und sonst abgegangenen bewilligt. Durch alle diese Umstände jedoch sah Leopold seine Abreise nach Italien bis zum Ende des Juni verzögert, und traf erst am 14. Juli zu Nizza bei dem Heere ein, welches eben im Begriff war über den Var zu setzen, und in die Provence einzudringen. Diese kühne Unternehmung konnte für Ludwig den Vierzehnten höchst gefährlich werden, wenn Eugen dieselbe mit gesammter Macht hätte ausführen dürfen; allein der Hof von Wien wünschte vor allem andern

sich des Königreichs Neapel zu versichern, und deßhalb hatte der Feldmarschall Graf von Daun mit einem ansehnlichen Theil des Heeres, worunter auch einige preußische Bataillons, dahin aufbrechen müssen. Eugen langte zwar mit 32,000 Mann am 26. Juli vor Toulon an, und begann sogleich mit kräftigsten Anstalten die Belagerungswerke, allein die Franzosen unter dem Marschall von Tesse standen auf den nahen Bergen unangreifbar in einem verschanzten Lager, behielten rückwärts nach Westen alle Verbindungen offen, und zogen von daher täglich Verstärkungen an sich. Leopold inzwischen führte auf dem linken Flügel, zunächst am Meere, den Angriff gegen die Forts Saint-Louis und Saint-Marguerite, und brachte mit größter Anstrengung und Tapferkeit unter dem stärksten feindlichen Feuer die Batterieen zu Stande. Am 15. August machten die Franzosen einen Ausfall, der auf dem rechten Flügel des Kaiserlichen Heeres einigen Erfolg hatte, auf dem linken aber von Leopold hauptsächlich durch 3 preußische Bataillons, welche er mit kluger Voraussicht aufgestellt, tapfer zurückgewiesen wurde. Die Forts Saint-Marguerite und Saint-Louis, unter Mitwirkung der englischen Flotte heftig beschossen, wurden einige Tage nachher erobert, und später in die Luft gesprengt; Toulon selbst erlitt eine furchtbare Beschießung; allein während die Stadt in vollen Flammen stand, trat Eugen am 22. August in aller Stille den Rückzug an, welchen in der That das starke Herannahen französischer Truppen aus dem Innern und vom Rheine her, so wie der allgemeine Aufstand des Landvolks in der Provence dem Kaiserlichen Heere ohne Aufschub anbefahlen. Am 31. August ging alles wieder über den Var zurück, und die ganze Unternehmung blieb ein fehlgeschlagener Versuch. Um nicht den Feldzug mit diesem großen Mißlingen, welches viele nachtheilige Reden verursachte, zu beendigen, beschloß Eugen einen Angriff gegen Susa zu unternehmen. Leopold erhielt den Befehl über die Vortruppen, rückte am 18. September in die Nähe von Susa, bemächtigte sich des hohen Gebirges, und schlug den Feind überall aus seinen in der Umgegend angelegten Schanzen in die Festung zurück, die hierauf völlig eingeengt, und trotz aller Hindernisse, welche die Aufpflanzung

des schweren Geschützes in dem steinigen Gebirgsboden fand, so wirksam beschossen wurde, daß am 22. September die Uebergabe erfolgte, ehe der Marschall von Tesse zum Entsatz herankommen konnte. Hierauf begab sich Leopold mit allen Generalen zu dem Kriegsrathe, welchen der Herzog von Savoyen nach Turin wegen der Anordnung des künftigen Feldzugs berufen hatte. Hier brach endlich der alte Zwiespalt in volle Flammen aus. Leopold begehrte kraftvolle, entschlossene Fortsetzung des Krieges, der Herzog bezeigte dazu keine Lust, sondern verhielt sich bei allen Vorschlägen nur immer bedenklich und schwierig, so daß gegen seine Lauheit kein Eifer Bestand finden konnte. Unverhohlen wurde gesagt, es sei ihm kein rechter Ernst mit dem Kriege gegen Frankreich, er habe von Ludwig dem Vierzehnten eine große Summe Geldes empfangen, und dafür auch schon die Unternehmung gegen Toulon vereitelt, die ohne seine Zögerungen früher in's Werk gerichtet, und dann zuverlässig würde gelungen sein. Nach manchen bitteren und heftigen Gegenreden trennte sich die Versammlung in höchstem Unfrieden. Der Herzog hatte allerdings der Staatsklugheit gemäß erachtet, zwischen Oesterreich und Frankreich niemals unbedingt, sondern nur mit großem Vorbehalt die Rolle von Freund und Feind zu spielen; er mußte fürchten, wenn die Kaiserlichen Waffen durch irgend ein Ereigniß nach Deutschland gerufen würden, der ganzen Macht und Rache Ludwig's des Vierzehnten, wie schon früher, allein gegenüber zu bleiben. Er wunderte sich, daß Leopold, der freilich im Kriege keine Rücksicht eigener Erhaltung kannte, ihm sein Benehmen zur Schuld auslegen wollte. Mit vornehmer Mäßigung, welche die Gegenstände des Danks wie der Empfindlichkeit nur verringert im Bewußtsein trägt, äußerte er später folgendes Urtheil über ihn: „Der Fürst von Anhalt hat zu viel Feuer, wenn er aber zu reiferem Alter gelangen sollte, wird er gewiß ein großer General werden, und ist er mit allen Gaben eines wackern Offiziers versehen, hat auch eines und das andere dazu beigetragen, mir die Krone zu erhalten.“ Leopold faßte den festen Vorsatz, nicht wieder nach Italien zurückzukehren, zumal wenn Eugen nach Deutschland gehen, und dadurch dem Herzoge

von Savoyen der Oberbefehl zu Theil werden sollte. Er führte die Truppen in die Winterquartiere, kam den 17. November nach Dessau, und ging darauf nach Berlin, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Der König sowohl als der Kronprinz hielten beiderseits ihn bestens in ihren Gnaden. In beider Gegenwart musterte Leopold im Januar 1708 zu Saarmund die für Italien angeworbenen Ersatztruppen, zu deren Abholung eine starke Mannschaft von dort gekommen war, ließ sie alle Waffenübungen und Kriegsbewegungen durchmachen, und überreichte bei dieser Gelegenheit dem Könige feierlich die in den vorigen Feldzügen eroberten Fahnen, Standarten, Trommeln und andere Siegeszeichen.

Durch Umstände, deren Beseitigung nicht zu bewirken war, sah Leopold den Feldzug des Jahres 1708 seiner Theilnahme verschlossen. Die Befehlführung der preußischen Truppen in Italien lehnte er ab, um nicht unter dem Herzoge von Savoyen zu dienen, sie wurde dem Generallieutenant von Arnim übertragen; in den Niederlanden aber bei dem Kaiserlichen Heere, dessen Führung jetzt Eugen übernahm, befehligte schon der General Graf von Lottum die preußischen Hülfstruppen mit Ruhm und Erfolg. Voll Mißvergnügen kehrte Leopold nach Dessau zurück, und suchte sich durch andere Thätigkeit zu zerstreuen. Außer dem Kriegswesen, mit dem er unter allen Umständen sich zu schaffen machte, nahmen besonders die Vergnügungen der Jagd, und dann auch der Ernst seiner landesfürstlichen Anordnungen seine Thätigkeit in Anspruch. Sein unruhiger Geist bedurfte steter Bewegung, sein kraftvoller Sinn starker Reize. Viele gemeinnützige Anstalten und Arbeiten setzte er durchgreifend in's Werk, die trefflichen Elbdämme, welche schon das Jahr vorher begonnen waren, die vielfachen Bauten zu Dessau, die neuen Anlagen aller Art, wurden eifrigst gefördert. Die kraftvolle Hand aber, welche den Unterthanen in so vielem Betrachte schützend und wohlthätig erschien, mußte dem Einzelnen oft auch durch die Schwere ihres Drucks kund werden. Sein Wollen war jedesmal vollständig und unbedingt; so weit Gewalt reichte, gab es für ihn nicht leicht ein Hinderniß; die Verhältnisse und Gerechtsamen Andrer mußten sich seinem Gutdünken unter-

ordnen. In diese Zeit fällt auch schon der Anfang seines Verfahrens gegen die adeligen Gutsbesitzer in seinem Lande. Er war auf den Gedanken gerathen, er müsse der Alleinbesitzer aller in seinem Fürstenthume gelegenen Rittergüter und andern einträglichen Grundstücke sein, und suchte daher die ansässigen Edelleute nach und nach zu verdrängen; wer sein Eigenthum nicht abtreten, oder die dargebotene Summe, deren Betrag jedoch dem Werthe der Gegenstände in meist billiger Schätzung noch ziemlich entsprach, nicht annehmen wollte, der wurde von unsäglichen Bedrückungen und Quälereien heimgesucht, für die zuletzt kein anderes Mittel war, als in den Verkauf zu willigen. Oft kam der Einwilligung die gewaltsame Austreibung noch zuvor; die bitterste Beschwerde, die Anrufung fremden Schutzes, die förmliche Klage bei dem Reichskammergericht, alles blieb in dieser Sache fruchtlos. Mit unnachlassender Hartnäckigkeit strebte Leopold durch viele nachfolgende Jahre unbekümmert seinem Zwecke nach, bis er denselben zuletzt vollständig erreicht hatte. Auch von seinen Stammverwandten, von Preußen, von dem Domkapitel zu Magdeburg, erkaufte und ertauschte er möglichst vortheilhaft den ihm gelegenen Besitz, Lehne, Zinsen, oder löste die fremden Rechte und Ansprüche ab. Bei der großen Ordnung und Sorgfalt in seinen Angelegenheiten hatte er stets das erforderliche baare Geld bereit, und konnte jede günstige Veranlassung zu dessen zeitgemäßem Gebrauche sogleich ergreifen. Die Abgaben und Steuern seiner Unterthanen erhöhte er jedoch nicht; vielmehr verordnete er in dem erwähnten Jahre 1708 eine mäßigere Gerichtstaxe, und trug überall Sorge, den Zustand des Volkes zu verbessern. Diese Angelegenheiten indeß beschäftigten ihn nur untermischt mit vielen andern. Er war häufig in Berlin und in Magdeburg, wo die Verhältnisse des Dienstes seine Gegenwart erforderten. Am 30. April hatte er mit Eugen, der aus dem Haag über Hannover nach Wien zurückkehrte, bei Aschersleben eine Zusammenkunft, und reiste darauf mit ihm nach Leipzig, um den König August von Polen, welchen der im September 1707 erfolgte Abzug der Schweden endlich wieder aufathmen ließ, zu besuchen. Bald nachher besuchte ihn selbst in Dessau der König von

Preußen mit ansehnlichem Gefolge, und wohnte vielen herrlichen Lustbarkeiten bei, welche dem hohen Gaste zu Ehren veranstaltet wurden. Leopold soll den Betreibungen nicht fremd geblieben sein, durch welche damals der König bewogen wurde, sich zum drittenmal, mit einer Prinzessin von Mecklenburg, zu vermählen, welches auch bald nachher geschah, aber nicht eben glücklich ausfiel. Er war schlau und geschickt genug, um bei diesem zarten Gegenstande auch des Kronprinzen Gewogenheit sorgsam festzuhalten, und in dessen Gunst sogar noch höher zu steigen. Konnte in solchen Fällen seine kriegerische Derbheit staatskluger Feinheit weichen, so gab sie dagegen bei anderem Anlaß auch dem Ergusse herzlicher Empfindung Raum; als seine Mutter im Anfange des November auf dem Schlosse Oranienbaum gefährlich erkrankte, eilte er bekümmert herbei, und blieb voll zärtlicher Sorgfalt bis zum Augenblicke des Hinscheidens tröstend an ihrer Seite.

Im folgenden Jahre 1709 begab sich Leopold zuvörderst nach Berlin, dann auf einen Monat zu seiner Schwester, der Markgräfin von Brandenburg, nach Schwedt. Inzwischen traf der Kronprinz von Preußen, dem das Leben am Hofe mißfiel, mit Leopold die Verabredung, den bevorstehenden Feldzug in den Niederlanden als Freiwillige mitzumachen. Leopold sandte in dieser Angelegenheit seinen vertrauten Hofrath von Raumer nach Wien, mit geheimen Aufträgen an den Prinzen Eugen, dessen Einwirkung hiebei sehr zu wünschen war. Er mochte sich schmeicheln, durch des Prinzen Verwendung vielleicht doch noch den Oberbefehl in den Niederlanden über die preußischen Truppen zu erlangen; allein diese Hoffnung wurde getäuscht; der Graf von Lottum behielt diesmal noch die Befehlshaberschaft. Durch mancherlei Umstände verzögerte sich die Ankunft bei dem Heere bis in den Juli, da eben die Belagerung von Tournay vor sich ging. Leopold befand sich hier mit dem Kronprinzen in der täglichen Gesellschaft Eugen's und Marlborough's, um welche auch die andern ausgezeichneten Feldherrn der verbündeten Heeresmacht stets versammelt waren. Der König von Polen und viele andere regierende Fürsten fanden sich gleichfalls ein. Für

Leopold bedurfte es nicht erst des Sporns, vor solchen Zuschauern sich hervorzuthun. Stets überall zugegen, wo Gefahr und Arbeit am größten war, hielt er sich doch vorzugsweise zu den preußischen Truppen, bezog mit ihnen die Laufgräben, munterte sie bei ihren Beschwerden auf, und befeuerte ihren Muth zu neuer Anstrengung. Nachdem die Festung am 3. September zur Uebergabe gebracht worden, rückten Eugen und Marlborough mit vereinter Macht gegen das französische Heer unter den Marschällen von Boufflers und von Villars, um demselben eine Schlacht zu liefern. Eugen, dessen vertraute Zuneigung für Leopold eine solche Gelegenheit gern benutzen wollte, hatte ihm den Befehl derjenigen preußischen Truppen zugedacht, die sich gesondert bei dem Hauptheere befanden, während die übrigen unter ihrem Oberbefehlshaber noch bei Dornick standen; allein am Abend vor der Schlacht traf dieser mit 15 Bataillons von dorther ein, und Leopold hatte den Verdruß, wieder zurücktreten zu müssen. Es erfolgte darauf die große Schlacht von Malplaquet, eine der blutigsten, die je gefochten worden; es blieben auf jeder Seite 20,000 Mann. Die Tapferkeit der Preußen hatte auch hier wieder den größten Antheil an dem Siege; der General Graf Finck von Finckenstein erstürmte zuerst die feindliche Verschanzung. Leopold hielt sich an der Seite Eugen's, und theilte mit ihm in dieser furchtbaren Schlacht wenigstens Eifer und Gefahr. Der Feldzug wurde mit der Uebergabe von Mons, nach einer dreiwöchentlichen Belagerung, am 20. Oktober beendigt. Im November befand sich Leopold bereits wieder in Berlin, und ging darauf nach Dessau.

Unerträglich war ihm der Gedanke, noch fernerhin bloß als Freiwilliger in's Feld mitzugehen, er der schon große Befehlsmacht geführt, und den Beruf zu solcher in diesem letzten Feldzuge wieder so lebendig hatte fühlen müssen! Seine offenbaren und geheimen Bemühungen gingen alle dahin, wieder den Oberbefehl zu erhalten. Wirklich erlangte sein geschicktes Betreiben, unterstützt von Eugen's dringender Empfehlung, daß der König bei einem dreitägigen Besuche, den er im Anfange des Jahres 1710 in Dessau machte, vorläufig erklärte, Leopold solle an des Grafen von Lottum

Statt die Truppen in den Niederlanden befehligen. Den noch unsicheren Entschluß zu befestigen, ging Leopold im März selbst wieder an den Hof, wo ihm noch manche Schwierigkeit entgegenstand, bis Eugen durch seinen persönlichen Besuch in Berlin die Sache zur völligen Entscheidung brachte. Eugen nahm sein Absteigequartier bei Leopold im Fürstenhause auf dem Werder; nach viertägigem Aufenthalte setzte er am 5. April die Reise nach den Niederlanden fort, wohin ihm den Tag darauf Leopold folgte. Dieser befehligte hier jetzt 19 Bataillons und 42 Schwadronen preußischer Truppen, welche in englischem und holländischem Solde standen. Er rückte sogleich zur Belagerung von Douay, und führte unter Eugen den einen der beiden Angriffe, welche am 5. Mai gegen die Festung eröffnet wurden; den andern leitete unter Marlborough der Fürst von Nassau-Diez. Der französische General Graf Albergotti befehligte die 10,000 Mann starke Besatzung. Die Vertheidigung war hartnäckig; die Belagerten machten glückliche Ausfälle, ließen Minen springen, und hielten auf alle Weise die Angriffsarbeiten auf. Eines Tages, da Leopold zwischen den Sandsäcken hervor nach den Werken schaute, schlug eine Gewehrkugel neben ihm in die Faschinen ein, und verwundete ihn durch einen losgesprengten Splitter über dem rechten Auge. Doch ihn kümmerte die Wunde wenig; mit unermüdbarem Eifer betrieb er die Fortsetzung des Angriffs. Durch Anzündung einer französischen Mine am 10. Juni, flog ein feindlicher Soldat unbeschädigt zu den Belagerern herüber, welche durch ihn die wichtige Kundschaft von dem inneren Zustande der Festung erhielten. Die Preußen erstürmten endlich am 24. Juni zwei Halbmonde, deren einen sie nach zweistündigem Gefecht behaupteten; und schon trafen sie die Anstalten zu einem Hauptsturme, als die Franzosen auf der Seite von Leopold's Angriff die weiße Fahne aufsteckten, worauf am 27. Juni die Uebergabe erfolgte. Von den Generalen von Schulenburg und von Fagel wurde sodann die Festung Bethune belagert, und als diese eingenommen war, schritt man zur gleichzeitigen Belagerung von Saint-Venant und Aire; jene wurde dem Fürsten von Nassau übertragen, bei dieser führte Leopold den Ober-

befehl. Am 12. September eröffnete er die Laufgräben. Der französische Marquis von Guebriant, an der Spitze von 8000 Mann, hielt sich äußerst tapfer, und zog die Belagerung sehr in die Länge. Leopold hatte hier Gelegenheit, seine hartnäckige Geduld und unverdrossene Ausdauer zu bewähren. Regenwasser füllte die Eingrabungen, Ausfälle zerstörten die Arbeiten, an der Tapferkeit der Belagerten scheiterten wiederholte Stürme. Eugen und Marlborough wollten die Belagerung schon aufheben lassen, aber Leopold war nicht so leicht zu erschüttern; bald war er trotz aller Hindernisse im Stande die Stadt aus 100 Feuerschlünden zu beschießen, erstürmte dann, den Verlust seiner besten Grenadiere nicht achtend, den bedeckten Weg, und erzwang am 8. November die völlige Uebergabe. Mit dieser glänzenden Waffenthat beschloß Leopold den Feldzug, die Preußen nahmen Winterquartiere in den Niederlanden, und er selbst kam den 21. Dezember nach Dessau zurück.

Im Anfange des Jahres 1711 verfügte sich Leopold zu wiederholtenmalen nach Berlin, um die nöthigen Anstalten für den bevorstehenden Feldzug zu verabreden. Auch führte er den Generalmajor von Stille, den er wegen der in Italien bewiesenen Tapferkeit ganz besonders hochhielt, als seinen Unterbefehlshaber in Magdeburg ein, und ordnete daselbst vielfache Verbesserung und Vermehrung der Festungswerke an. Darauf begab er sich nach den Niederlanden, und traf am 23. April in Gent ein, von wo er den Herzog von Marlborough nach Dornick zum Sammelplatze des Heeres begleitete. Hier sollten indeß die Verhältnisse bald eine sehr veränderte Gestalt empfangen. Der Kaiser Joseph der Erste war am 17. April, erst 33 Jahr alt, gestorben, und sein Bruder, der Erzherzog Karl, welcher bisher die spanische Krone angesprochen, gewann dadurch eine neue Stellung und Aussicht. Eugen wurde nunmehr dem Kriegsschauplatze größtentheils entzogen; er hatte wichtige Unterhandlungen zu leiten, und als Reichsfeldmarschall an der Spitze eines Heeres von 45,000 Mann, das bei Speier aufgestellt wurde, in Frankfurt am Main die Kaiserwahl zu decken, welche ein französisches Heer durch feindlichen Einbruch zu stören drohte. Marlborough führte

zwar den Oberbefehl in den Niederlanden fort, aber auch ihn hemmten die veränderten Ansichten seines Hofes. Die Zeit verging daher fast ganz in Unthätigkeit. Leopold hatte sein Quartier bei Anchin in der Abtei zu den vier Thürmen, wo er am 23. Mai Eugen's Besuch empfing. Am 5. Juli erkrankte er plötzlich, und bekam ein heftiges Fieber; er wurde nach Bethune gebracht, durch Marlborough's Leibarzt aber bald wieder so weit hergestellt, daß er am 4. August den geschickten Kriegsbewegungen beiwohnen konnte, durch welche Marlborough den Marschall von Villars aus den für unüberwindlich gehaltenen Linien von Arras ohne Schwertstreich vertrieb. Außer der Belagerung von Bouchain, dessen Uebergabe am 12. Oktober erfolgte, wurde indeß nichts Bedeutendes mehr ausgeführt, und nachdem die Truppen ihre Winterquartiere bezogen, kehrte Leopold in die Heimath zurück.

Mannigfache Angelegenheiten riefen ihn wie gewöhnlich nach Berlin. Er wohnte den großen Festlichkeiten bei, welche wegen der am 24. Januar erfolgten glücklichen Entbindung der Kronprinzessin Statt fanden, und vertrat bei der Taufe des Prinzen — als König später Friedrich der Große genannt — die Stelle der abwesenden hohen Pathen. Im April, nachdem er eben vom Fieber erstanden, begab er sich abermals nach Berlin, wo die politischen Verhältnisse wichtige Berathungen forderten. Durch den Tod Kaiser Joseph's des Ersten und die Erwählung Kaiser Karl's des Sechsten hatte der Krieg um die spanische Erbfolge ein durchaus verändertes Ansehen erhalten. Großbritannien trennte sich mehr und mehr von den Verbündeten, und die Auflösung aller bisherigen Verhältnisse drohte dem Frieden ungünstig voranzueilen. Für Preußen war die Lage der Dinge äußerst schwierig, die preußischen Truppen in den Niederlanden sollten theils von England, theils von Holland besoldet werden, allein die Zahlungen stockten, und blieben von Seiten Hollands bald völlig aus. Der König wollte schon seine Truppen von dem Heere zurückziehen, doch wußte der Erbprinz von Hessen-Kassel, der als holländischer General deßhalb nach Berlin kam, und durch Leopold's eifrige Vorstellungen wirksam unterstützt wurde, diesen Schlag noch abzuwenden, und Leopold

reiste im Mai nach den Niederlanden, um den bisher geführten Oberbefehl für den neuen Feldzug wieder anzutreten. Statt Marlborough's, der in Ungnade gefallen und wegen seiner Kriegsverwaltung in Untersuchung gekommen war, befehligte hier neben Eugen jetzt der Herzog von Ormond, auf dessen Mitwirkung gegen den Feind die übrigen Verbündeten nur wenig zählen konnten. Gleichwohl ließ Eugen in diesen mißlichen Umständen, die durch Unthätigkeit nur verschlimmert werden mußten, am 8. Juni die Belagerung von le Quesnoy durch den General von Fagel unternehmen; Leopold erbat sich zwar die Führung derselben, allein Eugen erwiederte, in dieser schwierigen Zeit wünsche er einen solch erprobten Gefährten und Freund nicht von seiner Seite zu lassen, auch müsse er Bedenken tragen, zu dieser Unternehmung die in englischem Solde stehenden preußischen Truppen zu verwenden und dadurch einen Widerspruch des englischen Feldherrn unzeitig aufzuregen. In der That, noch vor Ablauf jener Belagerung, ließ der Herzog von Ormond, den nahen Abschluß des Friedens zwischen England und Frankreich voraussehend, an Leopold die Aufforderung ergehen, mit den preußischen Truppen sich von Eugen's Heer zu trennen, und gegen die Franzosen alle Feindseligkeiten einzustellen. Leopold antwortete, ihm sei von seinem Könige befohlen, in Gemeinschaft der anderen Verbündeten gegen die Franzosen Krieg zu führen; dieser Krieg daure unter Eugen's Leitung fort, und jener Befehl sei nicht zurückgenommen, ihm könne daher das Abtreten der Engländer nicht zur Richtschnur dienen, übrigens aber wolle er von Berlin nähere Verhaltungsbefehle einholen. Bevor diese eintreffen konnten, wiederholte Ormond jene Aufforderung als Befehl an alle deutsche von England besoldeten Truppen. Eugen berief deßhalb einen großen Kriegsrath, in welchem Leopold zuerst auftrat, und mit kurzen Worten seine obige Meinung aussprach, welcher die meisten andern Befehlshaber sodann beistimmten. Lord Ravy, damals englischer Gesandter im Haag, der früher in gleicher Eigenschaft am Hofe zu Berlin mit Leopold bekannt geworden, schrieb ihm einen weitläuftigen Brief, um eine Aenderung seines Sinnes zu bewirken, allein dieser antwortete kurz, er

könne nichts thun, als das empfangene Schreiben seinem Hof einschicken, und dessen Befehle abwarten. Mit dem Herzoge von Ormond, der seinen Gehorsam ertrotzen wollte, wechselte er heftige Worte, und stand nur um so fester auf Eugen's Seite. Leopold erhielt am 7. Juli die Königliche Billigung seines bisherigen Benehmens, und den Befehl, in Eugen's Heere den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Der Kaiser Karl der Sechste belobte höchlich die standhafte Anhänglichkeit, welche Leopold für ihn bewiesen, und schenkte ihm dafür seine dankbarste Gewogenheit.

Eugen indeß, damit es nicht scheine, als sei durch die Trennung der Engländer von der verbündeten Sache auch den Kaiserlichen Waffen ein Stillstand auferlegt, schritt sogleich zur Belagerung von Landrecies; während er selbst mit der Hauptmacht sich in Verfassung setzte den Marschall von Villars abzuhalten, rückte Leopold mit 36 Bataillons und 40 Schwadronen zum Angriff gegen die Festung an. Schon war das Werk durch Leopold's eifrigsten Betrieb in bestem Fortgang, als am 24. Juli Villars unvermuthet bei Denain dem General Grafen von Albemarle eine Niederlage beibrachte, deren Folgen nicht nachtheiliger sein konnten. Eugen wollte zwar anfangs die Belagerung von Landrecies fortgesetzt wissen, ertheilte aber nach wenig Tagen den Befehl sie aufzuheben, und zog mit allen Truppen über die Schelde in eine feste Stellung bei Maubeuge. Er durfte der Uebermacht des Feindes keine Schlacht bieten, und mußte es geschehen lassen, daß Villars die Festungen Douay, le Quesnoy und Bouchain wiedereroberte. Zu Ende des Oktobers gingen die Truppen beiderseits in die Winterquartiere. Leopold aber hatte noch eine besondere Unternehmung auszuführen.

Schon lange befand sich der König von Preußen in Streit mit der Republik Holland wegen der oranischen Erbschaft. Ihm war das Fürstenthum Möurs als rechtmäßiges Eigenthum zugesprochen, gleichwohl weigerten sich die Generalstaaten, welche die Rechte des Hauses Nassau dabei zu vertreten vorgaben, ihre Truppen herauszuziehen. Der König wurde zuletzt über diese Vorenthaltung unwillig, und schon im September empfing Leopold geheimen Befehl, sich bei

Ausgang des Feldzugs der Stadt und Citadelle von Möurs durch Ueberrumpelung zu bemächtigen; die Art und Weise blieb völlig seinem Gutdünken überlassen. Leopold, dessen entschlossene Kraft sich leicht mit schlauer Vorsicht verband, zog fürerst von der Oertlichkeit gute Kundschaft ein, und war dann bald mit seinem Anschlage fertig. Auf dem Marsche von Aachen nach Geldern, gelangte er mit einigen preußischen Truppen am 6. November ohne verdächtigen Anschein nach Ordingen, in der Nähe von Möurs. Sogleich ließ er alle Wege sperren, damit seine Ankunft geheim bliebe, und zog dann um Mitternacht mit Grenadieren und Reitern, welchen einige Wagen mit Nachen folgten, bis vor die Citadelle von Möurs. Unentdeckt gelangten sie an den Wassergraben, einige Offiziere und Soldaten schwammen an einer schon vorher bestimmten Stelle durch, legten schnell auf den mitgebrachten Nachen eine Laufbrücke, und der Wall wurde erstiegen, ohne daß die Schildwachen, von dem Lärm zweier benachbarten Mühlen betäubt, ein Geräusch vernehmen konnten. Die Wache wurde nun überfallen, der holländische Befehlshaber in seinem Zimmer entwaffnet; und nach kurzem Widerstande die ganze Besatzung aufgehoben; die Stadt folgte dem Schicksale der Citadelle. Die Einwohner mußten am dritten Tage dem Könige schwören, unter oftmaliger Abfeuerung des vorgefundenen Geschützes, wozu das Pulver ohne Umstände von den holländischen Vorräthen genommen wurde. Die Sache machte im Haag entsetzlichen Lärm, man schrie und drohte; indeß die Preußen blieben im Besitz, und wurden durch späteren Vergleich darin bestätigt. Leopold reiste am 11. November nach Dessau, und traf noch vor Ende des Monats in Berlin ein. Der König war mit seiner Befehlführung völlig zufrieden, und der Kronprinz schätzte ihn so hoch, und legte insbesondere solchen Werth auf sein Benehmen bei der Trennung der Heere, daß er bei dem Könige für ihn die höchste Kriegswürde zu erbitten wagte. Schon am 2. Dezember erhielt Leopold seine Ernennung zum Feldmarschall und wirklichen Geheimen Kriegsrath. Der Herzog Friedrich Ludwig von Holstein-Beck, seit dem Jahre 1697 General der Reiterei, beschwerte sich bei dem Könige, daß der Fürst

von Anhalt-Dessau, welcher erst 1704 General der Infanterie geworden, vor ihm die Feldmarschallswürde erlangt habe. Der König aber beruhigte ihn durch folgende, in Betreff Leopold's bemerkenswerthe Antwort: „Hochgeborner Fürst, freundlich lieber Vetter und Gevatter! Ich habe Euer Liebden freundvetterliches Schreiben vom 9. dieses erhalten und daraus ersehen, was Sie wegen des Avancements des Fürsten von Anhalt-Dessau erinnern und vorstellen. Euer Liebden werden von selbst hochvernünftig ermessen, daß, da hocherwähnter Fürst bei gegenwärtigem Kriege fast alle Jahre das Kommando bei meinen Truppen versehen, durch die dem Publiko und mir geleistete konsiderablen Dienste die Ehre meiner Waffen um ein Merkliches vermehrt, und von dem Seinigen ein vieles dabei zugesetzet, auch anderer Puissancen Generals, die mit ihm in diesem Kriege gedient, zu höheren Chargen gezogen worden, ich mich nicht wohl entbrechen können ihm gleichwohl auch einige Kennzeichen meiner vor ihm habenden Estime und Erkenntlichkeit widerfahren zu lassen, sonderlich da er mir mit naher Blutsfreundschaft angehörig und sein Haus jedesmal ein besonderes Attachement an das meinige gehabt hat. Und gleichwie ich im Uebrigen von Euer Liebden mir bishero erwiesenen Diensten ebenfalls ganz satisfait und vergnügt bin, auch daß Sie ferner damit kontinuiren werden keinen Zweifel trage; so wird es mir auch an keinen Gelegenheiten mangeln, Euer Liebden und Dero Fürstliche Familie ebenfalls, bei sich begebenden Fällen, angenehme Affektion und Faveur zu erweisen, allermaßen ich es denn auch nicht daran ermangeln lassen, sondern beständig sein und bleiben werde Euer Liebden freundwilliger Vetter und Gevatter Friederich. Köln an der Spree, den 4. Dezember 1712.“ Im nächsten Jahre, am 26. März, wurde auch der Herzog von Holstein-Beck zum Feldmarschall befördert. —

Während dieses Aufenthalts in Berlin wurde Leopold auch dem Zar Peter von Rußland persönlich bekannt, der von Dresden gekommen war, um sich mit dem Könige über die Mittel zur Beendigung des nordischen Krieges zu besprechen. Der wilde Heldengeist des Zars wurde durch Leopold's verwandte Eigenschaften angezogen, er liebte sehr ihn um sich

zu haben, und bewunderte den vollkommenen Kriegsmann, der in dieser seltnen Zusammenstellung sogar eines Vorzugs an Bildung nicht zu ermangeln schien. Bei einem späteren Besuche, welchen der Zar Peter im September des Jahres 1717 in Berlin machte, bewährte er die gleiche Zuneigung für Leopold, den er fast nicht von sich lassen wollte, und durch alle Folgezeit hoch in Ehren hielt.

König Friedrich der Erste starb am 25. Februar 1713 und sein Sohn Friedrich Wilhelm der Erste folgte ihm auf dem Thron. Für Hof und Staat brachte dieses Ereigniß große Veränderungen; einfachste Sparsamkeit trat an die Stelle verschwenderischer Pracht. Der neue König, einzig dem Kriegswesen ergeben, nahm dieses zur Richtschnur aller Anordnungen; Preußen wurde durch und durch ein Kriegsstaat, wobei, wie zu geschehen pflegt, die Mittel selbst endlich Zweck wurden. Die vollkommenste Uebereinstimmung der Ansichten und Neigungen verband hierin den König mit seinem Feldmarschall, dessen Rath und Eifer den entschiedenen Sinn Friedrich Wilhelm's nur noch mehr bestärken mußte. Leopold war in den Kriegssachen gewissermaßen der Lehrmeister des Königs; während der letzten Feldzüge hatte die gepflogene Gemeinschaft ein Vertrauen zwischen beiden erzeugt, das bei dem Könige bis zur Ehrfurcht stieg; er selbst war Zeuge von Leopold's ruhmvollen Thaten, von seiner glänzenden Tapferkeit gewesen; er hegte die größte Meinung von dessen kriegerischen Verdiensten, und war stets bereit dessen höherer Einsicht die eigene unterzuordnen, ja er hätte sich wegen Dienstfehler als General, wird versichert, willig von ihm auf die Wache setzen lassen, wenn dieser Obermeister aller Weihen des Kriegsdienstes ein solch erbauliches Beispiel nöthig erachtet hätte. Bei dieser Stimmung des Königs, welche in ihm, ungeachtet mancher schon frühen Zweifel gegen Leopold's Gemüths- und Denkart, im Wesentlichen doch stets die Oberhand behielt, mußte dieser alsbald den Gipfel der Gunst und des Einflusses erreichen. Er wurde der Mittelpunkt aller Berathungen und Entscheidungen, die Seele des ganzen Kriegswesens, und nur in dessen Formen schien der ganze Staat sich selbst erkennen und darstellen zu wollen. Was nicht

Soldat war, wurde geringgeschätzt, und bestand gleichsam nur nebenher, soviel es jener Stand erlaubte, dessen rauhe Härte und unerbittliche Gewalt in alle Lebensverhältnisse herrschend eindringen durfte. In der Umgebung des Königs theilte solche Gunst und solchen Einfluß nur der General von Grumbkow, nachheriger Feldmarschall, ein Mann von vielem Verstande und lebhaftem Geiste, von satyrischer Laune im Umgang, von großem Scharfsinn und, wie sogar seine Feinde zugestanden, von größter Gewandtheit in Geschäften; aber zugleich von geringer Denkart, und in Hinsicht des Muthes von keinem besonderen Rufe, welchen Mangel er jedoch ziemlich geschickt zu verdecken wußte. Da er nun keineswegs als Feldherr auftreten konnte, so mochte ihn Leopold kaum als einen Nebenbuhler ansehen, ließ indeß übrigens ein gutes Vernehmen mit ihm sich gern gefallen, und benutzte dasselbe nach Gelegenheit. Er brachte jetzt die meiste Zeit in Berlin oder sonst in Gesellschaft des Königs zu, der ihn fast nicht von seiner Seite ließ. Von Halle aus ging der König, nachdem er die aus Italien zurückkehrenden Truppen in Augenschein genommen, mit Leopold nach Dessau, wo er sogleich die Fürstin besuchte, sich lange mit ihr unterhielt, und sie dann zur Tafel führte. Er wiederholte noch in demselben Jahre seinen Besuch und vergnügte sich, wie das erstemal, mit Jagd und Kriegssachen. Dessau hatte schon ganz ein preußisches Ansehen, zwei neue Schwadronen preußischer Gendarmen befanden sich dort, nach dem Wunsche des Fürsten, um unter seinen Augen im Dienst und in den Waffen geübt zu werden, deßgleichen eine Kadettenschule, für welche er selbst die Zöglinge mit Sorgfalt aussuchte. Wie der König von Preußen war auch der Kaiser Karl der Sechste beeifert, Leopold durch besondere Auszeichnung zu ehren; er legte ihm und seinen Nachkommen durch einen Gunstbrief vom 21. August 1713 den Titel und das hohe Fürstenwort Durchlauchtig bei, da bisher die Kaiserlichen Kanzleien ihm nur das Wort Hochgeboren zu geben pflegten.

Der Frieden wurde im Süden von Europa für Preußen schon am 11. April 1713 zu Utrecht, für Kaiser und Reich im folgenden Jahre am 7. März zu Rastatt völlig hergestellt.

Im Norden hingegen fügten sich zu derselben Zeit für Preußen neue Kriegsverwickelungen. Noch dauerte der Krieg zwischen Karl dem Zwölften und den gegen ihn verbündeten Mächten; Friedrich Wilhelm der Erste sah seine Staaten von fremden Heeren umgeben, die zum Theil durch sein Gebiet zogen, und jeden Augenblick dasselbe zum Schauplatze kriegerischer Vorfälle machen konnten. Um den nordischen Krieg aus Deutschland entfernt zu halten, und den König von Preußen, der seine Truppen in Italien und in den Niederlanden für die Sache des Kaisers fechten ließ, in seinen eigenen Staaten sicherzustellen, hatten Kaiser und Reich, durch eine schon am 31. März des Jahres 1710 unter Vermittelung der Seemächte im Haag geschlossene Uebereinkunft mit dem schwedischen Senate, die Neutralität der deutschen Besitzungen Schwedens festgesetzt, und keinerlei Feindseligkeit sollte auf dieser Seite geduldet werden. Nichts konnte für die Schweden erwünschter sein, als dieser Vertrag, der ihnen Länder schützte, welche sie gegen die Macht der Russen, Dänen und Sachsen zu vertheidigen außer Stande waren. Gleichwohl verwarf aus den Fernen der Türkei, wohin sein Unglück bei Pultawa ihn verschlagen hatte, Karl der Zwölfte mit verderblichem Eigensinn die gemachten Bedingungen, und die Waffen der Verbündeten wandten sich demnach alsobald gegen Pommern. Ein russisches Heer unter dem Fürsten Menschikoff, verstärkt mit sächsischen Truppen, rückte vor Stettin um diese Festung zu belagern. In dieser Bedrängniß sandten der schwedische Statthalter in Bremen und Verden, Graf von Welling, und der Herzog Administrator von Holstein-Gottorp den Freiherrn von Görz an den König von Preußen, um denselben, damit die Feindseligkeiten unterblieben, zur Beschlagnahme von Stettin und Wismar zu vermögen; man setzte mit Grund voraus, die Russen und Sachsen würden dieser Anordnung nicht entgegen sein. Allein der schwedische Befehlshaber in Stettin, General Meyerfeld, war nicht zu bewegen, ohne ausdrücklichen Befehl seines Königs eine so wichtige Festung fremden Händen anzuvertrauen. Von Seiten der Russen und Sachsen wurde demnach eifrig zur Belagerung geschritten, zu welcher auch der König von Preußen und Leopold sich als Zuschauer

einfanden; nach einer heftigen Beschießung erfolgte die Uebergabe. Die Sache wegen der Beschlagnahme wurde nun auf's neue verhandelt; der König von Preußen sollte den abziehenden Verbündeten 400,000 Thaler Belagerungskosten auszahlen, und dafür gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Holstein die Festung besetzt halten bis zum Frieden, da denn dieselbe, gegen Erstattung der ausgelegten Summe, dem Könige von Schweden möchte zurückgegeben werden. Der sächsische Hof unterstützte den Vorschlag mit allem Eifer, von der geheimen Befürchtung ausgehend, daß die Russen, einmal im Besitze von Stettin, sich an der Oder für immer festsetzen könnten. Bei den Unterhandlungen, welche zu Schwedt in Anwesenheit des Königs lebhaft gepflogen wurden, waren der Fürst von Menschikoff, der holsteinische Gesandte von Bassewitz und der sächsische General Graf von Flemming besonders thätig. Noch war der König unentschieden, er sah voraus, daß Karl der Zwölfte seine Zustimmung hartnäckig versagen würde, und ein Krieg mit Schweden zuletzt die Folge sein könnte; da wandte sich der Graf von Flemming an Grumbkow und Leopold, und zeigte, neben andern Vorstellungen, dem letzteren, der von Ehrgeiz und Thatendurst glühte, im Hintergrunde den Oberbefehl im Kriege, falls die Sachen späterhin zum Bruche führen würden. Leopold widerstand dieser Aussicht nicht, und nur desto eifriger betrieb er, was die Staatsklugheit Preußens ohnehin gebieterisch zu fordern schien. Am 6. Oktober kam die Uebereinkunft zu Stande, vermöge welcher Rußland und Sachsen die bestimmte Summe erhielten, und ihre Truppen zurückzogen, dagegen zwei Bataillons Schweden, welche deßhalb eigends in holsteinische Dienste traten, gemeinschaftlich mit der gleichen Zahl preußischer Truppen Stettin besetzten. Außerdem erhielten mehrere Plätze in Pommern preußische Besatzung. Friedrich Wilhelm zeigte selbst dem Könige von Schweden das Geschehene nebst dessen Beweggründen und Absichten an, in welchen die sichere Verwahrung der schwedischen Länder insbesondere zu gelten hatte, und versprach deren zuverlässige Rückgabe gegen die Erstattung jener im Verhältniß geringen Geldsummen. Allein Karl der Zwölfte verwarf die ganze Sache, erklärte sich zu keinerlei

Erstattung verpflichtet, und kündigte seine nahe Rückkehr an. Friedrich Wilhelm glaubte unter diesen Umständen in Stettin sich eine Schutzwehr und eine Bürgschaft seiner vertragmäßigen Ansprüche sichern zu müssen. Die holsteinischen Truppen waren noch immer als schwedische zu betrachten, und mit den Bürgern vereint den preußischen weit überlegen. Es wurde dringend nothwendig, diesem Uebelstand abzuhelfen. Der General von Borck, Befehlshaber der preußischen Truppen, erhielt dieserhalb die nöthige Weisung, vermehrte unvermerkt seine Mannschaft, und überraschte und entwaffnete im günstigen Augenblicke die holsteinischen Truppen, so daß die Preußen im alleinigen Besitze der Festung blieben. Der König, noch immer voll Schonung, ließ die Bürger gemeinschaftlich ihm selbst und dem Könige von Schweden Treue schwören, und erklärte, sogleich wieder die holsteinische Besatzung aufnehmen zu wollen, sobald Karl der Zwölfte der früheren Uebereinkunft beizutreten verspräche.

Im folgenden Jahre 1714 sah Leopold abermals den König zum Besuch in Dessau, wobei eine Woche hindurch Truppenübungen und Jagd genugsamen Wechsel der Unterhaltung gaben. Er begleitete sodann den König auf dessen Reise nach Kleve und später nach Preußen, woselbst am 11. September die feierliche Huldigung geschah. Bald aber zogen die nordischen Angelegenheiten wieder die volle Aufmerksamkeit auf die Seite von Pommern. Am 22. November war Karl der Zwölfte aus der Türkei auf großen Umwegen unvermuthet in Stralsund angelangt, und sogleich empfing durch seine Anwesenheit die schwedische Sache neues Leben. Er zeigte unverhohlen, daß er die getroffenen Uebereinkünfte als ungültig und nichtbestehend ansehe, und gab den freundschaftlichen Erklärungen, welche Friedrich Wilhelm durch den General von Schlippenbach deßfalls an ihn gelangen ließ, nur störrische, trotzige Erwiederung, welche an seiner feindseligen Absicht nicht zweifeln ließ. Er forderte die unbedingte Rückgabe von Stettin, und als diese preußischer Seits mit Darlegung der triftigsten Gründe verweigert wurde, begann er im April 1715 die preußischen Truppen aus Anklam, Wolgast, Greifswalde und andern Orten, die sie vermöge

der Beschlagnahme besetzt hielten, mit gewaffneter Hand zu vertreiben; auf der Insel Uesedom nahm er 500 Preußen gefangen. Der Krieg war hiedurch erklärt, und Friedrich Wilhelm genöthigt ihn aufzunehmen. Ein engeres Bündniß vereinigte im Februar 1715 die Höfe von Berlin, Kopenhagen, Dresden und Hannover, und von allen Seiten bereitete man sich zum Feldzuge. Eifrigst betrieben Leopold und der Graf von Flemming den völligen Bruch, und Karl's des Zwölften unversöhnliche Hartnäckigkeit war ihnen dabei nur allzu sehr behülflich. Im Anfange des Mai versammelte Friedrich Wilhelm im Lager zwischen Stettin und Schwedt 25,000 Preußen und 8000 Sachsen, und übergab, wenn gleich selbst anwesend, Leopold den Oberbefehl. Am 18. Mai besichtigte dieser, an der Spitze von 200 Reitern vorauseilend, die Verschanzungen, welche der König von Schweden bei Anklam und besonders vor Stralsund hatte errichten lassen. Am Ende des Juni setzten sich die verbündeten Truppen insgesammt in Bewegung, und rückten den 12. Juli vor Stralsund. Drei Tage darauf kam auch der König von Dänemark mit seinen Truppen hier an. Beide Könige überließen Leopold' die oberste Leitung ihrer vereinten Macht, die nun aus 74 Bataillons und 118 Schwadronen, im Ganzen etwa 36,000 Mann, bestand; unter ihm wurden die Sachsen von dem General Grafen von Wackerbarth, die Dänen von dem General von Scholten befehligt. Doch wie bedeutend auch diese Macht erscheinen konnte, die Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatte, waren nicht geringer. Karl der Zwölfte an der Spitze von 9000 Mann war noch stets ein furchtbarer Gegner, seine Stellung in und bei Stralsund äußerst vortheilhaft. Leopold, einem solchen Feldherrn gegenübergestellt, glaubte mit größter Vorsicht verfahren zu müssen. Zuerst wollte er sich in der Umgegend sicherstellen. Der General von Arnim mußte mit 2000 Mann Wolgast einnehmen, die Insel Uesedom und Wollin besetzen, und die Schanzen von Swinemünde und Peenamünde erobern, letztere am 21. August mit Sturm, wobei die kleine schwedische Besatzung unter ihrem heldenmüthigen Anführer Kuse größtentheils den Tod fand. Nachdem hierauf im September das

preußische Belagerungsgeschütz aus Stettin vor Stralsund angekommen, wurde dem Grafen von Wackerbarth im Oktober die Eröffnung des Angriffs übertragen. Die Verschanzungen außerhalb der Festung, unangreifbar zwischen See und Morast gelegen, fielen durch einen unvermutheten Zufall in die Hände der Verbündeten. Ein preußischer Offizier, Friedrich der Große nennt ihn Gaudi, bei andern Schriftstellern heißt er Generaladjutant von Köppen, hatte Kunde von einer seichten Stelle des Meerufers, wo er in früherer Zeit oft gebadet; er untersuchte bei Nacht die Stelle auf's neu, und fand festen Grund, der Westwind trieb die Meeresfluthen ab. Er theilte seine Entdeckung dem Könige mit, und sein Anschlag erhielt Beifall. Mit ausgewählten 1800 Mann durchwatete der Oberstlieutenant von Köppen in der Nacht zum 5. November bis an den halben Leib das seichte Meer, gelangte unentdeckt an den Verschanzungswall, erstieg ihn, während die Schweden durch einen falschen Angriff nach der entgegengesetzten Seite abgelenkt wurden, fast ohne Widerstand, eilte den übrigen Angriffstruppen den Zugang zu öffnen, und war in kürzester Zeit Meister der Verschanzungen, deren gesammte Besatzung, aus drei schwedischen Regimentern bestehend, niedergemacht oder gefangen wurde.

Nach diesem glücklichen Erfolge machte Leopold ernstliche Anstalten zur Eroberung der Insel Rügen, ohne deren Besitz die Belagerung von Stralsund nicht zweckmäßig zu fördern war. Zu Ludwigsburg bei Greifswalde wurden mit großer Mühe gegen 400 Fahrzeuge zusammengebracht, und auf diesen ging eine aus Preußen, Dänen und Sachsen gemischte Truppenmacht von 18,000 Mann, worunter 2000 Reiter, am 15. November unter Segel. Nach Leopold befehligten die preußischen Generale Graf von Dönhof und Freiherr von Derfflinger, der dänische General von Dewitz und der sächsische von Wilkens. Alle Anstalten waren mit genauer Vorsicht getroffen. Die Fahrzeuge mußten in See streng dieselbe Ordnung behalten, welche den Truppen nach der Landung bestimmt war. Schon einige Zeit vorher hatte Leopold durch einen Tagesbefehl den unter ihm stehenden Generalen und Offizieren jede nöthige Vorschrift ertheilt, und darin

zuletzt gesagt: „Die Bravur wird nicht zu kommandiren sein, weil es lauter ehrliche brave Leute, von denen man nichts anders, nächst göttlicher Hülfe und Beistand, zu vermuthen hat, insbesondere wenn diese ihnen vorgeschriebene Disposition in allen Stücken observirt wird. An keine Retraite wird nicht zu gedenken sein, und dieses muß man insonderheit den Gemeinen wohl imprimiren." Von dänischen Kriegsschiffen geleitet nahm das Geschwader seinen Lauf gegen Stresow unfern Putbus, und hier, wo es am wenigsten erwartet wurde, fand noch denselben Abend an bequemer Stelle die Landung Statt. Leopold wußte seinen Gegner zu würdigen, und verschmähte keine Vorsicht gegen ihn. Er stellte die gelandeten Truppen in drei Treffen, die beiden vorderen Fußvolk, das dritte Reiterei, außerdem noch 6 Schwadronen Reiter zur rechten Seite als besonderen Rückhalt. Diese Aufstellung ließ er nicht allein mit spanischen Reitern umgeben, sondern auch durch Wall und Graben sogleich verschanzen, womit die Truppen bei größter Anstrengung doch erst um Mitternacht fertig wurden. Die meisten Generale fanden diese ermüdende Arbeit unnöthig, sie hielten ihre Uebermacht vor jedem Angriffe sicher, den König von Schweden überdies in Stralsund genug beschäftigt. Sie sollten alsbald erfahren, wie richtig Leopold seine Maßregeln genommen. Karl der Zwölfte war bereits auf Rügen; begleitet von einer großen Schaar der tapfersten Offiziere, setzte er sich an die Spitze von 4000 Mann, welche drei Stunden von dem Landungsplatze in Verschanzung standen, brach in der Nacht auf, und rückte unverzüglich gegen die verbündeten Truppen an, ohne nur nach der Zahl der gelandeten zu fragen. Um 4 Uhr in der Nacht hörten die preußischen Schildwachen das Annahen des Feindes, und schlugen Lärm, in einem Augenblicke war das ganze Lager unter Waffen. Die Schweden stürmten rasch an, als sie aber den Graben und Wall gewahrten, hielten sie inne. Der König sah mit verzweiflungsvollem Staunen die Verschanzung, welche Leopold's Klugheit und Kraft gleichsam aus der Erde hervorgezaubert. „Ist es möglich! rief er aus, das hatt' ich nicht erwartet!" Er ließ seine Truppen auf 100 Schritt zurückweichen, aber nur um sie zu neuem Angriffe zu befeuern.

Wüthend stürmt er wieder vor, hilft mit eigener Hand die spanischen Reiter wegreißen, Erde, Baumäste und Leichen müssen durch den Graben eine Brücke bilden, zu Fuß mit dem Degen in der Faust dringt er hinüber, seine Tapfersten hinter ihm, und schon kämpft er auf dem erstiegenen Walle. Einige dänische Bataillons gerathen in Unordnung und geben die Verschanzung Preis; das preußische Fußvolk aber steht in fester Haltung, giebt ein wirksames Gewehrfeuer, und stößt mit Spontons und Bajonetten die Anstürmenden in den Graben zurück. Leopold, das Fußvolk ermuthigend, läßt zugleich das Feuer des Geschützes in den Feind schmettern, und den rechtsgestellten Theil der Reiterei aus der Verschanzung vordringen, um in die linke Flanke der Schweden einzuhauen. Karl der Zwölfte wird verwundet und von den Seinigen fortgerissen, nach einem viertelstündigen Gefechte weichen die Schweden überall. Leopold verfolgt sie in's Freie nun auch mit dem Fußvolk, und ahndet nicht, daß Karl selbst in diesem Augenblicke vor ihm flieht. Bald aber wird der Kampf mit Wuth erneuert, Karl will nicht weiter weichen, und geräth in Gefahr getödtet oder gefangen zu werden, seine Getreuen, die Generale von Grothusen, von Bassewitz, von Daldorf und der Oberst von Düring fallen, er selbst, nachdem er eine zweite Wunde erhalten, wird mit Mühe von dem Grafen Poniatowski gerettet und nach der alten Fehrschanze und von da nach Stralsund zurückgebracht. Auf dem Wahlplatze lagen 400 Schweden todt, und 200 verwundet. Die Verbündeten rückten darauf vor die alte Fehrschanze, welche sich am 17. November mit allen Truppen, Geschütz und Vorräthen ergab. Die Könige von Preußen und von Dänemark waren inzwischen auch nach Rügen übergesetzt. Friedrich Wilhelm errichtete aus den Kriegsgefangenen ein neues Regiment, welches er dem Prinzen Leopold Maximilian von Dessau, zweiten Sohne Leopolds, verlieh; ein Theil der Mannschaft bestand aus Franzosen, die bei Höchstädt als Gefangene in sächsische Dienste, bei Fraustadt in schwedische übergegangen waren, und nunmehr dem vierten Herrn folgend, in preußische traten. Die Eroberung von Rügen war nun vollendet, und die ganze Macht der Sieger wandte

sich mit verdoppelter Anstrengung auf Stralsund zurück. Vom 22. November wurde die Festung täglich schärfer angegriffen. Leopold errang mit stürmender Gewalt und großer Aufopferung von Menschen am 8. Dezember den bedeckten Weg, und am 17. das Hornwerk, welches Karl der Zwölfte in Person an der Spitze seiner tapfersten Truppen als gemeiner Soldat fechtend wiederzunehmen versuchte, Leopold aber, wiewohl mit großem Verlust an Leuten, hartnäckig behauptete. Auf's äußerste gebracht, ohne Hoffnung eines Entsatzes, und in Gefahr gefangen zu werden, wenn er den Hauptsturm erwartete, ließ Karl sich endlich bewegen, die Festung zu verlassen. Er entkam den 19. Dezember auf einem kleinen Fahrzeuge im Angesichte der dänischen Flotte nicht ungefährdet doch glücklich nach Schweden. Am 22. ergab sich Stralsund den Verbündeten, am 26. ritten die beiden Könige, von Leopold und allen Generalen begleitet, unter dreimaliger Abfeuerung alles Geschützes, in die eroberte Stadt. Dieser gegen Karl den Zwölften glücklich geführte Feldzug brachte den Kriegsruhm Leopold's auf den höchsten Gipfel. Trotz der Uebermacht der Verbündeten war die Unternehmung gegen Rügen und Stralsund so bedenklich erschienen, daß der Graf von Croissy, französischer Gesandter im Hauptquartiere Karl's, sie für unausführbar erklären durfte, und an den preußischen Staatsminister von Ilgen, eine Vermittelung des Friedens versuchend, schreiben konnte, man möchte doch von dem Angriff abstehen, denn er betheure mit der Aufrichtigkeit eines Mannes, der sein Urtheil nicht leichtsinnig bloßstellen wolle, daß der König von Schweden in seiner Stellung unbezwinglich sei. Leopold hatte nicht an der Aufrichtigkeit dieser Meinung gezweifelt, aber nur um so mehr Entschluß und Kraft daran gesetzt, sie durch die That umzustoßen. Das auf Rügen und in Stralsund eroberte Geschütz wurde zum Theil an den Zar Peter von Rußland, zum Theil an die Republik Venedig verkauft. Von seinem Antheil an der übrigen beträchtlichen Beute schenkte Leopold zwei große Spiegel mit Rahmen von getriebener Silberarbeit der Königin von Preußen, welche fast diese ganze Zeit bei dem Könige im Feldlager zubrachte. In dem Frieden, der

späterhin nach Karl's des Zwölften Tode zu Stande kam, behielt Preußen den Besitz von Stettin und Vorpommern bis an die Peene, und von Wollin und Usedom.

Mit dieser ruhmvollen Eroberung schließt sich der erste Zeitraum von Leopold's Kriegsthaten und Feldherrnverrichtungen ab; er selbst war jetzt 40 Jahr alt, auf dem Gipfel des Ruhmes, voll Kraft und Begierde sich neue und immer größere Heldenbahn zu gewinnen; doch eine lange Reihe von Friedensjahren verschloß diese Richtung, und drängte seine Thätigkeit und seinen Ehrgeiz in minder günstige Wege zurück. Auch auf diesen zeigte er zwar den eisernen Willen und die entschlossene Kraft, die er im Kriegsfelde bewiesen, aber ohne dabei stets gleichen Erfolgs und gleichen Ruhmes theilhaft zu werden. Wir wollen zunächst sein Verhältniß im preußischen Staate näher in Betracht nehmen. Seine Unabhängigkeit als selbstständiger Landesfürst, seine Verwandtschaft mit dem Königlichen Hause, seine Stellung und fortgesetzte Thätigkeit im Heere, sein kriegerischer Ruhm und persönliches Uebergewicht, verbunden mit der Gunst und dem Vertrauen des Königs, mußten sein Ansehen am Hofe über jede Nebenbuhlerschaft emporheben, ihm in allen Staatsangelegenheiten die einflußreichste Wirksamkeit verleihen. Der König hatte ihn als Freund und Rathgeber in engster Vertraulichkeit fast immer zur Seite; in den berühmten Tabackskollegien war Leopold, wiewohl er selbst nie rauchte, eines der bedeutendsten Häupter, an Ansehen zunächst dem Könige; ihre Neigungen stimmten wie ihre Ansichten meist überein; in Soldatenwesen und Jagd fanden sie gemeinsame Beschäftigung. So konnte Leopold ungehemmt seinen Ehrgeiz in diesem weiteröffneten Spielraume verfolgen, der kaum in den höchsten Personen und Verhältnissen wieder einige Schranken fand. Ihm durfte das Vorbild des Prinzen Eugen, der in Wien der Leitung des ganzen österreichischen Staates vorstand, in Berlin sogar übertreffbar scheinen. Wenn Eugen zu solchem Berufe mit eigentlicher Staatskunde und gebildeter Geschicklichkeit reicher ausgestattet war, so besaß Leopold dafür in seinen persönlichen Verhältnissen ungleich größere Möglichkeiten. Der Kronprinz von Preußen war ungemein schwächlich von Körper,

und versprach kein langes Leben. Nach ihm war Friedrich Markgraf von Schwedt, Leopold's Neffe, muthmaßlicher Thronerbe. Den König bei solcher Aussicht beruhigter festzuhalten, bot Leopold alles auf, die Sachen dahin zu lenken, daß die Prinzessin Friederike Wilhelmine, Tochter des Königs, dem Markgrafen vermählt würde. Hierin war ihm jedoch die Königin entgegen, welche für ihre Kinder ganz andere Verbindungen beabsichtigte. Bei der Stellung der Gemüthsarten und Neigungen im Innern dieser Familienverhältnisse waren Zwistigkeiten und Feindschaften unvermeidlich. Die Königin wußte, daß Leopold ihre eigene Verheirathung mit dem Könige mißbilligt, und an ihre Stelle lieber seine Nichte, die Prinzessin von Oranien, zu bringen gewünscht hatte. Er selbst und Grumbkow, dem sie noch weniger Gutes zutraute, erschienen ihr als Feinde, deren Einflusse sie stets entgegenzuwirken habe; die Folge war, daß beide sich nun auch desto mehr gegen den Einfluß der Königin vereinten, und sie konnten, leichter als diese, Gelegenheit und Mittel finden, welche solchem Zweck entsprachen. Unter andern gewannen sie das Fräulein Leti, Tochter des bekannten italiänischen Schriftstellers, welche als Unterhofmeisterin die Aufsicht über die jungen Prinzessinnen hatte, und gelangten dadurch zum Besitz aller kleinen Verhältnisse und Vorgänge des inneren Familienlebens, die sich bei dem Könige wirksam benutzen ließen. Ränke und Partheiungen theilten nun den ganzen Kreis des Hofes; die Verbundenen wurden immer mächtiger, und schienen eines fast ausschließlichen Ansehens gewiß. Doch hatte dasselbe fortwährend immer neue Kämpfe zu bestehen. Der Finanzminister von Creutz, früherhin Auditeur bei dem Regimente des Kronprinzen, dann Kabinetssekretair und geadelt, und bei dem Könige sehr in Gunst, wagte den Versuch, jene Beiden zu überklimmen. Er war mit einer Hofdame der Königin in vertraulichen Verhältnissen; Fräulein von Wakenitz war bildschön, aber unter dem sittsamsten Anschein höchst leichtsinnig in ihrem Wandel. Der herrschsüchtige Minister faßte den Gedanken, die Gunst des Königs auf sie zu lenken, und dann vermittelst ihrer den ersten Staatseinfluß zu haben. An der strengen Denkart des Königs aber mußte der niedere

Plan scheitern, und Fräulein von Wakenitz wurde das Opfer davon. Denn kaum hatten Leopold und Grumbkow die Gefahr, welche ihnen drohen sollte, wahrgenommen, so wußten sie ihr nachdrücklich zu begegnen, sie enthüllten dem Könige alles, was ihnen von der Aufführung des Fräuleins bekannt war, und brachten es dahin, daß ihre Entfernung vom Hofe verfügt wurde, die endlich auch sehr hart und gewaltsam erfolgte, weil das Fräulein, anstatt bescheiden nachzugeben, sich der heftigsten Aufwallung gegen die Königin, welche gleichwohl sie zu vertheidigen bemüht gewesen, und dem übermüthigsten Trotze gegen den König selbst so rücksichtslos überließ, daß auch der Minister von Creutz, der anfangs dem Sturm entgegenzukämpfen dachte, die verzweifelte Sache aufgeben mußte. Die Königin aber empfand es sehr übel, daß man ihre Hofdame, der sie äußerst gewogen war und keinerlei Schuld beimaß, so arglistig von ihr zu entfernen vermocht, und haßte nur um so mehr diejenigen, welche sie für die Anstifter der Sache hielt. Neuen Streit veranlaßte die Wahl der Personen, welche den jungen Kronprinzen umgeben sollten, der im Jahre 1718 den Händen der Frauen entnommen wurde. Die Königin setzte diesmal durch, daß der Generallieutenant Graf von Fink die Oberstelle erhielt; die zweite Stelle aber wurde dem Oberstlieutenant von Kalkstein ertheilt, welchen Leopold vorgeschlagen hatte, und der durch Strenge und Genauigkeit im Kriegsdienste dem Könige schon genug empfohlen war.

In diesem Ringen nach Einfluß und Vortheil haben Leopold und Grumbkow sicher nicht die Gränze beobachtet, welche darin — der strengen Sittlichkeit hier zu geschweigen — auch bloß die Ehrbarkeit nachsichtiger Weltmeinung noch immer vorschreibt; eine strafende Nothwendigkeit reißt in trüben Partheiverwickelungen die Personen oft weit über das Ziel hinaus, bei welchem sie stehen zu bleiben gemeint, und schon deßhalb dürfte Leopold hier großer Ueberschreitungen nicht freizusprechen sein. Inzwischen erhellt aus aller sorgsamsten Prüfung hinwieder auch mit aller Gewißheit, daß jene Ueberschreitungen niemals zu der Höhe verbrecherischer Anschläge gestiegen sind, deren eine auf uns gekommene üble

Nachrede gedenkt. Die Prinzessin Friederike Wilhelmine, nachmalige Markgräfin von Baireuth, damals selbst Gegenstand der ehrgeizigen Plane Leopold's, und gleich der Königin demselben feindlich abgewandt, geht so weit, in ihren Denkschriften Leopold und Grumbkow geradezu anzuklagen, sie hätten den Markgrafen von Schwedt, welcher unterdeß, um jeden Verdacht entfernt zu halten, auf einer Reise in Italien begriffen war, gewaltsam auf den Thron fördern, und sich dadurch der ganzen Regierung bemächtigen wollen. Diese Prinzessin, deren Urtheil auch sonst immer gern die schlimmere Seite faßt, und geringe Prüfung bei großer Härte zeigt, hat aus den dunkeln Lästerungen des Hofgeredes sogar die ungeheure Beschuldigung aufbewahrt, Leopold und Grumbkow hätten zu jenem Zweck einen Anschlag gegen das Leben des Königs und des Kronprinzen völlig bereit gehabt, der an einem bestimmten Tage in einer Bude auf dem Neumarkt, wo deutsche Schauspieler und Gaukler ihre Künste regelmäßig vor dem Hofe sehen ließen, zur Ausführung kommen sollte. Durch den sächsischen Gesandten Grafen von Manteuffel, Lopold's und Grumbkow's Vertrauten, soll die Frau von Blaspiel, Hofdame der Königin und insgeheim Geliebte des Grafen Manteuffel, eine junge schöne Frau, deren Gefühl und Einbildungskraft sich leicht entzündete, die Sache erfahren, der Königin entdeckt, und im letzten Augenblicke durch diese vereitelt haben. Das in allen seinen Umständen höchst unwahrscheinliche Mährchen fand bei dem Könige selbst keinen Glauben, allein die Vorstellungen, welche dasselbe in ihm weckte, machten ihn gleichwohl mißtrauischer gegen seine Umgebung, und zugänglicher für die Einflüsterungen, welche bald nachher seinen Sinn mit dem verwirrendsten Blendwerke befangen sollten. Die ganze politische Stellung der damaligen Zeit war gespannt; Verschwörungen und Missethaten gingen in die Berechnungen der Staatsklugheit ein; die meisten Höfe litten an der schrecklichsten Verderbniß, und rohe Sitten und gewaltthätige Leidenschaften, durch Kriegsunruhen und rauhes Soldatenwesen genährt, wurden von oberflächlicher, erborgter Bildung kaum verhüllt. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen auch die unhaltbarsten Gerüchte Verbreitung, und

in dem Dunkel, worin ihre Mittheilung umhüllt blieb, am wenigsten Widerspruch finden konnten! Auch Friedrich der Große, wiewohl bei diesem Ereignisse selbst ohne Verdacht, scheint in seinem allgemeinen Urtheile über Leopold manches anzudeuten, was wohl den jugendlichen Eindrücken jener früh-vernommenen Beschuldigungen angehören möchte.

Wie sehr Leopold und Grumbkow in der Gunst des Königs durch geheime Anklagen und nachtheilige Gerüchte, so wie durch die rastlose Gegenwirkung der Königin gesunken waren, zeigte sich auffallend bei Gelegenheit einer Krankheit, welche den König im Anfange des Jahres 1719 zu Brandenburg plötzlich befiel. Des Königs Regiment, sein Lieblingsregiment von großen Leuten, dem die Bürgerschaft von Berlin, auf ihre Gerechtsame sich berufend, die Einlagerung in ihre Häuser hartnäckig weigerte, hatte seinen Standort einstweilen in Brandenburg. Der König hatte sich, wie schon oftmals, dahin begeben, um den Waffenübungen seiner Riesen beizuwohnen. Nach wenigen Tagen aber befiel ihn eine so heftige Kolik, daß er sein Ende nahe glaubte. Sogleich ließ er von Berlin die Königin zu sich berufen, und als sie herbeigeeilt war, übergab er ihren Händen eine versiegelte Schrift, sein Testament enthaltend, durch welches er sie, wie er sagte, zur alleinigen Regentin des ganzen Staates ernannte; er verlangte jedoch in Betreff dieser Verfügung einstweilen das strengste Geheimniß, damit er in Ruhe sterben könnte, unbestürmt von den Bitten und Vorwürfen derjenigen, welche sich durch jene Anordnung zurückgesetzt glauben möchten. Inzwischen trafen auch Leopold und Grumbkow in Brandenburg ein, gleichfalls von dem Könige berufen, aber durch Zufall in ihrer Reise verspätet, so daß sie den König, dessen Zustand sich verschlimmert hatte, nicht sogleich sehen konnten. Sie mußten aber alsobald, aus mancherlei Anzeigen, die Vermuthung fassen, daß von einem Testamente die Rede sei, und boten sogleich alles auf, um den Inhalt zu erfahren, welchen sie, schon wegen des Geheimnisses, das ihnen daraus gemacht wurde, für ihre Erwartungen nicht günstig erachteten. Sie konnten sich deßfalls an niemand besser als an Frau von Blaspiel wenden, die einzige Dame, welche die Königin nach

Brandenburg mitgenommen hatte, weil sie nur dieser ganz vertraute. Leopold und Grumbkow machten ihr einen Besuch, und boten ihr, nach einigen Vorreden, gute Freundschaft und ein beträchtliches Geschenk an, wenn sie es im Allgemeinen mit ihnen halten, und für jetzt gleich bei der Königin dahin wirken wollte, daß diese den König ihnen geneigt erhielte. Frau von Blaspiel aber nahm den Antrag als eine Beleidigung auf, lehnte stolz jede Einmischung ab, und eilte die Königin von dem Vorgange zu benachrichtigen. Diese unterrichtete von allem sogleich den König, der eine hohe Meinung von Frau von Blaspiel faßte; eine solche Uneigennützigkeit hatte er bisher keiner Frau zugetraut, desto mißvergnügter war er dagegen mit Leopold's und Grumbkow's hinterlistigen Ränken, und als beide sich wieder einfanden, und vorgelassen zu werden wünschten, ersuchte er die Königin, sie draußen abzufertigen. Sie trat in das Vorzimmer, und sagte zu ihnen mit stolzer Kälte voll Hoheit und Würde, sie könnten den König nicht sprechen, er wolle niemanden sehen, als wer zu seiner Bedienung nöthig sei, ihre Anwesenheit in Brandenburg sei unter diesen Umständen ohne Nutzen, sie würden gut thun nach Berlin umzukehren, damit sie, wenn Gottes Rathschluß über des Königs Leben verfügen sollte, dort alles in guter Ordnung erhielten, der König sei übrigens nicht ohne Hoffnung, sie selbst trage Sorge, daß ihm jede Hülfe und Pflege zu Theil werde, und wenn er genese, könnten sie darauf rechnen, die ersten zu sein, die er zu sich berufen würde. Leopold wollte das Wort nehmen, die Königin aber unterbrach ihn, sie sei in diesem Augenblicke zu sehr niedergeschlagen, als daß sie ihn weiter anhören könnte, sie wünsche beiden eine glückliche Reise, und hoffe sie bei günstigerem Anlasse bald wiederzusehen. Nach diesen Worten trat sie in das Zimmer des Königs zurück, und ließ die Beiden verwundert stehen, die nicht wußten, was sie von dieser Wendung denken sollten. Indeß beschlossen sie, die Entscheidung der Krankheit des Königs in Brandenburg abzuwarten. Schon in der Nacht aber wurde der Zustand so schlimm, daß die Aerzte keine Rettung mehr sahen; da wagte Holzendorf, Regimentsarzt von des Königs Regiment, dem schon auf=

gegebenen Kranken mit Zustimmung der Königin noch ein Brechmittel zu reichen, welches so glücklich wirkte, daß der König alsbald Erleichterung fühlte, und darauf in wenigen Tagen völlig hergestellt war. In der Freude der Genesung, und gerührt durch die Zeichen wahrer Anhänglichkeit, welche Leopold und Grumbkow ihm hiebei äußerten, nahm der König beide wieder für den Augenblick zu Gnaden auf. Indessen dauerte die eigentliche Spaltung fort, und die Königin, im Bewußtsein der ihr ausschließlich zugedachten Regentschaft, glaubte sich berechtigt, ihre Gegner fortan mit größter Geringschätzung zu behandeln. Diese suchten nur um so eifriger das Geheimniß zu entdecken, durch welches eine so auffallende Veränderung bewirkt worden. Wirklich gelang ihnen, und durch dieselbe Frau von Blaspiel, welche der Bestechung so trotzig widerstanden, den Inhalt des Testaments zu erfahren; sie vertraute denselben ihrem Geliebten, dem sächsischen Gesandten Manteuffel, der sogleich seine beiden Freunde davon in Kenntniß setzte. Sie hatten nicht gezweifelt, daß, wenn auch sie selbst bei der Regentschaft übergangen sein sollten, doch unfehlbar der Markgraf von Schwedt mit der Königin gleichen Theil daran haben würde, und durch ihn glaubten sie auch ihre nachherige Zuziehung doch immer gewiß. Die Ausschließung des Markgrafen aber, für den in solchem Falle sogar die Reichsgesetze sprachen, erregte ihren vollen Grimm und Zorn. Sie beschlossen, den Einfluß der Königin auf jede Weise zu schwächen, und zuvörderst die Frau von Blaspiel zu entfernen, deren Feindschaft ihrer Absicht, den König zur Umänderung seines Testaments zu bewegen, besonders nachtheilig schien. Die Gelegenheit zur Rache ergab sich bald genug. Bevor wir aber den Verfolg dieser Dinge mittheilen, müssen wir auf eine andere Reihe von Verwickelungen zurückgehen, welche schon geraume Zeit in diese Verhältnisse mitwirkend eingriff, und deren bisher nur darum keine Erwähnung geschehen, um dieses Zwischenspiel eigener Art, zu besserem Verständniß, gleich in seinem ganzen Zusammenhange vorzutragen.

Das Mißtrauen des Königs gegen seine Umgebungen wurde durch besondere Mittheilungen genährt, deren Ursprung

geraume Zeit vor aller Welt verborgen blieb. Die vielfachen Arglisten, Ränke und Anstiftungen, welche als Mittel der Staatsklugheit an den meisten Höfen damals gehegt und gehandhabt wurden, bildeten eine Verwirrung dunkler Gewebe, deren Fäden zuletzt den Urhebern selbst unerkennbar wurden. In diesem Zustande durfte ein untergeordnetes Werkzeug, von überlegenem Talent für diese bedenklichste Richtung beseelt, sich leicht der dargebotenen Beziehungen bemächtigen, und dieselben zum eigenen Vortheile weiterspinnen, bis endlich aus höchster Steigerung das unheilvolle Beginnen in sein eigenes Verderben zurückstürzen mußte. Der Fürst von Siebenbürgen, Franz Rakoczy, dessen Familie fast ein Jahrhundert hindurch in Ungarn die größten Bewegungen hervorgebracht und in der europäischen Staatswelt durch Bündnisse und Unterhandlungen eine mächtige Rolle gespielt hatte, war endlich durch das Uebergewicht der Kaiserlichen Waffen aus dem Felde geschlagen, und von dem Schauplatze der früheren Thaten vertrieben worden. Er lebte in Chaillot bei Paris voll unruhiger Thätigkeit, und blieb sowohl hier, wo Ludwig der Vierzehnte ihn beschützte, als späterhin zu Konstantinopel, wo der Großherr seinen Planen Gehör schenkte, ein bleibendes Schreckbild für den Kaiserlichen Hof, dessen Macht in Ungarn noch lange Zeit nur unvollkommen befestigt war. Bei der Beschränkung jedoch, welche Rakoczy mehr und mehr in seinen Hülfsmitteln empfand, konnte er das Schicksal einer Menge von Dienern und Anhängern, die ihm gefolgt waren, nicht mehr mit dem seinigen verknüpft erhalten, er mußte sie den Umständen überlassen, und hatte dagegen nichts einzuwenden, wenn sie, an seinem Glücke verzweifelnd, und von seinem Unglücke nicht einmal aufgenommen, jeder so gut er konnte, nach Gelegenheit und Kräften mit der herrschenden Macht in Ungarn sich auszusöhnen und in die neuen Verhältnisse zu fügen suchten. Ein ungarischer Edelmann, genannt Johann Michael von Clement, protestantischen Glaubens, geboren zu Neusohl den 7. Juni 1689 — sein Vater war Richter der Grafschaft Neusohl, Martin von Clement — der schon seit dem Jahre 1708 von Rakoczy zu diplomatischen Sendungen nach England und Frankreich gebraucht

worden war, hatte zuletzt als dessen Beauftragter den Friedensverhandlungen von Utrecht unter dem Namen eines Freiherrn von Rosenau beigewohnt, wo sein gefälliges Aeußere, sein Scharfsinn und seine Klugheit nicht unbeachtet geblieben waren; insbesondere hatte der preußische Gesandte Graf von Dönhof ihn gern bei sich gesehen und oft zur Tafel geladen. Nach dem Abschlusse des Friedens, durch welchen Rakoczy's letzte Hoffnungen und Aussichten vernichtet waren, fand sich Clement verlassen im Haag, und suchte Mittel zur Rückkehr in sein Vaterland, wo er noch einiges Vermögen anzusprechen hatte. Der österreichische Resident von Hohendorf lernte ihn kennen, und fand in ihm das ausgezeichnetste Talent für politische Geschäfte und Ränke; er war von guter Gestalt und feinem Betragen, sprach vollkommen gut lateinisch, ungarisch, deutsch und französisch, hatte Kenntniß der großen Welt, schnelle Fassungsgabe, und unter dem einnehmenden Schein harmloser Unbefangenheit die durchdringendste Schlauheit. Hohendorf machte ihm nach und nach die lockendsten Anerbietungen, gewann ihn bald, und sandte ihn im August des Jahres 1715 nach Wien an den Prinzen Eugen, mit der strengsten Weisung, dessen Zwecken und Vortheilen, so wie der Leitung des Sekretairs Langedel, welcher des Prinzen ganzes Vertrauen hatte, sich unbedingt hinzugeben. Besonders wurde ihm eingeschärft, dieser Verbindung ausschließlich anzugehören, und jede andere, die nicht zu meiden sein dürfte, jener völlig unterzuordnen, und sollte auch der Kaiser selbst dabei betheiligt werden. Eugen und sein Anhang hatten damals in Wien mit drei verschiedenen Partheien zu kämpfen; mit der spanischen, an deren Spitze der Marquis von Perlas und der Graf Cifuentès standen, und in welcher eine Frau von Pilati besonders thätig war; mit der Parthei des Grafen von Schönborn, welche für den Augenblick weniger in Betracht kam, und mit der des Fürsten von Liechtenstein, die nur eine persönliche Bedeutung hatte. Der Kaiser Karl der Sechste neigte sich auf die Seite der spanischen Parthei, und theilte deren Abneigung gegen Eugen, von dem es hieß, er sei am meisten schuld, daß der Kaiser sich nicht in Spanien habe behaupten können, indem jener, um nur selbst an der Spitze

großer Heere in Italien und Deutschland seinen Kriegsruhm zu vermehren, die Absendung der nöthigen Hülfsmacht nach Spanien stets verhindert habe. Unter solchen Umständen konnte Eugen das Ansehen seiner mächtigen Stellung im Staate nur vermittelst der Einwirkungen behaupten, welche die wechselnde Bewegung der auswärtigen Verhältnisse in seine Hände gab; das Gefühl seiner Unentbehrlichkeit wußte er auf diese Weise dem Hofe täglich zu erneuen. Nach dem Frieden mit Frankreich war in Wien besonders Preußen ein Gegenstand politischer Aufmerksamkeit geworden. Die Eroberung von Pommern, die enge Freundschaftsverbindung mit dem Zar von Rußland, die unablässige Vermehrung der stets gerüsteten Heeresmacht, alles dies erregte die Eifersucht des Kaiserlichen Hofes, man sah schon in dem Könige von Preußen einen neuen König von Schweden, durch Stärke und Nähe gefährlicher, als selbst Gustav Adolph es für Oesterreich gewesen. Eugen hatte schon längst das Anwachsen der preußischen Macht mit ungünstigem Auge beobachtet, er grollte überdies dem Könige, weil derselbe bei dem Frieden von Utrecht den eigenen Vortheil nicht fremder Absicht hatte unterordnen wollen. Den Gedanken einer von dorther drohenden Gefahr mußte Eugen um so lieber aufnehmen und bestärken, als ihm selbst nur neues Ansehen und größere Wichtigkeit dabei zu Theil wurde. Noch eindringlicher aber mußte jene Befürchtung erscheinen, wenn sie mit inneren Gefahren in Zusammenhang gebracht wurde. Eugen's dienende Vertraute, seinem Sinne vorauseilend, seine Nachfrage als Aufforderung auslegend, und ihr eigenes Verdienst durch täuschende Vorspiegelung erhebend, wußten jenen Zusammenhang bald zu ordnen.

Als Clement in Wien eintraf, und sich zuerst bei dem Sekretair Langedel meldete, fand er das Gebäude, zu dessen weiterer Ausführung er gebraucht werden sollte, vollkommen aufgerichtet; Langedel prägte ihm seine Rolle ein, schrieb ihm seine Aeußerungen selbst gegen Eugen vor, mit dem ernstlichen Bedeuten, daß er dieselben auch in der Folge, obwohl sonst dem Prinzen rückhaltlos angehörend, genau nach vorher gepflogener Verabredung jedesmal zu bedingen hätte.

Clement wurde hierauf zu Eugen geführt, und mußte demselben von den angeblichen Betreibungen Rakoczy's in Ungarn und dessen Einverständnissen den verabredeten Bericht geben; Langedel hatte ihm eingeschärft, die Behauptung einfließen zu lassen, Rokoczy sei mit dem Hofe von Berlin schon ganz einig gewesen, und der Kronprinz von Preußen habe König von Ungarn werden sollen. Alle diese Angaben mußte Clement weiterhin durch andere betrügliche Mittheilungen und Denkschriften ausführlich erörtern und bestätigen. Eugen fand ihn nach wenigen Unterredungen so geschickt und brauchbar, so eingeweiht in geheime Verhältnisse, und so fähig deren neue zu knüpfen, daß er ihn auch bei dem Kaiser selbst einführte, um die von Langedel so trefflich eingelernte Rolle fortzusetzen. Clement's großes Talent, in die Lage seiner Gönner sich hineinzudenken, ihre geheimsten Absichten zu durchblicken, und ihren Zwecken alles Förderliche mit erfinderischer Thätigkeit unterzulegen, wurde lebhaft anerkannt, seine anspruchlose Hingebung und einnehmende Gefälligkeit erwarben die Zuneigung Eugen's, noch mehr aber Langedel's, der in ihm seinen angehörigsten Schützling zu befördern wünschte; wirklich ließ er demselben alsbald, zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste, die Stelle eines Residenten von Brabant im Haag mit 12,000 Gulden Gehalt zusagen. Clement hätte sich glücklich geschätzt, aus den angezettelten Ränken in eine solch annehmliche Stellung zu entrinnen, allein jene selbst hielten ihn nun fest, und er mußte sein Betreiben fortsetzen, das durch seine bloße Fortdauer auch nothwendig seiner Zerstörung entgegenging.

Die Stellung und Wirksamkeit indeß, welche Clement in Eugen's Umgebung besaß, konnte dessen Gegnern nicht lange verborgen bleiben. Sie bemühten sich um ihn auf mannigfache Weise; Frau von Pilati suchte ihn für die spanische Parthei zu gewinnen, der Jesuit Pater Tönnemann, Beichtvater des Kaisers, ihn zum katholischen Glauben zu bekehren, und ihn wenigstens von Eugen abzuziehen, den er wegen seiner Freidenkerei und wegen des Schutzes und Gnadengehaltes haßte, die er in Wien dem französischen Dichter Jean Baptiste Rousseau angedeihen ließ. Zwar schlugen

alle diese Versuche an Clement's vorsichtigem Benehmen fehl, allein dies konnte nicht verhüten, daß Eugen, welcher geheime Kunde von allem erhielt, schlimmen Verdacht gegen seine Treue faßte, und ihm Geschäfte und Vertrauen allmählig wieder entzog. In dieser Zeit gerade starb Langedel, als frühes Opfer einer verderbten Lebensart, und mit ihm verlor Clement alle Stütze. Als er die Kälte und das Mißtrauen Eugen's immer zunehmen sah, und zuletzt weder Zutritt noch Geld mehr erhielt, auch keine Hoffnung zur Wiedererlangung seines Besitzthums in Ungarn übrig blieb, fand er für sein längeres Verweilen in Wien nicht Mittel noch Sicherheit mehr. Er ging daher im Anfange des Jahres 1717 nach Lüttich, dann nach Brüssel, und endlich nach Frankfurt am Main; von allen diesen Orten schrieb er an Eugen die eifrigsten Briefe, doch alle seine Klagen und Betheurungen blieben fruchtlos. Ueberdrüssig des vergeblichen Harrens begab er sich darauf nach Dresden, wo sich ihm bei dem Feldmarschall Grafen von Flemming, erstem Minister des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, neue Glückswege zu eröffnen schienen.

Flemming befand sich in Dresden in ähnlicher Lage wie Eugen in Wien, auch seine Allgewalt war dem Angriffe von Partheien bloßgestellt, denen zum Theil der König selbst beipflichtete, und sein Ansehen erhielt sich nur durch die Behandlung der auswärtigen Verhältnisse, deren geheimste Fäden in seiner Hand lagen. Ihm war Clement mit seinen Eröffnungen höchst willkommen; die genaue Kenntniß der geheimsten Dinge in Wien, die tiefe Vertrautheit mit allen Gängen der dortigen Ränke, mit allen Schwächen der Persönlichkeiten, wurde für Flemming äußerst wichtig. Clement knüpfte nun mit seinen Bekannten in Wien regelmäßige Verbindungen an; da alle Kanzleien, und selbst die Stellen des höchsten Vertrauens, mit käuflichen Leuten besetzt waren, so gewann er durch das Geld, welches Flemming reichlich dazu gab, leicht einige Briefsteller, die selbst aus Eugen's Kabinet, von allem, was dort vorging, genauen Bericht ertheilten. Diese geheimen Mittheilungen, welche Clement sodann für Flemming zurechtstellte, stimmten mit den gesandt-

schaftlichen Nachrichten trefflich überein, kamen ihnen nicht selten zuvor, und mußten oft erst den wahren Schlüssel derselben liefern. Flemming faßte von Clement's Einsicht und Verbindungen eine hohe Meinung; er sprach dem Könige von ihm, und ließ ihn bei diesem für einen geheimen Beauftragten gelten, welchen Eugen selbst an ihn abgeschickt habe, um ihres vertrauten Einverständnisses sicherer zu pflegen. In solchem Maße das Vertrauen Eugen's zu besitzen, wie die geheimen Nachrichten thatsächlich zu beweisen schienen, war für Flemming bei dem Könige von großem Gewicht, und sein Ansehen und Einfluß stellten sich dadurch in voller Stärke her. Indeß wünschte er, zur vollständigsten Beglaubigung, ein urschriftliches Aktenstück aus Eugen's Kanzlei und von dessen eigener Hand vorzuzeigen, und drang wiederholt in Clement, ihm dergleichen eines zu verschaffen. Dieses wollte jedoch nicht gelingen, und Clement, da jener nicht aufhörte, ihm deßhalb anzuliegen und ihn zu bedrängen, gerieth endlich auf den Gedanken, ein solches Aktenstück selbst zu verfertigen. So führte die Gelegenheit sein unglückliches Talent immer günstiger und lockender zur vollsten Entwickelung. In Eugen's Handschrift, deren Nachmachung ihm vollkommen gelang, schrieb er einen Aufsatz über die politische Stellung des Tages, und wußte darin mit größter Geschicklichkeit die ihm wohlbekannten Verhältnisse von Wien hervorzuwenden, und eben so durch die Richtung des Ganzen den Sinn zu treffen, der den geheimen Wünschen und Absichten Flemming's am meisten entsprechen konnte. Dieser, hocherfreut über das ersehnte Blatt, in dessen Aechtheit er keinen Zweifel setzte, machte davon bei dem Könige den erwünschtesten Gebrauch, und belohnte Clement durch ein Geschenk von 1000 Thalern. Er vertraute ihm nun einen großen Theil seiner geheimen Geschäfte, und eröffnete ihm die Aussicht auf eine vortheilhafte Dienstanstellung. Bevor aber diese sich ereignen konnte, forderte und erhielt Flemming ein zweites Aktenstück jener Art, und die theils wahren, theils vorgeblichen Wiener Einverständnisse reiften in dieser künstlichen Treibhitze schnell so weit, daß Flemming, um seinen Anschlägen den letzten Nachdruck zu geben, trotz aller Abmahnung Clement's, dessen

Arglist die nahe Entdeckung fürchtete, in seinem Eifer selbst nach Wien reiste, wohin er 75,000 Dukaten mitnahm. Nun sah Clement sein betrügliches Spiel kaum noch bis zu Flemming's Rückkehr haltbar, die er in Dresden abzuwarten nicht rathsam fand. Einen neuen Schauplatz seiner bereicherten Geschicklichkeit suchend, richtete er seine Blicke nach Berlin.

Verbindungen fanden sich daselbst für ihn leicht anzuknüpfen: Oertlichkeit und Verhältnisse waren ihm schon nicht fremd mehr. Durch seine Hände waren zum Theil die geheimen Mittheilungen gegangen, welche Flemming durch bestochene Personen dorther empfing; auch hatte dieser mit einem Schreiben an den Minister von Ilgen ihn selbst einmal nach Berlin gesandt. Seine genaue Kenntniß der Verhältnisse in Wien und Dresden konnten hier von großem Werthe sein; beide Höfe hatten gegen Preußen die entschiedenste Abneigung, nur war Flemming noch feindlicher als Eugen gesinnt, und die Aeußerungen Beider stimmten in mancher Hinsicht gleich verabredeten überein. Bei Gelegenheit eines Entwurfes zur Aufhebung Rakoczy's hatte Eugen Worte hingeworfen, die einen ähnlichen Anschlag auch nach anderer Seite wenigstens für wünschenswerth erklärten. In Flemming's Händen waren Plane der Umgegend von Berlin, des Königlichen Schlosses Wusterhausen, und oftmals wurde die Sorglosigkeit des Königs von Preußen besprochen, der am letzteren Orte, vier Meilen nur von der sächsischen Gränze, regelmäßig den Herbst jedes Jahres fast ohne Leibwachen zubrachte. Am Kaiserlichen Hofe war davon die Rede gewesen, den Markgrafen von Schwedt nach Wien zu ziehen, und ihn durch eine katholische Heirath in den dortigen Verhältnissen zu befestigen; in Dresden konnte solch ein Vorhaben nur eifrige Billigung finden. Eugen hatte den Vorschlag Clement's, einen geheimen Briefwechsel nach Berlin einzurichten, mit den Worten, er habe dort schon Freunde genug, mit Gleichgültigkeit abgelehnt, und hinwieder, bei aller Feindseligkeit gegen Preußen, immer Leopold's und Grumbkow's mit ausnehmendem Lobe gedacht, und sie als diejenigen Männer bezeichnet, auf welche er in Berlin völlig rechnen könne; daß auch Flemming zu jenen Beiden genaue Verhältnisse

gehabt, war aus vielen Zeichen zu entnehmen. Auf den Grund solcher Zusammenstellungen, in welchen vorübergehende Gedankenbilder und folgenlose Aeußerungen mißmuthiger Augenblicke als entschiedenes Vorhaben und bestehendes Komplot erscheinen mußten, errichtete Clement einen so künstlichen Aufbau von Trug und Arglist, daß nur sein eigenes Bekenntniß in der Folge das täuschende Gemisch von Wahrheit und Lüge wieder zu sondern vermochte, und auch dies nicht so vollständig, daß nicht für immer einiger Zweifel bliebe, über das Mehr oder Minder der Wahrheit, welche zu dem ungeheuern Betruge mißbraucht worden.

Clement schrieb an den König von Preußen, er habe Dinge von größter Wichtigkeit zu eröffnen, allein das tiefste Geheimniß sei dabei unbedingt erforderlich; er bäte daher Seine Majestät um die Erlaubniß nach Berlin zu kommen, und um die schriftliche Zusicherung, daß seine Ankunft dort für jederman geheim bleiben, er selbst aber einzig mit dem Könige zu thun haben, und auch die Freiheit behalten sollte, jederzeit, sobald es ihm nöthig dünke, wieder abzureisen. Dieses Schreiben legte er in einen Brief an den Domprediger Jablonski ein, der zugleich Bischof der reformirten Kirche in Ungarn und Polen war, und schrieb diesem, durch seine ungarischen Landsleute habe er so viel Gutes von demselben vernommen, daß er ihm das beifolgende Schreiben zu vertrauen wage, welches unmittelbar in die Hände des Königs abzugeben sei, die schwerste Verantwortung aber für alles Unheil, welches entstehen könnte, wenn die Abgabe unterbliebe, würde auf den Säumigen fallen müssen. Jablonski wandte sich erschrocken um Rath und Hülfe an den Minister von Marschall, der es übernahm, dem Könige das Schreiben einzuhändigen. Der König fand die Sache beachtenswerth; Jablonski erhielt für Clement einen Paß nebst allen verlangten Zusicherungen, und zugleich den Auftrag, demselben entgegenzufahren, ihn bei Nacht in seinem Wagen heimlich in Berlin einzuführen, und einstweilen in seinem Hause streng verborgen zu halten. Auf diese Weise kam gegen Ende des Jahres 1717 Clement unentdeckt in Berlin an. Der König fuhr Tages darauf in einem offenen Wagen spaziren, begleitet

von dem Generalmajor von Forcade, Kommandanten von Berlin, und von zweien Pagen; nachdem er in der Neustadt unter den Linden umhergefahren, ließ er nach dem Weidendamm einlenken, stieg dort aus, hieß sein Gefolge ihn erwarten, und begab sich ganz allein zu Fuß nach einem nahegelegenen, später dem General von Linger gehörigen Garten, wohin Jablonski und Clement beschieden waren. Der König hieß Jablonski'n zurücktreten, damit Clement ohne Zeugen desto freier reden möchte. Dieser entdeckte hierauf dem Könige, die Höfe von Wien und Dresden hätten einen schrecklichen Anschlag gegen ihn im Sinne, es sei die Absicht, ihn auf der Jagd oder auf einer Reise aufzuheben, ihn selbst in sichrem Gewahrsam zurückzuhalten, den Kronprinzen aber katholisch erziehen zu lassen, und demnächst unter Vormundschaft des Kaisers auf den Thron zu setzen. Die vornehmsten Generale und Minister des Königs, fügte er hinzu, seien schon gewonnen, und zur Ausführung handle es sich nur noch um die Zustimmung der Seemächte, mit welchen deßhalb das Nöthige jetzt im Haag zu verhandeln er selbst beauftragt sei. Aus Abscheu vor solchem Verbrechen, dessen unglückliche Folgen nicht zu berechnen sein würden, aus Widerwillen gegen die römische Religion, die man auf solche Weise zu fördern denke, und aus wahrhafter Ehrerbietung für Seine Majestät, welche man so frevelhaft verrathen wolle, wünsche er eifrigst diesen Anschlag zu hintertreiben; in dieser Absicht mache er vorläufig die Entdeckung; wirksamer noch hoffe er dem Komplot im Haag selbst entgegenzuarbeiten, wohin der König ihm erlauben möchte seine Reise fortzusetzen, damit bei den Gegnern durch sein Ausbleiben keinerlei Verdacht entstünde; alles komme darauf an, daß niemand, wer es auch immer sein möge, dieses Geheimniß erführe noch ahnde. Er zog zur Beglaubigung seiner Angaben schriftliche Beweise hervor, angeblich eigenhändige Briefe Eugen's, des Grafen von Zinzendorf, Flemming's, und selbst preußischer hohen Staatsbeamten. Die eingetretene Dämmerung hinderte den König, diese Schriften sogleich durchzusehen, die übrigens am hellen Tageslichte jede Probe bestehen konnten. Clement aber bat den König, ihm sein Zutrauen zu schenken, und betheuerte

wiederholt seine redliche Absicht; er sprach mit dem Tone der unbefangensten Rechtschaffenheit, der eindringlichsten Ueberzeugung. Der König glaubte ihm, versprach ihm nochmals das tiefste Geheimniß, und bestellte ihn zum folgenden Abend wieder in denselben Garten. Jablonski führte darauf im Dunkel seinen Gast mit aller Vorsicht wieder nach Hause. Der König aber, als er zu seinem Wagen zurückgekehrt, erschien höchst ergriffen und bewegt, so daß Forcade sich das Herz nahm, ihn zu fragen, ob ihm etwas begegnet sei, worauf jedoch nur ein tiefer Seufzer antwortete. In der Nähe des Schlosses befahl der König zu halten, und verbot Allen, die mit ihm waren, auf das strengste und bei ihrem Leben, irgend jemanden ein Wort davon zu sagen, daß er sich von dem Wagen entfernt habe. Den übrigen Theil des Tages verbrachte er einsam in seinen Zimmern, so auch den folgenden Tag, und wollte niemand weder sehen noch sprechen, sogar die Königin nicht, bis gegen Abend zur festgesetzten Stunde er auf dieselbe geheime Weise wieder in jenen Garten sich begab. In den vorgelegten Schriften erkannte der König diesmal ohne Mühe die Hand Eugen's und Flemming's, die Aechtheit erschien unzweifelhaft, der Inhalt zeigte deutlich genug ihre verrätherische Absicht, und Leopold's und Grumbkow's geschah darin auf mehr als verdächtige Art Erwähnung. Dieser Umstand machte den König besonders traurig; so manches aber traf zusammen, ihre Schuld und überhaupt die ganze Sache in seiner Meinung glaubhaft darzustellen. Es war nicht vergessen, daß der König August schon früher einmal die Fürsten Jakob und Konstantin Sobieski auf der Jagd, wenige Meilen von Breslau, gewaltsam hatte entführen lassen. Der Kaiserliche Hof, der schon den Adel von Magdeburg, welcher in Wien durch Herrn von Alvensleben heftige Beschwerde über die Königlichen Lehnverordnungen geführt, nachdrücklich in Schutz genommen, that noch immer gehässige Schritte gegen Preußen, und Eugen's und Flemming's feindliche Gesinnung hatte sich in vielen kundgewordenen Aeußerungen nur allzudeutlich gezeigt. Leopold's freundschaftliche Verbindung aber mit dem ersteren war ganz unverhohlen; sie dauerte auch inmitten der politischen

Zwietracht beider Höfe fort, und eben erst hatte Leopold zwei seiner Söhne, Wilhelm Gustav und Leopold Maximilian, an den Kaiserlichen Feldherrn gesandt, um in Ungarn unter ihm den Türkenkrieg mitzumachen. Dies alles wirkte vereint auf den König, und ließ ihn dem Inhalte jener Schriften, der damit zusammenstimmte, um so leichter Glauben schenken. Clement spielte seine Rolle so gut, bewies solch aufrichtige Gesinnung für den König, zeigte sich ihm so wahrhaft ergeben, und dabei in den Sachen selbst so einsichtsvoll, rathkundig und geschickt, daß dieser ihn als einen Schutzgeist ansah, der ihm gesandt worden, und den er nicht genug hochhalten und belohnen könne.

Während diese geheimen Zusammenkünfte sich auf solche Weise von Zeit zu Zeit wiederholten, wußte Clement, ungeachtet seiner Verborgenheit in dem Hause Jablonski's, auch anderweitige Ränke in Berlin anzuknüpfen. Der sachsen-weimarische Resident Lehmann war ihm schon von Dresden her als Flemming's geheimes Werkzeug bekannt, durch ihn lernte er den Kriegssekretair Bube und den Freiherrn von Heidekamm, der von Finanzsachen genaue Kenntniß besaß, insgeheim kennen, und theils durch den Zwang der geknüpften alten Bande, theils durch neue versprechende Lockungen gewann er von ihnen die geheimsten Nachrichten und Schriften, deren Inhalt er darauf bei dem Könige geltend machen konnte; Briefe von Ministern und andern hohen Beamten dienten ihm zur Nachbildung der Hände, von welchen er Beweise der Theilnahme an dem ausgedachten Komplotte vorzeigen wollte. Der König faßte eine hohe Meinung von Clement's Einsichten und Fähigkeiten, bediente sich in vielen Dingen seines Raths, und wollte ihn für immer in Berlin bei sich behalten. Clement aber zeigte ein großes Verlangen nach Holland zu reisen, er stellte dem Könige vor, wenn er nicht bald im Haag erschiene, so würden die Höfe gegen ihn Verdacht schöpfen, den Faden der Verhandlungen ihm entziehen, und dadurch jedes Mittel nehmen, das drohende Unheil abzuwenden. Ungern willigte zuletzt der König in die Abreise; Clement mußte versprechen, sobald es die Geschäfte erlaubten, wiederzukehren, und empfing dagegen nebst vielen Geschenken

die größten Versicherungen unbegränzter Huld und Gnade; den Werth der Geschenke schien er nicht zu achten, eine Summe von 12,000 Thalern, die der König ihm noch aufdringen wollte, lehnte er sogar ab, und nahm davon endlich gezwungen nur so viel, als ihm zu den Kosten seiner Reise nöthig dünkte. Diese Uneigennützigkeit steigerte die Hochachtung und Zuneigung des Königs für den seltenen Mann, welchen das Geschick ihm zugeführt, auf den höchsten Grad. Auch legte Clement nochmals in Jablonski's Hände zur höchsten Zufriedenheit sein protestantisches Glaubensbekenntniß ab, erneuerte seine Verheißungen, und beschwor den König alles bisher Verhandelte als tiefstes Geheimniß zu bewahren, seinen nächsten Dienern, seiner Familie selbst sei nicht zu trauen.

Nach Clement's Abreise fiel der König in tiefe Traurigkeit, deren Ursache niemand ahndete. Die Vorstellung, daß eine solche Verrätherei bis in den Kreis seiner nächsten Vertrauten, wo nur Liebe und Dankbarkeit ihm begegnen sollte, habe dringen können, erfüllte ihn mit Bekümmerniß. Er entzog sich mehr und mehr dem gewohnten Umgang. Die Tabagie oder Tabacksgesellschaft setzte er zwar fort, aber nur mit ehrbaren Bürgern, die er aus der Stadt dazu laden ließ, denn alle Vornehmen seines Hofes waren ihm verdächtig. Zuletzt wollte er fast niemanden mehr sprechen, und sein Mißtrauen ging so weit, daß er Nachts neben seinem Kopfkissen immer zwei geladene Pistolen liegen hatte. Seinen schwarzen Gedanken hingegeben, erwartete er jeden Augenblick einen persönlichen Angriff. Der ganze Hof war bestürzt, und wußte diesen Gram und Argwohn nicht zu deuten. Leopold endlich, dem es zu Herzen ging, den König so leiden zu sehen, beschloß sein altes Zutrauen anzusprechen. Eines Tages, als der König sich in sein Gemach zurückzog, wohin ihm niemand folgen durfte, ging Leopold ihm nach: der König, sich plötzlich mit dem allein sehend, dem er das Schlimmste zutraute, griff schnell an den Degen, um auf alles gefaßt zu sein. Bei dieser Bewegung trat Leopold erschrocken zurück, riß seinen Degen von der Seite, und warf ihn weit von sich weg. „Ew. Majestät kostbares Leben, rief er aus, komm' ich nicht zu bedrohen, sondern um zu bitten, daß Sie es erhalten

wollen! Ich sehe, daß ein geheimer Gram Ew. Majestät seit einiger Zeit am Herzen nagt, und daß ich selbst mit andern Augen angesehen bin, als sonst. Woher dies? Ich fühle mich frei von Schuld. Haben Sie aber einen Verdacht gegen mich, so unterwerf' ich mich willig jeder Untersuchung! Ja ich entkleide mich meines Reichsfürstenstandes, und will bloß als Ihr Unterthan gerichtet werden. Habe ich mich gegen Ew. Majestät worin vergangen, so stehe hier mein Kopf dafür ein!" Der König wurde durch diese leidenschaftlich ausgesprochenen Worte heftig bewegt, seine alte Zuneigung für Leopold erwachte in voller Stärke, er fiel ihm um den Hals, sah ihn starr an, und fragte wehmüthig: „Sprecht Ihr denn wahr, und darf ich Euch noch trauen?" — Ja das dürfen Ew. Majestät, rief Leopold, indem er sich dem Könige zu Füßen warf, mein Leben hab' ich Ihrem Dienste gelobt, und all mein Blut will ich zum Zeugniß dafür hingeben! „Nun wohl, versetzte der König, ich will Euch trauen; hört mich an, und sagt dann selbst, ob mir nicht Ursache genug zum Verdacht gegeben war." — Hierauf erzählte der König den ganzen Hergang von Clement's Mittheilungen, den Inhalt der Briefe des Prinzen Eugen, durch welche Leopold der Theilnahme an strafbaren Einverständnissen beschuldigt worden. Dieser, ganz entrüstet, sprach heftig seinen Unwillen aus; nimmermehr habe Eugen, betheuerte er, dergleichen von ihm schreiben, noch jemals selbst die Hand zu einem so schändlichen Komplotte bieten können; Clement müsse der ausgemachteste Schurke und abgefeimteste Betrüger sein, daß er solche Dinge zu behaupten und falsche Zeugnisse dafür zu schmieden wage. Leopold erbot sich gegen den König, solange in Verhaft zu bleiben, bis der Elende, der ihn so schmachvoll angeklagt, ihm persönlich gegenüberstände; er war untröstlich, daß derselbe für jetzt so glücklich entkommen sei, man müsse seiner wieder habhaft werden, es koste was es wolle. Der König meinte zwar, Clement werde gewiß von selbst wiederkehren, Leopold aber drang auf beschleunigende Maßregeln. Nachdem der König nicht ohne Zögern eingewilligt, griff Leopold sogleich die Sache mit kluger Betriebsamkeit an. Jablonski bekam Befehl, nach dem Haag zu

reisen; ihm wurde der Major von Dumoulin beigegeben, ein entschlossener Offizier, von dessen Ergebenheit und Eifer Leopold schon aus dem Felde her versichert war.

Jablonski langte im Haag an, besuchte Clement, und sagte ihm, die Herausgabe eines seiner Werke habe ihn zu dieser Reise veranlaßt, bei dieser Gelegenheit aber der König ihm aufgetragen, Clement der Fortdauer der Königlichen Gnade zu versichern; derselbe bezeige großes Verlangen ihn wiederzusehen, er wünsche dringend ihn über Dinge, die sich nicht schreiben ließen, wäre es auch nur auf wenige Tage, zu sprechen, ihm solle freistehen jederzeit, sobald es ihm beliebte, wieder abzureisen. Einige Tage darauf kam auch Dumoulin an, bestätigte alles, was Jablonski gesagt hatte, und brachte sogar von dem Könige selbst ein Schreiben an Clement, durch welches dieser dringend zu einer Unterredung eingeladen wurde; der König erbot sich deßfalls sogar zur Reise nach Kleve, wenn Clement's Geschäfte ihm für jetzt nicht erlaubten, sich weiter von Holland zu entfernen. Clement machte nicht die geringste Schwierigkeit; arglos folgte er den beiden Abgesandten nach Berlin. Mit aller Unbefangenheit und Beeiferung erschien er vor dem Könige, der, auf's neue von ihm eingenommen, nicht glauben konnte, daß derselbe, wenn ein Betrüger, so willig wiedergekommen wäre. Der König sprach mit ihm in seinem Kabinet, und äußerte über die Anschläge des Wiener Hofes einige Zweifel, da seitdem keine Spur von irgend einer Unternehmung sich gezeigt habe. Clement berief sich auf die urkundlichen Schriften, die er ihm vorgewiesen; der König begehrte sie nochmals zu sehen, allein Clement hatte sie in Holland zurückgelassen, bei einem Freunde, mit dem er die Abrede getroffen, sie nur ihm selbst zu eigenen Händen wieder zu verabfolgen. Er erbot sich aber, die Schriften selbst zu holen. Der König wußte nicht, was er davon halten sollte; Clement schien bei der Sache ganz aufrichtig, ihm irgend Mißtrauen zu bezeigen, hätte alles verdorben; ohne jene Schriften aber konnte die Wahrheit zwischen Clement's Aussagen und Leopold's Versicherungen nie rein an den Tag kommen; die Erlaubniß zur Abreise wurde demnach ertheilt. Leopold, der hinter einem Vorhange die Unter-

redung mit angehört, bot vergebens alles auf, damit der König den Betrüger nicht wieder frei davongehen ließe, sondern vielmehr Haft und Untersuchung gegen ihn verhinge; der König ließ Clement reisen, versprach ihm alle Sicherheit, und gab ihm nur den Major von Dumoulin mit, der heimlich zwar beauftragt war, ihn nicht aus den Augen zu lassen, äußerlich aber jeder Anordnung Clement's Folge zu leisten hatte. Dumoulin wohnte im Haag mit Clement in demselben Hause, und dieser hielt ihn drei Tage in seinem Zimmer eingeschlossen, damit seine gleichzeitige Ankunft nicht bemerkt würde. Während dieser Zeit und während noch vier Wochen, die er unter dem Vorwande von allerlei Geschäften im Haag hinzögerte, hätte Clement leicht seinem Aufseher entschlüpfen können; allein er blieb, und bezeigte keinerlei Besorgniß; und blieb nicht nur, wobei ihm in Holland allenfalls noch Sicherheit genug dünken konnte, sondern begab sich mit seinen Schriften sogar getrost auf den Rückweg nach Berlin.

Erst in Kleve, sei es, daß er nunmehr auf preußischem Gebiet an seinem Gefährten etwas Unheimliches zu spüren anfing, sei es, daß ihm wirklich einige seiner Papiere fehlten, fand er, daß er noch einiges vergessen habe, und wollte wieder nach dem Haag umkehren; allein Dumoulin litt es nicht, und erklärte trocken, jetzt müsse er mit nach Berlin reisen. Clement sah nun, wie die Sachen standen, und ohne Widerstreben, mit allem Anschein der Unschuld, sanft und gelassen wie ein Lamm folgte er der ausgesprochenen Nothwendigkeit. In Berlin angekommen, stieg er bei dem Minister von Marschall ab, der ihn zu Mittag bei sich behielt, und sehr höflich behandelte, nach dem Essen aber ihm erklärte, er sei ein Staatsgefangener und werde sogleich in Gewahrsam gebracht werden. Clement berief sich auf den König, auf die Versprechungen, die ihm ertheilt worden, auf seine freiwillige Wiederkehr. Allein die Sachen hatten sich bereits sehr verändert. Leopold war bei dem Könige wieder im Besitz der alten Zuneigung, des alten Vertrauens, und hatte durch seinen Einfluß die Leitung der gerichtlichen Untersuchung dem Generalauditeur von Katsch übertragen lassen, ein Mann, auf den er zählen konnte, und der in dem schreckenden Rufe

stand, niemand besitze wie er die Geschicklichkeit, einen Angeklagten zu verwirren und zu verderben. Noch am nämlichen Abend war in der Hausvoigtei, wohin der König selbst mit Eintritt der Dunkelheit sich begeben hatte, das erste Verhör. Clement antwortete auf alle Fragen mit ruhiger Unbefangenheit, wie jemand, der sich nichts vorzuwerfen hat. Dasselbe geschah in Spandau, wohin er des folgenden Tages gebracht wurde, bei einem zweiten Verhör, dem ebenfalls der König beiwohnte. Seine Fassung verließ ihn keinen Augenblick, er beharrte bei seinen Aussagen, und berief sich auf die beigebrachten Beweise, die in der That den Richter in Verlegenheit bringen konnten, denn ihre Aechtheit schien kaum zu bezweifeln. Schon erklärte der König, als Clement abgeführt war, derselbe sei offenbar kein Betrüger, und war schon im Begriff, seine Freilassung anzubefehlen, aber Katsch verhinderte es, indem er bat, hier nichts zu übereilen, sondern noch ein oder zwei Verhöre und ein wenig Folter zu erlauben, es würde sich dann wohl bald ergeben, was diesen Dingen zum Grunde liege. Am dritten Tage, nachdem das Verhör abermals fruchtlos abgelaufen, ließ Katsch wirklich die Henkersknechte eintreten, und alle Marterwerkzeuge vor den Augen des Angeklagten in Bereitschaft legen. Diesem gräßlichen Anblick vermochte der Unglückliche nicht zu widerstehen. Er warf sich dem Könige zu Füßen, und bekannte mit reuevollen Thränen, seine bisherigen Aussagen seien falsch, die Briefe von ihm selbst geschmiedet, das ganze Komplot eine Erdichtung. Hierauf erfolgten alsdann weitere Verhöre, in welchen Clement mehr und mehr seine Ränke darlegte; allein auch jetzt benahm er sich fortwährend mit großer Geschicklichkeit und Vorsicht, und seine scheinbar rückhaltlosen, aber doch abgemessenen Eingeständnisse gaben dem Könige noch keine Ueberzeugung. Als Clement bekannte, er habe alles nur ersonnen, um eine Summe Geldes zu erlangen, mit der er sich habe zurückziehen und ein ruhiges Leben beginnen wollen, konnte der König einen Beweggrund nicht gültig finden, dem das frühere Ablehnen seiner freigebigsten Anerbietungen auffallend widersprach. Clement schien blos aus Furcht vor der Folter dasjenige zu sagen, was er den Erwartungen der Fragenden

gemäß glaubte; sein ängstliches Bemühen, mehr die Höfe von Wien und Dresden als sich selbst von Schuld frei zu sprechen, zeigte deutlich, daß er für jene Höfe ganz besondere Rücksichten habe; manche Aussagen that er nur gegen das ausdrückliche Versprechen des Königs, ihn keiner fremden Macht auszuliefern; es fanden sich bei allen seinen Geständnissen immer neue Spuren, daß er es nicht unredlich mit dem Könige gemeint, und dieser blieb noch stets geneigt, eher den früheren Aussagen zu glauben, als den jetzigen.

Um Licht in dieser Verwirrung zu erhalten, sandte der König den Generallieutenant von Borck, nachherigen Feldmarschall, einen redlichen treuen Mann, der weder Leopold's noch Grumbkow's Freund und daher keiner Partheilichkeit für ihre Sache verdächtig war, nach Dresden und Wien. An beiden Orten wurde jede Theilnahme an dem vorgeblichen Komplotte bestimmt geläugnet; der Prinz Eugen, als ihm die Briefe gezeigt wurden, die er geschrieben haben sollte, gestand, daß seine Handschrift so gut nachgemacht sei, daß er selbst, wenn nicht der Inhalt widerstritte, sie für ächt halten könnte. Er läugnete nicht seine frühere Verbindung mit Clement, betheuerte aber, niemals eigenhändig an ihn geschrieben zu haben. Er fügte hinzu, im Kriege würde er, wenn der Fall eintrete, und der Kaiser ihm diesen Auftrag ertheilte, den König von Preußen als Feind offen bekämpfen, aber nie zu einer Verschwörung gegen ihn die Hand bieten; einer solchen Nichtswürdigkeit werde nicht erst das Ende seiner Laufbahn Raum geben; sein Wort dürfe hier als seine Rechtfertigung gelten. Mit Borck's Verrichtungen war der König ausnehmend zufrieden, und beschenkte denselben nach seiner Rückkehr ansehnlich. Allein noch immer konnte er sich nicht entschließen, jene Briefe sämmtlich für untergeschoben zu halten, bis Clement, gedrängt und geängstigt, zuletzt selbst den vollen Beweis lieferte, und in Gegenwart des Königs dessen eigene Handschrift so täuschend nachmachte, daß dieser selbst die ächte von der falschen nicht mehr zu unterscheiden wußte. Hierauf ließ der König, dem Augenschein selbst doch nur gezwungen nachgebend, dem gerichtlichen Verfahren seinen Lauf.

Clement sollte seine Mitschuldigen angeben, und wurde deßhalb auf's neue mit der Folter bedroht; diesem Schreckniſſe widerstand er auch diesmal keinen Augenblick, er nannte Heidekamm, Lehmann und Bube, durch deren Hülfe ihm geheime Nachrichten und Aktenstücke zugekommen. Sie wurden sogleich verhaftet und nach Spandau gebracht. Bube fand Mittel sich zu vergiften, die andern beiden aber verwickelten in ihre Bekenntnisse eine Menge angesehener Personen, die sofort festgenommen wurden. Spandau füllte sich mit Verhafteten, auch der Unschuldigste fürchtete für seine Sicherheit, ganz Berlin schwebte geraume Zeit in Furcht und Schrecken. Katsch befriedigte bei diesen Untersuchungen zugleich seine und seiner Freunde Leidenschaften. Bei dem Kammerherrn von Troschke fanden sich Briefe des Staatsministers von Kamecke, worin Leopold und Grumbkow übel mitgenommen waren; aus Rache wurde er beschuldigt, mit Clement in Verbindung gewesen zu sein. Glücklicherweise konnte er darthun, daß er jenen nie gekannt habe, warf aber nun seinerseits dem Könige vor, in Gegenwart Leopold's und Grumbkow's, daß er diesen beiden allzu leichtgläubig folge, welche doch nur seine treuesten Diener von ihm zu entfernen suchten, um desto sicherer allein in seiner Gunst zu herrschen. Beide klagten dagegen, daß Kamecke schon längst nur trachte, sie zu verläumden, und legten zum Beweise dessen Briefe an Troschke vor. Der König wollte es dabei bewenden lassen, daß Kamecke einige Entschuldigungen machte, dieser aber verdarb alles durch seine Heftigkeit gegen den König selbst, dessen diesmal ganz ungemeine Geduld er endlich erschöpfte; er wurde auf der Stelle verhaftet, und nach Spandau abgeführt, späterhin aber auf seine Güter in Pommern verwiesen.

Gleichen Sieg erhielt die Rache Leopold's in kurzem auch über seine Feindin Frau von Blaspiel. Sie hatte dem Grafen von Flemming, mit dem sie in vertrautem Briefwechsel stand, nach Dresden unter andern von dem Könige geschrieben, er sei wie das heilige Grab inmitten der Ungläubigen, wodurch Leopold und Grumbkow bezeichnet sein sollten, ferner enthielt ihr Brief ein bitteres Urtheil über die Untersuchungen, welche in der Sache Clement's noch immer

fortwährten, das ganze Verfahren nannte sie grausam und tyrannisch, und beseufzte das Geschick derjenigen, welche in diesen wiedergekehrten Zeiten Nero's und Caligula's leben müßten. Der Geheimrath von Pätsch, bei der Post beschäftigt mit Eröffnung der in's Ausland gehenden Briefe, brachte diesen an Leopold, in dessen schon erworbener Gunst er sich dadurch noch mehr zu befestigen strebte. Von Zorn und Freude beseelt, berief Leopold seine Freunde, mit denen er sogleich die nöthige Verabredung nahm. Abends, als Leopold und Grumbkow gerade bei dem Könige waren, mußte Katsch sich melden lassen, und das beleidigende Schreiben überbringen. Der König gerieth in den größten Zorn, und ließ durch den Obersten von der Marwitz, der gerade im Vorzimmer war, die Frau von Blaspiel herbeiholen. Es erfolgte ein gewaltsamer Auftritt, in welchem die beherzte Frau ihren Brief und seinen ganzen Inhalt anerkannte, und neuerdings die heftigsten Beschuldigungen gegen Leopold und Grumbkow schleuderte; sie hätten einen Anschlag gegen das Leben des Königs gemacht, und unter dem Namen des Markgrafen von Schwedt die Vormundschaft an sich reißen wollen. Mit dem höchsten Unwillen zweifelnder Prüfung blickte beide der König an. Katsch kam ihnen zu Hülfe, und brachte Frau von Blaspiel durch Fragen nach Beweisen und durch Androhung der Folter in's Gedränge; sie stockte, verwirrte sich, und der König befahl, sie nach Spandau fortzuführen. Leopold, der durch Frau von Blaspiel den alten Verdacht des Königs einen Augenblick wiederaufleben gesehen, war dergestalt außer sich, daß er gegen die verhaßte Feindin, als sie endlich durch die Wache geführt wurde, seine rohe Wuth ohne Scheu vor des Königs Gegenwart sogar mit unanständiger Pöbelgeberde ausdrückte. Frau von Blaspiel erduldete ein hartes Gefängniß, wurde dann auf Fürbitte der Königin freigelassen, und mit ihrem Gemahl, der seine Ministerstelle verlor, auf dessen Güter in Kleve verbannt.

Die Untersuchung gegen Clement dauerte inzwischen fort. Katsch that alles um die Verurtheilung zu beschleunigen, der König war bemüht, sie hinzuhalten, er konnte ein günstiges Vorurtheil für den Unglücklichen nicht unterdrücken, er hielt

ihn nicht für ganz schuldig, er wünschte ihn zu retten. Allen Verhören wohnte er bei, man sah ihn stets unterwegs zwischen Berlin und Spandau. Die Gegner bewirkten, daß zuletzt auch der Kaiserliche Resident von Voß bei den Verhören zugegen sein mußte, und Clement's verändertes Benehmen bei dessen Anwesenheit bestärkte den König in der Meinung, daß der ganzen Sache noch irgend ein Geheimniß zum Grunde liege, und Clement nicht so schuldig sei, oder doch es nicht so allein sei, als er selbst jetzt wolle glauben machen. Indeß mußte das Gericht ihn nach seinen eigenen Geständnissen als Staatsverbrecher verurtheilen. Der König wollte ihn begnadigen, allein man stellte ihm vor, daß die Höfe von Wien und Dresden in seiner Bestrafung eine Genugthuung zu empfangen hätten; mit Widerstreben und Reue gab er dieser Ansicht nach. Bis den Tag vor Clement's Hinrichtung ritt oder fuhr der König täglich zu ihm nach Spandau, sprach voll Güte mit ihm, hörte ihn gern erzählen, befragte ihn über seine Geschichten, und sagte ihm aufrichtig mit tiefem Bedauern: „Könnte ich dich retten, so machte ich dich zum geheimen Rath, aber so muß ich dich rädern lassen!" Endlich am 18. April 1720 empfingen Clement, Heidekamm und Lehmann zugleich ihre Strafe. Sie wurden von Spandau nach Berlin gebracht, Heidekamm auf dem Neumarkt des Adels schimpflich entsetzt, und auf Zeitlebens eingesperrt, Lehmann vor dem Spandauer Thor enthauptet, Clement auf dem Wege zum Richtplatz mit glühenden Zangen gezwickt und dann gehangen. Der König hatte des Letzteren Urtheil dahin gemildert; auch wurde sein Körper noch denselben Abend abgenommen und begraben. Er starb mit großer Standhaftigkeit, und hielt noch auf dem Schaffot eine bewegliche Anrede an das versammelte Volk; er sei zwar, sagte er, einer so schweren Strafe nicht schuldig, denn er habe nichts gethan, als was Minister und andere Staatsbeamte täglich ungestraft verübten, allein er sei gleichwohl ein großer Sünder, und habe Gott für sein Unglück zu danken, und halte deßhalb die 17 Monate seines Gefängnisses in Spandau für die schönste Zeit seines Lebens, da er in dieser von so großen Irrwegen zur rechten Erkenntniß zurückgeführt worden. Sein

Tod erregte allgemeines Bedauern; sein feines Betragen und günstiges Aeußere hatte jederman für ihn eingenommen; man hielt ihn für einen natürlichen Sohn des Königs von Dänemark, oder auch des Regenten Herzogs von Orleans, dem er in der That sehr ähnlich sah. Der König gab sich lange nicht zufrieden, und äußerte nachher noch, er würde ihm das Leben geschenkt haben, wenn die fremden Höfe seinen Tod nicht als Sühnopfer ihrer Ehre gefordert hätten; er entschuldigte ihn sogar noch damit, daß derselbe weder sein Unterthan noch in seinen Diensten, und im Grunde also ihm durch keine Pflicht verbunden gewesen, dagegen Heidekamm und Lehmann als wahre Verräther an ihm gehandelt hätten. Die übrigen Verhafteten erhielten nach und nach die Freiheit wieder; eine allgemeine Verzeihung schnitt alles weitere Verfahren ab; nur allein Troschke, dessen Briefe allzu beleidigend für den König gewesen, blieb einige Jahre noch zu Spandau in strengstem Verhaft.

Diese Geschichte Clement's, in welche Leopold so wesentlich verflochten war, bedurfte hier um so mehr einer umständlichen Erzählung, als in dieselbe zugleich alle Angaben niederzulegen waren, aus welchen sich die schwarzen Beschuldigungen beurtheilen lassen, die gegen Leopold zuerst aus dieser Quelle sich erhoben, und von daher in manchen Ableitungen sich erhalten haben, deren herangewachsenes Ansehen doch über den ersten Ursprung nicht täuschen darf. Clement selbst schrieb im Gefängnisse noch ein ausführliches Bekenntniß, worin er das Wahre und Falsche, wie er es zu seinen Ränken gemischt, getreulich anzugeben sucht. Inmitten der Lügen und Betrügereien, zu denen er sich bekennt, blickt immer noch eine Spur besserer Eigenschaften durch, denen man einige Theilnahme nicht versagen kann. Die frühe Kunde gefährlicher Geheimnisse und das unseligste Talent solche Stoffe zu behandeln, führten ihn, gegen die Anlagen seines Herzens, in das traurigste Verderben. Seiner späteren Aufrichtigkeit darf bei der Stimmung, welche sein Gemüth in der Prüfung des Todes bewährte, kaum ein Zweifel entgegenstehen. Sein handschriftlich aufbewahrtes Bekenntniß ist hier daher unbedenklich zur Ergänzung anderweitiger Nach-

richten benutzt worden, unter welchen immer noch die von Pöllnitz obenanstehen, der allerdings in dem, was die Vorgänge am Hofe betrifft, noch zumeist kundig und glaubhaft dünken mag.

Nach diesen gewaltigen Stürmen, aus welchen Leopold zwar siegreich, doch nicht ohne heftigsten Kampf und gefahrvollste Erschütterung hervorgegangen, blieb er zwar nebst Grumbkow im Besitz des alten Ansehens und Einflusses, allein sie wagten nicht so leicht, durch neue Unternehmungen den nur allmählig beruhigten Sinn des Königs wieder aufzuregen. In dem Kriegswesen und dessen vielfachen Arbeiten und Beschäftigungen hatte Leopold ohnedies einen festeren Halt und eine würdigere Bedeutung, als ihm die Ränke eines Hoflebens je geben konnten, dessen höchste Gunst für ihn mehr nicht zu vermögen schien, als was auch durch Verdienst weit edler ihm gewährt blieb. Unermüdet war in jenem Gebiete seine Sorgfalt und Thätigkeit. Die Anstalten und Arbeiten des Krieges, die Musterungen und Waffenübungen der Truppen, waren immerfort, was auch sonst sich ereignen mochte, das unerläßlichste Tagewerk. Wenn die Trommel gerührt wurde, so war jeder andere Bezug vergessen; der Geist des Kriegsdienstes ergriff alles mit unbedingter Gewalt. Von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang wurden die Soldaten geübt, ihre Waffen, ihr Anzug besichtigt. Die Ordnung und Pünktlichkeit wurde mit unerbittlicher Strenge bis zu dem Geringfügigsten ausgedehnt. Die Kleidung war für Offiziere und Gemeine ein Gegenstand sorgfältigster Genauigkeit. Sie wurde kürzer und knapper eingerichtet, sowohl um zu sparen, als um dem Soldaten ein rascheres Aussehen zu geben. Der Unterschied zwischen Großem und Kleinem, zwischen Wesentlichem und Unwichtigem, verschwand gänzlich, über alles erstreckte sich eine gemeinsame Regelmäßigkeit, durch eine überall gegenwärtige, furchtbare Kriegszucht bewacht. Der Schritt, die Haltung des Soldaten, kamen nicht weniger als seine Tapferkeit in Betracht, jeder Unfall wurde gleich einem Verbrechen bestraft; wegen Fehlgriffen an dem Gewehr, schlechtgeputzter Rockknöpfe, angespritzter Wasserflecke an den weißen Stiefeletten, erfolgten

unmäßige Stockprügel; diese wurden so gewöhnlich, daß sie zum Dienste zu gehören schienen, und kein Exerziren ohne sie geschehen konnte. Rücksichtslose Härte und durchfahrende Grobheit mußten auch Offiziere und Generale von ihren Vorgesetzten im Dienste gefühllos hinnehmen; nur in wenigen, von der Meinung vorbehaltenen Fällen durfte darin eine Beleidigung des Ehrenpunktes zu finden sein. Unbedingter, schneller Gehorsam durchlief alle Stufen der Befehlsmacht, grausame Strafe ereilte schrecklich jede Säumniß, jede Abweichung. Das Heer, in ganzer Ausdehnung auf diese Weise bearbeitet, gestaltete sich zu einem einzig gegliederten Körper, der willenlos jedem Gebrauche sich fertig fügte, inmitten aller Gefahr nur allein der Zucht folgte, und durch diese jede vorhandene Eigenschaft steigerte, jede fehlende ersetzte; den Anblick, welchen die so dressirten Truppen, wohl schicklich in dieser Gestalt vorzugsweise dem ernsten Spiele hoher Macht sich eignend, bei der Parade, auf dem Uebungsfelde, bei jedem Ausrücken und Erscheinen darboten, flößte Bewunderung und Ehrfurcht ein. Doch Leopold, welcher nächst dem Könige als der Schöpfer dieses einzigen Heerwesens dasteht, war allzusehr Krieger selbst, um sich den prächtigen Anblick genügen zu lassen; überall ging er auf die wahre Bestimmung zurück, der auch jene qualvolle Kleinmeisterei stets wesentlich dienen mußte. Mit dunkler Durchschauung, sagt Berenhorst, scheint der Fürst aus seinen Erfahrungen die Folge gezogen zu haben, den Schluß, daß es eigentlich das Feuer sei, aber physisches mit moralischem verbunden, was den Sieg zubereite, und daß, man sage was man wolle, gut schießen, rasch laden, Unerschrockenheit und muthiger Angriff am sichersten zum Ziele führe. Sein Hauptaugenmerk war demnach, den preußischen Truppen im Gewehrfeuer eine entschiedene Ueberlegenheit zu schaffen. Der eisernen Ladstöcke, dieser wichtigen Verbesserung, die er erfand und einführte, ist schon gedacht worden. Damit das Bajonet beim Laden und Schießen nicht erst, wie früherhin geschehen mußte, abzunehmen wäre, änderte er dasselbe, und ließ die verlängerte Klinge seitwärts ausbiegen. Beide Einrichtungen sind noch heutiges Tages, und zwar im ganzen Bereich europäischen Heerwesens ein-

geführt. Die Truppen selbst, ehemals in vier Glieder gestellt, die nicht alle zugleich feuern konnten, ordnete er in drei Glieder, und wollte sogar nur zwei übrig lassen, damit in verlängerter Linie zum ungehinderten Schießen die ganze Mannschaft Raum gewänne. Das Feuer mit Pelotons und ganzen Bataillons, welches die Truppen auf der Stelle und im Vorrücken mit strengster Ordnung und fertigster Schnelligkeit auszuführen gelernt, glich einer wandelnden Batterie, und erschien von unwiderstehlichster Wirksamkeit. Gegen die Angriffe der Reiterei erfand er das Heckefeuer, wobei je zwei und zwei Rotten fünf Schritt aus dem Viereck vorliefen, in zwei Gliedern feuerten, und darauf sogleich zurücktraten, um durch andere ersetzt zu werden. Seine rege Thätigkeit bereicherte das Exerziren auch sonst mit vielen Handgriffen, Stellungen und Bewegungen, häufig zweckmäßigen und ersprießlichen, zuweilen auch zwecklosen, bei welchen übertriebene Künstelei jeden Nutzen ausschloß.

Dies alles betraf jedoch hauptsächlich und fast ausschließlich das Fußvolk, und zwar das schwere Linienfußvolk, in welchem die ganze Stärke und Kraft des Heeres bestand. Von der Reiterei, welche in der vorhergehenden Zeit die Hauptwaffe war, hatte Leopold, obwohl selbst ein tüchtiger und verwegener Reiter, nur eine sehr geringe Meinung; sie war durch bedeutende Beispiele seiner eignen Kriegserfahrung frühzeitig bestimmt worden, in dem Treffen bei Höchstädt hatte er das baireuthische Kürassierregiment gleich von Anfang die Flucht ergreifen und mehrere andere Reiterregimenter mitfortreißen sehen, während das Fußvolk in fester Ausdauer dem überlegenen Feinde Stand hielt; auch in der Schlacht bei Malplaquet war die Reiterei zweimal gewichen, und hatte Schutz bei dem Fußvolk nehmen müssen. Friedrich Wilhelm der Erste faßte von daher nicht weniger als Leopold eine Geringschätzung für alle Reiterei, und blieb dieser Waffe Zeitlebens abgeneigt; ihr Werth sei ganz vom Zufall abhängig, hieß es, und nie könne man auf sie mit Gewißheit rechnen. In Folge dieser Ansicht wurden die Reiter kaum als solche behandelt; ihre Uebungen waren meist nur zu Fuß, ihre Waffe das Feuergewehr, wie bei den übrigen Truppen,

ihre schweren wohlgefütterten Pferde blieben unbrauchbar für schnelle Bewegungen; wenn die Zurüstung in gehörigem Stand und alles nach Vorschrift blank und geputzt war, wurde von der Reiterei nichts weiter verlangt, als was auch das Fußvolk leistete. Auch wegen der größeren Kosten, welche die Reiterei verursacht, wurde sie weniger begünstigt; der König wollte ein großes und dabei möglichst wohlfeiles Heer unterhalten, die unausgesetzte Vermehrung der Truppen konnte demnach fast nur im Fußvolk Statt finden. Diese Vermehrung betrieb der König mit rastlosem Eifer, zum Staunen und zur Unlust der andern Mächte, welche solchen Anwuchs der preußischen Kriegsmacht mit sorgenvoller Eifersucht sahen. Friedrich der Große erzählt, der König habe schon sehr früh, während er als Kronprinz in den Niederlanden der Belagerung von Tournay beiwohnte, den Streit zweier englischen Generale, ob der König von Preußen ohne fremde Hülfsgelder wohl 15,000 oder gar 20,000 Mann zu bezahlen im Stande wäre, durch den feurigen Ausruf abgethan: „Sobald der König, mein Vater, will, kann er 30,000 Mann halten!" Die Generale schwiegen damals, dem lebhaften Prinzen eine solche vermeinte Uebertreibung nachsehend. Ihm aber wurde, als er in der Folge den Thron bestiegen, das Emporbringen seiner Kriegsmacht ein Ehrenpunkt. Der Erfolg brachte seinem Ausspruch übervolle Bestätigung. Schon jetzt hielt er gegen 60,000 Mann kriegsfertig unter Waffen, und noch immerfort wurde deren Zahl vermehrt. Die Hälfte dieser Truppen waren Ausländer, deren Herbeischaffung auf alle Weise betrieben wurde; ansehnliche Größe und gute Gestalt waren dabei schon immer unerläßlich, ausgezeichnet riesenhafte Leute aber wurden noch besonders für eine Lieblingsschaar des Königs aus allen Weltgegenden mit größten Kosten aufgebracht. Leopold huldigte dieser Vorliebe des Königs, ohne dieselbe in gleich hohem Maße zu theilen. Den lebendigsten Antheil aber nahm er an allen Thätigkeiten, welche unmittelbar die Vermehrung der Heeresmacht, die bessere Einrichtung des ganzen Kriegsstaates angingen. Die zahlreichen Werbungen im Auslande verdankten größtentheils seiner Anlage und Betreibung ihren lebhaften Fortgang, nicht min-

deres Verdienst hatte er bei der Anordnung und Besorgung des Kantonwesens, durch welches die Aushebung inländischer Mannschaft geregelt war. Niemand verstand so wie er schnell und tüchtig neue Schaaren fertig zu schaffen. Sein kraftvoller Wille, sein gewaltsamer Eifer drang in alle Bahnen des Wirkens unwiderstehlich ein. Sein scharfer Verstand ließ keine Seite der mannigfachen Kriegsgeschäfte undurchforscht, das Zweckmäßige, Vortheilhafte fand sein mit gesunder Kraft stets auf die Sache gerichteter Sinn unter allen Umständen leicht heraus. So war sein Beirath und seine Mitwirkung dem Könige höchst ersprießlich bei der Umgestaltung des Verpflegwesens, bei Errichtung stehender Vorrathskammern, beim Guß neuer Geschütze, bei Gründung der Gewehrfabriken in Potsdam und Spandau, einer Klingenfabrik in der Grafschaft Mark, des Salpeterwerks in Magdeburg, bei dem Kasernenbau in Potsdam, bei Stiftung des großen Waisenhauses daselbst, und bei so vielen andern nützlichen Anlagen und Unternehmungen, welche Friedrich Wilhelm's des Ersten sorgsame Thätigkeit hervorrief. Vorzüglichen Eifer widmete Leopold noch insbesondere dem Festungswesen, mit dessen gesammten Zweigen er durch Erfahrung genau bekannt war. Einen geschätzten Kriegsbaumeister, den Oberstlieutenant von Walrave, hatte er schon im Jahre 1715 aus holländischen Diensten in preußische herübergezogen, und unter dessen Leitung die Festungswerke von Magdeburg verbessern lassen; späterhin setzte derselbe unter Leopold's Aufsicht auch die Werke von Wesel, Stettin, Spandau, Küstrin und Kolberg in neuen Stand, half Memel und Pillau und die Reichsfestung Philippsburg befestigen, und erbaute zuletzt in der Sternschanze von Magdeburg den Kerker, in welchem er selbst als Staatsverräther sein Leben unglücklich beschließen sollte!

Zu den mannigfachen Musterungen und Uebungen der Truppen, zu den sonstigen Anstalten und Thätigkeiten des Krieges, sowie zur Jagd und anderer Vergnügung, begleitete Leopold den König auf seinen Reisen und Fahrten fast unausgesetzt. Im Dezember des Jahres 1720 machte er mit dem Könige eine Reise nach Hamburg, darauf im folgenden

Jahre nach Stettin, wo die Landstände von Pommern in Gemäßheit der im Frieden mit Schweden erfolgten Abtretung ihrem neuen Herrscher die Huldigung leisteten, und die Bürgerschaft zum Zeichen des landesherrlichen Vertrauens zum erstenmal wieder in ihren Waffen erschien. Entferntere Reisen nach Königsberg, nach Kleve, wiederholte Ausflüge nach Stettin, Magdeburg und Dessau, wechselten mit einander ab. In solcher steten Genossenschaft und bei der innigen Uebereinstimmung der Thätigkeit und Neigungen mußte die letzte Spur der widrigen Eindrücke, welche dem Könige gegen Leopold geblieben sein konnten, leicht vertilgt werden. Dieser stand wie ehemals auf dem Gipfel der Gunst und des Vertrauens. Der König verlieh ihm gegen geringen Kaufpreis die großen Güter Bubainen und Norkütten in Litthauen, die seinetwegen mit besonderen Vorrechten ausgestattet wurden. Leopold's Ansehen im Heere, sein Gewicht am Hofe, sein Einfluß bei allen Staatsberathungen, schienen auf's neue und fester als je gegründet.

Neue Verwickelungen jedoch, die ihn mit Grumbkow entzweiten, gaben in dessen Feindschaft ihm ein Gegenwicht, durch welches seine Wirksamkeit zwar nicht gebrochen, doch wiederum zumeist auf den Boden zurückgeleitet wurde, der seinem Berufe vorzugsweise eignete. Die Veranlassung jener Mißhelligkeiten, die sogar in Zweikampf auszubrechen drohten, wird verschieden erzählt; der Ursachen waren schon seit längerer Zeit mehrere vorhanden. Noch immer gab Leopold die Hoffnung nicht auf, seinen Neffen den Markgrafen Friedrich von Schwedt mit einer der königlichen Prinzessinnen vermählt zu sehen. Die Königin dagegen bezweckte für ihre Kinder eine Doppelheirath mit dem Hause Hannover, und hatte die Einwilligung des Königs bedingungsweise dazu schon erlangt. Als aber der großbritannische Hof nicht eifrig genug entgegenkam, sondern Schwierigkeiten und Zögerungen eintreten ließ, brach der König die Sachen plötzlich ab. Bald nachher entstanden wegen der Gewaltthaten, welche die preußischen Werber begingen, und wegen der Maßregeln, welche die hannöverschen Behörden dagegen nahmen, neue Irrungen zwischen beiden Höfen; der König glaubte sich beleidigt,

rüstete sich zum Kriege, und wollte seine Tochter sogleich mit dem Markgrafen von Schwedt vermählen. Alles schien den Wünschen Leopold's hier entgegen zu kommen, er haßte das Haus Hannover, welches er beschuldigte, dem seinigen den Besitz des Herzogthums Lauenburg vorzuenthalten, und mit der Befriedigung dieses Hasses sollte nun zugleich seiner Kriegsbegier ein Oberbefehl, seinem Ehrgeize jene Vermählung gewährt sein. Allein Grumbkow, der die politischen Geschäfte geschickt zu führen wußte, dagegen im Kriege den ersten Platz nicht behaupten konnte, wünschte den Bruch abzuwenden. Er verband sich zu diesem Zwecke mit der Königin, und die Sachen wurden friedlich beigelegt, und die früheren Aussichten zur näheren Verbindung mit Hannover stellten sich wieder her. Als im Jahre 1725 der König Georg der Erste von England nach Deutschland kam, besuchte ihn der König von Preußen zu Herrnhausen, hierauf am 3. September sogar ein Vertheidigungsbündniß zwischen Preußen, England und Frankreich zu Stande kam, in der Absicht, dem zu Wien geschlossenen Bunde Oesterreichs und Spaniens das Gegengewicht zu halten. Mit dieser Wendung war Leopold in allem Betracht höchst unzufrieden. Sein ganzer Zorn brach gegen Grumbkow aus, von dem er laut sagte, er sei von England mit Geld bestochen worden. Die schnöde Verachtung, die Leopold seinem Gegner öffentlich bezeigte, reizte diesen zu beißender Erwiederung; ein Wortwechsel erhob sich, und Leopold wußte seiner Wuth keine Gränzen. Anfangs wollte der König die Sache vermitteln, als ihm aber gesagt worden, welch ungeheure Worte Leopold in seiner rücksichtslosen Kraftsprache ausgestoßen, mochte er nichts mehr damit zu thun haben. Die beiden Gegner, von ihren Zeugen begleitet, fanden sich auf verabredetem Platze vor dem Köpenicker Thor ein. Leopold kam voll Ungestüm an, und sowie er von weitem seinen Feind nur erblickte, zog er den Degen, und rief jenen mit Grobheiten zum Kampfe hervor. Grumbkow ließ sich aber nicht aus seiner Fassung bringen, und wünschte den abgeschmackten Handel in Güte beizulegen. Leopold, der sich als Beleidigter benahm, drang seinerseits nicht weiter auf Genugthuung, drehte dem Gegner mit Hohn

den Rücken, stieg zu Pferde, und ritt für sich allein nach der Stadt zurück. Grumbkow empfand dies Benehmen fast ärger als das vorige; er sah ein, daß er nie hoffen dürfe, Leopold's Freundschaft wiederzugewinnen, er schwur ihm daher selbst ewigen Haß, und Pöllnitz, der es erzählt, verbürgt sich, daß niemals ein Eid gewissenhafter sei gehalten worden. Der König, unzufrieden mit Grumbkow's Benehmen, und doch erfreut, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen war, ließ denselben einige Tage in Verhaft halten, und der Geschichte wurde nicht weiter gedacht. Grumbkow behauptete nach wie vor seine Wirksamkeit in den Staatsgeschäften, und wenn Leopold in der Gunst des Königs ihn neben sich dulden mußte, so vermochte hinwieder Grumbkow noch weniger jenen von seiner Stelle zu verdrängen, auf welcher die Kraft hohen Ansehens in selbstständigem Verdienst ihn befestigt hielt. Leopold schaltete in den Sachen des Kriegswesens mit gewohntem Gewalteifer; das Feld der politischen Thätigkeit gewann mehr und mehr Grumbkow, der seine Verbindungen geschickter zu knüpfen, seine Anhänger sicherer festzuhalten wußte. Die Königin und fast der ganze Hof nahmen für ihn Parthei. In den auswärtigen Verhältnissen blieb das Herrenhäuser Bündniß für den Augenblick überwiegend, und England und Frankreich suchten den König von Preußen sogar anzureizen, seine Ansprüche auf Schlesien geltend zu machen, und in diese Provinz mit gewaffneter Hand einzufallen; der König fand jedoch Bedenken den Kampfplatz ganz allein zu betreten, und verlangte deßhalb hannöversche Hülfstruppen, an welcher zwar wohlbegründeten doch unwillkommenen Forderung die ganze Sache sich wieder zerschlug. Leopold, fortwährend dem Kaiserhause zugethan, sah mit Verdruß diese Richtung gegen dasselbe, und hielt sich in finsterem Trotze von ihr entfernt. Bald aber sollte sie verändert werden, doch, seltsam genug, ohne Leopold's Antheil noch Frommen.

Der Kaiserliche Hof sandte den General Grafen von Seckendorf nach Berlin, einen Staatsmann, in welchem Scharfblick und Geist mit rüstigster Gewandtheit und niedrigster Gesinnung in genauestem Vereine standen. Dieser durch-

schaute bald, daß Leopold, wiewohl ein Freund Oesterreichs, demselben hier weniger bedeutend sei, als Grumbkow, und versuchte daher zuvörderst diesen zu gewinnen, den er schon früher aus den Feldzügen in den Niederlanden und von der Belagerung von Stralsund her persönlich kannte. Der König sah dem Herrenhäuser Bündnisse wenig Ernst zum Grunde liegen, und war nicht abgeneigt, zu seinen früheren Verbindungen zurückzukehren, wofür auch Grumbkow unter solchen Umständen stimmen mußte. Seckendorf bewirkte daher ohne große Schwierigkeit, daß der König unter gewissen Bedingungen, durch einen zu Wusterhausen am 12. Oktober 1726 geschlossenen geheimen Vertrag, sich dem Kaiser wieder näherte. Seckendorf wußte durch sein kluges Benehmen in hohem Grade die Gunst des Königs zu gewinnen, und sich darin als Kaiserlicher Gesandter während eines vieljährigen Aufenthaltes in Berlin dauernd zu behaupten. Er knüpfte die engsten Verhältnisse mit Grumbkow, der gern eine Verbindung einging, deren Grundlage gegenseitiger Vortheil war; für den niedrigsten sogar zu den häßlichsten Geschäften sich verbunden zu haben, wurden sie in der Folge laut beschuldigt! Leopold sah auf diese Weise seine Gegner am Hofe selbst von derjenigen Seite her vermehrt, von welcher ihm vielmehr Freunde hätten kommen sollen. Sein Haß gegen Grumbkow erstreckte sich nun auch auf Seckendorf, und von beiden abgestoßen, geschont, gefürchtet, erschien er in seiner Stellung nur würdiger und in seinem Ansehen nicht schwächer. Die Königin, die bald dahin zurückkommen mußte, in jenen Beiden erklärte Widersacher ihrer liebsten Wünsche zu erblicken, sah deßhalb wieder günstiger auf Leopold, und dieser gewann auf solche Weise innerhalb der Königlichen Familie nach und nach ein besseres Verhältniß.

Bevor wir Leopold's Leben in dieser Bahn weiter verfolgen, müssen wir wiederum einen Blick auf seine anderweitigen Beziehungen zurückwerfen, in welchen seine Eigenheit sich ungestört entfalten konnte. Als Fürst seines eigenen Landes führte er unausgesetzt die strengste Verwaltung; auf alle Weise suchte er seine Einkünfte zu vermehren und baares Geld zusammenzubringen. Den Auskauf der Ritterguts-

besitzer und anderer Eigenthümer, deren Grund und Boden ihm anstand, setzte er ununterbrochen mit Beharrlichkeit fort. Kein Hinderniß konnte ihn abhalten, hierin selbst mit Gewalt seinen Willen durchzusetzen. Er meinte ein erstes Recht zu haben, in seinem Fürstenthume Besitzer zu sein, und keinen andern neben sich zu dulden. Die Edelleute von Werder, von Ziegesar, von Lochau, von Wülknitz, von Krosigk, und viele andere, mußten ihm ihre schönen Güter gegen die Kammertaxe überlassen, von dem altvererbten, theuren Besitz mit bittrem Schmerze weichen. Auch viele Bauerhöfe und Mühlen brachte er auf diese Weise an sich; selbst die Landprediger mußten ihre liegenden Gründe ihm gegen geringen Jahrgehalt abtreten. Der bürgerliche Besitzer eines Gutes, welches Leopold begehrend ansprach, wollte dasselbe durchaus nicht verkaufen; für solche Fälle war bald Rath. Soldaten fingen Händel mit ihm an, es entstand eine Schlägerei, der Mann wurde gefänglich eingezogen, und zum Soldaten gemacht. Unsägliche Qual wurde ihm angethan, man trieb ihn auf's äußerste. Endlich, da er einst vor dem Thore Schildwacht stand, ritt wie von ungefähr Leopold vorbei, redete ihn freundlich an, und fragte ihn, ob er wohl sein Gut ihm verkaufen wolle? Der Verzweifelte widerstand nicht länger, man wurde sogleich des Handels einig, und ohne Zögern erfolgte mit der baaren Kaufsumme die Erlösung vom Soldatenstande. Alle Vorstellungen und Bitten, aller Trotz und Widerstand, blieben gleich fruchtlos gegen dieses gewaltsame Verfahren; die Reichsgerichte gewährten keine Hülfe, der Kaiser und die übrigen Fürsten schwiegen zu der Ungebühr. Landtage gab es schon seit älteren Zeiten nicht mehr; auch hätte Leopold schwerlich eine Beschränkung seines Willens durch Stände sich gefallen lassen. Nach einiger Zeit war das Werk völlig ausgeführt; das Land Dessau bot inmitten des deutschen Reiches die in solcher Art einzige Erscheinung, dar eines Fürstenthums ohne Adel. Aller Grund und Boden war Krongut, die Einwohner bestanden nur noch aus Beamten, aus Pächtern und Gewerbsleuten. Die Folge war, daß bei den Unterthanen, für die kein Grundbesitz mehr möglich blieb, achn und nach jeder echte Wohlstand aufhörte; einigen Reich-

thum behaupteten nur die Juden, welche gegen ein jährliches hohes Schutzgeld in großer Anzahl zu Dessau wohnen durften. Leopold war von diesem Gedanken des Alleinbesitzes dergestalt eingenommen, daß er dem Könige von Preußen ernstlich rieth, in seinen Landen gleichfalls den Adel auf solche Weise zu vertreiben, und allen Grund und Boden der Krone zuzueignen. Friedrich Wilhelm war einen Augenblick von den großen Vortheilen gereizt, Grumbkow aber widersprach sehr lebhaft, und erklärte die Sache für unausführbar. Leopold berief sich auf sein eigenes Beispiel; Grumbkow bemerkte, es sei ein Unterschied zwischen einem großen Staat und einem kleinen, „und dann", fügte er spöttisch hinzu, „haben Ew. Durchlaucht in Ihrem Lande ja auch nichts, als Juden und Bettler!" Den aufbrausenden Zorn Leopold's bei diesen Worten mäßigte der König, welcher auch weiter keine Lust bezeigte, auf den Vorschlag einzugehen. Auch seinem Besitz in Preußen widmete Leopold seine thätige Sorgfalt; er ließ die Bewirthschaftung seiner dortigen Güter, die er durch späteren Ankauf noch vermehrte, durch Ansiedler aus Dessau fördern, alles wurde in den besten Stand gebracht, zu Bubainen überdies ein prächtiges Schloß erbaut; der König ertheilte ihm über den ganzen zusammengehörigen Besitz fernere ausgedehnte Freiheiten, und Leopold überließ denselben alsdann im Jahre 1724 seinem zweiten Sohne Leopold Maximilian zur Nutznießung.

Seine nach Verhältniß außerordentlich vermehrten Einkünfte verwandte Leopold jedoch größtentheils wieder auf die Emporbringung des Landes selbst. Fast kein Jahr verging, ohne daß er durch Anlegung neuer Dörfer oder Vorwerke, durch Urbarmachung wüster Strecken, durch den Bau von Kirchen, Mühlen, Brücken, Straßen oder Dämmen, in dieser Hinsicht die erfolgreichste Thätigkeit bewiesen hätte. Bei aller Geldbegierde und Sparsamkeit war er bei Unglücksfällen und Nothständen sogar freigebig, erließ Abgaben und Steuern, schenkte Holz und Steine zum Aufbau, nach Umständen beträchtliche Geldsummen. Um nicht zum Wiederaufbau einer abgebrannten Kirche die herkömmlichen Geldsammlungen im Auslande geschehen zu lassen, gab er lieber aus eigenen Mit-

teln gleich baar den ganzen Bedarf. Diesem Sinne, für das Wohl des Landes zu sorgen, widersprach dagegen schneidend die unmäßige Leidenschaft zur Jagd. Fast überall war in damaliger Zeit diese Plage für die Unterthanen eine der härtesten; nirgends aber mehr als in Dessau. Das ganze Land enthielt eine Unzahl von wilden Schweinen, Hirschen, Rehen und Hasen; sie verwüsteten ungestraft Felder und Gärten; höchstens verscheuchen durfte sie der Landmann von seinen Früchten, wer ein Wild gewaltsam verjagte oder gar tödtete, der hatte die härtesten Strafen, ja als Wilddieb lebenslängliche Ketten zu gewärtigen. Die zahllosen Jagdhunde waren zur Fütterung und Wartung unter die Bauern vertheilt, welche bei harter Strafe dafür einstehen, und die verlorenen oder gestorbenen mit schweren Kosten ersetzen mußten. Die Jagden selbst gereichten zur Qual und oft zum Verderben der armen gezwungenen Theilnehmer. Alle Sparsamkeit hörte hier auf, der größte Prunk und Aufwand trat an die Stelle, das zahlreichste Jagdgepränge und die glänzendste Festbewirthung, besonders wenn der König von Preußen, wie mehrmals geschah, sich zur Jagd in Dessau einfand. Oft aber stürmte Leopold fast unbegleitet in wilder Einsamkeit seiner Leidenschaft nach; sein Eifer kannte darin keine Gränze; einst verfolgte er einen Hirsch bis in die Gegend von Torgau, wobei er mehrere Pferde todtritt, und einen Weg zurücklegte, der in seinen vielfachen Wendungen leicht das Dreifache der geraden Entfernung betragen mochte. Keine Klage seiner Unterthanen durfte gegen solche Leidenschaft laut werden, kein Eifer nachlassen; sein Mißvergnügen brach in gewaltsame Härte, sein Zorn in wildes Verderben aus. Wie im Kriegswesen verlangte er überall unbedingten, augenblicklichen Gehorsam; den geringsten Fehl strafte er unbarmherzig mit roher Eigenmacht. Bei dieser Gemüthsart vermied er gleichwohl sehr, in eigentliche Gerichtssachen und kirchliche Verhältnisse einzugreifen. Er ließ überhaupt vieles bestehen, was er vorfand, und manches gern dahingestellt, was ihn nicht unmittelbar störte, oder persönlich zu nah berührte.

Bei der grundübeln Anlage, welche hier zwischen Fürst

und Unterthan nur den ertödtenden Wechsel gewaltthätiger Tyrannei und feindseliger Furcht übrig zu lassen schien, war es Wunder genug, wie ganz anders doch oft das Verhältniß in der Wirklichkeit hervortrat. Für manche Dinge hatte die Zeit ihren eigenen Maßstab. Vieles erhielt schon dadurch eine andere Farbe, daß die Macht sich als Naturverhältniß, sei es im Kampf oder im Spiele, darstellte. Mit dem Geringsten aus dem Volke trat Leopold nach Gelegenheit und Zufall in vertraulichste Gemeinschaft; seiner üblen Stimmung dagegen entging auch der Vornehmste nicht. Eine Fülle gesunden Menschenverstandes, derben Witzes und kraftvoller Laune zeichnete ihn meist auch in seinen rohesten Handlungen noch aus. Niemals hat ein Fürst im Volke größeren Antheil gehabt und beständiger behalten; munteres und eigenthümliches Leben gestaltete sich leicht um ihn her; er hatte nichts dagegen, wenn Andere sich wie er betrugen; zogen sie den Kürzern, so war das freilich ihre Sache. Unter der gemeinsten Volksklasse zu Dessau hatte er viele Lieblinge, meist wunderliche Kauze, mit denen er auf einem seltsamen Fuße lebte. Wer dem andern die tollsten Streiche und den ärgsten Schabernack anthun konnte, der freute sich des Sieges; die Sachen nahmen meist eine wenig scherzhafte Wendung; und für die Ehre, so vertraut mit ihrem Fürsten zu sein, mußten die Leute nicht selten mit Haut und Haaren bezahlen. Einem Schalk von Bäcker, mit dem er besonders gern verkehrte, hatte er einst einen durchtriebenen Streich zu vergelten; er fuhr Abends an dessen Hausthür an, und ließ den Mann herausrufen; in Hemdärmeln und mit bloßen Füßen in Pantoffeln erschien derselbe am Wagenschlage; Leopold sagte, sie wollten ein wenig plaudern, er solle sich einsetzen, und mit ihm eine Spazirfahrt machen; die geschmeichelte Eitelkeit konnte nicht widerstehen, unter lustigen Reden ging's in raschem Laufe zwei Meilen weit über Land; plötzlich ließ Leopold den Kutscher halten, der Schlag wurde geöffnet, der Fürst, hieß es, werde nun allein weiter fahren, er danke für angenehme Unterhaltung, und wolle den Mitgenommenen jetzt nicht länger von Hause zurückhalten; der verwunderte Bäcker sah wohl, daß er angeführt war, es half kein Sperren, er

mußte in seiner leichten Bekleidung mitten im schlechtesten Wetter aussteigen, und langsam zu Fuß im Dunkeln den weiten Weg zurücktappen, des anderen Tages der Spott und das Gelächter der ganzen Stadt! Unglücklicher noch, als diesem Bäcker, konnte es einem dessauischen Präsidenten ergehen, der sich vom Trinkgelage, wo er alles schon hinreichend betrunken glaubte, nach Hause geschlichen; Leopold und seine wilde Gesellschaft holten ihn aber zurück; kein Versteck schützte gegen die stürmische Nachsuchung; auf einen Ochsen gesetzt und durch die Straßen geführt, mußte der arme Präsident den ärgsten Unfug erdulden, bis endlich das wildgemachte Thier den unbequemen Reiter hart zu Boden warf. An seiner Würde jedoch nahm der Präsident durch solchen Vorgang in jener Zeit keinen Schaden. Ein in anderer Art gewaltsamer Scherz traf den Rath und die Bürgerschaft von Dessau bei Gelegenheit einer Bürgermeisterwahl. Leopold wollte sie auf einen seiner Günstlinge lenken, einen Franzosen, Namens Bonnafox, der in Dessau Postbeamter, aber bei seinen Mitbürgern gar nicht beliebt war, er durfte deßhalb keine einzige Stimme hoffen; ihm dennoch alle zu verschaffen, war für Leopold ein Leichtes. Das machte er so: bei der Wahl nahm er selbst den Vorsitz, und befahl den wählenden Rathsherren ihm ihre Stimmen versiegelt abzugeben; er saß vor einem Kaminfeuer, und empfing nach einander die Stimmzettel; als sie beisammen waren, griff er einen heraus, öffnete ihn, las Bonnafox, und warf den Zettel in's Feuer, so den zweiten, den dritten, und so immer Bonnafox bis zu Ende; so war denn Bonnafox einstimmig zum Bürgermeister gewählt! Anfangs dachten die Rathsherren, es hätten wirklich einige von ihnen diesen Namen geschrieben, als aber gar kein anderer vorkam, wurde freilich zuletzt offenbar, daß im Gegentheil denselben kein einziger Stimmzettel enthalten; ein Wahlverfahren, dem in seiner fast unverstellten Offenheit vor mancher künstlichen Ueberlistung noch allenfalls ein Vorzug gebühren mag! Theilte Leopold in solchem Verkehr nach Umständen aus, so mußte er dafür nach Gelegenheit auch wieder tüchtig einnehmen. Den schreckenvollen Herrscher, wenn er ohne Beute von der Jagd heim-

kehrte, wagten die Jungen auf der Straße lärmend anzufallen, und den verdrießlich Beschämten mit spöttischem Geschrei „Aeh, er hat nichts, er hat nichts!" bis zu seinem Schlosse zu verfolgen. Von einer Bäuerin erzählt man, sie habe Butter in der Fürstlichen Küche feilgeboten, und von Leopold, der dazugekommen, einen Preis gefordert, den er übermäßig finden wollte. In seinem gutgelaunten Ingrimm, befahl er, die Bäuerin, so viel als nöthig entblößt, festzuhalten, und ihr die schon in der Küche abgelegten Butterstücke, mit welchen sie ihn habe schnellen wollen, auf höchst unsaubere Weise nachzuwerfen. Heulend nahm die Frau ihre mißhandelte Waare von dem Boden auf, und machte sich damit fort. Nach einiger Zeit sieht Leopold dieselbe Frau wieder, und fragt höhnisch, ob sie wieder so theure Butter habe? „Ist schon längst hier verkauft — erwiederte sie, in seine Küche zeigend, mit trotzigem Lachen — sieht Er, ich habe sie um einen Dreier wohlfeiler gegeben, und da hat Er sie doch fressen müssen!" Er wollte rasend werden, aber das Stückchen war zu sehr in seinem Geschmack, um nicht der Bäuerin ihre selbstgenommene Genugthuung zu gönnen. Gleich den Spartanern hielt er kühne List und Uebervortheilung ihres Preises werth. Was er bei der Bürgermeisterwahl geübt, ließ er sich auch selbst wieder anthun. Einem seiner Lieblinge aus dem Volke hatte er eine Anweisung auf einige Klafter Holz geschenkt; zufällig ging er vorüber, als eben das Holz ankam, statt einiger Klafter sieht er ungeheure Vorräthe. „Kerl", schreit er den Empfänger an, „wie viel Holz hab' ich dir angewiesen?" „Ach das war so wenig," versetzt dieser vertraulich lächelnd, „da hab' ich noch ein Nüllechen zugesetzt!" Und das Nüllchen galt.

Das rechte Gebiet aber seiner Eigenheiten und Kraftäußerungen war das Soldatenwesen. In diesem war Herz und Seele ihm erst recht daheim. Er war ein eigentlicher Soldatenfürst, das ganze preußische Heer gleichsam sein Volk. Mit der furchtbarsten Strenge und willkürlichsten Grausamkeit verband er die zärtlichste Fürsorge, die vertraulichste Gemeinschaft. Sein Umgang mit den Kriegern war ein steter Wechsel von lustigen Einfällen und Schwänken, von

seltsamen Proben und Versuchungen, und von unbarmherzigen Qualen; Liebkosungen, gewaltige Stockprügel und freigebige Geschenke waren gleicherweise an der Tagesordnung. Er selbst nahm auch seinerseits mit derben Scherzen vorlieb, und derselbe Kerl, dem ein Verdacht, daß er Widerspenstiges auch nur denke, im Dienste die ungeheuersten Prügel zuzog, durfte zu anderer Zeit ungestraft seinem ganzen Zorn gegen den Feldherrn selbst Luft machen. Nach Umständen von den Soldaten gefürchtet, geliebt und verwünscht, war Leopold als Feldherr doch unausgesetzt der Gegenstand ihrer höchsten Verehrung; sie hielten sich unter seiner Anführung für unüberwindlich, ihn selbst für eine Art Hexenmeister, für kugelfest und unverwundbar, seine gedrungene Kraftsprache, von derben Flüchen untermischt, wozwischen doch gute Gesinnungen durchschimmerten, durchfuhr die Gemüther wie zündendes Feuer. Vor dem Feinde, wußten sie, gab es keine Schonung, und niemals hat ein Feldherr seine Schaaren leichter in den sichern Tod geführt! Dafür theilte er auch stets Gefahr und Noth aller Art mit ihnen, begnügte sich mit gleicher Kost, mit gleichem Lager. Im Munde der Soldaten hieß er nur der alte Dessauer, oder der alte Fürst, zum Unterschiede von seinen fünf Söhnen, die alle im preußischen Heere dienten; am meisten aber wurde er kurzweg der Schnurrbart oder der alte Schwerenöther genannt, jenes wegen seines schwarzen Zwickelbartes, dieses wegen seines beliebtesten Fluchwortes, oder vielleicht auch wegen der vielen und entsetzlichen Plagen, mit denen er die Leute heimsuchte. Sein eigenes Regiment, seit dem Jahre 1718 ihm sehr bequem nach Halle verlegt, wurde durch seine unaufhörlichen Besuche und beständige Aufsicht ganz insbesondere gequält. Dasselbe war mit einem dritten Bataillon und dazu gehöriger dritten Grenadierkompanie verstärkt worden; die Errichtung geschah in Dessau, fast alle preußischen Regimenter gaben Leute dazu her, und schon im März 1719 konnte das Bataillon fertig in Halle einrücken. Die Mannschaft des ganzen Regiments bestand aus lauter großen und schönen Leuten, worunter viele Dessauer, die ihrem Landesherrn in Preußen dienen mußten; die Offiziere waren von trefflichster Auswahl; ein großer Theil der-

selben empfing von Leopold ansehnliche Zulage, jeder Soldat genoß doppelte Löhnung. Das Regiment zeichnete sich nach dem Muster seines Inhabers durch große Schnurrbärte, durch sorgfältigste, wiewohl übrigens einfache Kleidung, durch außerordentliche Reinlichkeit, Zucht und Abrichtung aus. Leopold's rastloser Eifer erhob dasselbe zum Vorbilde aller übrigen. Auf der kleinen Wiese bei Halle wurden alle neuen Handgriffe und Bewegungen, welche später in das ganze Heer übergingen, zuerst versucht und eingeübt. Wohl ein denkwürdiger Boden, der als Schauplatz so vieler barbarischen Mißhandlungen und als Schule so vieler staunenswerthen Kriegserfolge für uns so zwiespaltige Erinnerungen vereint! Beides schien damals in unauflöslicher Nothwendigkeit zusammengehörig. Der Soldat lebte von früh bis spät nur in Dienst und Abrichtung, die Vorschrift wurde sein einziges Gesetz. So hoch gestiegen ist die Kunst seitdem nicht wieder. Daß pünktlich und geschickt das Befohlene geschah, genügte nicht mehr; der Untadliche sollte noch untadlicher sein, und wurde absichtlich in Versuchung geführt, um in vervielfachten Strafen dem Dienste stets wohlgefällige Opfer darzubringen. Leopold trat häufig Soldaten an, die er kannte, machte sie vertraulich, verlangte kleine Gefälligkeiten, die eine Säumniß im Dienste verursachen, geringfügige Gegenstände, die dem Gebrauche einen Augenblick fehlen konnten, oder er gab Aufträge, sogar Befehle, die im Streite widersprechender Gründe die Kasuistik des Dienstes übten; wer die Prüfungen bestand, wer das rechte Theil glücklich herauszugreifen wußte, der wurde lächelnd belobt, beschenkt; der Unglückliche, welcher der Lockung oder dem Irrthum nur um ein Haarbreit nachgab, wurde mit Schadenfreude gleich dem absichtlichsten Verbrecher zur härtesten Strafe verurtheilt. Häufig stellte Leopold die Schildwachen auf die Probe, bot ihnen Geschenke, ließ denen vor seiner Thüre Speis und Trank von seiner Tafel vorsetzen; wehe dem, der solcher Güte trauen zu dürfen meinte! Wer ihm die Spitze bot, wer ihn sich zum Teufel scheeren hieß, oder ihn, wenn er nicht abließ, zu verhaften drohte, der war sein Mann. Inmitten aller Grausamkeit entstand auf diese Weise ein aufmerksamer Wetteifer, ein schlauer

Umgang, eine Art geistreichen Verkehrs, zwischen Leopold und seinen Soldaten, in deren Zahl unläugbar die durchtriebensten Kerle waren.

Zahllose Geschichten und Schnurren aus diesem Gebiete sind in Umlauf gekommen; die wenigsten jedoch verbürgt, gewiß viele entstellt, manche kaum erzählbar. An tüchtigem Volkswitze fehlt es darin nicht. Einesmals trifft Leopold vor dem Thor am Wege einen Soldaten sitzend, der sich Ungeziefers zu entledigen sucht. „Kerl, was machst du da?“ ruft er ihn an. „Ich lause,“ antwortet jener barsch; und Leopold, indem er in die Tasche greift, versetzt zufrieden: „Da thust du wohl, mein Sohn! Nimm da den Thaler, und kauf dir ein neues Hemd!“ Dies hat ein zweiter Soldat mit angesehen, eilt verstohlen voraus, und setzt sich eine Strecke weiter, wo Leopold sogleich vorbei muß, in gleicher Beschäftigung am Wege hin. Aber der Schnurrbart hat schon die ganze Sache durchschaut; „Was machst du, Kerl?“ fragt er auch diesen, und behend: „Ich suche Läuse,“ antwortete der, des Thalers schon gewiß. „So?“ versetzte Leopold, „nun da geh nur — mit der Hand zurückzeigend — zu dem dort, der hat welche.“ Immer war Leopold in Bewegung, überall spürte er selbst umher, sah und hörte, was geschah, und wenn er nicht aller Orten gegenwärtig sein konnte, so war doch nirgends auf seine Abwesenheit zu rechnen. Wo man ihn am wenigsten erwartete, trat er plötzlich hervor, oft aus der unkennbarsten Verkleidung. Einst hatten junge Dessauer, um nicht Soldaten zu werden, in Sachsen einen Schlupfwinkel gewählt, wo schon oft Ausreißer den schärfsten Nachsuchungen entkommen waren. Im Gefühl ihrer Sicherheit saßen sie gutes Muthes beim Wirth und tranken, ein Leiermann spielte lustige Stückchen auf. Plötzlich hieß es, Leopold komme mit Soldaten, wie er denn in solchen Fällen auf die Landesgränzen nicht sonderlich zu achten pflegte. Der Wirth schob die ganze Gesellschaft in einen unterirdischen Keller, dessen Eingang von außen nicht zu entdecken war, und empfahl die tiefste Stille, bis der Sturm vorbei wäre. Im Augenblick war das Wirthshaus von preußischen Truppen erfüllt, mit Toben und Fluchen

wurde jeder Winkel durchsucht, der Wirth verhört und bedroht, doch keine Nachforschung wollte zum Zwecke führen. Schon hoffte man, die wilden Gäste unverrichteter Sache, wie schon öfters, sich zum Abzuge anschicken zu sehen. Da ließ plötzlich der Leiermann sein Spiel erklingen, und verrieth den geheimen Zufluchtsort. Die Beängsteten fuhren auf, sie drohten ihn umzubringen, wofern er noch einen Laut hören lasse. Er aber spielte mit stärkster Gewalt fort, und schrie dann mit einer Donnerstimme innen die Erschreckten und seine Leute draußen an, denn der Leiermann war kein anderer als Leopold, der sich keck in die persönlichste Gefahr begeben, um durch den schlauesten Streich endlich jene Listen zu verderben; die Soldaten brachen herein, die unglücklichen Bursche wurden gefangen abgeführt, und haben ohne Zweifel, sowie auch der Wirth, die ihretwegen geschehene Bemühung theuer bezahlen müssen. Die Strenge war fast ein Verhängniß für Leopold; wo er einmal schonen wollte, wandelte sich ihm die Milde selbst in gesteigerte Grausamkeit um. Zwei Soldaten waren nach Sachsen ausgerissen, wurden auf dem fremden Gebiet eingeholt, zurückgebracht, und durch Standrecht zum Galgen verurtheilt. Der eine war alt und unansehnlich, mit dem gab es kein Mitleid, der andere war ein junger schöner Kerl, und Leopold wünschte diesen zu retten. Er that den Ausspruch, nur einer von beiden solle sterben, das Loos entscheiden. Trommel und Würfel wurden gebracht, gegen die Meinung gewann der Alte. Leopold, auch dem Loose Gewalt anthuend, rief zornig: „Kanaillen, das kann nicht gelten, werft noch mal.“ Dreimal hintereinander gewann der Alte. Das war für Leopold zu viel; den Alten wollt' er nicht begnadigen, den Jüngern allein durft' er kaum; „Schurke, nun kann ich dir nicht mehr helfen,“ rief er voll Verdruß, und ließ beide sofort an einer Weide aufknüpfen.

Wie Leopold überall seine Weise behielt, und auch unter Vornehmen und bei Frauenzimmern, wenn er artig zu sein meinte, seine Höflichkeit und Galanterie gleichsam in Sturm und Gewalt einherbrausen ließ, zeigt anschaulichst ein Vorgang, dessen ergötzliche Seltsamkeit aus einem gleichzeitigen Berichte hier in eigenster Farbe unverändert sprechen mag.

„Im August 1723 ließ der kursächsische Obrist Marche sein Infanterieregiment unweit Merseburg kampiren, und bei großem Zulaufe des Volks dasselbe täglich in Waffen üben. Montags den 16. August früh um halb fünf Uhr sind Ihro Durchlaucht, der regierende Fürst von Anhalt-Dessau, mit dreien seiner Prinzen, als Leopold, Dietrich und Moritz, sammt einigen preußischen Offiziers, theils gefahren, theils geritten durch Merseburg passiret, und haben sich in dem Lager des auf dem Anger unterhalb Meische kampirenden marchischen Regiments eingefunden. Dieses Regiment begab sich darauf sogleich auf den Exerzirplatz, allwo es anfangs der Fürst selbst exerziren wollte, welches er aber hernach den sächsischen Offiziers, und besonders dem Generalexercicienmeister überließ, da denn der Fürst seine ältern beiden Prinzen auf den linken und rechten Flügel als Flügelmänner stellte, die auch alle Exercitia vollkommen mitmachten, obgleich das Exercitium nach allen Arten en bataille und in Feuer geschah. Weil die Soldaten insgesammt das Ihrige sehr fertig und akkurat präſtirten, hatte der Fürst ein solches Wohlgefallen darüber, daß er dem Regimente 200 Thaler zur Ergötzlichkeit verehrte, auch nachgehends den Grenadieren noch insbesondere viele Dukaten, Thaler und Gulden spendirte. Nach geendigtem Exercitio wurde der Fürst mit seinen Prinzen und bei sich habenden Offiziers von dem Obristen Marchen in seinem Zelte herrlich traktirt, welches bis nach Ein Uhr währte. Nach geendigtem Mittagsmahl, halb zwei Uhr, ging der Fürst mit den sämmtlichen Grenadieren vom Regimente, deren 60 bis 70 an der Zahl waren, mitten durch die Stadt nach dem Schlosse zu. Er hatte sie ordentlich in Glieder getheilet. Die beiden ältesten Prinzen gingen voran, er selbst befand sich in der Mitten, die mitgebrachten Offiziers aber, sammt den Offiziers vom Regimente, gingen hinten nach. Er führte mit seinen Prinzen den bloßen Degen in der Hand, und hatte eine ungemeine Menge Menschen zur Begleitung, die aber von den Herzoglichen Trabanten nicht in den Schloßhof gelassen wurden. Auf dem Schlosse waren die Durchlauchtigen Herrschaften nebst den andern anwesenden fremden Fürstlichen und andern hohen Standespersonen gleich im Begriff, Mittags-

tafel zu halten, als der Fürst mit seinen Prinzen, Offiziers und Soldaten anlangte. Man hatte ihn vorher zur Tafel geladen, so er aber, unter dem Vorgeben, er müsse mit seines Gleichen, den Soldaten, essen, abgeschlagen. Die Speisen wurden gleich über Hals und Kopf abgetragen, da der Fürst schon mit seinem ganzen Gefolge die Treppe hinauf gestiegen kam, und nach dem großen Tafelgemache zuginge, worinnen die hohe Gesellschaft sich befande. Allhier führte der Fürst die Grenadiers, sammt noch einem Korps von der Infanterie, das der Obrist Marche besonders geführt brachte, etlichemal um die Tafel herum, hernach machte er mit ihnen allerhand Exercitia, und endlich fing er an, Gesundheiten zu trinken, da denn unter Trompeten- und Paukenschall und aller Feldmusik des Regiments so starke Salven mit dem Gewehr zu den Fenstern hinaus gegeben wurden, daß nicht nur die Fenster und schönen Tafelscheiben in großer Menge davon zersprungen, sondern auch das ganze Schloß und die Domkirche erbebeten, auch die ganze Stadt mit dem starken Knalle und Getöne erfüllet wurde. Dieses währte bis nach vier Uhr, wobei die kostbaren Kleider der Damen und Kavaliers sowohl durch den häufigen Pulverrauch, als durch das große Gedränge, vielen Schaden litten. Nach vier Uhr fing der Fürst mit seinen Prinzen und Offiziers an zu tanzen. Er selbst ergriff die regierende Herzogin von Merseburg, die übrigen aber die Erbprinzessin von Barby und andere vornehme Damen. Sie hatten insgesammt die bloßen Degen in der linken, und das Frauenzimmer in der rechten Hand, und sprungen, nach dem Klange der lustigsten Stückchen, die die Musikanten aufspielen mußten, auf Soldatenmanier herum. Dieses Divertissement dauerte bis gegen sechs Uhr, da inzwischen die Grenadiere und Musketiere Parade machen mußten, die sowohl zusammen, als auch einzeln von dem Fürsten reichlich beschenkt wurden. Endlich wurden diese beiden Korps um sechs Uhr dimittirt, nachdem sie noch unten im Schloßhofe dreimal bei voller Musik Salve gegeben hatten. Der Fürst divertirte sich darauf noch nebst den andern anwesenden Standespersonen theils mit Spielen, theils mit Diskuriren, bis man sich Abends um acht Uhr zur Tafel

setzte, an welcher sich auch der Fürst und seine Prinzen und Offiziere niederließen. Man brachte damit bis zehn Uhr zu, worauf er sich mit seiner Suite wieder nach Halle begab, weßhalben zwei große Fähren auf der Saale zum Uebersetzen parat gehalten worden. Seine Pferde, Wagen und Bedienten hatten indessen vom Mittage an bis Abends um zehn Uhr auf dem Domplatze halten müssen, welches denselben nicht fremde vorkam, weil sie schon gewohnt waren, viele Stunden, ja ganze Tage und Nächte, auf Einer Stelle, ohne ordentlich zu speisen und zu füttern, auf ihren Herrn zu warten."

Anfangs des Jahres 1724 machte Leopold eine Reise nach Franken und Schwaben. Seine Absicht war, unter fremdem Namen unerkannt zu bleiben; allein seine Gesichtszüge waren schon zu bekannt, sein ganzes Wesen zu auffallend, als daß sein Inkognito hätte bestehen können. Ueberall sah er sich als Fürsten von Dessau begrüßt, und auf allen seinen Wegen drängte sich ein großer Zulauf von Menschen, die den wunderlichen Kriegshelden zu sehen verlangten, von dem das Volk schon so vielerlei zu erzählen wußte. Man sah ihn wie ein wildes Thier an, mit Neugier und Furcht; sein Blick und seine Anrede, wenn sie unvermuthet trafen, setzten leicht außer Fassung, man nahm den Eindruck des Schreckens mit von ihm weg. Die Obrigkeiten wetteiferten, ihm die gebührenden Ehren zu erzeigen. Der Rath der freien Reichsstadt Nürnberg wollte ihn besonders feierlich empfangen, er aber lehnte alles ab, und bezeigte nur Ungeduld, die Reichskleinodien zu sehen, welche dort verwahrt wurden. Einem Reichsfürsten war ein solches Begehren nicht füglich zu verweigern, die vaterländischen Heiligthümer wurden daher seinen Blicken dargelegt. Er nahm alles in genauen Augenschein; nichts aber fesselte mehr seine Aufmerksamkeit, als das Schwert Karl's des Großen. Er nahm es begierig zur Hand, und prüfte Wucht und Schwung. Er wollte auch die Klinge, ihre Schärfe und Geschmeidigkeit, auf die Probe stellen, und fing schon die gefährlichsten Bewegungen damit an; allein die Abgeordneten des Rathes, in die äußerste Besorgniß versetzt, meinten vor dem heiligen

römischen Reich in schwere Verantwortung zu kommen, wenn etwa das Eisen Schaden nähme; sie baten inständigst, jeden weiteren Versuch zu unterlassen, und sie nicht so großem Unglück auszusetzen, da denn Leopold, in Rücksicht ihrer beweglichen Vorstellungen, es bei ein bischen Biegen bewenden ließ. Die ausgestandene Gefahr aber hatte zur Folge, daß der Rath von Nürnberg den Beschluß faßte, hinfort auch keinem Reichsfürsten mehr zu gestatten, das Schwert selbst in die Hand zu nehmen, sondern dasselbe nur auf einen Tisch legen zu lassen, da man es denn besehen könne. Im November desselben Jahres vermählte Leopold seine älteste Tochter Luise mit dem regierenden Fürsten von Anhalt-Bernburg, bei welcher Gelegenheit auch der König von Preußen nach Dessau kam, und den Feierlichkeiten und Jagden daselbst beiwohnte.

Der Friede, dessen Preußen viele Jahre hindurch genoß, gab für Leopold wenig Gelegenheit, den gewohnten Wechsel seines bewegten Lebens auffallend zu unterbrechen. Im Kreise von Dessau, Berlin, Magdeburg und Halle führten die dem Kriegsdienste zugehörigen Geschäfte ihn ohne Unterlaß umher; Musterungen, Aufsichten aller Art, riefen ihn, bald allein, bald in Begleitung des Königs, auch in entlegenere Landestheile. Seine verschiedenen Thätigkeiten liefen gleichzeitig neben und durcheinander hin, und vertheilten sich in kleineren Abschnitten auf alle seine Tage. Den Angelegenheiten seines Landes lag er nicht minder ob, als dem preußischen Kriegsdienst; die Sorge der Zukunft war in ihm nicht weniger wirksam, als der Einfall des Augenblicks. In Betreff des Rechtes der Erstgeburt, welches in dem Hause Anhalt im Allgemeinen seit dem Jahre 1603 eingeführt war, setzte Leopold neue Bestimmungen fest, welche dem jedesmaligen ältesten Prinzen die Nachfolge in dem gesammten Fürstenthum, den nachgebornen Prinzen aber standesmäßige Apanagen sicherten. Er wandte sich an den Reichshofrath in Wien, um seinen Verfügungen die kaiserliche Bestätigung zu erwirken, welche denselben auch vermittelst einer besonderen Urkunde wirklich ertheilt wurde. Diese Bestimmungen erneuerte Leopold jedesmal ausdrücklich in seinem Testa-

mente, welches er zu dreienmalen verändert abgefaßt bei dem Magistrate der Stadt Leipzig niederlegte. Als Senior des Gesammthauses Anhalt, welche Würde durch das Absterben des regierenden Fürsten von Anhalt-Zerbst schon im Jahre 1718 auf ihn übergegangen war, empfing er im Jahre 1725 durch seinen bevollmächtigten Geheimenrath von Beer zu Wien die Reichsbelehnung über die gesammten Fürstenthümer. In derselben Eigenschaft nahm er im Jahre 1727, nachdem König Georg der Erste von Großbritannien und Kurfürst von Hannover gestorben, die Gelegenheit wahr, gegen den fortwährenden Besitz, welchen Hannover von dem Herzogthume Sachsen-Lauenburg behauptete, bei dem Reichstage zu Regensburg feierlich Einrede zu thun. Die Erbschaft des Herzogs Julius von Sachsen-Lauenburg aus dem Hause Anhalt, der im Jahre 1689 als der letzte seines Stammes gestorben, sei nach klaren Reichs- und Lehnrechten den regierenden Fürsten von Anhalt heimgefallen; nur durch eigenmächtiges Vorgreifen habe Hannover davon Besitz genommen, und durch überwiegenden Einfluß am Kaiserlichen Hofe sich darin erhalten. Gegen diesen Einspruch erließ das Haus Hannover in hergebrachter Weise auch seinerseits eine schriftliche Ahndung, und die Sachen blieben, wie bei den Reichsangelegenheiten so gewöhnlich war, im alten Zustande. Das Haus Anhalt hat indeß auch seitdem bei jeder neuen Gelegenheit seine Ansprüche wiederholt in Erinnerung gebracht.

Im August des Jahres 1728 machte Leopold mit großem Gefolge von Offizieren eine Reise nach Dresden, wo im Anfange des Jahres auch schon der König von Preußen zum Besuche gewesen war, damals mit dem Könige von Polen im besten Vernehmen stehend. Leopold wurde vom sächsischen Hofe glänzend aufgenommen und bewirthet. Er besichtigte sogleich drei Reiterregimenter, welche bei Dresden im Lager standen, dann die übrigen Truppen zu Fuß und zu Pferde, welche vor ihm ausrückten und exerzirten, sah die Umgebungen und Merkwürdigkeiten der an Vorzügen aller Art so reichen Stadt, ergötzte sich an dem französischen Theater, wohnte der Hirschjagd und einer Thierhetze bei, und hörte dann auch die Leichenpredigt und Gedächtnißrede mit

an, welche dem nicht lange vorher zu Wien gestorbenen sächsischen Feldmarschall Grafen von Flemming, mit dem er früher in so vielfacher Beziehung gestanden, in der Kreuzkirche zu Dresden gehalten wurde. Sehr zufrieden mit der gefundenen Aufnahme und gehabten Unterhaltung kam Leopold höchst vergnügt am 2. September wieder nach Dessau zurück. Gegen Ende des Oktobers empfing er hier den Besuch des Königs von Preußen, des Kronprinzen und des Generals Grafen von Finkenstein, welchen zu Ehren eine große Parforcejagd Statt fand.

Die Festlichkeiten zur Vermählung der Königlichen Prinzessin Friederike Luise mit dem Markgrafen von Anspach riefen Leopold im Mai 1729 nach Berlin, wo er auch den Tabackskollegien des Königs in gewohnter Vertraulichkeit fleißig beiwohnte, und sein Ansehen neuerdings befestigte. Seine Anwesenheit in Berlin erhielt unmittelbar darauf eine neue Bedeutung durch die plötzlich sich eröffnenden Aussichten zum Kriege. Das Verhältniß zwischen Preußen und Hannover war schon lange vielfach getrübt. Die Heirathsplane der Königin trugen dazu nicht wenig bei, da dieselben immer neuen Stoff zu Mißhelligkeiten gaben. Auch andere Irrungen fanden zwischen den beiden Höfen Statt, man beschuldigte sich gegenseitig mancher Beeinträchtigung und Achtlosigkeit. Zum Ausbruch aber kamen die Sachen durch Friedrich Wilhelm's gewaltsame Werbungen, die auf jede Weise überall der großen Leute sich zu bemächtigen suchten, und dem Könige fast mit allen seinen Nachbarn üble Händel zuzogen. Da König Georg der Zweite auf alle Beschwerden wegen wiederholter Gebietsverletzungen, die bei solchen Anlässen geschehen waren, von Seiten Preußens weder Abhülfe noch Genugthuung erfolgen sah, so gab er endlich den Befehl, alle preußischen Offiziere und Soldaten, die sich auf hannöverschem Gebiet betreten ließen, festzunehmen. Friedrich Wilhelm fand sich dadurch so sehr beleidigt, daß er es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, sogleich Krieg anzufangen. Ungesäumt setzten sich 19 Regimenter, sowohl Fußvolk als Reiter, zusammen über 44,000 Mann, in Bewegung, und rückten schon zum Theil gegen die Elbe und bis nach Halber-

stadt vor; Leopold erhielt den Oberbefehl. Der König von Großbritannien ließ seine Völker gleichfalls ausrücken, und verstärkte sie durch Hülfstruppen, die er von Hessen und von Dänemark in Sold nahm. Von beiden Seiten erschienen Manifeste über die Ursachen des Krieges, die Feindseligkeiten konnten jeden Augenblick anfangen. Schon durfte Leopold sich in der feindlichen Hauptstadt als Sieger vorauserblicken, denn er selbst wie das von ihm gebildete und nun auch befehligte Heer schien jedes möglichen Erfolgs unzweifelhafte Bürgschaft; allein der schiedsrichterlichen Bemühung der Höfe von Braunschweig und Sachsen-Gotha gelang es, die Sache hinzuzögern, und endlich im April 1730 gütlich beizulegen, zum größten Mißvergnügen Leopold's, der dadurch seinem Kriegsruhme die schon für unausbleiblich gehaltenen neuen Lorbeern grausam entzogen sah. Das üble Vernehmen der beiden Höfe dauerte jedoch nicht weniger fort, indem auch die Ursachen der Mißhelligkeiten nicht aufhörten. Grumbkow, in der Gunst des Königs hauptsächlich durch Seckendorf immer mehr befestigt, wirkte dabei so thätig ein, daß Georg der Zweite die Entfernung desselben aus dem preußischen Staatsdienst als eine Bedingung festeren Einverständnisses durch seinen Gesandten Hotham aufstellen ließ. Grumbkow und Seckendorf wandten indeß diese persönliche Gefahr glücklich ab, und einigten die preußische Staatskunst nur um so stärker mit der österreichischen. Leopold sah die ihm selbst ursprünglich eigne Richtung von seinen Feinden angenommen, und da er weder jene verläugnen, noch mit diesen zusammenstehen wollte, so mußte er in stolzem Alleinstehen den Bewegungen jenes Partheiwesens immer mehr fremd werden.

In Ermangelung des Krieges selbst bot dessen Scheinbild in Waffenübung und Dienstbeflissenheit sich in gewohnter Weise reichlich dar. Der König August von Polen wollte nicht zurückbleiben, seinem Königlichen Freunde Wilhelm, zu dem er, nach gegenseitigen Besuchen, sich auf verbindlichsten Fuß gestellt hatte, auch einmal ein Schauspiel zu geben, welches dessen kriegerischer Sinnesart entspräche. Im Juni des Jahres 1730 wurden die sämmtlichen sächsischen Truppen, gegen 20,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reiter, bei Mühlberg

in ein großes Lustlager zusammengezogen, und der König von Preußen dazu eingeladen. Er erschien, der Einladung zufolge begleitet von dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen des Hauses, von Leopold, und mehr als 200 der angesehensten Generale und Offiziere, nebst deren zahlreichen Dienerschaften. Eine Menge der vornehmsten Gäste, beiderlei Geschlechts, kamen aus der Nähe und Ferne herbei, und Fremde aller Art, ausgezeichnet durch Stand und Rang, vermehrten die Versammlung; nicht zu gedenken des unzählbaren Heeres der geringeren Zuschauer, die von allen Enden herbeiströmten. Einen ganzen Monat dauerte das Lager, und in dieser Zeit wurde alles erschöpft, was die sinnreichste Erfindungsgabe mit verschwenderischer Pracht im Bunde nur irgend an Lustbarkeit und Vergnügen aufzubieten vermochten. Die sämmtlichen Truppen waren neugekleidet, in den reichsten, zum Theil phantastischen Uniformen; ein ganzes Regiment erschien in Goldstoff als Janitscharen, andere als Spahis, als Kosaken. Das bewegte Bild kriegerischer Vorgänge wand sich durch den glänzenden Wechsel von Gastmahlen, Schauspielen, Prunkfesten, Feuerwerken, Jagdbelustigungen und hundert andern Ergötzlichkeiten und Prachterscheinungen, zauberisch hindurch. Niemals hatte man dergleichen Fülle von Herrlichkeit gesehen. Ein ganzes Heer war zum Hofstaat umgewandelt, ein üppigstes Hof- und Palastleben in's Freie versetzt. Dichter besangen dies berühmte Lager von Mühlberg als ein Wunder der Zeit, und noch lange nachher wurde davon als von einem Ereignisse des Jahrhunderts erzählt. Im Sinne Friedrich Wilhelm's und Leopold's war das nun freilich nichts weniger als ein Kriegsfest, der Eifer des Königs August, indem er die Neigung seines Königlichen Gastes zu berücksichtigen strebte, hatte doch unvermerkt nur wieder der eignen nachgelebt. Indeß trennte man sich in den frohen Eindrücken so vielen Staunens und Ergötzens, und selbst die Heimreise Friedrich Wilhelm's war bis dicht vor Potsdam zur anhaltenden Jagdbelustigung eingerichtet. Leopold sah und sprach während des Lagers täglich den natürlichen Sohn des Königs von Polen, Grafen Rutowski, dem der König von Preußen ein Regiment zu Fuß verliehen hatte, dessen abgelauschte Uebungs- und Dienst-

weise jener dann bei den sächsischen Truppen einzuführen strebte. Das fünfzehn Jahre später eintreffende Begegnen bei Kesselsdorf zeigte jedoch, daß diese Zwischenzeit noch nicht hinreichend gewesen, den ursprünglichen Unterschied, sowohl der Truppen, als ihrer Feldherren, auszugleichen.

Bald nach dem Lager von Mühlberg machte König Friedrich Wilhelm der Erste eine Reise durch Franken und Schwaben, an den Oberrhein, und darauf stromabwärts nach Wesel. Ihn begleiteten außer dem Kronprinzen nur wenige Personen. Auf dieser Reise war es, daß der Kronprinz den unglücklichen Versuch wagte, sich den traurigen Verhältnissen, in welche das Zusammenwirken verschiedener Ursachen ihn rücksichtlich seines Vaters gesetzt hatte, durch die Flucht zu entziehen. Schon in Mühlberg war er mit diesem Gedanken umgegangen, an der Ausführung aber einstweilen noch verhindert worden. In Steinsfurth zwischen Heilbronn und Sinzheim, schienen die Umstände dem Vorhaben günstiger; aber der Erfolg täuschte die Erwartung. Der Kronprinz wurde verhaftet, als Staatsgefangener nach Küstrin gebracht, und einem kriegsrechtlichen Verfahren überliefert, welches eine Zeitlang sogar sein Leben zu bedrohen schien. Das gegen ihn und seine Mitschuldigen ausgesprochene Todesurtheil wurde an seinem Freunde, dem Lieutenant von Katt, wirklich vollzogen. Für ihn selbst erhob sich von allen Seiten die mächtigste und dringendste Verwendung. Insbesondere sprach Leopold mit Ernst und Nachdruck zu Gunsten des Kronprinzen, und stellte dem Könige vor, daß ihm nach den Reichsgesetzen kein Recht zustehe, den Thronfolger auf den Grund eines bloß kriegsrechtlichen Erkenntnisses am Leben zu strafen. Der König hatte wohl nie solche Absicht ernstlich gehegt, und nur den Schein derselben als Schreckbild eine Zeitlang bestehen lassen; nachdem er genugsame Wirkung seines Zürnens gesehen, verzieh er dem nunmehr unterwürfigen, tiefgebeugten Sohne. Der Kronprinz aber behielt denen, welche in dieser großen Drangsal ihm Antheil und Fürsorge bewiesen, ein dankbares Andenken, und fühlte sich besonders auch gegen Leopold verpflichtet, dem er späterhin aus diesem Anlasse sein Bildniß schenkte, welches als ein theures Andenken jener günstigen Verhältnisse noch

jetzt in Dessau wohl verwahrt wird. Seit jener Zeit auch scheint die schroffe Verehrung, in welcher von Jugend auf der Kronprinz für Leopold hatte stehen müssen, sich mehr und mehr durch annähernde Zuneigung gemildert zu haben.

Die Annehmlichkeit, zu Halle den Standort seines Regiments in solch bequemer Nähe zu haben, wurde für Leopold durch manchen Verdruß aufgewogen, der ebenfalls aus dieser Oertlichkeit entsprang. Die Universität daselbst war in großer Blüthe, die zahlreichen Studenten zu jeder Wildheit aufgelegt; sie gaben dem Kriegerstande an Trotz, Uebermuth und Gewalt nichts nach. Stete Händel, die häufig in blutige Schlägereien übergingen, störten die Ruhe der Stadt. Unstreitig hatte Leopold und die ganze Richtung, die er seinen Untergebenen mittheilte, hier die meiste Schuld. Den Beweis, daß ein friedliches Vernehmen nicht unmöglich sei, gab der General, nachherige Feldmarschall Graf von Schwerin, dessen Regiment seit dem Jahre 1723 in Frankfurt an der Oder stand, ohne daß jemals mit den dortigen, nicht weniger wilden Studenten eine Mißhelligkeit vorfiel. In Halle gab es dazu täglich Anlaß. Zuerst wollte Leopold nicht leiden, daß die Studenten, die er insolente Leute nannte, sich als Zuschauer bei dem Einüben der Rekruten herzudrängten, sie sollten warten, verlangte er, bis zum zweitenmale bataillonsweise exerzirt würde; indeß gelang es nicht immer, die neugierige dreiste Jugend von einem so anziehenden Schauspiele, das nun noch obenein verboten war, entfernt zu halten. Neckereien entspannen sich von beiden Seiten, Gewalt regte wiederum Gewalt auf; wo der wehrlose Bürger seufzend ertrug, stellte sich der waffengeübte Student mit dem Hieber zum Zweikampf ein. Was aber Leopold mit der ganzen Universität entzweite, war die Rücksichtslosigkeit, mit welcher seine Werber, sobald es ihnen gefiel, einzelne Studenten wegnahmen, und gewaltsam zu Soldaten machten; dieses Schicksal traf gewöhnlich die schönsten und größten Leute, und waren sie einmal eingekleidet, so blieb alle Vorstellung und Fürsprache, auf was für Rücksichten und Rechte sie auch begründet sein mochten, völlig fruchtlos. Dagegen bot auch den Studenten, welche sich gegen die gesetzliche Ordnung vergangen hatten,

der Soldatenstand die unverletzlichste Freistätte. Folgender Zug, in welchem Leopold's Laune in ganzer Derbheit zu erkennen ist, zeigt bis zu welchem Grad in diesen Zwistigkeiten Scham und Anstand außer Augen gesetzt wurden. Ein Student, der wegen schlechter Streiche relegirt werden sollte, meldete sich zum Soldaten. Leopold fand Gefallen an dem stattlichen Burschen, versprach ihm Schutz, und befahl ihm, zuförderst den akademischen Senat so zu begrüßen, wie Götz von Berlichingen den Hauptmann der Reichstruppen begrüßen ließ. Alle Verantwortung deßhalb übernahm Leopold. Auf solche Zusage gestützt, stellte sich der Student am folgenden Tage getrost der ergangenen Ladung vor dem Senat, hörte still und ruhig an, was dieser ihm vorlesen ließ, und als er seine Relegirung vernommen, sagte er der Versammlung kurz und bündig, was ihm aufgetragen war —, und eilte zur Thür hinaus. Pedell und Professoren, alles stürzt voll Wuth eiligst hinter ihm her, da tritt sogleich Leopold aus seinem Versteck ihnen entgegen, und hemmt den Schwarm, sie mit der Frage andonnernd: „Was giebt's denn, meine Herren? wohin so eilig?" — Ew. Durchlaucht, war die Antwort, ein Student, den wir relegiren mußten, hat so eben zu uns gesagt, wir sollten — „Nun, meine Herren, versetzte Leopold gelassen, hat das solche Eil?" Inzwischen hatte der Student allen Vorsprung gewonnen, die Professoren, zu dem erlittenen Schimpfe nun noch grausam verhöhnt, wichen beschämt zurück, und Leopold's schalkische Lust freute sich der köstlichsten Befriedigung! Wie mit der Universität gab es auch mit der Bürgerschaft immerfort Streit und Hader. Die Friedfertigkeit des einen Theils half nichts; die kleinen und großen Anlässe zum Unfrieden fehlten nie. Man that sich zuletzt gegenseitig allen Verdruß, allen Aerger an; nur hatten die Bürger selten dabei den Vortheil. Leopold wollte den Domplatz für die Uebungen seines Regiments haben, die Bürgerschaft lehnte jedoch die unberechtigte Anforderung ab, weil die Bäume, die eine Zierde des Platzes waren, Schaden leiden würden; diesen Grund wußte Leopold zu heben; es bedurfte nur eines Winks, und in Einer Nacht waren die Bäume sämmtlich durch seine Soldaten umgehauen; seufzend mußten

sich die Bürger dem Geschehenen unterwerfen. Man erzählt noch jetzt in Halle, wo das Andenken des alten Schnurrbarts im Volke sobald noch nicht erlöschen wird, viele theils härtere, theils lustige Streiche, in welchen seine unerschöpfliche Laune sich ausgelassen hat. Besonders der Neugierde, die sich um ihn drängte, wußte er übel mitzuspielen. Ein Theil seiner Kleidung war mit einem einzigen Knopfe festgehalten; verdroß ihn nun bei den Truppenübungen, oder wenn er durch die Straße ging, die Menge gaffender Frauenzimmer, besonders der wohlgekleideten und geputzten, so bedurfte es keiner großen Veranstaltung, um sie vom Platz und von den Fenstern schleunigst zu verscheuchen. Seine Späße in dieser Art überschritten jede Schranke; inmitten einer Gesellschaft von Herren und Damen ließ er sich einst eine Meldung bringen durch einen Grenadier, der in völliger Bewaffnung, mit Patrontasche, Mütze und Stiefelletten nach strengster Vorschrift angethan, aber übrigens völlig unbekleidet hereintreten mußte; Leopold behauptete, als Soldat sei der Kerl so noch ganz vollständig, und nichts gegen ihn einzuwenden. Aber ernstere Vorgänge, gewaltsame Eingriffe und gröbliche Beleidigungen veranlaßten Bürgerschaft und Universität zu häufigen Klagen bei dem Könige, und von dieser Seite hatte Leopold oft bittere Vorwürfe und herben Unmuth zu tragen. Ja, es geschah ihm das Unerhörteste, was seinem kriegerischen Stolze begegnen konnte. Im Jahre 1731 waren abermals durch Verschulden eines Offizieres große Zwistigkeiten mit den Studenten ausgebrochen; diesmal verlangte die Universität strenge Genugthuung, sie war im Begriffe auseinanderzugehen. Da verfügte der König in seinem gerechten Einsehen die Verlegung des Regiments. Leopold gerieth außer sich, er setzte alles in Bewegung, allein umsonst; es blieb unwiderruflich bei dem ertheilten Befehl. Vieler Tage Ungebühr wurde durch die Schmach des Einen Tages vergolten, an welchem Leopold in höchstem Grimm und tiefster Beschämung mit seinem Regimente von Halle ausziehen mußte. Doch ging der Zug nicht weit; die Bürger wünschten ihre Besatzung nicht zu verlieren, die Studenten zeigten wenig Groll. Man gab gegenseitig gute Versprechungen, die Ruhe stellte sich her,

und Leopold durfte bald mit seinem Regimente wieder nach Halle zurückkehren, wo der Friede darauf eine Zeitlang etwas besser gehalten wurde.

Im Jahre 1731 war es nahe daran, daß Leopold's alter Wunsch, seinen Neffen, den Markgrafen von Schwedt, mit einer der Königlichen Prinzessinnen vermählt zu sehen, erfüllt würde. Der König von Preußen wurde der Verhandlungen mit Großbritannien, welche durch den beharrlichen Eifer der Königin stets fortwährten, aber zu keinem Ergebniß führten, endlich ganz überdrüssig, und beschloß, damit der Sache völlig ein Ende gemacht würde, seine Tochter Wilhelmine zu verheirathen. Er ließ der Prinzessin die Wahl zwischen dem Markgrafen von Schwedt, dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels und dem Erbprinzen von Baireuth. Sie gab jedoch dem letztern, den sie noch nicht gesehen hatte, vor den beiden erstern, die sie schon kannte, eben deßhalb den Vorzug. Am 1. Juni geschah die Verlobung, nachdem Tages vorher ein Kourier endlich, wiewohl nun zu spät, den Auftrag des Königs von England überbracht hatte, wegen der Heirath des Prinzen von Wallis abzuschließen. Im November fand die Vermählung mit dem Erbprinzen von Baireuth Statt, und wurde mit vielen Festlichkeiten begangen. Der Kronprinz erschien am Tage nach der Hochzeit aus Küstrin zum erstenmale wieder am Hofe seines Vaters. Musterungen und Uebungen der Truppen fehlten bei solcher Gelegenheit nie, und insofern konnte Leopold, wie wenig auch sonst die Dinge seinen Wünschen entsprachen, bei solchen Festlichkeiten noch immer genugsamen Antheil finden. Nicht unbedeutend erschien Leopold's Ansehen auch in den politischen Rathschlägen dieser Zeit. Ohne mit Grumbkow und Seckendorf gemeine Sache zu machen, wirkte er einstimmig mit ihnen zur Befestigung des guten Vernehmens mit Oesterreich. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen, nachher als deutscher Kaiser Franz der Erste genannt, machte im Februar 1731 auf der Rückreise von England und Holland einen Besuch in Berlin, um zu der bevorstehenden Wahl eines römischen Königs die Gunst Friedrich Wilhelm's für sich anzusprechen. Leopold reiste ihm nach Magdeburg entgegen,

empfing ihn daselbst mit größten kriegerischen Ehren unter Abfeuerung des Geschützes, und bewies ihm während einer plötzlichen Krankheit, die seinen Aufenthalt bis auf zehn Tage dort verlängerte, alle sorgsamste Beeiferung. Beide kamen darauf nach der Hauptstadt, und Leopold versäumte seinerseits nichts, was die Freundschaftsbande zwischen beiden Höfen vermehren konnte. Zu gleicher Zeit kamen der Herzog von Braunschweig-Bevern, die Herzogin, seine Gemahlin, die eine Schwester der Kaiserin war, mit ihren Kindern nach Berlin, von welchen die Prinzessin Elisabeth Christine, Nichte der Kaiserin, bereits dem Kronprinzen zur Gemahlin bestimmt worden, nicht ohne Rücksicht auf den Kaiserlichen Hof, dem diese Verbindung angenehm sein mußte. Im Sommer desselben Jahres hatte der König von Preußen, auf besonderen Betrieb Seckendorf's, mit Kaiser Karl dem Sechsten in Böhmen eine persönliche Zusammenkunft.

Leopold war bei dieser nicht gegenwärtig; ihn traf zu derselben Zeit ein häuslicher Unfall, welcher ihn tiefer bewegte, als bei seiner sonst verhärteten Gemüthsart zu erwarten sein konnte. Seine Tochter Luise, regierende Fürstin von Anhalt-Bernburg, lag hoffnungslos danieder; sie wünschte vor ihrem Ende noch zum letztenmal ihren Vater an der Spitze seines Regiments aus den Fenstern ihres Schlosses zu sehen. Einem solchen Wunsche der geliebten Tochter konnte Leopold nicht anders als willfahren. In tiefster Traurigkeit brach er mit seinem ganzen Regimente von Halle nach Bernburg auf; kaum daselbst eingerückt, warf er sich lautschluchzend zur Erde, und betete voll Inbrunst: „Herr, ich bin kein solcher Lump, der dir bei jeder Hundsfötterei mit Gebeten beschwerlich fällt! Ich komme nicht oft, will auch sobald nicht wieder kommen; so hilf mir denn auch jetzt, und laß meine Tochter gesund werden!“ Inzwischen rückte das Regiment unter Kriegsmusik über den Schloßhof, die Fürstin erhob sich zum Fenster, und bezeigte die größte Zufriedenheit über die schönen Truppen, welche Leopold unter Heulen und Weinen ihre Uebungen machen ließ. Das Regiment wurde hierauf mit Bier und Brot bewirthet, die Offiziere speisten an der Fürstlichen Tafel. Leopold aber verließ die

Versammlung, setzte sich auf das Geländer der Saalbrücke, und weinte. Die Fürstin überlebte dies Schauspiel nur wenige Tage; der Vater kehrte voll herben Kummers mit seinem Regimente nach Halle zurück. Jahrelang nachher lud ihn der Fürst von Anhalt-Bernburg zu sich ein; Leopold versprach zu kommen, und begab sich von Halle mit großem Gefolge dahin auf den Weg; dicht vor Bernburg aber, als er des Schlosses recht ansichtig wurde, hielt er an, und kehrte dann kopfschüttelnd wieder um, indem er sagte: „Ich mag den Ort nicht wiedersehen, wo meine Luise hat sterben müssen."

An Truppenübungen und Waffenspielen durfte es auch bei den Feierlichkeiten nicht fehlen, die im Jahre 1733 zur Vermählung sowohl des Kronprinzen als auch bald nachher der Prinzessin Philippine Charlotte, dritten Tochter des Königs, welche den Prinzen von Braunschweig-Bevern heirathete, zu Berlin Statt fanden. Im folgenden Jahre 1734 aber sollten die kriegerischen Uebungen, nach langer Friedensdauer, wieder zu ernsten Kriegsereignissen aufsteigen. Gegen Oesterreich und Rußland, welche die Ansprüche des sächsischen Hofs in Polen unterstützten, trat Frankreich als Vertheidiger des von den Polen gewählten Königs Stanislaus Lesczinski auf. Für Leopold jedoch wurde die Befehlsführung, welche seinem Ehrgeize nicht entgehen zu können schien, durch die Rücksichten selbst, welche dieser ihm auferlegte, wiederum verhindert. Schon zu Ende des Jahres 1733 hatte Leopold mit Einwilligung des Königs von Preußen, bei dem Reichstage zu Regensburg für sich die zweite Feldmarschallsstelle des deutschen Reichs angesprochen, welche durch den Tod des regierenden Herzogs von Würtemberg im Oktober erledigt worden war. Als Mitbewerber um die Stelle waren der Nachfolger des Herzogs von Würtemberg und der Herzog von Braunschweig-Bevern aufgetreten. Das Reich, durch den inzwischen erfolgten Uebergang der Franzosen über den Rhein in seinen langsamen Berathungen diesmal etwas beschleunigt, faßte nach vielen Schwierigkeiten im Mai 1734 den Beschluß, alle drei Bewerber zu Reichsfeldmarschällen zu ernennen: Leopold aber, seit 22 Jahren Feldmarschall im preußischen Kriegsdienste, und, diesem Dienstalter nach,

in Gemäßheit früherer Gewohnheit und Uebereinkunft, zu der ersten Stelle berechtigt, war nur mit der dritten bedacht worden. Sowohl Leopold als auch der König, dessen eifrigste Verwendung hier dem Rechte selbst nichts gefruchtet hatte, war höchst aufgebracht. Der König verlangte sogar, Leopold sollte die empfangene Würde unter diesen Umständen lieber ganz ausschlagen, doch dieser, vielleicht durchblickend, daß der König ihm nur das neue, im Grunde doch ungern beförderte Dienstverhältniß für immer abgeschnitten sähe, war diesmal gelassener, und begnügte sich dem Reichstage auf sein Ankündigungsschreiben nicht zu antworten. In diesem zweideutigen Verhältnisse jedoch konnte sich für Leopold bei dem Heere keine seinem Rang und seinem Ruhm entsprechende Stellung ergeben, und seine Ansprüche verurtheilten ihn zur Unthätigkeit. Die preußischen Truppen, welche Seckendorf's diplomatische Geschicklichkeit noch in Folge des Vertrags von Wusterhausen als Hülfstruppen für den Kaiser ausgewirkt hatte, betrugen nur 10,000 Mann, und wurden von dem General von Röder befehligt, der aber wegen Altersschwäche meist dem Sohne Leopold's, Leopold Maximilian, der ihm als Generallieutenant zur Seite gegeben war, die Leitung des Ganzen überlassen mußte. Auch die übrigen vier Söhne Leopold's machten den Feldzug mit; zum Danke, daß ihm in diesem Kriege alle fünf Söhne unbeschädigt erhalten worden, baute Leopold im April des folgenden Jahres eine neue Kirche zu Wadendorf, welche die Fünfbrüderkirche genannt wurde. Indeß begaben sich der König selbst und der Kronprinz, begleitet von Leopold, von dem General von Buddenbrock und dem Obersten von Derschau, als Freiwillige zu dem Heere, welches unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen den Entsatz der Reichsfestung Philippsburg bewirken sollte, die von den Franzosen unter dem Herzoge von Berwick mit harter Belagerung bedrängt war. Sie trafen am 13. Juli über Heilbronn in dem Hauptquartier ein. Der Greis Eugen aber war an Sinnen und Gedächtniß so geschwächt, daß er Leopold zuerst gar nicht erkannte; doch stellte sich darauf ihr altes Verhältniß gleich wieder her, und auch in rohen Scherzen konnte sich, wie ehemals, ihre

Vertraulichkeit gefallen. Der König hatte hier mit Eugen das beste Vernehmen, und bezeigte ihm die größte Hochachtung; alle Eindrücke der früheren Geschichten waren ausgelöscht. Vergebens aber suchten der König und Leopold den alten Feldherrn zu einer kräftigen Unternehmung zu bewegen; der einst so kühne Held war keines starken Entschlusses mehr fähig; nachdem er das französische Lager besichtigt, erklärte er den Angriff desselben für unausführbar, und Philippsburg wurde seinem Schicksal überlassen. Im Angesicht Eugen's und seines ganzen Heeres mußte diese Festung, nachdem der General von Wutgenau sie mit äußerster Tapferkeit vertheidigt, und der Feind viele Leute, ja den Herzog von Berwick selbst, davor verloren, am 18. Juli in die Gewalt der Franzosen fallen. Die Anwesenheit des Königs und Leopold's half bei den preußischen Truppen die Kriegszucht wieder herstellen, welche auf dem Durchzuge durch die geistlichen Staaten, Fulda, Bamberg und Würzburg, zum Theil freilich aus Schuld mangelnder Verpflegung, schrecklich gelitten hatte. Auf die Kriegsbewegungen aber blieb ihre Gegenwart ohne Einfluß. Auch der Kronprinz, welcher hier unter Leopold's Anleitung den Krieg lernen sollte, fand sich getäuscht, denn so gut der Lehrmeister sein mochte, so schlecht war die Schule; indeß erwarb er Anschauungen mancher Art, und lernte Menschen und Sachen kennen. Eugen war wie durch Altersschwäche auch durch Bedenklichkeiten, die ihm auferlegt worden, völlig gelähmt, und der Feldzug verging in schlaffer Unthätigkeit. Da gar nichts vorfiel, so verließ der König am 15. August das Heer. Leopold begleitete ihn nebst dem Kronprinzen bis Mainz, und besuchte hierauf, nach empfangenen Pässen, das französische Lager, wo man ihm, als einem fremden Fürsten und großen Feldherrn, alle Ehren erwies, und kehrte dann zu dem Reichsheere zurück. Weil jedoch durchaus nichts von Belang sich ereignete, so fand auch er keine Ursache länger zu bleiben, sondern kehrte mißvergnügt heim; worauf er sich nach Potsdam begab, um den König zu besuchen, der eben von einer Krankheit genas, die ihm auf seiner Rückreise zugestoßen war. Leopold's Anwesenheit wurde hier von seinen Gegnern sehr ungern gesehen; er gab

ihnen bald wieder freien Raum, indem er mit dem Kronprinzen eine Reise nach Stettin machte, um denselben durch Besichtigung der dortigen Festungswerke auch in diesem Zweige der Kriegskunst zu unterrichten.

Der Kaiserliche Hof sah die Nothwendigkeit ein, dem Kriege gegen Frankreich ein nachdrücklicheres Ansehen zu geben, und suchte zunächst in fremder Hülfe, was am sichersten durch eigne Maßregeln zu erreichen war. Der Kaiser sandte im Februar 1735 den Fürsten Joseph Wenzel von Liechtenstein nach Berlin, um den König von Preußen zu größerem Antheil an dem Kriege zu bewegen. Der Fürst besuchte auch Leopolden in Dessau, an welchen er gleichfalls Aufträge hatte, die mit seiner Hauptsendung in enger Verbindung standen. Allein der König hatte von dem Heere des Kaisers die schlimmsten Eindrücke heimgebracht, und bezeigte keine Lust, seine herrlichen Truppen in einer so übelgeführten Sache hinzuopfern. Leopold aber wünschte die stärkere preußische Theilnahme nur bedingungsweise, wenn ihm zugleich ein Oberbefehl bei dem Heere verliehen würde; bevor dies geschehen, sagte man, habe er im Gegentheil alle Kriegsanstalten gehemmt und gehindert. Der König war mit Leopold's heftigem Verlangen, den Feldzug mitzumachen, wenig zufrieden, und lehnte dessen erstes schriftlich geschehenes Ansuchen einstweilen ab. Leopold antwortete, daß er den Tod davon haben würde, wenn ihm der König nicht erlaubte, mit in's Feld zu gehen. Er kam darauf gegen Ende des Mai zu den gewöhnlichen Truppenmusterungen nach Berlin, begleitete sodann den König nach Stettin, doch ohne sein Gesuch zu erneuern, während doch von der Kriegsführung unaufhörlich die Rede war, und Leopold häufig mit spöttischen Anmerkungen und absprechenden Urtheilen das Uebergewicht seiner Einsichten unangenehm fühlbar machte. Von Magdeburg aber schrieb er auf's neue an den König, und wiederholte sein Begehren mit dem Zusatze, daß er in seinen besonderen Angelegenheiten etwas sehr Nöthiges mit dem Prinzen Eugen zu sprechen habe. Der König, höchst empfindlich über diese Art von Rückhalt und Vorwand, überließ Leopolden zu thun, was ihm beliebte; dieser dankte für die Erlaubniß, und erbat

nun noch die Vergünstigung, den Hauptmann von Fouqué mitnehmen zu dürfen; worauf der König erwiederte, da jener Offizier in Leopold's Regimente diene, so könne er über denselben ja ohnehin verfügen. Dieser als tapfrer General und geehrter Freund Friedrich's des Großen berühmt gewordene Mann verdient hier noch besondere Erwähnung. Er war als Page an den Hof Leopold's gekommen, und alsdann in dessen Regiment Offizier geworden. Leopold hatte ihm gleich den Namen geändert: „Ach was da Fouqué! sagte er, das klingt mir zu weichlich! Weiß Er was? Er heißt von nun an Fouquet!“ Und noch heutiges Tages hat der Name nicht völlig wieder aus der Wirkung dieses Fürstlichen Machtspruches sich loswinden können. Fouqué befand sich in einer strengen Schule; die Härte und Rauhigkeit, welche sie mit sich führte, stählte seinen Karakter, ohne doch seiner feinen Bildung Eintrag zu thun; durch diese gefiel er besonders dem Kronprinzen, welchen er häufig in Rheinsberg besuchte, nicht ohne Betrieb Leopold's, wie man sagte, der solche Vermittelung zu benutzen wußte. Doch sah Fouqué sich durch Leopold's Benehmen zuletzt veranlaßt, den Abschied zu nehmen, und in dänische Dienste zu gehen. Friedrich der Große rief ihn in preußische Dienste zurück, da er denn gern wieder seinem alten Kriegslehrer sich anschloß, und zugleich dessen Wohlwollen und die Zuneigung des Königs zu verbinden wußte. — Inzwischen hatten sich für Leopold wegen einer Befehlshaberstelle in der That günstige Aussichten eröffnet. Von den beiden Reichsfeldmarschällen, welche ihm vorgezogen worden, war der Herzog von Braunschweig-Bevern kürzlich gestorben, der Herzog von Würtemberg bedeutend erkrankt, und dadurch für Leopold die Bahn, welche er nur als Erster betreten wollte, nun völlig frei. Eugen, der ihm fortwährend geneigt war, ergriff diese Gelegenheit, um ihn zur Ausübung seines Reichsfeldmarschallamts eifrigst herbei zu rufen; der alte Feldherr, die Abnahme seiner Kräfte mehr fühlend als eingestehend, wünschte seinen erprobten Kriegsgefährten, seinen Bullenbeißer, wie er ihn zu nennen pflegte, wieder zur Seite zu haben, um auf dessen noch ungeschwächte Rüstigkeit sich zu stützen. Daß Leopold eifrigst mitgewirkt, diese Berufung

zu veranlassen, ist nicht zweifelhaft. Er kam den 6. September nach Heidelberg in das Kaiserliche Hauptquartier; allein kaum war er daselbst erschienen, so traf auch der Herzog von Würtemberg daselbst ein, mehr aus Eifersucht, als wegen seiner Genesung, die noch keineswegs entschieden war. Es war Leopold's eignes Geschick, den Oberbefehl, welchen er mit so großer Begier zu erreichen strebte, und zu welchem ihn allerdings alle Eigenschaften und Rechte so sehr beriefen, in den wenigsten Fällen zu erlangen. Mit getäuschten Erwartungen blieb er als Freiwilliger ungefähr einen Monat bei dem Heere, das aber auch diesmal in gewohnter Unthätigkeit verharrte. Nachdem das Ende des Feldzugs erschienen, und auch die Friedenspräliminarien zwischen Oesterreich und Frankreich zum Abschlusse gediehen waren, reiste Eugen unverrichteter Sache am 3. Oktober nach Wien zurück, und Leopold mißvergnügt nach Dessau. Beide hatten einander zum letztenmale gesehen; Eugen kam nicht wieder zum Heere, sondern verschied im April 1736 zu Wien fast ohne Krankheit den Tod des Alters.

Der König war insgeheim wohl zufrieden, daß Leopold in seinem Vorhaben gescheitert, wie ihm denn schon genug mißfiel, seinen Feldmarschall auch nur dem Namen nach mit Kaiser und Reich zu theilen, besonders jetzt, da er täglich mehr Ursache zu haben glaubte, dem Kaiserlichen Hofe zu grollen. Seckendorf war bei dem Reichsheere, und konnte von dorther auf die Verhältnisse in Berlin nur unvollkommen einwirken, und es hatten sich zwischen den beiden Höfen unterdeß viele Mißverhältnisse gehäuft. Man schonte von österreichischer Seite damals der besten und nützlichsten Freunde nicht. Auch Leopold wurde tief beleidigt durch eine Verfügung des Hofkriegsrathes zu Wien, welche den gothaischen Truppen das Fürstenthum Anhalt zu Winterquartieren anwies. Der König reizte Leopold durch seine Scherze darüber noch mehr auf, war aber im Grunde selbst durch den Mangel an Rücksicht, welche jene Verfügung zeigte, empfindlich verletzt. Er beklagte sich bitter über die Art, wie ihn der Wiener Hof behandle, und sagte, indem er auf den Kronprinzen zeigte: „Da ist Einer, der mich einmal rächen wird!"

Von dem Kronprinzen war schon bekannt, daß der Anblick des Kaiserlichen Heers in dem unthätigen Feldzuge von 1734 ihm eine geringe Meinung von der Macht und den Waffen des Kaisers beigebracht. Leopold konnte nicht bewogen sein, dieser Geringschätzung allzubeflissen entgegenzuarbeiten, und so lag in diesem Zusammenflusse von übeln Eindrücken und mißbereiteten Stimmungen vielleicht der erste Keim zu den Kriegen, welche späterhin ausbrachen! Dem Kronprinzen schloß sich Leopold als dessen Lehrmeister im Kriegsfache mehr und mehr an; er unterrichtete denselben nicht nur durch unmittelbare Anleitung, indem er stets, was irgend vom Kriegswesen Wichtiges vor Augen kam, ihm bemerklich machte und erläuterte, sondern er ließ sich auch angelegen sein, durch schriftliche Abfassungen dem mündlichen Unterricht nachzuhelfen. Schon früher hatte er zu solchem Behuf die Tagesbefehle des Feldzuges von Stralsund und Rügen nach ihrer Folge zusammendrucken und durch Plane erläutern lassen. Den Angriff einer Festung arbeitete er gleichfalls in der Art aus, daß er Tag für Tag angab, was geschehen sollte, gleichsam als ertheilte er einem Untergebenen die erforderlichen Befehle; der Kronprinz erwähnt in den Briefen an seinen Vater noch späterhin 16 Plane solcher Art, die Leopold ihm gesendet habe. Das vertrauliche Verhältniß zu dem Kronprinzen blieb nicht unbemerkt, man sah voraus, daß Leopold unter der künftigen Regierung allen Machteinfluß an sich bringen würde; dem Könige wurde manches Mißfällige darüber beigebracht, doch ohne weiteren Erfolg, als daß hin und wieder verdrießliche Aeußerungen darüber vorfielen. Der König hielt im Sommer 1736 über seine Truppen bei Magdeburg Musterung, und reiste dann zu gleichem Zwecke nach Preußen, bei welchen Anlässen Leopold wie sonst in gewohntem Ansehen und Vertrauen ihn begleitete.

Nachdem schon früher der Herzog von Braunschweig-Bevern, dann der Prinz Eugen, und im Mai des Jahres 1737 auch der Herzog von Würtemberg mit Tode abgegangen, blieb Leopold als der einzige, und nun unbestreitbar erste Reichsfeldmarschall zurück. Kaiser Karl der Sechste aber wünschte seinen Schwiegersohn, den Herzog Franz von

Lothringen, der inzwischen durch die Friedenspräliminarien zum Großherzog von Toscana bestimmt worden, und künftig sein Nachfolger im Reiche sein sollte, zum Reichsfeldmarschall befördert zu sehen, und richtete daher an Leopold die Bitte, sich selbst noch mit der zweiten Stelle zu begnügen, und dem Herzoge die erste einzuräumen. Aus Ehrerbietung für das Reichsoberhaupt und in Rücksicht der hohen Verhältnisse, welche kaum eine Nebenbuhlerschaft mit dem Herzoge gestatteten, gab Leopold dem Ansuchen des Kaisers willig nach, und behielt sich nur seine Rechte für diejenigen Fälle vor, wo der Herzog verhindert würde, selbst den Oberbefehl zu führen. Bald jedoch mußte er zu seinem großen Mißvergnügen den Bruch dieser Bedingung erfahren, denn als der Herzog im April 1738 zu dem Heere nach Ungarn abreiste, übertrug er den Oberbefehl des noch bis zum völligen Friedensschlusse, der erst im November 1738 zu Stande kam, versammelten Reichsheeres, so wie die Aufsicht über die Reichsfestungen Philippsburg und Kehl, dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen als seinem Stellvertreter, obwohl derselbe nur erst Generallieutenant des Reichs, und im österreichischen Dienste General der Reiterei war. Die Sache machte sogar beim Reichstage großes Aufsehen; der König von Preußen nahm die Zurücksetzung seines Feldmarschalls sehr übel, und Leopold selbst that nachdrücklich Einspruch, doch mußte er sich mit den Entschuldigungen und Ehrenerklärungen des Kaisers diesmal zufrieden geben. Erst im Jahre 1745 in seiner letzten Lebenszeit, als der Herzog nach dem Tode Kaiser Karl's des Siebenten zum Kaiser gewählt worden, konnte Leopold in sein volles Recht eintreten, und auch da hatte er noch das Ansinnen eines deutschen Hofes abzulehnen, der wiederum den Vorrang für einen seiner Prinzen zu erlangen wünschte.

Im Juli 1738 begleitete Leopold den König und den Kronprinzen zu einer großen Truppenschau nach Kleve, wo 30,000 Mann gemustert wurden. Im folgenden Jahre geschah in gleicher Absicht eine Reise nach Preußen, wo bei Welau ein Lager zusammengezogen war. Unter gewohnten Beschäftigungen und Arbeiten vergingen die Zwischenzeiten

theils in Berlin, theils in Dessau. Im Februar 1739 kam die Vermählung des Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt mit Leopold's zweiter Tochter Leopoldine Maria glücklich zu Stande, ein Ereigniß, welches von Leopold als ein sehr schmeichelhaftes empfunden wurde. Der preußische Geheime Rath von Nüßler wurde mit den nöthigen Aufträgen wegen dieser Verbindung nach Dessau gesandt, und daselbst ungemein freundlich aufgenommen. Damit wir den alten Dessauer auch einmal anders als im Soldatenrocke sehen, möge hier die kurze Schilderung stehen, welche von seinem Erscheinen in Nüßler's Lebensbeschreibung vorkommt. „Endlich — heißt es daselbst — erschien auch der alte Fürst in einer grünen seidenen Kontusche, mit einem Nachthut auf dem Kopf, grüßte die Anwesenden, nahm seine Gemahlin bei der Hand, und führte sie in das Nebenzimmer, dahin sich auch die andern Personen begaben, und nach kurzem Gebet an die Tafel setzten. Der Fürst erzählte viel von dem Prinzen Eugen, Herzog von Marlborough, und andern Generalen, und beschrieb eines jeden Stärke und Schwäche, sprach auch von der Herkunft des großen Kraut, und von unterschiedenen preußischen Ministern. Der Fürst war sehr gnädig gegen Nüßler, trank auch seine Gesundheit und sein Vergnügen. Nach dem Genuß des Bratens stand er auf, und begab sich nach einem kurzen Gebet in sein Zimmer."

Der Schauplatz am preußischen Hofe hatte in der letzten Zeit große Veränderungen erfahren, und größere noch waren im Anzuge. Alle Plane und Ansichten hatten sich nach andrer Richtung gestellt. Seckendorf war nach dem Feldzuge am Rhein nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt. Der Kaiser hatte ihn im Jahr 1737 zum Feldmarschall ernannt, und an die Spitze des Heeres gestellt, welches in Ungarn gegen die Türken focht; wegen der unglücklichen Kriegserfolge aber war er zur Untersuchung gezogen, und auf die Festung nach Grätz in Gewahrsam gebracht worden. Grumbkow, dieses Beistandes beraubt, hatte nur mit Mühe sein Uebergewicht behauptet; er suchte neue Verbindungen anzuknüpfen, und auch den Kronprinzen für sich zu gewinnen, allein dies gelang nur unvollkommen, er fand sich nach allen Seiten übel ver-

wickelt, sein Ruf war bedenklichst angegriffen, und Mißmuth und Krankheit drückten ihn zu Boden. Er starb im März 1739 als spätes Opfer eines Wettkampfs im Trinken, in welchen er sich einst mit dem Könige von Polen auf dessen Durchreise in Krossen eingelassen hatte; der König August nämlich dachte Grumbkow's, dieser des Königs Geheimniß zu entlocken; der Zweck blieb unerreicht; die ungeheure Anstrengung aber wurde beiden Theilen zum Verderben; der König starb an den Folgen bald nachher in Warschau, Grumbkow verlebte noch sechs Jahre in stetem Siechthum, bis er zuletzt ganz erlag. Der König Friedrich Wilhelm beklagte anfangs den Verlust dieses Staatsmannes ungemein, als er aber dessen hinterlassene Papiere durchgesehen, und Beweise von seiner Unredlichkeit gefunden zu haben glaubte, sprach er in der Tabagie mit höchstem Unwillen von ihm, und niemand übernahm des Verstorbenen Vertheidigung.

Leopold stand nun allein an der Seite seines Königlichen Herrn und Freundes; allein dieser selbst war bereits dem Ziele seiner Regierung nahe. Schon auf der letzten Reise nach Preußen hatte Friedrich Wilhelm durch bedeutende Krankheitsanfälle sehr gelitten. Der Winter brachte seiner zerstörten Gesundheit keine wesentliche Besserung, und im Frühjahre 1740 wurde sein Zustand immer schlechter. Leopold meldete ihm in dieser Zeit, in Wien sollten die Kaiserlichen Regimenter um zwei Drittheile vermindert werden, und rieth einige tausend Mann zur Vermehrung des preußischen Heeres dort anzuwerben, allein der König war schon so schwach, daß er auf den sonst höchstwillkommnen Vorschlag nur antwortete, er sei dem Tode nahe, und habe alles seinem Sohne gesagt. Auf die Nachricht von dem lebensgefährlichen Zustande des Königs eilte Leopold am 30. Mai von Dessau nach Potsdam, wo er am nämlichen Tage eintraf, und von dem Könige als treuer, alter Freund zärtlichst empfangen wurde. Am folgenden Tage befand sich der König sehr schlecht, ließ sich aber dennoch an ein Fenster bringen, und befahl, die Pferde seines Marstalls im Hofe vorzuführen. Er hieß Leopold und den Generaladjutanten von Hacke jeden sich ein Pferd wählen; Leopold schien ihm zu schlecht gewählt

zu haben, und er selbst suchte demselben ein besseres aus; er sagte, er gebe das Pferd als ein vom Dienst ausscheidender Oberst dem ältesten Feldmarschall, und fügte noch das Geschenk eines prächtigen Sattels und eines Paars kostbarer Pistolen hinzu. Dann nahm er von Leopold zärtlich Abschied, und entließ ihn mit allen Uebrigen, um seine letzten Augenblicke Gott zu widmen. Er starb noch desselbigen Tages, ergeben, sagt Friedrich der Große, wie ein Christ, und standhaft wie ein Weiser.

Pöllnitz erzählt, in noch ungedruckten Denkwürdigkeiten zur Lebensgeschichte Friedrich's des Großen, in einer bei Preuß angeführten Stelle: „Nach dem Tode seines Vaters sei Friedrich in heftigem Schmerze gewesen, als der alte Dessauer sich habe anmelden lassen, um sein Beileid zu bezeigen; sogleich habe Friedrich sich zusammengenommen und keinen Schmerz mehr blicken lassen; heulend wie ein Kind sei der Fürst nun eingetreten, habe eine Rede gehalten, und gebeten ihm und seinen Söhnen ihre Stellen im Heer, und ihm seinen bisherigen Einfluß und Macht zu lassen; hierauf habe Friedrich geantwortet, seine bisherigen Stellen werde er ihm gern belassen, da er erwarte, daß der Fürst ihm so treu dienen werde, wie dem vorigen Könige, was aber Macht und Einfluß betreffe, so werde in der neuen Regierung der König allein Macht haben, und Einfluß niemand."

Mit der Thronbesteigung des neuen Königs erhob sich in der That eine neue Gestalt der Dinge, deren Entwickelung man weit entfernt gewesen war zu ahnden. Der junge Fürst, der jetzt die Regierung antrat, war von Wenigen eigentlich gekannt; man hatte seinen wahren Karakter und Werth in den Verhältnissen, in welchen theils offenbarer Zwang, theils heimliche Freiheit, ihn seiner ruhigen Fassung entäußerten, nicht zu beurtheilen vermocht. Zwar wußte man, daß er mit strengem Eifer die genaueste Erlernung alles dessen betrieben, was irgend in das Kriegsfach einschlug, daß er sein Regiment in trefflicher Ordnung und Uebung erhalten, und auf alle Weise sorgsam jeder Dienstobliegenheit vorgestanden, allein man hielt alles dieses bloß für Ergebung in

den väterlichen Sinn und Willen, und glaubte ihn selbst dem Kriegswesen abgeneigt, und einzig der französischen Schöngeisterei zugethan. Groß war daher das Erstaunen, als man den nunmehrigen König seine gewohnte Beschäftigung mit den Truppen nicht nur eifrigst fortsetzen, sondern auch das bereits 100,000 Mann starke Heer mit 15 neuen Bataillons noch vermehren sah. Auch Leopold, dessen Scharfblick sonst nicht leicht getäuscht wurde, mußte seinen Irrthum gewahr werden, und durfte sich freuen, den kriegerischen Geist des vorigen Herrschers unter dem jetzigen fortdauern zu sehen. Leopold wurde in allen seinen Würden und Aemtern bestätigt, und reiste sogleich nach Magdeburg und Halle, wo er die Truppen dem neuen Könige schwören ließ. Sein schönes Regiment führte er selbst bei diesem Anlasse vor die Stadt auf das freie Feld, und hielt nach geschehener Eidesleistung feierlich seinen Wiedereinzug. Er kehrte nach Potsdam zurück, um daselbst in der Garnisonkirche dem feierlichen Leichenbegängnisse des verstorbenen Königs beizuwohnen, er selbst und der Herzog von Holstein-Beck führten dabei den jungen König in ihrer Mitte. Leopold's Ansehen schien bei der Wendung, welche die neue Regierung nahm, nur noch höher steigen zu müssen. Schon bisher stand er als gewaltiger Führer im preußischen Heere sonder Gleichen; er hatte die Preußen vor dem Feind überall zum Siege geführt, im Frieden fast unbeschränkt in dem Heere geschaltet; die Truppen sämmtlich sahen ihn als ihr gefürchtetes Haupt an, ihre kriegerische Erziehung hatten sie größtentheils von ihm; Beförderung und Ruhm der Offiziere wurde durch sein Urtheil bestimmt; in allen Regimentern hielten sich ergebene Anhänger fest an ihn, als bei welchem allein Heil und Glück zu finden war. Aber auch in dieser Beziehung sollte der Anschein diesmal getäuscht haben. Friedrich schätzte in Leopold den heldenmüthigen Krieger, den Ordner des Heeres, den Begründer so vieler Kriegstüchtigkeit; aber den Menschen in ihm liebte er nicht, nicht seine grausame Strenge, nicht seine rauhen Sitten, seine herrische Gewaltsamkeit. Friedrich führte sogleich eine sanftere Behandlung bei den Truppen ein, und verbot das unmäßige Schimpfen und Schlagen; indem er auf diese Weise

die Soldaten zu den Offizieren, und diese zu den Generalen, in ein günstigeres Verhältniß stellte, hielt er selbst sich zu den letztern in minderer Vertraulichkeit, als sein Vater gethan. Auch Leopold mußte bald gewahr werden, daß er dem Könige minder nahe stehe. Der erste wichtige Schlag aber, der wider sein Erwarten und gegen seinen Sinn geschah, war die Ernennung des Generals von Schwerin, der zugleich mit seinem Bruder in den Grafenstand erhoben wurde, zum Feldmarschall. Schwerin war fast in allen Dingen, die Kriegskunde und Tapferkeit abgerechnet, in welchen er jeden Wetteifer bestehen konnte, das Gegentheil von Leopold, sanft und menschenfreundlich in seinen Empfindungen, einnehmend in seiner äußeren Erscheinung, feingebildet im geselligen Verkehr. Leopold und sein zahlreicher Anhang befeindeten ihn heftig, und suchten ihm auf alle Weise bei dem Könige zu schaden. Durch das ganze Heer erstreckten sich in geheimer Spaltung gleichsam zwei Partheien, von welchen die Parthei Leopold's in allen überwiegenden Vortheilen althergebrachten Besitzes war, und des herrschenden Augenblicks nur vorübergehend zu entbehren schien. Nach mancherlei Vorgängen aber, in welchen deutlich genug wurde, daß der König in seinem Feldherrn keinen Lehrmeister mehr wolle, noch dessen Meinung unbedingt der eignen Einsicht vorziehe, entstand eine große Kälte zwischen Beiden, und Leopold ließ in seinem Eifer, sich am Hofe zu zeigen, sehr nach.

Als er voll Ingrimm nun sich in Dessau zurückgezogen hielt, und täglich in bittern Worten sein Herz erleichterte, erschien unerwartet der König bei ihm zu Besuch, fuhr mit ihm spaziren, und speiste dann mit ihm. Leopold brummte finster vor sich hin, und sprach fast kein Wort. Endlich fragte Friedrich ihn: „Was ist Ew. Liebden?" — „Ich wollt, ich wäre todt!" erwiederte der Fürst. — „Dazu können Ew. Liebden kommen, sagte Friedrich, eine Pistole oder gute Büchse." — „Ich bin ein guter Christ," unterbrach ihn Leopold rasch. — „Nun, es giebt auch andre Mittel, fuhr der König fort, die nicht so nach Selbstmord aussehen; lassen Sie sich zum Beispiel ein paar Stunden lang auf dem Knüppeldamm hin und her fahren, auf dem Sie mich spa-

ziren gefahren, das könnte schon fruchten! Mir wenigstens war fast schon die Seele aus dem Leibe.“ Augenblicklich erheiterte sich Leopold, vergaß seinen Groll, und nun ging das Gespräch munter fort, und man schied dem Anscheine nach in guter Freundschaft.

Am 20. Oktober 1740 starb der Mannsstamm des Hauses Habsburg mit Kaiser Karl dem Sechsten aus, ein Ereigniß, welches alsbald die Mächte von Europa in Bewegung setzte. Seine Tochter Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, sollte dem Kaiser, der pragmatischen Sanktion gemäß, in allen seinen Erbreichen nachfolgen. Allein jenes Hausgesetz, dessen Anerkennung Karl der Sechste mit großen Mühen und Opfern bewirkt hatte, zeigte sich als eine nur schwache Gewähr. Von mehreren Seiten erhoben sich Ansprüche sowohl auf das Ganze der Erbschaft, als auf einzelne Theile derselben. Friedrich der Große säumte nicht, sein Recht auf einige schlesische Fürstenthümer geltend zu machen, und beschloß, da von Unterhandlungen wenig zu hoffen war, mit den Waffen in der Hand in Schlesien einzufallen. Das Vorhaben des Königs fand bei den Ministern und Generalen, welchen er dasselbe zuerst mittheilte, nur Zweifel und Widerspruch. Besonders zeigte sich Leopold aufgebracht und entrüstet; er hatte für unmöglich gehalten, daß in Preußen solch ein Gedanke ohne sein Mitwissen entstehen dürfte, er fand sich in seinem wohlerworbenen, anerkannten Ansehen beleidigt, und überdies in seinen innersten Empfindungen verletzt. Das österreichische Heer war ihm nahverwandt wie das preußische; beiden zugleich angehörend hatte er seinen ersten Kriegsruhm erfochten. Dem Kaiserlichen Hause war er vielfach zugethan und verpflichtet, und nie hatte er sich träumen lassen, daß er demselben jemals in kriegerischer Feindschaft gegenüberstehen sollte. Den Oberbefehl aber, welchen zu führen unter solchen Umständen ihn zwar schmerzen doch auch reizen durfte, sah er sich keineswegs angeboten, und nichts deutete darauf, daß derselbe seinen Händen vertraut werden würde. Aus allen diesen Gründen war er dem Plane heftig entgegen, und versuchte zuerst durch sein feldherrliches Machtwort die ganze Sache

gleich im Beginn zu unterdrücken. Er widersprach dem Könige mit allem Trotze des Besserwissens, und mahnte von dem thörichten Vorhaben mit der hochfahrenden Ueberlegenheit ab, welche das erfahrungsreife Alter dem jüngeren Muthe gegenüber so gern annimmt. Da dieses ohne Wirkung blieb, so weissagte er Unglück und Verderben. Einem Feldherrn solches Ruhmes und Ansehens gelang es leicht, durch seine Mißbilligung die Muthigsten mit Besorgniß zu erfüllen, er sprach so laut und rücksichtslos gegen das Vorhaben des Königs, daß dieser bedacht sein mußte, dem üblen Geiste, der sich unter den Generalen und höheren Offizieren zu verbreiten anfing, auf alle Weise wieder entgegen zu arbeiten. Man sprach von dem ungeheuern Mißverhältnisse beider Mächte, von der Trefflichkeit der österreichischen Truppen, von ihrer großen Ueberzahl. Schon, daß Leopold, wie bald verlautete, weder den Oberbefehl führen, noch überhaupt den Feldzug mitmachen würde, schien von übler Vorbedeutung; man traute dem jungen Könige, wie früher keine Neigung, so jetzt wenig Fähigkeit für die Angelegenheiten des Krieges zu. Leopold begab sich infolge dieser gespannten Verhältnisse nach Dessau. Hier vernahm er bald den wirklich erfolgten Anfang des kühnen Unternehmens. Der König war den 16. Dezember mit 40,000 Mann in Schlesien eingefallen. Leopold sagte bei der Nachricht in Gegenwart seines Sohnes Moritz, der gerade bei ihm war: „Das ist ein schlimmes, gefährliches Spiel, das er da spielt." Der Prinz fragte einwendend: „Nun, hat er denn nicht Recht dazu?" — „So viel, wie Du!" antwortete jener. — Die Sache ging indeß rasch genug von Statten. Fast ohne Blutvergießen erfolgte die Besetzung des größten Theils von Schlesien, und im Januar des folgenden Jahres 1741, nachdem starke Kälte eingetreten, nahmen die Truppen daselbst ruhig ihre Winterquartiere. Desto ernstlicher aber schien der nächste Feldzug werden zu müssen, in welchem die leichte Eroberung gegen die inzwischen gesammelte österreichische Heeresmacht behauptet werden sollte. Friedrich kam zu Ende des Januars aus Schlesien nach Berlin zurück, um sich zu dem bevorstehenden Kampfe nachdrücklicher zu rüsten. So wichtigen Entschei-

dungen entgegengehend, wünschte er der Einsicht und Mitwirkung seines erfahrensten Feldherrn nicht länger zu entbehren. Er berief demnach Leopold zu sich nach Berlin, und dieser, nachdem die Sachen ohne sein Zuthun einmal diesen Gang genommen, fand kein Bedenken mehr, seinen kriegerischen Eifer dem Begonnenen zu widmen. Bedeutende Verstärkungen, welche vor dem Abzuge regelmäßig von Leopold gemustert wurden, gingen nach Schlesien; der König selbst behielt sich den Oberbefehl dort vor; doch während er Leopold von dem eigentlichen Schauplatze der Kriegsbegebenheiten geflissentlich entfernt hielt, wußte er dessen Kraft und Ansehen auf andrer Seite trefflich zu gebrauchen.

Die Höfe von Dresden und Hannover zeigten gegen Preußen höchst unsichre Gesinnung, und der König beschloß gegen diese Mächte, zur Sicherung seiner Staaten, während er selber tief in Schlesien beschäftigt wäre, ein Beobachtungsheer von 30,000 Mann in der Mark zusammenzuziehen. Den Oberbefehl über dieses Heer empfing Leopold, welcher, nachdem er zur Bestellung seiner eignen Angelegenheiten kurze Zeit in Dessau verweilt, vom 11. März an in Berlin allen kriegsthätigen Eifer entfaltete, jene Truppenmacht schlagfertig aufzustellen. Sein eignes Regiment rückte aus Halle dazu herbei. Im Anfange des April schlug er sein Lager zwischen Genthin und Brandenburg auf. Mit den benachbarten Edelleuten unzufrieden, bedrückte Leopold ihre Güter mit großer Härte, und seine sonst in strenger Zucht gehaltenen Soldaten richteten arge Verwüstungen an, worüber heftig geklagt wurde. Doch Leopold kümmerte sich wenig darum. Seine Gemahlin mit den unvermählten Prinzessinnen und jüngeren Prinzen nahm für die Dauer des Lagers ihre Wohnung auf der Domprobstei zu Brandenburg; die älteren Prinzen, Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, dienten bei dem Heere des Königs in Schlesien. Schon am 9. März hatte Leopold Maximilian die Festung Groß-Glogau durch rühmliche Waffenthat erobert. Am 10. April gewann der König die Schlacht von Mollwitz, welchen Sieg Leopold in dem Lager von Genthin durch ein Tedeum und den Donner des Geschützes feierte; einigen Antheil an demselben durfte

er sich auch in der Ferne gewissermaßen zurechnen; die Trefflichkeit des durch ihn gebildeten Fußvolks hatte sich im höchsten Glanze gezeigt. Ihm persönlich wurde diesmal keine Gelegenheit zu kriegerischen Thaten. Dafür ließ er desto eifriger den ganzen Sommer hindurch seine Truppen in unaufhörlichen Waffenübungen ausrücken, zu größter Belästigung der Gegend und ihrer Bewohner. Noch in späterer Zeit ließ Eberhard von Rochow auf Rekahn bei diesem Dorf einen Steinhaufen als Denkmal aufschütten, mit der Inschrift: „Im Jahre 1741 stand auf diesen Bergen das preußische Lager von dreißigtausend Mann in zwei Treffen fünf Monat, von Göttin bis Krane, zum unersetzten Schaden dieser Güter." Auch errichtete er während dieser Zeit sechs Schwadronen Husaren, welcher Waffengattung im preußischen Heere, gegenüber den zahllosen Schwärmen leichter Reiterei des Feindes, ein fühlbarer Mangel war; anfangs gab er diesen Husaren Lanzen, die aber bald mit dem zweckmäßigeren Säbel vertauscht wurden. Mit glücklichstem Erfolge war die thätige Sorgfalt des Königs bemüht, die bisher gegen das Fußvolk so sehr verabsäumte Reiterei zu gleichem Grade der Abrichtung und Zuverlässigkeit zu erheben. Leopold, wenn auch eifrig zu diesem Zwecke mitwirkend, blieb darum nicht minder seiner eingewurzelten Vorliebe für das Fußvolk getreu. Im September wurde das Lager von Genthin nach Gröningen an die sächsische Gränze verlegt, im Oktober aufgehoben, und die Truppen in die Winterquartiere vertheilt, indem durch die Uebereinkunft vom 27. September zu Hannover zwischen Frankreich und Großbritannien jede Besorgniß auf dieser Seite für Preußen schwinden durfte. Der König berief nun Leopold nach Schlesien, wo der Feldzug durch die Belagerung von Neiße beschlossen wurde, die jedoch kein merkwürdiges Ereigniß darbieten konnte, da die Vertheidigung, infolge schon eingeleiteter Friedensverhandlungen, bloß zum Scheine geschah, und die Uebergabe, welche nach 12 Tagen am 30. Oktober Statt fand, schon im voraus mit dem österreichischen Feldherrn Grafen von Neipperg verabredet worden war. Die Anstalten des Angriffs hatte der Prinz Dietrich von Anhalt-Dessau geführt. Leopold besichtigte nach der Ein-

nahme mit dem Könige die Festungswerke, die nach seiner Angabe sogleich mit neuen Arbeiten verstärkt wurden. Hierauf begleitete er den König nach verschiedenen Orten, die er in dem eroberten Lande zu sehen wünschte, und endlich nach Breslau, wo dem neuen Herrscher von der Bürgerschaft die Huldigung geleistet wurde. Von Berlin, wo er sich von dem Könige beurlaubte, kehrte Leopold nach Dessau zurück. Während des Winters errichtete er daselbst, nach besonderem Auftrage des Königs, zwei Minenrkompanieen, wozu die nöthige Mannschaft aus den Bergleuten des Harzes geworben wurde.

Die Friedensverhandlungen, in deren Erfolg man keinen Zweifel gesetzt hatte, zerschlugen sich gleichwohl wieder, und das Jahr 1742 begann unter neuen Kriegsaussichten. Das deutsche Reich hatte den Kurfürsten von Baiern als Karl der Siebente zum Kaiser gewählt, und die preußischen Waffen, jetzt auf's neue dem, zwar nicht mehr österreichischen, Kaiserthum verbunden, erschienen wieder im Felde, gegen Oesterreich und dessen Verbündete die Wahl zu vertheidigen. Frankreich war zu gleichem Zwecke gegen Oesterreich aufgetreten, und Sachsen demselben Zuge gefolgt. Schon im Januar war der König zu dem Heere nach Schlesien abgegangen, und darauf nach Mähren vorgedrungen; im März, als die Kriegsunternehmungen ernstlicher wurden, sandte er an Leopold den Befehl, einen Theil der Truppen, welche früher im Lager bei Genthin gestanden, nach Böhmen zu senden, wohin sich der Kriegsschauplatz indeß gezogen, mit dem größeren Theile aber selbst nach Oberschlesien zu rücken, wo auch die Truppen, welche sein Sohn Prinz Dietrich befehligte, seinem Befehl untergeordnet wurden. Am 2. April rückte Leopold mit den schnell wieder gesammelten Truppen von Berlin aus. Unterwegs aber traf ihn ein Eilbote des Königs, der ihn mit allen Truppen zu sich nach Böhmen berief. Leopold nahm seinen Weg, nach eingeholter Bewilligung des sächsischen Hofes, mit 8 Regimentern zu Fuß und 4 Regimentern zu Pferde in nächster Richtung durch die Lausitz. Während die Truppen allmählig fortrückten, verweilte er in Zittau, und wohnte daselbst einer bürgerlichen Hochzeit bei, wo er sich höchst vertraulich mit allen Leuten einließ, und Unterhaltung

und Bewirthung trefflich rühmte. Inzwischen wurde seine Bestimmung nochmals verändert. Ein neuer Befehl des Königs hieß ihn die Herbeiführung der Truppen seinem Sohne Leopold Maximilian übergeben, und persönlich zu dem Könige nach Chrudim eilen. Nach wenigen Tagen Aufenthalt ging er von hier, dennoch der anfänglichen Bestimmung wieder zugewandt, nach Oberschlesien ab, wo er die Befehlführung übernahm. Seine Anstalten zur Sicherung des Landes, die Aufstellung der Truppen, die Maßregeln zu ihrer Verpflegung, alles zeigte den alterfahrenen Meister, der in den kleinsten Anordnungen, über welche er mit Strenge hielt, zuletzt auch die größten, deren Ueberblick er nicht verlor, zu erreichen wußte. Seine vertheilten Truppenschaaren bildeten ein Ganzes gegenseitiger Deckung, durch welches die feindlichen Streifereien stets glücklich abgewehrt wurden. Dabei ließ er an der Befestigung von Neiße, von Brieg und anderen wichtigen Punkten unaufhörlich arbeiten. Die ganze Provinz war durch seine Vorkehr in so guter Verfassung, daß der Feind bald verzichtete, nach dieser Seite irgend einen Schlag zu führen. Unter diesen Umständen forderte der König noch einen Theil der Truppen aus Oberschlesien nach Böhmen, wo sich alles zu einer großen Entscheidung anließ. Leopold sandte den General von Derschau mit 8000 Mann dahin, die jedoch erst nach der inzwischen vorgefallenen Schlacht eintrafen. Der König schrieb Leopolden, daß er am 17. Mai die Schlacht von Czaslau gewonnen, und dessen Sohn Leopold Maximilian auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall ernannt habe. Leopold ließ wegen des Sieges ein feierliches Tedeum halten, und freute sich bei dem glücklichen Ereignisse noch besonders der auszeichnenden Merkwürdigkeit, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit in demselben Heere als Feldmarschälle dienten. Nach diesem Sieg erfolgte bald die Einstellung der Feindseligkeiten; der am 11. Juni zu Breslau geschlossene Frieden endete den ersten schlesischen Krieg, und bestätigte dem Könige den Besitz von Schlesien. Leopold ließ den Frieden am 22. Juni zu Neiße unter Trompeten- und Paukenschall bekannt machen. Der König kam sodann selbst dahin, und bezeigte Leopolden seine Zufriedenheit; beide

reisten hierauf zusammen nach Hause, der König nach Berlin, Leopold aber durch Sachsen ablenkend nach Dessau, wo er am 2. Juli eintraf. Hier empfing er bald darauf den von Kaiser Karl dem Siebenten an den Hof von Dresden gesandten bevollmächtigten Minister, der in gleicher Eigenschaft auch in Dessau beglaubigt war, eine nach damaligen Verhältnissen für Leopold besonders ehrenvolle Auszeichnung. Aber noch ehe das Jahr ablief, hatte er hinwieder einen Verdruß zu erfahren, der ihm schwer auf die Seele fiel. Dem Könige war Leopold's günstige Denkart für Oesterreich wohlbekannt, aber er hatte kein Mißtrauen in des Fürsten Handlungsweise gesetzt; nun war ihm durch mancherlei Angaben diese verdächtigt worden, und er forderte der Sicherheit wegen einen neuen Diensteid von Leopold, der darüber, und daß der König ihm einen sehr harten Brief geschrieben, in einem eigenhändigen Briefe vom 18. November an den Generallieutenant von Kalckstein bittre Klagen schrieb.

Das Jahr 1743 verging in Frieden für Preußen, während der Krieg zwischen Kaiser Karl dem Siebenten und Maria Theresia, und ihren beiderseitigen Verbündeten, nachdrücklich fortgesetzt wurde. Am 27. Juni siegten bei Dettingen unter dem Könige von Großbritannien die vereinigten deutschen und englischen Truppen, welche für Oesterreich gegen den Kaiser und Frankreich die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion verfochten. In Preußen fanden unterdeß die gewohnten Waffenübungen Statt, die Befestigungsarbeiten in Schlesien wurden thätigst betrieben, und alles behielt auch im Frieden ein kriegerisches Ansehen. Die Truppen vereinten mit der trefflichsten Kriegszucht und schönsten Haltung, nun auch die stolze Freudigkeit kriegerischer Thaten und Erfolge, und nichts wurde verabsäumt, dem Heere die Vorzüge jeder Art, deren es theilhaft war, sorgfältig zu erhalten. Bei der großen Musterung von Magdeburg führte Leopold selbst sein Regiment dem Könige vor, und ärntete auch hier wieder Bewunderung und Beifall. Doch schon im folgenden Jahre, da für Preußen die Fortschritte Oesterreichs höchst bedenklich wurden, fand sich der König genöthigt, zur Unterstützung Kaiser Karl's des Siebenten abermals die Waffen zu

ergreifen, und für den Besitz von Schlesien neue Gewährleistungen zu erfechten. In Gemäßheit eines zu Frankfurt am Main mit dem Kaiser, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen-Kassel geschlossenen Bündnisses, welchem insgeheim Frankreich, Spanien und Schweden beitraten, rückte der König im August 1744 mit bedeutender Heeresmacht durch Sachsen auf's neue in Böhmen ein, und bemächtigte sich in kürzester Zeit des größten Theiles dieses Königreichs. Leopold war inzwischen ruhig in Dessau, und dachte diesmal ohne Antheil an den Kriegsgeschäften zu bleiben, als im September ein Befehl des Königs ihm unvermuthet die Statthalterschaft der Mark übertrug, zu deren Führung er sich alsbald nach Berlin begab; mit 17,000 Mann sollte er dieses Land und Magdeburg gegen feindliche Unternehmungen decken; alle Behörden waren seinem Befehl untergeordnet, alle Anordnungen seinem Gutdünken überlassen. Nach anfänglich raschem Erfolge nahmen indeß die Sachen in Böhmen eine unerwünschte Wendung. Der Prinz Karl von Lothringen eilte aus dem Elsaß mit einem bedeutenden Heere, welches die Franzosen, ihren gegebenen Versprechungen zuwider, ungeschwächt abziehen ließen, zum Schutze der österreichischen Erblande herbei, und zu diesem ließ der Hof von Dresden, mit Oesterreich jetzt verbündet, 20,000 Mann sächsischer Truppen stoßen. Friedrich mußte aus Böhmen zurückweichen, und sah sich alsbald sogar in Schlesien angegriffen. Unter diesen Umständen berief er von Nachod aus schleunigst Leopold nach Schweidnitz, wo derselbe am 12. Dezember eintraf. Der König fand sich veranlaßt, eine Weile vom Oberbefehl abzutreten, und dem alterfahrenen Feldherrn die Herstellung der kriegerischen Angelegenheiten zu übertragen, während er selbst nach Berlin eilte, um die politischen Verhandlungen dort unmittelbar zu leiten. Leopold erhielt demnach mit dem Auftrage, Schlesien und Glatz gegen feindlichen Eindruck zu decken, den Oberbefehl über das gesammte Kriegsheer. Der König ließ jedoch aus besondrer Absicht den Generalmajor Grafen von Schmettau bei ihm zurück. Leopold war diesem nicht gewogen, schon weil er es mit dem Feldmarschall Schwerin zu halten schien; er nahm denselben

gleich nach des Königs Abreise in sein Kabinet, und sagte bedeutungsvoll zu ihm: „Herr General, ich weiß, Sie sind ein erfahrener Offizier, aber ich rathe Ihnen, es mit mir zu halten, welches auch zu ihrem Vortheil sein wird.“ Schmettau's Antwort, so versprechend sie sein wollte, befriedigte den alten mißtrauischen Feldherrn nicht, der das Gespräch mit kalter Höflichkeit beschloß, und jenen von nun an als einen Feind betrachtete. Ueberhaupt mußte er im Heer eine andre Zusammensetzung und Stimmung wahrnehmen, als er bisher gewohnt gewesen. Der König hatte viele Ausländer, ungerechnet die zahlreichen Schlesier, welche zu dem preußischen Dienst übergetreten waren, zu höheren Befehlshaberstellen befördert; anstatt der früheren Strenggläubigkeit wurde Freigeisterei bei den Offizieren vorherrschend; Leopold war unwillig, Personen und Sinnesweisen zu finden, die nicht mit seinem Ansehen und Einflusse zusammenhingen. Der Feind gab ihm indeß bald ernstere Beschäftigung. Der österreichische Feldmarschall Traun drang mit 20,000 Mann über Weidenau bis Neustadt und Jägerndorf in Schlesien ein, während der General Graf Wenzel von Wallis mit 12,000 Mann die Grafschaft Glatz überzog. Auf diese Nachrichten eilte der König von Berlin wieder nach Liegnitz, wo er am 28. Dezember mit Leopold zusammentraf, in dessen Begleitung auch Schmettau dahin kam. Nachdem aber der König sich überzeugt, daß seine Gegenwart hier weniger als in Berlin nöthig sei, und Leopold den Sachen genüge, so hinterließ er diesem seine Befehle und Vorschriften, und kehrte selbst sogleich wieder in die Hauptstadt zurück. Schmettau bekam daneben den unangenehmen Auftrag, regelmäßig und genau von allen Vorgängen dem Könige zu berichten; Leopold schien dergleichen zu vermuthen, und wurde gegen Schmettau nur um so mißtrauischer und kälter. Seine Anstalten waren übrigens vortrefflich, den Umständen angemessen, von wohlberechnetem Erfolg, doch aber, nach Leopold's Alter, Gewohnheit und eigenthümlicher Stellung, allzu peinlich und langsam in Vergleich des rascheren Schwunges, welchen das Heer durch den König bereits hatte kennen gelernt. Leopold konnte nie genug Truppen zusammenhäufen, nie genug Vorkehrungen treffen;

die Genauigkeit, welche vor dem Feinde wie auf dem Uebungsplatze bei den geringsten Dingen beobachtet wurde, verschwendete Zeit und Kräfte in den Mitteln, auch wo sie aufhörten, noch wirklich als solche dem eigentlichen Zwecke zu entsprechen. Leopold sammelte seine Regimenter bei Neiße, um gegen den Feind nach Oberschlesien aufzubrechen, allein er wollte vorher die Füllung des in Neiße zu errichtenden Magazins abwarten, welche doch gerade durch sein Verweilen, indem die Truppen täglich einen Theil der ankommenden Vorräthe wieder verzehrten, nie vollständig werden konnte. Man beschuldigt ihn sogar, er habe durch sein Stehenbleiben nichts anders bezweckt, als der Errichtung des Magazins hinderlich zu sein, aus Feindschaft gegen den in Schlesien die Staatsverwaltung führenden Minister von Münchow, dem dann die Verzögerung zur Last fallen sollte. Nach wiederholten Befehlen des Königs mußte Leopold sich endlich gleichwohl in Bewegung setzen, und brach am 9. Januar 1745 mit 36,000 Mann nach Oberschlesien auf. Am 12. traf er bei Neustadt eine feindliche Heeresabtheilung, die auf einer Anhöhe festen Fußes den Angriff erwarten zu wollen schien. Er besichtigte die feindliche Stellung, ordnete seine Truppen sogleich in Angriffslinien, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels, zog den Degen, und rief selbst das Befehlwort: „Vorwärts, marsch!“ Er ließ die Truppen mit aller Strenge, erzählt der Hauptmann Graf von Schmettau in der Lebensgeschichte seines Vaters, die pünktlichste Ordnung und gleichen Tritt halten, und sobald ein Mann in der Linie vorprallte oder zurückblieb, schalt er mit den größten Flüchen, wobei sowohl er als sein Sohn Leopold Maximilian immer die Linie auf und ab galoppirten, um die schärfste Richtung, wie auf dem Exerzirplatze, zu behaupten. Als die Preußen in dieser Ordnung bis auf 600 Schritt an Neustadt herangekommen waren, zogen sich die Oesterreicher eiligst aus ihrer Stellung zurück, und es kam nur zwischen den beiderseitigen Husaren zu einigem Geplänkel. Von rascher Verfolgung des Feindes, von abschneidendem Zuvorkommen, wollte Leopold nichts hören; er liebte, mit eigensinniger Pünktlichkeit geradezu in mörderische Entscheidung vorzugehen, und liebte gar nicht, nach

fremden Vorschlägen sich zu richten. Nachdem er zwei Tage bei Neustadt gelagert, rückte er am 15. Januar gegen Jägerndorf, wo der Feind ebenfalls im Anfange die gutbesetzten Anhöhen vertheidigen zu wollen schien. Der Rückzug kam aber auch diesmal dem Angriffe zuvor. Leopold ließ den weichenden Feind durch einige Truppen unter dem General von Nassau über Troppau nach Mähren verfolgen, und ging mit der übrigen Heeresmacht nach Neiße zurück, wo er am 24. Januar eintraf. Der Markgraf Karl von Brandenburg kam inzwischen ebendaselbst an, um die Befehlführung über die Truppen in Oberschlesien zu übernehmen; einem Befehle des Königs zufolge mußte Schmettau ihn begleiten. Leopold ließ letzteren rufen, und sagte ihm in Gegenwart des Markgrafen: „Herr General, der König befiehlt, daß Sie mit dem Markgrafen nach Oberschlesien gehen sollen, und ich befehle Ihnen, daß, sobald Sie dort ankommen, Sie sogleich 300 bis 400 Wagen zusammenbringen, und sie hieherschicken, um Getraide für die Truppen Seiner Königlichen Hoheit zu laden." Schmettau versetzte, er werde dem Befehle gehorchen, wenn indessen bei Troppau keine wichtige Veränderung eingetreten, so werde man dort alles im Ueberflusse finden, und keine Zufuhr nöthig haben. Leopold warf einen drohenden Blick auf ihn, ohne diesmal noch ein Wort hinzuzufügen. Nach zwei Tagen aber, als Schmettau mit dem Markgrafen zu seiner Bestimmung abging, wiederholte Leopold jenen Befehl, und nahm Zeugen, daß er ihn gegeben. Seine Absicht konnte dabei nur sein, den Minister von Münchow durch schnelleren Abgang der für Neiße bestimmten Vorräthe in Verlegenheit zu bringen. Er zürnte seinen Untergebenen, welche durch unzeitigen Einwand seinem Sinne widersprachen. Indeß war gegen die Augenscheinlichkeit der Dinge nichts auszurichten; der Markgraf schrieb gleich nach seiner Ankunft, es sei an Lebensmitteln in Troppau der größte Ueberfluß, und die Wagensendung unterblieb, ohne daß Leopold etwas darüber sagen konnte. Noch einen Verdruß andrer Art hatte er zu bestehen. Des Königs Befehl zufolge sollte der General von Lehwaldt mit 10,000 Mann in die Grafschaft Glatz einrücken, und dieselbe vom Feinde reinigen. Leopold

hätte diesen Auftrag seinem Sohne Moritz gern zugewandt, allein die Ausführung war nicht aufzuschieben, und ehe die gewünschte Veränderung eintreten konnte, hatte Lehwaldt am 13. Februar bei Habelschwert den General Grafen Wenzel von Wallis gänzlich geschlagen, und unmittelbar darauf die ganze Grafschaft mit seinen Truppen wieder besetzt. Schlesien war auf diese Weise völlig wieder vom Feinde befreit.

Inmitten dieser Vorgänge wurde Leopold im Hauptquartier zu Neiße durch die unglücklichste Nachricht von Hause hart getroffen. Am 8. Februar kam ein Eilbote aus Dessau, und meldete, daß am 5. die Fürstin bedeutend erkrankt sei; einige Stunden später kam ein zweiter mit der Nachricht von ihrem Tode. Sie war 68 Jahr alt geworden. Leopold hatte niemals einen härteren Schlag erfahren, als diesen durch den unvermutheten Verlust der geliebten Gattin, der theuren Lebensgefährtin. Sein tiefstes Gefühl blieb indeß auch hier an den rauhesten Ausdruck gebannt; ihm stand nur Eine Sprechweise für all sein Inneres zu Gebot. Seine beiden Söhne Leopold Maximilian und Moritz befanden sich gerade bei ihm in Neiße, der letztere krank daniederliegend. Mit heulendem Ungestüm drang er in das Krankenzimmer, und verkündete die Unglücksbotschaft, indem er zwischen Greinen und Schluchzen ausrief „Moritz, der Teufel hat deine Mutter geholt!" Was ihm bei solchen Worten zu empfinden möglich war, zeigte sein tiefer Kummer. Tagelang verließ er das Zimmer nicht, er weinte und wehklagte beständig, kein Schlaf kam in seine Augen, kaum daß er einige Nahrung genießen mochte. Er kam zusehends von Kräften, und sein Zustand erfüllte mit Besorgniß. Nur die Kriegsangelegenheiten konnten ihn zu einiger Thätigkeit zurückrufen, ihrer Anforderung vermochte er sich nicht zu entziehen. Gab es auch vor dem Feinde keine Beschäftigung, so ging doch dieselbe in den innern Verhältnissen des Heeres nicht aus. Ein an sich unbedeutender Vorgang, den die schon erwähnte Lebensgeschichte Schmettau's erzählt, läßt einen Blick in die Stellung und das Verfahren thun, zu welchen Leopold's Mißtrauen damals gebracht war. In der Mitte des Februars erhielt Schmettau vom Könige den Befehl, sich nach Glatz

zu dem General von Lehwaldt zu verfügen; er selbst wußte nicht, was er dort solle, und konnte deßhalb auch Leopolden, bei dem er in Neiße durchreisend sich meldete, keine Auskunft darüber geben. Dieser indeß glaubte, Schmettau wolle nur nicht, und hiedurch erbittert, befahl er heimlich dem Postmeister, erst nach einigen Stunden dem General die verlangten Pferde zu geben, und sandte selber indeß einen Adjutanten eiligst nach Glatz voraus, um dort den Zweck von Schmettau's Reise zu erfragen. Doch weder Lehwaldt, noch der unter ihm stehende General von Fouqué, welcher von Seiten des Königs ein besonderes Vertrauen genoß, wußten das Geringste davon. Vier Stunden später kam endlich Schmettau nach Glatz, und die Ungewißheit blieb dieselbe. Leopold's Adjutant mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Erst am folgenden Tage brachte ein Brief des Königs an Lehwaldt den ersehnten Aufschluß, Schmettau werde nach Glatz kommen, und habe dort die Quartiere der Truppen und deren Vorposten in neuer Aufstellung anzuordnen. Nach vollendetem Geschäft reiste Schmettau durch Neiße wieder zurück, und konnte nunmehr Bericht von allem geben, doch ohne Leopold's einmal gefaßten Groll zu besänftigen. In Troppau hatte man schon das Gerücht gehabt, Schmettau sei bei seiner Ankunft in Glatz gefangen genommen, und auf die dortige Citadelle gebracht worden; solcher schlimmen Deutung erlag gleich alles, was dem Uebelwollen des alten Fürsten ausgesetzt erschien.

Die politischen Angelegenheiten hatten inzwischen eine neue Gestalt gewonnen. Kaiser Karl der Siebente war am 20. Januar 1745 gestorben. Man hoffte den Krieg zwischen dem Könige von Preußen und der Königin von Ungarn nun baldigst geendet zu sehen, da dessen eigentlicher Zweck mit jenem Todesfall erloschen. Allein Maria Theresia glaubte den Zeitpunkt günstig, um Schlesien wieder zu erobern, und Friedrich war genöthigt, für die Erhaltung seines errungenen Besitzes mit neuen Streitkräften im Felde zu erscheinen. Mit dem Frühjahr setzte sich alles in Bewegung. Der König kam den 26. März nach Neiße, und bezeigte Leopolden über seine Befehlführung die größte Zufriedenheit. In der

That hatte derselbe, ungeachtet seiner langsamen und oft unnöthigen Maßregeln, der Sache des Königs in diesem Feldzuge trefflich gedient. Waren auch nicht alle Vortheile, die möglich gewesen, durch ihn erreicht, so hatten seine Vorkehrungen dagegen auch jeden Unfall abgewehrt, und durch Kraft und Nachdruck, die seinen kleinsten Handlungen innewohnten, auf die Truppen vortheilhaft gewirkt. Leopold hatte schriftlich bereits die Erlaubniß nachgesucht, sich für einige Zeit nach Dessau zu begeben, und erhielt dieselbe jetzt von dem Könige selbst, zugleich aber den Auftrag, abermals ein Beobachtungsheer in der Gegend von Magdeburg zusammenzuziehen, da sowohl Hannover, als besonders auch Sachsen neuerdings gegen Preußen eine bedrohende Haltung annahmen. Leopold verließ im April Schlesien, und begab sich nach Hause, nicht aber nach Dessau selbst, weil er den Ort, wo seine Gemahlin gestorben, in seiner Betrübniß nicht sehen mochte, sondern wählte zum Aufenthalt das Lustschloß Oranienbaum. Ungeachtet seiner geschwächten Gesundheit unterzog er sich theils hier, theils in Magdeburg, wohin er häufig reiste, allen kriegerischen Arbeiten. Die Truppen kamen alsbald bei Magdeburg zusammen, nahmen am 12. August ein Lager bei Gattersleben, dann am 26. bei Wiesigke, und nachdem eine Uebereinkunft mit Hannover, die am 26. August geschlossen worden, von dieser Seite Sicherheit gegeben, zog am 31. August die ganze Macht nach Dieskau bei Halle, gegen die sächsische Gränze, wo sie viele Wochen unbeweglich im Lager stehen blieb. Eine ansehnliche sächsische Truppenmacht stand zwischen Merseburg und Leipzig; doch enthielt man sich beiderseits hier noch der Feindseligkeiten. Friedrich indeß führte den Krieg in Böhmen mit neuem Glück und Ruhm; am 4. Juni hatte er die vereinigten Oesterreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg geschlagen, und am 30. September gewann er über die Oesterreicher den Sieg bei Sorr und Trautenau. Durch die Verstärkungen, welche der Prinz Dietrich von Anhalt-Dessau und später der General von Geßler aus Böhmen herbeiführten, stieg inzwischen das Heer Leopold's bis zu 28,000 Mann. Die nahe Friedenshoffnung allein hielt den Hauptschlag, zu welchem diese Truppenmacht gegen

Sachsen bestimmt war, gleichsam noch in der Schwebe. Die Uebereinkunft mit Hannover gewährleistete dem Könige den Besitz von Schlesien; auf dieser Grundlage schien, nach dem siegreichen Feldzuge in Böhmen, der Frieden, an welchem thätigst gearbeitet wurde, unzweifelhaft. Der Winter versprach wenigstens eine vorläufige Ruhe. Unter diesen Umständen wurde das Lager bei Dieskau den 15. Oktober wieder aufgehoben, und die Truppen kehrten in ihre verschiedenen Standorte heim. Leopold begab sich zuförderst nach Dessau, dann aber zum Könige nach Berlin, wo er am 7. November eintraf. Schon Tages darauf aber, an welchem die eroberten Fahnen von Hohenfriedberg und Sorr in der Kirche aufgehangen wurden, gingen dem Könige geheime Nachrichten ein, welche plötzlich den kaum erhellten Gesichtskreis wieder verdunkelten. Im Augenblicke des größten Anscheins zum Frieden betrieb der Hof von Dresden, durch den Minister Grafen von Brühl geleitet, gegen Preußen den verderbenvollsten Streich. Während Friedrich durch Verhandlungen eingewiegt schien, sollten die unter dem Prinzen von Lothringen in Böhmen noch vereinigten Oesterreicher und Sachsen durch die Lausitz plötzlich in Schlesien einfallen, indeß zugleich ein andres Heer, zusammengesetzt aus 10,000 Oesterreichern unter dem General Grafen von Grünne und 25,000 Sachsen unter dem General Grafen Rutowski, über Leipzig eben so unvermuthet und rasch gegen Magdeburg und Berlin vordränge. Der König von Preußen schien durch einen solchen doppelten Ueberfall in das Herz seiner Länder ohne Rettung verloren, man theilte sich bereits in die Eroberungen. Allein Friedrich's Wachsamkeit wußte das Verderben, welches ihm bereitet wurde, zuvorkommend auf seine Feinde zurückzuschleudern. Er theilte die empfangenen Nachrichten zuerst Leopolden mit, der ihnen aber allen Glauben versagte, und mit Eigensinn und Trotz alle Gründe verwarf, welche der König für ihre Richtigkeit anführte. Nicht minder ungläubig erwies sich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Podewils. Als der König Leopolden gesagt, daß er ihm den Oberbefehl des Heeres, welches bei Halle neuerdings versammelt werden solle, wieder übertrage,

konnte dieser zwar die Begierde, an der Spitze jener Truppen neuen Kriegsruhm zu ärnten, nicht verhehlen, aber ohne darum in der Hauptsache nachgiebiger zu werden. Der König mußte sein Ansehen gebrauchen, und ihm endlich mit aller Strenge befehlen, die nöthigen Anstalten zur schleunigsten Wiedererrichtung des kaum aufgehobenen Heereslagers bei Halle sogleich zu treffen. Friedrich's Plan war schnell gemacht. Leopold sollte von Westen her in Sachsen einbrechen, und den Truppen unter Grünne und Rutowski die Spitze bieten; er selbst wollte von Schlesien aus in die Lausitz einfallen, und dem Prinzen von Lothringen entgegengehen. Unbekümmert um die Erklärungen Rußlands, um die Gefahr selbst, in welche die Hauptstadt Berlin augenblicklich gerathen konnte, war Friedrich einzig bedacht, den Feind von beiden Flügeln her so schnell als möglich zu fassen, und mit äußerster Kraftanstrengung zu überwältigen; denn es galt hier zu siegen, oder alles zu verlieren. Leopold rieth anfangs dem Könige dringend ab, sein Heer in Schlesien selbst anzuführen, und nahm sich dabei solch anmaßliche Freiheiten heraus, daß der König die Eifersucht des alten Feldherrn zuletzt mit harten Worten niederhalten mußte, und ihm trocken sagte, er habe beschlossen, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, und wenn er, der Fürst von Dessau, einmal selbst ein Kriegsheer unterhielte, so würde ihm dann auch freistehen, über dessen Befehlführung zu verfügen. Nachdem die Sachen einmal solchen Beschluß genommen, wandte Leopold sich, zwar mißvergnügt, doch darum nicht minder eifrig, zur Erfüllung des Auftrages, der ihm zu Theil geworden. Mit außerordentlicher Schnelligkeit wurden die Truppen auf's neue bei Halle zusammengezogen, am 20. November begab sich Leopold selbst dahin, und konnte gegen Ende des Monats die vollständige Heeresmacht mustern. Der König hatte sich inzwischen zu dem Heere nach Schlesien begeben, und nach einigen verstellten Bewegungen am 23. November unvermuthet in der Lausitz den Feldzug durch ein siegreiches Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf eröffnet, infolge dessen die vereinigte Heeresmacht des Prinzen von Lothringen sich in großer Verwirrung wieder nach Böhmen zurückwandte.

Am 27. November empfing Leopold Nachricht von den glücklichen Fortschritten des Königs in der Lausitz, und zugleich den Befehl, nun auch seinerseits unverzüglich nach Sachsen vorzurücken. Er setzte alles dazu in Bereitschaft, indem er zugleich über sein wahres Vorhaben den Feind zu täuschen suchte. Um glauben zu machen, er beabsichtige nur die Gränze zu decken, und wolle deßhalb wiederum rückwärts das Lager bei Wiesigke beziehen, ritt er am 28., begleitet von vielen Generalen, die Wege besichtigen, welche dorthin führen, nahm Rücksprache wegen der Verpflegung, und bestimmte ausführlich den Aufbruch der Truppenzüge. Am 29. aber in aller Frühe und tiefster Stille brach das ganze Heer von Halle, aus dreien verschiedenen Thoren, in der Richtung von Leipzig auf. Einige vorauseilende Reiterei jagte die sächsischen Reiterschaaren des Generals Sibilski vor sich her, und die gesammte Truppenmacht, in angestrengtem Marsche nachfolgend, gelangte um 3 Uhr nachmittags vor das verschanzte Lager der Sachsen bei Leipzig. Leopold ersah auf der Stelle dessen Schwäche, und obwohl die Truppen sehr ermüdet waren, befahl er dennoch sogleich den Angriff. Der General von Bredow mit 8 Schwadronen Reiterei drang zuerst ein, ihm folgte ein Theil des Fußvolks unter den beiden Prinzen Dietrich und Moritz von Dessau. Die Preußen übernachteten, zum Theil innerhalb derselben Verschanzungen, an der Seite der Sachsen, welche fast ohne Widerstand wichen, und während der Nacht in der Richtung von Eilenburg völlig abzogen, wohin ihr Geschütz bereits vorausgegangen war. Am folgenden Tage besetzte Leopold nach kurzer Unterhandlung die Stadt Leipzig, und am Abend auch die Pleißenburg. Hierauf, am 1. Dezember, sandte er einen Theil der Reiterei gegen Eilenburg vor, und folgte am 3. mit allen Truppen dahin nach. Am 4. Dezember zog der Prinz Moritz an der Spitze von 400 Husaren vor Torgau, wo sich große Vorräthe, und in der Elbschanze etwa 100 Mann Besatzung befanden; am 5. wurde Torgau durch den General von Kalnein mit 4 preußischen Bataillons besetzt, und am 6. kam Leopold mit den übrigen Truppen dahin. Hier blieb er, mit sorgfältigen Verpflegsanstalten

beschäftigt, einstweilen stehen. Am 9. aber empfing er vom Könige den Befehl, so schleunig als möglich nach Meißen vorzugehen, wohin der König seinerseits von Bautzen her den General von Lehwaldt mit 10 Bataillons und 10 Schwadronen vordringen ließ, um Leopolden die Hand zu bieten, und sich der Elbbrücke von Meißen zu versichern, welche für die Verbindung zwischen beiden Heeren von größter Wichtigkeit war. Lehwaldt drang über Königsbrück bis eine Meile von Meißen vor, allein die Elbe ging stark mit Eis, und gerade auf dieser Seite fehlte ein Stück der Brücke, von Leopold aber, auf der andern Seite, war noch nichts zu sehen. Seine Langsamkeit setzte die Ungeduld des Königs auf eine harte Probe; er hatte in 9 Tagen nur 9 Meilen gemacht; schlechte Wege und Schwierigkeiten in Herbeischaffung der nöthigen Wagen und Lebensmittel mußten die Schuld tragen. Friedrich aber ließ diese Entschuldigung nicht gelten; in Halle war ein Magazin zu Leopold's Verfügung, ein anderes in Leipzig genommen gleichfalls, ein drittes in Torgau, das ganze Land überdies zu allen Leistungen seinem Gebot eröffnet; er hatte kaum noch einen Feind vor sich, denn die Oesterreicher unter Grünne, welche gerade auf Berlin hatten losgehen sollen, waren auf die Nachricht von den Unfällen des Prinzen von Lothringen, die sich mit jedem Tage mehrten, eiligst nach dieser Seite gezogen, und die Sachsen sammelte Rutowski erst bei Dresden, damit die ganze Heeresmacht der Verbündeten sich dort alsdann vereinigte. Die Langsamkeit Leopold's, sagt Friedrich der Große in der Geschichte seiner Zeit, war demnach lediglich seinem Widerspruchsgeist und seinem Alter zuzuschreiben; er hätte nicht ungern die rasche Unternehmung in der Lausitz für die glückliche Unbesonnenheit eines jungen Mannes gelten lassen; er gab sich ein Ansehen von Ueberlegung und Bedächtigkeit, welches verbunden mit seiner langjährigen Erfahrung, recht das Gegenstück zu dem Feuer sein sollte, mit welchem der König seine Kriegsbewegungen betrieb. Dieses Urtheil Friedrich's wird durch alles, was wir sonst schon wissen, nur zu sehr bestätigt. Leopold empfing von dem Könige ernste Vorwürfe wegen seines bisherigen Zauderns, und die strengsten

Befehle, jetzt rasch nach Meißen vorzurücken. Er setzte sich demzufolge am 11. mit seinen Truppen in Bewegung, und versprach am 12. in Meißen zu sein. Durch zwei Gewaltmärsche, die auch in besserer Jahreszeit noch sehr stark gewesen wären, erreichte er dieses Ziel zur bestimmten Zeit, und besetzte Stadt und Schloß, indem einige sächsische Grenadierbataillons unter dem General von Ahlenbeck sich eiligst weggezogen, ohne die Brücke völlig zu zerstören. Leopold ritt sogleich hinzu, und befahl die schleunigste Herstellung des abgebrochenen Theils. Die Truppen schickten sich unterdeß an, noch denselben Abend durch Meißen durchzuziehen, und jenseits der Stadt in der Ebene ausgerückt zu lagern. Der linke Flügel der Reiterei hatte hiebei einen Hohlweg zurückzulegen, der große Zögerung verursachte; nur Mann für Mann konnten die Reiter hindurch, indem eine lange Reihe von Wagen mit Mehl und Brot beladen, welche Leopold unnöthigerweise von Torgau mitschleppen ließ, eine Zeitlang die Stockung vermehrte. Die beiden Dragonerregimenter Röhl und Holstein, welche den Zug beschlossen, hatten bereits über 12 Stunden zu Pferde zugebracht, und waren bei der äußerst durchdringenden Kälte in Erwartung ihrer Reihe, die noch ziemlich entfernt schien, endlich abgesessen. Da brachen plötzlich aus einem dichten Walde zwei sächsische Reiterregimenter unter dem General Sibilski hervor, stürzten auf die Unvorbereiteten, warfen alles in Unordnung übereinander, und nahmen 180 Gefangene nebst 3 Standarten und 2 Paar Pauken mit fort; der General von Röhl, der in seinem Wagen folgte, und vergebens dem Unheil steuern wollte, verlor dabei das Leben. Friedrich der Große führt ausdrücklich dieses Ereigniß an, um zu zeigen, daß die große Langsamkeit und Vorsicht dennoch zu Zeiten das Nöthige verabsäumen konnte, der Wald nämlich, in welchem der Feind sich versteckt gehalten, war ungeachtet seiner Nähe nicht durchsucht worden. Am 13. Dezember endlich konnte der General von Lehwaldt mit seinen Truppen, unter welchen auch Leopold's Regiment war, über die hergestellte Brücke von Meißen auf das linke Elbufer herüberziehen; durch diese Verstärkung stieg Leopold's Heer bis auf 34,000 Mann,

und am 14. rückte er nun mit dieser Macht, von dem Könige unaufhörlich gespornt, der am nämlichen Tage in Königsbrück eintraf, bis Rohrsdorf vor, wo die Truppen, trotz der ungeheuren Kälte, die Nacht unter freiem Himmel lagerten. An demselben Tage kam auch der Prinz von Lothringen mit seinem Heere bei Dresden an, fand jedoch gleich über die weitläuftigen Quartiere zu klagen, welche die sächsische Behörde seinen Truppen angewiesen, warnte Rutowski'n wegen der Annäherung der Preußen und erbat sich schleunigste Meldung, im Fall ihr Angriff nöthig machte, daß er zu Hülfe käme. Rutowski jedoch antwortete, die Preußen würden ihn in seiner festen Stellung nimmermehr angreifen, und wenn sie es thäten, würde er ihnen, ohne den Beistand des Prinzen, gewachsen sein. Der König inzwischen rückte in der Nacht nach Meißen, und hielt mit seinen Truppen beide Elbufer besetzt, um für jedes Ereigniß vorbereitet zu sein. Leopold empfing wiederholte Befehle vorzugehen und anzugreifen.

In aller Frühe am 15. Dezember brach Leopold von Rohrsdorf in vier Truppenzügen auf, und nahm über Wilsdruf den geraden Weg nach Dresden. Sein Vortrab stieß bald auf die Reiter des Generals Sibilski, und jagte dieselben vor sich her bis gegen Kesselsdorf. Leopold folgte mit der Hauptmacht unmittelbar, und hatte gegen Mittag das feindliche Heer in Schlachtordnung vor Augen. Dieselbe erstreckte sich rechts von Kesselsdorf, wo der linke Flügel der Sachsen sich festgesetzt, auf günstigen Anhöhen hinter einer Schlucht, welche dicht vor Kesselsdorf anfangend sich tiefer und tiefer gegen die Elbe fortzog, bis zu der Höhe vor dem Dorfe Bennerich, welche dem rechten Flügel der Sachsen zum Anhalt diente; von hier bis zur Elbe selbst, durch die zunehmend vertiefte Schlucht nur stets noch besser gedeckt, standen die Oesterreicher, 10 Bataillons stark, unter dem General von Grünne. Die ganze unter dem Oberbefehle des Grafen Rutowski hier vereinigte Macht betrug über 35,000 Mann. Vor dieser festen Linie lag in der Tiefe das Dorf Zöllmen, besetzt von 1000 Mann Warasdinern; die ganze Stellung, durch aufgepflanztes Geschütz — man

zählte 54 schwere Kanonen und 44 Geschwindstücke — auf allen Punkten wohl vertheidigt, erschien fast unangreifbar. In Kesselsdorf selbst waren 7 Bataillons sächsischer und österreichischer Grenadiere und das schöne Regiment Rutowski hinter Zäunen und Hecken vortheilhaft aufgestellt, unter dem Schutze von 28 Stücken Geschütz, welche rechts und links die Zugänge bestrichen; links von Kesselsdorf, wo der Boden in Fläche überging, standen 12 Schwadronen Dragoner als Rückhalt, die übrige Reiterei war hinter der Schlachtordnung vertheilt. Sobald Leopold mit eignen Augen diese Stellung des Feindes überschaut hatte, war er sogleich entschlossen, und befahl ohne Verzug den Angriff. Er war der Vorwürfe überdrüssig, und wollte in einem Hauptschlage zeigen, was seine Tapferkeit und Kriegskunst werth sei. In seiner soldatischen Kraftsprache verhieß er, jetzt wolle er in Sachsen einen Gestank ausgehen lassen, den man viele Jahre zu riechen haben solle. Die Truppen erhielten Befehl in drei Treffen sich zur Schlacht zu ordnen. Dies mußte längs der feindlichen Stellung von deren linkem Flügel her im wirksamsten Geschützfeuer geschehen, und wurde unter Kriegsmusik, die den Dessauer Marsch spielte, mit strengster Ordnung und ruhigster Fassung ausgeführt. Um 2 Uhr Nachmittags erst war der Aufmarsch vollendet, und an dem kurzen Wintertage keine Zeit mehr zu verlieren. Leopold hatte sogleich erkannt, daß Kesselsdorf der Schlüssel der ganzen Stellung und dessen Besitz für den Ausgang des Tages entscheidend sei; dahin richtete er demnach unverzüglich den vollen Angriff seines rechten Flügels. Indem die ganze Linie der Preußen mächtigst anrückte, setzte Leopold sich an die Spitze dreier Grenadierbataillons unterstützt von dreien Bataillons seines Regiments, richtete laut gen Himmel das Gebet: „Lieber Gott, steh mir heute gnädig bei, oder, willst du mir diesmal nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern sieh wie's kommt!“ rief dann mit gezogenem Degen: „In Gottes Namen! Marsch!“ und führte den Angriff geradezu gegen die Spitze von Kesselsdorf. Unter dem General von Herzberg rückten die tapfern Grenadiere, mit entblößter Brust und scharfgeschultertem

Gewehr, bergan auf ungünstigem Boden, ohne einen Schuß zu thun, todverachtend gegen die Mündung der Kanonen vor. Furchtbares Kartätschenfeuer schlug verwüstend in ihre Reihen, nicht minder verderblich das Gewehrfeuer der feindlichen Grenadiere. Zu gleicher Zeit mußten der General von Lehwaldt mit Fußvolk, und der General von Gesler mit 3 Regimentern Reiterei gegen die linke Seite von Kesselsdorf vordringen, so daß der ganze Angriff einen Haken bildete. Mit größter Entschlossenheit, unter dem grimmen Zurufe Leopold's, erstiegen jene Bataillons die Höhe, und trachteten in das Dorf einzudringen, schon hatten sie 5 sächsische Kanonen, die vor dem Dorfe standen, stürmend genommen: aber der Hagel von Kugeln, der ihnen entgegen schlug, nahm ganze Reihen hinweg, der General von Herzberg fiel tödtlich getroffen, mit ihm eine Menge der besten Offiziere, und die zertrümmerten Schaaren wichen zurück: auf's neue führte sie Leopold zürnend gegen die Batterieen vor: reichlich färbte den Boden das Blut der Preußen, welches der Frost in Eis verwandelte, daß noch 14 Tage nachher gefrorene Pfützen davon zu sehen waren; breite Oeffnungen in den Reihen zeigten erschreckend den mit jedem Augenblick furchtbar zunehmenden Verlust. Unaufhörlich schmetterte das feindliche Geschütz, dem das tapferste Fußvolk nutzlos zum Opfer fiel; das preußische Geschütz war theils noch zurück, theils wegen des ungünstigen Bodens nicht zu gebrauchen. Dem Feinde seinen Vortheil zu rauben, und Muth und Kräfte zu neuem Angriffe zu sammeln, zog Leopold seine Leute etwas rechtshin zurück. Dieses Zurückgehen geschah nicht in bester Ordnung; die Sachsen und Oesterreicher, den Sieg entschieden glaubend, vergaßen Rutowski's strengen Befehl, ihre angewiesene Stellung in keinem Falle zu verlassen, und stürzten, um die fliehenden Preußen zu verfolgen, Victoria rufend aus dem Dorfe hervor. Die österreichischen Grenadiere fingen an die Gefallenen zu plündern; das Regiment Rutowski kam vor die eignen Batterieen, und machte dadurch deren Feuer schweigen. Diesen Augenblick hatte Leopold erwartet, und benutzte ihn mit rascher Entschlossenheit. Als Rückhalt seiner 6 Bataillons war das Dragonerregiment Bonin auf-

gestellt; schleunig befahl er dem Obersten von Lüderitz, der dasselbe befehligte, in die getrennten Reihen des Feindes einzubrechen, und augenblicklich folgte die Ausführung. Dem Ungestüm des plötzlichen Reiterangriffs widerstand das überraschte Fußvolk nicht, die meisten wurden niedergehauen oder gefangen, die übrigen flohen verwirrt zurück. Mit dem gesammten Fußvolke des preußischen rechten Flügels stürmte Leopold hinterher, und drang nun von allen Seiten ungestüm in das Dorf ein, dessen er sich bemächtigte, ehe der Feind wieder zur Fassung kam; die Kanoniere wurden niedergemacht, das sämmtliche Geschütz erobert; der General von Lehwaldt ließ die noch übrigen Truppen, welche Kesselsdorf vertheidigten, nach kurzem Gefecht das Gewehr strecken. Noch war der Sieg indeß nur unvollkommen. Leopold verlor keinen Augenblick. Er ließ den General von Gesler mit der Reiterei des rechten Flügels das Dorf in der linken Seite, gegen welche derselbe von Anfang seine Richtung gehabt, vollends umgehen, und über die 12 Schwadronen sächsischer Dragoner herfallen, welche hier als Rückhalt aufgestellt waren; sie wurden im ersten Anlaufe so heftig geworfen, daß sie nicht wieder, trotz aller Bemühung, konnten zum Stehen kommen. Unaufhaltsam drang jetzt der ganze preußische rechte Flügel aufrollend die Stellung der Sachsen hinab, warf alles über den Haufen, was Widerstand leisten wollte, und trieb ganze Schaaren Flüchtiger vor sich her. Inzwischen hatte der preußische linke Flügel, unter dem Befehle des Prinzen Moritz von Dessau, mit dem Feinde über die Schlucht hinüber, welche zwischen beiden Schlachtordnungen trennend hinlief, ein heftiges Kanonenfeuer gewechselt, da die unwegsame Schwierigkeit des Bodens jede weitere Unternehmung versagte. Als jedoch der Sieg auf dem rechten Flügel sich so glänzend entschied, wollte das Fußvolk des linken nicht mehr zurückbleiben. Unter dem fürchterlichen Kugelregen des feindlichen Geschützes warfen sich zwei Regimenter, mit dem Gewehr zwischen den Beinen die jähen Wände der Schlucht hinabrutschend, in die Thaltiefe, nahmen das Dorf Zöllmen, und stiegen auf der andern Seite, trotz Morast, Schnee und Gestein, den steilen Boden wieder hinan. Oben auf

dem Rande angelangt, suchten sie schnell ihre gebrochenen Reihen herzustellen, und stürmten zu 30 bis 60 Mann, wie sie eben ankamen, gegen das feindliche Fußvolk, welches, verwirrt und erschrocken über diesen unerwarteten Anblick, schon zu weichen begann. Zwei sächsische Reiterregimenter aber stürzten in vollem Rennen auf die noch ungeordneten preußischen Haufen an, deren Vernichtung in diesem Zustand unvermeidlich schien; doch schnell, in Folge der bewunderswürdigsten Zucht und Uebung, waren die Preußen geschlossen und schußfertig, ließen die feindliche Reiterei dicht heran, und gaben ihr dann ein so wohlgeführtes Feuer, daß alles in schleunigste Flucht umkehrte. Von allen Seiten drangen nun die Preußen siegreich vor, ihr Gewehrfeuer that die entsetzlichste Wirkung; kein sächsisches Viereck hielt. Die gesammte sächsische Reiterei, etwa 50 Schwadronen, sollte sich entgegenwerfen, allein nichts war vermögend, nicht das Zureden der Generale, nicht das Beispiel des Herzogs von Weißenfels, der sich selbst an die Spitze stellte, diese Reiterei mit dem Degen in der Faust zum Einhauen zu bringen; das Feuer einiger preußischen Batterieen, welche nach unsäglicher Mühsal endlich bergan vorrückten, zersprengte sie vollends; in schrecklichster Unordnung wurde die Flucht allgemein. Der schnelle Einbruch der Nacht hemmte die Verfolgung, zu welcher auch unter den Generalen von Wreech und von Rochow die Reiterei des preußischen linken Flügels, die wegen der Hindernisse des Erdreichs bisher unthätig geblieben, noch zuletzt herangekommen war. Der Sieg war vollständig, die Preußen übernachteten auf dem Wahlplatze, Leopold im Dorfe Bennerich, sein Regiment in den rauchenden Trümmern von Kesselsdorf. Die Sachsen hatten 3000 Todte verloren, und 7000 Verwundete, die größtentheils gefangen wurden, ferner 5 Fahnen und 3 Standarten, 1 Paar Pauken und 48 Kanonen. Der Verlust der Oesterreicher war am wenigsten beträchtlich, die Nacht begünstigte ihren Rückzug, ehe der Angriff sie ganz erreicht hatte. Der preußische Verlust wurde zu 1600 Todten und 3400 Verwundeten angegeben, nach sächsischen Berichten aber betrug er weit über das Doppelte, und in der That dürfte jene Angabe zu gering sein. Leo-

pold's Regiment hatte verhältnißmäßig am meisten eingebüßt, er selbst hatte bei dem Sturm auf Kesselsdorf drei Kugeln durch den Rock bekommen. Seine Anordnungen zur Schlacht, die Unerschrockenheit des Angriffs und die rasche Umsicht und Entschlossenheit, mit welchen er inmitten des Kampfes die Bewegungen gelenkt, zeigten den erfahrenen Meister seines Faches, den vollendeten Kriegshelden. Aufrichtig bekannte er indeß, der General von Gesler habe durch seine Reiterangriffe den größten Theil an dem ruhmvollen Tagewerke. Leopold hätte Kesselsdorf allerdings gleich von Anfang mehr umgehen, und mit minderem Verluste den Feind in Seite und Rücken angreifen können, allein es war dazu keine Zeit mehr übrig, der Tag war beinahe vergangen, und Leopold fürchtete nur immer, mit dessen noch wenigen Stunden die Gelegenheit zur Schlacht und zum Siege enteilen zu sehen.

Während Leopold die Schlacht von Kesselsdorf lieferte, harrte in Meißen voll peinlichster Ungewißheit der König auf Nachrichten. Man sah den Himmel feurig, man hörte den Kanonendonner. Friedrich ließ die Reiterei satteln, das Fußvolk in's Gewehr treten. Er schickte Streifpartheien aus, um zu erkunden, was vorginge, er ritt selbst mit einer Schaar Husaren weit auf der Straße von Dresden vor, mußte aber bald, wegen einbrechender Dunkelheit, nach Meißen zurückkehren. In der Nacht brachte ihm ein Offizier von Leopold die Siegesnachricht. Am folgenden Tage, den 16. Dezember, rückte der König nun eiligst zu Leopold heran, und hierauf die vereinigte Heeresmacht auf beiden Ufern der Elbe gegen Dresden vor. Noch 4500 Gefangene und zahlreiches Geschütz fiel auf dem Wege dahin dem Sieger in die Hände. Am 17. beritt der König mit Leopold das Schlachtfeld, erstaunte über die bezwungenen Schwierigkeiten, und bedauerte zwar den Tod so vieler tapfern Krieger, doch pries er laut Leopold's herrliche Waffenthat, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, verzieh ihm sein früheres Säumen, und unterließ nichts, was dem Ruhme des alten Feldherrn schmeicheln konnte. Jedem Stabsoffiziere des siegreichen Heeres ließ er 500 Thaler als Geschenk reichen, Leopolden selbst aber eine Summe von 50,000 Thalern. Noch viele andere Belohnungen und

zahlreiche Beförderungen fanden Statt. Am 18. erfolgte der Einzug in Dresden, dessen Einwohner schaarenweise aus den Thoren geströmt waren, um das Schlachtfeld und die Preußen zu sehen. Der Hof war schon früher nach Prag geflüchtet; die österreichische Truppenmacht des Prinzen Karl von Lothringen befand sich zwar ganz in der Nähe, nahm aber mit den Ueberresten von Rutowski's Truppen den Rückzug in's Gebirge nach der böhmischen Gränze. Die Schlacht von Kesselsdorf entschied schnell den ganzen Krieg; der Plan der Verbündeten gegen Preußen war vernichtet, und der Frieden, an welchem schon lange gearbeitet worden, wurde schon nach zehn Tagen, auf die Grundlage der hannöverschen Uebereinkunft, am 25. Dezember 1745 zu Dresden glücklich abgeschlossen. Die preußischen Truppen räumten Sachsen, der König kehrte nach Berlin und Leopold nach Dessau zurück, wo er noch vor Ende des Dezembers eintraf.

An dem Schlusse seiner Laufbahn, wo sonst dem Greise sogar Besitz und Werth frühgewonnenen Verdienstes schwankend und unsicher zu werden pflegen, sah Leopold durch die herrlichste Kriegsthat sich mit neuem höchsten Gewinn des unbestrittensten Ruhmes gekrönt; die Schlacht von Kesselsdorf drückte sich als ein Siegel auf alle seine früheren Heldenthaten, und beurkundete zugleich seine Würdigkeit, als untergehendes Gestirn neben dem aufgehenden des Königlichen Feldherrn noch zuletzt emporzustrahlen! Ungeachtet aber seines so frisch bethätigten Verdienstes, und der gerechten Anerkennung, welche ihm von dem Könige zu Theil wurde, mußte zwischen so verschiedenen Karakteren und Stellungen viel Mißhelliges unausgeglichen bleiben. Leopold spannte die Saiten nur um so höher, der König wollte dies nur um so weniger gelten lassen. Doch Friedrich der Große rief auch solche übellaunige Verhältnisse nach seiner Geistesart gern in das heitere Gebiet des Scherzes zurück. Leopold war seinerseits dem kleinen Kriege des Umgangs nicht abgeneigt, und durch sein ganzes Wesen zum Urheber und Gegenstande neckender Angriffe gleich geeignet. Er hieß, wie er wußte, nicht bei den Soldaten allein der alte Schnurrbart; auch der König und die Prinzen nannten ihn mit diesem und andern

Spottnamen, wie z. B. der alte Fuhrmann, weil sie behaupteten, daß er die Manieren und das Ansehen eines solchen, mehr als eines Feldmarschalls, habe. Der Ausdruck solcher Neckereien überraschte nicht selten an ungewöhnlicher Stelle. So schenkte z. B. der König als ein schmeichelhaftes Andenken der gewonnenen Schlacht Leopolden einen genauen Plan derselben, so schön gezeichnet als prächtig verziert; als Schildhalter des Titels aber war in der Ecke ein alter Kater mit einem ungeheuern Barte angebracht; ein Scherz, der in seiner Anspielung hinreichende Deutlichkeit, im Grunde jedoch, nach beiderseitiger Sinnesart, keine sonderliche Ungebühr hatte. Doch nicht immer blieb der unzuverläugnende Widerstreit in solchen Schranken. Der König nährte vielfache Unzufriedenheit, in deren Stimmung frühere Eindrücke leicht wiedererwachen konnten, woraus vielleicht das härtere Urtheil zu erklären ist, welches er zuletzt über Leopold gefällt und in seinen Schriften hinterlassen hat. Das beste Vernehmen, welches sich äußerlich erhielt, konnte den tieferen Zwiespalt, der innerlich gegeben war, nicht ganz verhüllen, und es ergab sich gleichsam von selbst, und ohne bemerkliche Absicht, daß Leopold sich fernerhin mehr in Dessau, als in Berlin, aufhielt. Auch fand er dorten genugsame Beschäftigung. Die Waffenübungen seines Regiments in Halle kehrten nach dem Frieden, wie ehemals, zu ihrem gewohnten regelmäßigen Verlaufe zurück; sogar war Versäumtes nachzuholen, außer Acht Gelassenes einzuschärfen; durch so viel glänzende Kriegsergebnisse wurde die Zucht und Uebung, welche solch herrliche Früchte getragen, nur in desto höheren Werth gestellt. Fast mehr noch, als die Truppen, nahmen Leopold's Aufmerksamkeit jetzt seine Wirthschaftssachen in Anspruch. Durch den Tod der Fürstin, seiner Gemahlin, war in der Verwaltung seiner Angelegenheiten eine große Lücke fühlbar geworden; unverdrossen wandte er seine Thätigkeit auf diese Gegenstände, und arbeitete in seinem hohen Alter, wie ehemals, eifrig an Vermehrung seiner Güter und Einkünfte. Trefflich unterstützte ihn hiebei die Gewandtheit und Einsicht eines jungen Mannes, dessen mit einigen Worten hier gedacht werden muß. Franz von Brenkenhof war

in früher Jugend als Page zu Leopold nach Dessau gekommen; dieser urtheilte scharfsichtig von ihm, daß nach seinen außerordentlichen Anlagen er ein großer brauchbarer Mann, oder ein ausgemachter Bösewicht werden würde; um ihn zu dem ersteren zu machen, schlug er einen eignen Weg ein. Allen gelehrten Unterricht in Wissenschaften und Sprachen, ohne welchen er selbst sein Lebelang sich gut beholfen, tief verachtend, wandte er seine ganze Erziehung auf praktische Entwickelung; aber auch hierin nahm er einen besonderen Gang. In den ersten Jahren hatte Brenkenhof die stärksten Prüfungen der strengsten Eingezogenheit und des thätigsten Gehorsams zu bestehen. Tag und Nacht mußte er in Leopold's Vorzimmer sein, jedes Auftrags in jeder Art gewärtig, zu jedem Dienste bereit. Keinen andern Umgang durfte er haben, als mit seinem Herrn, in dessen Willen sein eigner sich ganz verlieren mußte. Als er mehr herangewachsen war, und genug geprüft und abgehärtet schien, gab ihm Leopold mehrere Freiheit, faßte bald ein unbedingtes Zutrauen zu ihm, und übergab ihm seine wichtigsten Geschäfte, sowohl in Finanzsachen als in Kriegsangelegenheiten. Nichts geschah im ganzen Fürstenthume, wobei nicht Brenkenhof als erklärter Vertrauter des Fürsten durch Rath und That mitgewirkt hätte; seine Berichte fanden stets Glauben, sein Urtheil gab meist Entscheidung. Der Page hatte nicht nur das Ansehen, sondern auch die Arbeit eines Ministers; daß er dieser mißlichen Stellung neben der höchsten Zufriedenheit seines Herrn auch den Ruf der seltensten Rechtschaffenheit und die allgemeine Liebe des Volks erwarb, rechtfertigte die Menschenkenntniß, mit welcher Leopold hier scharfblickend gewählt hatte. Als der schlesische Krieg ausgebrochen, mußte Brenkenhof in Pagenuniform den Dienst eines Generaladjutanten versehen, und zeigte sich im Kriegswesen nicht minder brauchbar, als in Verwaltungssachen. Oft mußte er mit einigen Husaren den Feind erkunden, und seine Berichte waren stets die zuverlässigsten. Er wünschte Offizier zu werden, allein Leopold meinte, wenn jener dem Feinde in die Hände fiele, wie bei den vielen gefahrvollen Aufträgen leicht möglich, würde er als Offizier kriegsgefangen bleiben, als Page da-

gegen gleich freigegeben werden, und behielt ihn demnach als Pagen. Einst fiel der nun schon zwanzigjährige Jüngling wegen seiner Größe dem König in die Augen, der Leopolden fragte, warum derselbe noch nicht Offizier sei? Dieser antwortete durch eine Ausflucht, sandte aber seinen Pagen augenblicklich nach Dessau zurück, damit dergleichen nicht wieder vorkäme. Durch des Jünglings eignes Bitten überwunden, machte er ihn endlich bei Errichtung eines neuen Regiments zum Premierlieutenant, aber bald empfand er Reue, und schon nach vierundzwanzig Stunden ließ er ihn vom Regimente zurückholen, und wiederum Page sein. Dies blieb Brenkenhof bis zum fünfundzwanzigsten Jahre, da er plötzlich im Jahre 1745 vom Pagen zum Oberstallmeister befördert wurde, und nun auch dem Range nach in die höheren Verhältnisse trat, die dem Wesen nach schon längst die seinigen waren. Brenkenhof wurde später Theilhaber an den Lieferungen, welche Schimmelmann für das preußische Heer übernommen hatte, und gewann dabei ansehnlich. Dann trat er als Geheimer Oberfinanzrath in preußische Dienste, wo seine rastlose Thätigkeit und sein gesegneter Eifer in tausend gemeinnützigen Anstalten und Schöpfungen rühmlichst kund geworden sind, und ihm noch jetzt verdienen, zu Ehren Leopold's als dessen Zögling hier genannt zu werden.

Im April des Jahres 1746 verwahrte Leopold durch eine dem Reichstage zu Regensburg eingereichte Schrift sein Recht als erster Reichsfeldmarschall, weil er vernommen, daß der Prinz Karl von Lothringen bei seiner Bewerbung um die Reichsfeldmarschallswürde die erste Stelle nachsuchte, und ihm jenen durch das Dienstalter bestimmten Rang dadurch zu beeinträchtigen drohte. Der Reichstag behielt Leopolden seine Gerechtsame vor, und damit war endlich abgethan, was diesem von jener so bedingten Ehrenstelle, deren seltne Wirksamkeit kaum irgend als eine erfreuliche zu hoffen war, Befriedigendes zu Theil werden sollte. Unter gewohnten Beschäftigungen verging das genannte Jahr. Leopold genoß einer festen Gesundheit, und weder Alter noch Kriegsmühen schienen seinen Geist und seine Rüstigkeit geschwächt zu haben. Im Januar 1747 reiste er wieder nach Berlin, um dem

Könige seine Aufwartung zu machen, mit welchem, wie mit dem ganzen Königlichen Hause, sich ein leidlich gutes Vernehmen darstellte. Nach seiner Rückkunft in Dessau beschäftigte er sich mit einer dritten Abfassung seines Testaments, welches er darauf, wie schon früher, bei dem Magistrate der Stadt Leipzig in Verwahrung gab. Noch immer versprach seine Gesundheit gute Dauer. Am 7. April aber befiel ihn unmittelbar nach der Mittagstafel ein heftiger Schlagfluß, der ihm plötzlich den Gebrauch aller Sinne nahm. Aus diesem schmerzlosen Unbewußtsein erwachte er nicht mehr, sondern verschied früh am 9. April 1747 im einundsiebzigsten Jahre seines Alters. Sein Leichenbegängniß wurde am 25. Juli ohne sonstige Pracht, aber mit kriegerischer Feierlichkeit gehalten, wie er sie zum Theil selbst verordnet hatte. In einem Sarge von Zinn, an welchem in halber Mannesgröße Grenadiere, die denselben zu tragen scheinen, als Verzierung angebracht worden, wurde der Körper in einer Kapelle ausgestellt, und das Regiment des Verstorbenen, von Halle herbeigerufen, mußte vorüberziehen, damit jeder Soldat noch einmal seinen gewesenen Feldherrn sehen möchte. Unter dreimaliger Abfeuerung von 12 Kanonen, die von Magdeburg gekommen, und dreimaligem Gewehrfeuer des Regiments erfolgte dann die Beisetzung. Eine Leichenrede hatte er verboten.

Ueber Leopold schrieb am 12. April, wenige Tage nach dessen Tode, der Prinz August Wilhelm von Preußen, ältester Bruder Friedrich's des Großen, in einem vertraulichen Briefe an den General von Fouqué, den ehemaligen Pagen und Zögling des Verstorbenen: — „La mort du vieux roulier a été si inopinée, qu'il n'a pas eu le temps de proférer le moindre signe, lorsqu'il se sentait mourir. Je crois que tout militaire doit le plaindre, ayant été dans cet art un grand homme. Si l'humanité avait accompagné sa valeur et son esprit, il aurait été parfait. Mais le destin n'accorde pas aux hommes la réunion de toutes les vertus; heureux, si le vice ne l'emporte point sur les bonnes qualités. Je ne trouve pas à ma portée de juger en ce cas le défunt, et je me contente de le

plaindre militairement.“ — Noch entschiedener urtheilt über Leopold in demselben Sinne Friedrich der Große in den „Mémoires de Brandebourg: „Le prince d'Anhalt était un homme d'un caractère violent et entier; vif, mais sage dans ses entreprises, qui avec la valeur d'un héros avait l'expérience des plus belles campagnes du prince Eugène Ses mœurs étaient féroces, son ambition démesurée; savant dans l'art des siéges, heureux guerrier, mauvais citoyen, et capable de toutes les entreprises des Marius et des Sylla, si la fortune avait favorisé son ambition de même que celle de ces Romains.“ Und an einer späteren Stelle: „Au-desus de tous les autres généraux, s'élevait le prince d'Anhalt; il avait par devers lui les actions les plus brillantes, et la confiance générale des troupes; ce fut lui qui sauva l'armée de Styrum à Hoechstedt, par une belle retraite; ce fut lui qui contribua beaucoup au gain de la seconde bataille de Hoechstedt si funeste aux Français, et ce fut lui que le prince Eugène reconnût comme l'auteur principal de la victoire de Turin. Ce prince joignit beaucoup de prudence à une rare valeur; mais avec beaucoup de grandes qualités il n'en avait guères de bonnes.“ — Die Schilderung, welche die Markgräfin von Baireuth von Leopold entwirft, stimmt mit den obigen im Allgemeinen überein; merkwürdig aber ist von dieser Prinzessin, die seine Gönnerin nicht war, der Zusatz: „Son esprit est cultivé et très-agréable dans la conversation quand il le veut.“ Auch Pöllnitz giebt, gleich den Vorhergenannten in seinen Denkwürdigkeiten Leopolden dasselbe Lob, denselben Tadel. Was Berenhorst über ihn sagt, theilt sich auf gleiche Art nach beiden Seiten. In der langen Reihe seines thatvollen Lebens konnte noch während desselben das Urtheil der Zeitgenossen über ihn sich ziemlich feststellen, und die Folgezeit findet über seinen Karakter schwerlich neue Aufschlüsse zu ertheilen. Sein Heldenmuth und seine Kriegstüchtigkeit stehen unbestritten in erster Linie; seine soldatische Persönlichkeit schritt durch die Welt als eine Gestalt, deren Erscheinung die ungebundene Kraft und Naivetät einer weit entlegenen Vorzeit mit den beschränkenden

Anforderungen eines modern pedantischen Zeitalters zu verbinden hatte. In der That erschien er den Truppen als ein Wesen höherer Art; den untergeordneten Zeugen des entflammten Eifers und eisernen Trotzes, mit welchen er in Kampf und Gefahr stürzte, mochte es nicht zu verargen sein, wenn sie den unerschrockenen Feldherrn, der in 22 Schlachten und 27 Belagerungen nur Einmal durch einen Streifschuß verwundet worden, für kugelfest und mit Zaubermächten im Bunde hielten. —

Von Leopold's Person ergiebt sich aus gleichzeitigen Nachrichten folgende Darstellung: „Seine Leibesgestalt ist über die gewöhnliche Größe, ansehnlich und wohlgebildet. Der Ausdruck seines Gesichts hat etwas Glückliches und Nachdenkliches, zugleich aber auch Furchtbares, dem man gern ausweichen mag. Aus seinen Augen leuchtet ein Feuer, das ihn gleich zu erkennen giebt. Obgleich die Hagerkeit seines Gesichts von seinem Alter zeuget, so benimmt sie ihm doch nichts von seiner natürlichen Lebhaftigkeit, die Schwärze desselben rührt theils vom Pulverdampfe, theils von rauher Luft und brennender Sonnenhitze her, denen er von Jugend auf beinahe täglich ausgesetzt gewesen. Seine Stimme ist durch häufiges Befehlführen bei den Truppenübungen zu einer durchdringenden Kräftigkeit ausgebildet; wenn er aber in Zorn geräth, so sind seine Worte einem Donner gleich, und alles um ihn her hat zu erzittern, obwohl er sich mit den Jahren mehr als in der Jugend zu mäßigen gelernt. Seine schwarzen Haare trägt er in einen Bandzopf eingebunden, welchen Putz er für einen Soldaten, der viel in Bewegung sein muß, besonders angemessen hält. Ein schwarzer Zwickelbart, und lange, zwanglos herabhängende Seitenhaare erhöhen die Scheu, welche sein Anblick einflößt. In seiner Kleidung hält er sich gering, und findet ein Belieben daran, durchgehends nicht besser einherzugehen, als ein gemeiner Soldat von seinem Regimente; gewöhnlich trägt er mit seinem blautuchenen Rocke graue Beinkleider von grober Leinwand, nebst dergleichen Weste, wobei die Brust meist offen ist. Auch seine Diener hält er sehr einfach, und sein Geräthe, wie seine Gewöhnung in Kost und Lager, ist alles von der Art eines

Mannes, dem Mangel und Ueberfluß, Hitze und Kälte, Anstrengung und Muße wenig Unterschied macht. Von aller Hoffahrt und gezwungenem Wesen, darinnen sonst große Herren zu leben pflegen, ist er ein abgesagter Feind, und verkehrt mit seiner Gemahlin und Kindern auf die unbefangenste Weise, deßgleichen mit andern Fürsten und Herren, denen er wohl gar, besonders wenn sie nicht Soldaten sind, mit beleidigender Geringschätzung begegnet. Mit den Leuten aus dem Volk aber, und besonders mit den Soldaten, wenn sie nicht im Dienste sind, bezeigt er sich freundlich und zutraulich, wie er sich denn auch ihren Scherz oft gar wohl gefallen läßt. Er ist ein eifriger und beständiger Freund, treu in Erfüllung seines Wortes, das er jedoch nicht leichtsinnig zu geben pflegt; dagegen unversöhnlich als Feind gegen diejenigen, von welchen er glaubt, daß sie ihm widerstreben, oder ihn hintergangen haben. An Strenge in der Kriegszucht wird ihm schwerlich jemand beikommen; er will, daß ihm schlechterdings gehorsamet werde, sowohl von den Soldaten, als von seinen Unterthanen, daher von letzteren, welchen er Besitz und Einkünfte zum Besten seiner Finanzen oft drückend ringerte, mit bittrem Scherze gesagt wird, sie seien zwar arm an Gütern, doch desto reicher an Gehorsam."

Seine Eigenschaften sind alle innerhalb der einmal gegebenen Aeußerungsweise zu erfassen. Wie das Schmachvollste und Beleidigendste zuweilen auch in den höflichsten Redensarten Platz finden mag, so kann auch in den rohesten sich ein edler und liebevoller Gehalt verbergen. Zärtliches Gefühl und wahres Wohlwollen, wenn sie in Leopold's Herzen aufstiegen, fanden bei ihm keinen anderen Ausdruck, als den seiner täglichen, soldatischen Kernsprache. Als ein Beispiel solcher Art, wo unter schnöder Rauhigkeit ächt Menschliches hervorbricht, mag noch folgender Zug hier stehen. Auf seinen Feldzügen forderte Leopold einst in Romnitz, einem Dorf in Schlesien, wohin er gerathen war, einen Wegweiser, und erhielt, vermuthlich als den kundigsten Mann des Ortes, den Sauhirten. Der Fürst hieß ihn zu sich in den Karren steigen, wie er seine Kalesche nannte. Dem Gewaltigen zur Seite fühlte sich der arme Kerl nicht wenig beklemmt, und

wagte nicht die Füße in den Wagen zu ziehen. Eine Weile sah der Dessauer der Sache zu, dann aber schnauzte er den Gefährten an: „Sauterl, streck die Pfoten herein, wie sich ziemt; denkst du, daß die meinigen von Marzepan sind?" In gleicher Weise gab sich seine Religiosität zu erkennen. Er gehörte zur reformirten Kirche. Was aber im Einzelnen zu glauben sei, ließ er wohl dahingestellt, und fand sich ohne genaue Rechnung lieber im Ganzen ab, indem er eines allgemeinen guten Vernehmens mit dem höchsten Wesen nicht zu ermangeln meinte. Sein oben angeführtes Gebet bei der Krankheit seiner Tochter in Bernburg ist in diesem Bezuge höchst bezeichnend. Unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten war im preußischen Heere der Besuch der Kirche und die Haltung von Gebeten ein Theil der Dienstordnung, und Leopold duldete in diesem Dienste, wie in jedem andern, keine Lässigkeit. Als unter Friedrich dem Großen diese Richtung im Heere dennoch merklich nachließ, war er damit unzufrieden, und pflegte zu sagen: „Ein Soldat ohne Gottesfurcht ist nur ein Maths!" Sein besonderes Wohlgefallen an dem Liede Luther's „Eine feste Burg ist unser Gott" auszusprechen, gab es für ihn kein kräftigeres Wort, als daß er jenes Lied „unsres Herrgotts Dragonermarsch" nannte. Er hat, wie schon erwähnt, mehrere Kirchen erbaut. Predigten besuchte er öfters, und fand dabei nach seiner Weise dann zu loben und zu tadeln. In den letzten Jahren seines Lebens ließ er zu Dessau in einem Zimmer des Schlosses für sich und seine Familie regelmäßig alle Sonntage predigen. Seine Gewaltsamkeit, die bis zur Unmenschlichkeit steigen konnte, war in seinem Karakter derjenige Zug, welcher alles andre Schlimme zumeist hervorhob. Die Vorstellung der Selbsthülfe war seiner Seele tief eingewurzelt. Die Zustände des Krieges, wo die kämpfende Gewalt das Recht bald entscheiden, bald unterstützen muß, übertrug er allzuleicht auf Verhältnisse des Friedens, in welchen das Recht andre Wege und Hülfsmittel zu nehmen hat. Seine Leidenschaft ging so weit, daß er in einem Streite mit dem Fürsten von Anhalt-Bernburg sein preußisches Regiment auf den Grund und Boden des Feindes führte, und daselbst alles niedertreten

und verwüsten ließ; der höchstgekränkte Fürst eilte persönlich herbei, aber vermochte kaum, nach dem heftigsten Auftritte, die Abstellung des Frevels zu erlangen. Gegen Gleiche hätten die Fehden des Mittelalters der Gemüthsart Leopold's wohl entsprochen, gegen Untergebene that es noch die schonungslose Sitte seiner eignen Zeit. Daß Leopold kein Freund von Wissenschaften und Künsten gewesen, ist aus allem bisher Angeführten genugsam zu erachten; daß er sie gehaßt, wäre zu viel gesagt, er nahm gar nicht so viel Kunde von ihnen, als dazu erfordert gewesen wäre. Die Tonkunst allein, bei Jagd und Krieg unverkennbar ein Reiz- und Prachtmittel, fand in sofern etwas Gnade, die jedoch nicht die geringste Kenntniß mit sich führte. Einer einzigen Melodie war er mächtig geworden, der des Dessauer Marsches; nach ihr sang er in der Kirche all und jede geistliche Lieder, zum Staunen und Wunder der Anwesenden. Einst hörte er dem Spiele seiner Regimentsmusik mit vielem Vergnügen zu; plötzlich sieht er, daß zwei Waldhornisten aufhören zu blasen; mit funkelnden Augen tritt er vor sie hin: „Kanaillen, warum blast ihr nicht?" fragt er heftig. „Ew. Durchlaucht", antwortet der Beherztere, „wir pausiren jetzt." Diese Frechheit ist ihm zu arg: „Warte, Kanaille", ruft er, „ich will dich im Dienste pausiren lehren!" Und Stockschläge treiben die vermeinten Saumseligen eiligst wieder zur Arbeit an. Merkwürdig war bei Leopold's Art und Weise seine entschiedene Lust am Schreiben. Er schrieb selbst ungemein viel; im Hausarchive zu Dessau befinden sich ganze Ballen Briefe, Berichte und andere Schriften von seiner Hand. Er wagte sogar schriftstellerische Versuche; so schrieb er eigenhändig das Leben des preußischen Generals Ulrich von Stille, um das Andenken dieses ihm theuren Kriegsgefährten zu verewigen, ferner verfaßte er auf den König Friedrich Wilhelm den Ersten bald nach dessen Tode eine Lobschrift, worin er denselben als einen unvergleichlichen Herrn und König schildert, endlich Denkwürdigkeiten seines eignen Lebens, die aber nur bis zum Jahre 1703 gehen. Dabei war seine Handschrift von seltsamer Beschaffenheit; nicht genug, daß die Züge seiner Buchstaben kaum zu entwirren sind, auch die Wahl und

Fülle der letztern bringt in Noth; er schob in jede Silbe regelmäßig ein h ein, z. B. Gehnehrahllihnn, für: Generalin. Einst hatte er einen Befehl geschrieben, dessen Inhalt der General, welcher ihn ausführen sollte, schlechterdings nicht entziffern konnte. Ein Offizier mußte damit zu dem Fürsten zurück; großes Donnerwetter, und banges Harren auf Erklärung des Schreibens; aber diese wollte nicht erfolgen; auch Leopold selber konnte seine Handschrift nicht lesen, und warf endlich voll Grimm den Zettel in's Feuer: „Aber Schwernoth“, rief er, „ich hab's auch nicht geschrieben, daß ich es lesen soll, sondern ihr!“ und gab hierauf den Befehl mündlich. Seine Sekretaire hatten mit ihm einen harten Stand. Im Jahre 1745 gab das Königliche Generaldirektorium in Berlin ihm den Dichter Gleim zum Stabssekretair. In Oranienbaum ließ Leopold, im Hemde, mit dem Rücken gegen den Kamin stehend, den Empfohlenen vor sich, und fuhr ihn mit seiner gewaltigen Stimme an, ob er der Kerl sei? Gleim faßte sich, und antwortete kurz und barsch in demselben Tone. Leopold stutzte; als er aber nach einiger Zeit den Sekretair mit allen Papieren, die er zur Unterschrift brachte, zum Teufel schickte, weil es ihm jetzt nicht gelegen sei, und Gleim dagegen mit scheltendem Poltern darauf bestand, es solle und müsse jetzt sein, so ließ er es sich gefallen, und hielt den Mann nur um so mehr in Ehren. Bald aber wurde Gleim noch anders erschreckt. Im Lager von Dieskau hatte ein Jude, der als Kaufmann mit guten Pässen reiste, die aufgefahrenen Kanonen gezählt, wie schon viele Reisende ohne Arg und Schaden gethan hatten; diesen Unglücklichen aber traf es, als Kundschafter festgenommen, und zum Tode verurtheilt zu werden. Gerechte Vorstellungen gelangten an den alten Fürsten; als dieser aber, ohne auf irgend neue Untersuchung einzugehen, nur kurz antwortete: „Soll hängen!“ wurde Gleim für sein eigenes Leben bange, und benutzte den nächsten Anlaß, sich nach Magdeburg zu entfernen, wo er krank wurde, und darauf den Abschied nahm.

Leopold hatte mit seiner Gemahlin zehn Kinder gezeugt, fünf Söhne und fünf Töchter. Der älteste Prinz, Wilhelm Gustav, starb im Jahre 1737 an den Blattern; in der

Krankheit erklärte er sich mit Johanna Herrin, einem bürgerlichen Mädchen, heimlich vermählt. Der alte Fürst versprach für sie und ihre Kinder beste Sorge zu tragen, und behielt den ältesten der Söhne bei sich. Leopold Maximilian, der zweite Prinz, wurde nunmehr der Nachfolger in der Regierung, die er nach des Vaters Tode sogleich antrat; er hatte mit demselben in den letzten Jahren nicht immer in völliger Einigkeit gelebt; zur Regierung gekommen, erwirkte er späterhin bei dem Kaiser, daß die Wittwe seines Bruders mit dessen sechs Söhnen und drei Töchtern in den Reichsgrafenstand mit dem Namen von Anhalt erhoben wurden. Der dritte Prinz hieß Dietrich; der vierte Eugen. Moritz, der fünfte, war des Vaters besonderer Liebling; ihn ließ er ohne allen Unterricht aufwachsen, um zu sehen, was die Natur allein aus ihm machen würde. Schon im siebenten Jahre hielt er ihm eine Kompanie Knaben zur Uebung in den Waffen, König Friedrich Wilhelm besoldete dieselbe bis zum Jahre 1727 gleich andern Truppen. Moritz wuchs unter dem Spiel und Ernste des Krieges heran, ohne die geringste Kenntniß von andern Dingen zu erlangen, und konnte selbst als General weder lesen noch schreiben, obwohl er sonst offnen Kopf und guten Sinn hatte. Die Söhne sämmtlich, wie schon erwähnt, waren Soldaten; ihre Erziehung, sowohl in diesem als in jedem andern Stücke, behielt sich der Vater vor; auch folgten sie seiner Kirche, der reformirten. Die Töchter dagegen blieben der Mutter überlassen, welche dieselben mit größter Sorgfalt erziehen und unterrichten ließ; gleich ihr bekannten sie sich zur lutherischen Kirche. Die zweite Prinzessin, Luise, heirathete den regierenden Fürsten von Anhalt-Bernburg; die vierte, Leopoldine, den Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt; die übrigen drei starben unverheirathet. Außer diesen Kindern hinterließ Leopold auch zwei natürliche Söhne, die beiden Brüder von Berenhorst, für welche er in der letzten Abfassung seines Testaments gute Fürsorge traf.

Die Natur hatte in Leopold's Persönlichkeit eine merkwürdige Fülle kriegerischer Kraftwirkung zusammengefaßt; er selbst hat über ein halbes Jahrhundert dreien Königen von

Preußen in Krieg und Frieden ruhmvoll gedient; das preußische Heer, die unerschütterliche Grundlage des emporsteigenden preußischen Staates, war größtentheils seine Schöpfung; noch lange führte, so wie der Dessauer Marsch, auch sein Kriegsgeist die Preußen zu Schlacht und Sieg; drei seiner Söhne, die Prinzen Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, wurden, gleich ihm, preußische Feldmarschälle, und sein Sohn Georg Heinrich von Berenhorst erwarb den Ruhm desjenigen Schriftstellers, der über die Kriegskunst mit Einsicht und Gründlichkeit am geistreichsten geschrieben hat. —

Leopold's Bild, von dem preußischen Hofmahler Anton Pesne gemahlt, befindet sich auf dem Schlosse zu Dessau, und auch in Berlin mehrmals; sein Ausdruck ist heitere Kraft, von der man sich bald angezogen bald abgeschreckt fühlen muß. Seine eigenthümliche Kleidung ist in dem Gemählde ganz nach der Wirklichkeit abgebildet, die preußische Feldmarschallsuniform, und dazu grauleinene Unterkleider vom gröbsten Zeug und einfachsten Zuschnitt. Seinen kleinen Hut ziert Eichenlaub, das alte brandenburgische Feldzeichen, welches von der Schlacht bei Warschau unter dem großen Kurfürsten hergeleitet wird. Auf andern Bildern ist ein Lorbeerzweig daraus geworden. Im Jahre 1790 ließ der Prinz Heinrich von Preußen zu Rheinsberg den Helden des preußischen Heeres ein Denkmal errichten, welches in ausführlichen Inschriften viele würdige Namen, und unter diesen, in erster Reihe, auch den Ruhm Leopold's verherrlicht.

Als König Friedrich Wilhelm der Zweite in seinen letzten Lebensjahren dem Fürsten Leopold ein Standbild auf dem Wilhelmsplatze zu errichten beschlossen, und hiefür eine Stelle bezeichnet hatte, welche dem Palaste des Ministers Grafen von Finckenstein im Gesichte lag, schrieb dieser an den König, und bat, ihm nicht die Schmach anzuthun, daß er aus dem Fenster blickend das Bild eines Staatsverräthers vor Augen haben müsse. Der König nahm dies anfangs ungnädig, wurde jedoch stutzig, als Finckenstein, um seine Aeußerung zu rechtfertigen, urkundliche Schriften aus dem Geheimen Staatsarchive vorlegte, welche auf Verbindungen hindeuteten, die der Fürst nach dem Tode Kaisers Karl's des Sechsten mit dem

Wiener Hofe angeknüpft habe, um die Absichten Preußens auf Schlesien zu hintertreiben. Der König erlebte das Fertigwerden der Bildsäule nicht, und auch sein Nachfolger befahl durch ein Kabinetschreiben vom 13. März 1798 an den Staatsminister von Heinitz, sie solle auf dem Wilhelmsplatze gegenüber der Bildsäule von Zieten aufgestellt werden, änderte aber bald nachher, wohl nicht ohne Rücksicht auf jene Erörterungen, diesen Befehl dahin ab, der Dessauer solle „auf seinem Exerzirplatze“ stehen. Wirklich wurde die Bildsäule, diesem Befehl gemäß, am Rande des Lustgartens, dem Schlosse gegenüber, im Jahre 1800 aufgestellt. Hier stand sie bis im September 1826, wo sie bei Umgestaltung des Lustgartens versetzt werden mußte, und nun zuletzt doch auf den Wilhelmsplatz kam, und nun ihre zuerstbestimmte Stelle erhielt. Sie ist eines der Meisterwerke des Bildhauers Gottfried Schadow, der sie, zumeist nach dem Bilde von Anton Pesne, in carrarischem Marmor ausgeführt. Die Vorderseite des Fußgestells hat folgende Inschrift: „Dem Andenken des regierenden Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, Königl. Preuß. General-Feldmarschalls, weihet dieses Denkmal Friedrich Wilhelm der Dritte im dritten Jahre seiner Regierung.“ Die Rückseite: „Siegreich leitete er die preußischen Hülfsvölker am Rhein, an der Donau, am Po. Er eroberte Stralsund und die Insel Rügen. Die Schlacht bei Kesselsdorf krönte seine kriegerische Laufbahn. Das preußische Heer verdankt ihm die strenge Mannszucht und die Verbesserung seiner Krieger zu Fuß. Er lebte vom 3. Julius 1676 bis den 7. April 1747.“

General Freiherr von Seydlitz.

Seinen innigstverehrten Freunden

Wilhelm von Willisen,

Königlichem Generallieutenant, Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse, ꝛc.

und

Adolph von Willisen,

Königlichem Generallieutenant und Oberstallmeister, Ritter ꝛc.

widmet diese Lebensbeschreibung als Denkzeichen treuer Zuneigung

K. A. Varnhagen von Ense.

Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz, eines altadeligen, aus Thüringen stammenden, aber früh auch in Sachsen, Hessen und Preußen, in Böhmen und Schlesien, so wie in Polen verbreiteten Geschlechtes, kam zur Welt den 3. Februar 1721 zu Kalkar im Herzogthum Kleve, wo sein Vater, Daniel Freiherr von Seydlitz, als Rittmeister im Dragoner-Regiment Sonsfeld stand. Seine Mutter war eine geborene von Ihlow. Ueber beide findet sich nichts weiter Bemerkenswerthes mitgetheilt. Die Jugend und Erziehung des Knaben waren ohne Zweifel dem Berufe gemäß, der sich aus den Verhältnissen des Vaters am natürlichsten folgerte; dem Sohne des Offiziers mußte der Kriegsdienst die nächste Aussicht bieten. Strenger Unterricht wurde damals den Edelleuten nicht erlassen, durfte aber die Ausbildung körperlicher Anlagen nicht hindern, und die Augenblicke harten Zwanges vergütete aufsichtslose Freiheit. In vollen Maßen genoß Seydlitz der großen Begünstigung, daß die Lust und Kraft seiner frühsten Jahre ungehemmt der Bahn zugewiesen waren, wo seine Neigung befriedigt wurde, und Glück und Ruhm ihn erwarteten. Im siebenten Jahre saß er schon zu Pferd, ritt bald mit Erwachsenen in die Wette, und scheute keinerlei Gefahr. Der Vater, der inzwischen im Kürassierregiment des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt eine Schwadron erhalten hatte, freute sich des muthigen Knaben, und erzählte von dessen kühnen Uebungen dem Markgrafen, der an Wagnissen jeder Art das größte Gefallen hatte. Doch starb der Vater, bevor der Sohn das achte Jahr erreicht hatte, und die Erziehung desselben fiel nun ganz der Mutter anheim, die zwar wenig für ihn thun konnte, aber ihn doch zu

Freienwalde in der Neumark die Schule besuchen ließ. Hier scheint weder sein Lernen zugenommen, noch seine Wildheit sich gemindert zu haben; der Markgraf von Schwedt aber blieb aufmerksam auf den verwaisten Knaben, und wählte ihn, da er noch nicht vierzehn Jahre alt war, zu seinem Pagen.

Dieser Prinz, Neffe Königs Friedrich's des Ersten und mütterlicherseits des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, hatte die Ausgelassenheit seiner ungezähmten Jugend auch in das Mannesalter mit herüber genommen, und übte fortwährend die tollkühnsten Streiche, den gewaltsamsten Uebermuth aus. Weder die strengen Formen des Kriegsdienstes, noch das Mißfallen Königs Friedrich Wilhelm's des Ersten, dessen jüngste Tochter ihm vermählt wurde, konnten diesen ungeordneten Geist mäßigen. Die rohesten Pferde wurden bestiegen, die halsbrechendsten Sprünge gewagt, überall Gefahr und Schwierigkeiten aufgesucht, jeder Ordnung getrotzt; sogar in Liebesabentheuern nur Wildheit und Gewalt geschätzt. Solchem Herrn und solcher Lebensweise wurde Seydlitz übergeben, und diese Schule, welche sein Verderben zu werden drohte, half seine größten Fähigkeiten entwickeln. Die gewandte Kühnheit, deren vervielfachte Proben jeden Zeugen staunen machten, entzückte den Markgrafen, und Seydlitz wurde ganz sein Liebling. Hiemit war indeß keine Schonung und Sorgfalt verbunden, im Gegentheil, nur vermehrte Anforderung und Rücksichtslosigkeit. Nicht zufrieden, dem Jünglinge das Zureiten der unbändigsten Pferde zuzumuthen, zwang er ihn sogar Hirsche im Thiergarten zu besteigen, und bei deren wildem Toben und Rennen sich als Reiter zu behaupten. Bei Spazirfahrten ließ der Markgraf meist in's freie Feld lenken, und den Wagen dort anhalten, Kutscher und Vorreiter mußten absteigen, die Zügel allen vier Pferden über den Hals werfen, und diese dann heftig anpeitschen, daß sie über Stock und Stein dahinflogen, bis der Wagen zerbrach oder umfiel, da denn der Prinz wie der Page, der nach damaligem Gebrauch im Wagentritte stand, im rechten Augenblicke durch kühnen Sprung sich retten mußte, worin beide solche Fertigkeit erlangt hatten, daß es nie verunglückte. Auch zwischen den sausenden Flügeln einer großen Windmühle ritten sie

öfters durch, wo Roß und Reiter jedesmal Gefahr liefen, beim geringsten Verfehlen in die Luft geschleudert zu werden; ein berühmtes Wagestück, welches Seydlitz noch in späteren Jahren, da er schon General der Reiterei war, in Woisselsdorf bei Grottkau vor vielen Zeugen wiederholte. Die Tollkühnheit erzog sich in solchen Ausübungen Gewandtheit und Geistesgegenwart zu Begleitern. Diese Eigenschaften dienten dem Markgrafen, der, obwohl General, doch nie eigentlich Kriegsmann gewesen, nur zu unfruchtbarem Spiel: für Seydlitz wurden sie die Grundlage der höchsten kriegerischen Tüchtigkeit, die keines Hindernisses und keiner Gefahr achtete, und indem jener ein toller Waghals blieb, so bildete sich in diesem der freieste und muthigste Reiter aus, dem an festem Sitz und sicherer Führung kein anderer gleich kam, und der zugleich durch Maß und Haltung sich in kraftvoller Schönheit darstellte. Verderblich dagegen wurde für ihn die frühe Bekanntschaft mit sinnlicher Ausschweifung, zu der ein üppiger Hang ihm sein ganzes Leben hindurch verblieb, den er wenig bemeistern lernte. Auch die früh erlangte Gewohnheit des Tabackrauchens behielt er aus seiner Pagenzeit als unbezwingliche Leidenschaft, die nicht selten unbequem, wo nicht gar nachtheilig wurde.

Vier Jahre führte Seydlitz dieses Leben bei dem Markgrafen, der ihn sodann, im siebzehnten Jahre, als Kornet in seinem Kürassierregiment anstellte, das seinen Standort zu Belgard in Pommern hatte. Der Befehlshaber des Regiments, Oberst von Rochow, war mit dem Markgrafen gespannt, und sah den Günstling desselben mißtrauisch an; er glaubte ihn beauftragt, alles, was im Regimente vorging, an seinen Herrn einzuberichten, und ließ den vermeinten Aufpasser die ganze Strenge der Unterordnung und alle Mühsale des Dienstes fühlen. Doch durfte Seydlitz hier nur wenig über ein Jahr seine Geduld in den harten und reizlosen Friedensbeschäftigungen üben, denn König Friedrich der Zweite, der im Jahre 1740 den Thron bestiegen hatte, fing bald nachher an, seine Truppen zusammenzuziehen, um die Ansprüche, die er auf Schlesien hatte, mit Waffengewalt durchzusetzen. Das Regiment des Markgrafen rückte mit

in den Krieg, der im Jahre 1741 unter dem Namen des ersten schlesischen so rasch als erfolgreich gegen Oesterreich unternommen wurde, und Seydlitz konnte den kühnen Muth und schnellen Ueberblick, die er bisher in so manchen Anlässen gezeigt hatte, nun vor dem Feinde darthun. Der muthige, aber auch ungestüme und vorwitzige Kornet fand jedoch jetzt eben so wenig wie vorher ein gutes Vernehmen mit seinem Obersten.

Die Augen des Königs zog Seydlitz zuerst als Ordonnanzoffizier in einem Gefecht auf sich, wo der Feind aus einer seitwärts aufgestellten Batterie den Preußen großen Nachtheil zufügte. Der König fragte laut, von welchem Kaliber wohl das Geschütz sein möchte? Die Meinungen waren verschieden. Seydlitz, ohne ein Wort zu sagen, sprengt in das vorliegende Feld, hält in der feindlichen Schußlinie still, bemerkt wo die Kugeln einschlagen, sitzt ab, rafft eine frisch angekommene glücklich auf, wickelt sie in sein Schnupftuch, und bringt sie dem Könige, der alles mit angesehen hat, und für die muthig herbeigeschaffte Antwort mit gnädigem Blicke dankt.

Ein unglückliches Ereigniß betraf ihn aber bald nachher, und schien die Hoffnungen des Jünglings weit hinaus niederzuschlagen. Der König hatte sich im April des Jahres 1742 aus Mähren, wohin er vorgedrungen war, zurück nach Böhmen gewendet, und Schlesien gegen Mähren hin ziemlich entblößt gelassen. Die leichten ungarischen Reiter streiften in beträchtlichen Schaaren aus dem Gebirge hervor, und wurden den Preußen sehr beschwerlich. Der Oberst von Rochow hielt mit seinen Kürassieren das Städtchen Kranowitz unfern Ratibor besetzt, und hatte dort einige Verschanzungen angelegt, aus denen er nicht ohne dringenden Anlaß hervorrücken wollte. Als nun gemeldet wurde, daß 5 bis 6000 Ungarn im Anzuge wären, beschloß er, um noch sicherer zu sein, einen Posten nach einem Dorfe vorzuschieben, welches in einem engen Thale gegen den Feind hin lag, aber von diesem noch nicht besetzt war. Der Kornet Seydlitz erhielt den Auftrag, mit 30 Kürassieren in das Dorf zu rücken, und sich dort so lange zu halten, bis Fuß-

volk zu seiner Unterstützung ankommen könnte. Dem jungen Offizier dünkte dieser Auftrag verfänglich, er sah kaum die Möglichkeit eines Erfolgs, dagegen Niederlage und sogar Gefangenschaft fast unvermeidlich, und weil er argwohnte, der Oberst habe gerade deßhalb ihn, und außer der Dienstreihe, für das Unternehmen gewählt, so wagte er den letztern Umstand hervorzuheben, und äußerte freimüthig, zu einem Ehrenposten dieser Art sei er noch zu jung, und es gebühre ihm nicht, seinen Kammeraden außer der Reihe vorzutreten, da es aber einmal so befohlen sei, so werde er entschlossen seine Schuldigkeit thun, und der Herr Oberst könne versichert sein, daß er Leben und Freiheit theuer verkaufen werde. So zog er mit seiner Mannschaft ab, und besetzte das Dorf, dessen Lage und Umgegend er bei genauer Prüfung nur stets nachtheiliger fand. Die Zugänge ließ er sogleich verrammeln, seine Leute absitzen, die Pferde gekoppelt in einen Hof zusammenbringen, und stellte nach beiden Seiten des Dorfes je zwölf Kürassiere hinter Hecken und Zäunen auf. Der Feind erschien, und wurde mit lebhaftem Karabinerfeuer empfangen, das ihn eine Zeit lang abhielt. Allein seine Schaaren rückten stärker heran, und umzingelten und beschossen das Dorf von allen Seiten. Mehrere Stunden dauerte das Gefecht, und Seydlitz hielt sich gegen die Uebermacht. Als aber ein Theil der Kürassiere verwundet, das Feuer wegen Mangel an Patronen nicht fortzusetzen, und nirgends ein Ausweg mit dem Degen möglich war, lieh er dem Zurufe des Feindes endlich Gehör, und ergab sich mit seinen Leuten kriegsgefangen, doch mit der ehrenvollen Bedingung, daß ihm seine Waffen, Gepäck und Pferde, den Kürassieren aber Montirung, Mantelsäcke und Ledertaschen verbleiben sollten. Der Oberst von Rochow hörte das Gefecht, ohne sich in seiner Ruhe zu stören; der General aber, der hier den Befehl führte, kam selbst herbei, und rückte mit drei Schwadronen Kürassieren gegen den Feind, sah sich indeß beim Uebergang einer schmalen und schlechten Brücke unvermuthet von mehr als 3000 Ungarn angegriffen, die plötzlich hinter den Anhöhen hervorbrachen, und konnte nur mit größter Tapferkeit und vielem Verlust den freien Rückzug erkämpfen. Dieser Um-

stand erhöhte die Theilnahme für Seydlitz, und zeigte die ganze Uebermacht des Feindes, gegen welchen seine lange Vertheidigung nun wie ein Wunder erschien. Als nach einigen Stunden die Gegenwehr noch immer anhielt, wie sich aus dem Schießen deutlich ergab, so wurden endlich ein paar Kompanieen Fußvolk abgeschickt, ihn zu befreien; allein zu spät, denn bevor sie an den Feind kamen, war Seydlitz schon kriegsgefangen. Der König selbst hatte den Hergang des Gefechtes genau vernommen, den tapfern Kornet beklagt, und befahl, dessen Auswechslung zu veranlassen, indem er für ihn, wenn es nicht anders wäre, einen österreichischen Rittmeister loszugeben willigte. Dies war gegen Ende des Mai 1742.

Seydlitz war indeß als Kriegsgefangener nach Ungarn abgeführt worden, und verlebte seine Tage wohl nicht sehr glücklich; denn wie sehr auch sein Bewußtsein ihn von jeder Schuld freisprechen durfte, so mußte er doch seinen Unfall hart empfinden, und über die Eindrücke und Meinungen, die sich damit verknüpfen würden, in manchem Zweifel schweben. Man glaubt, Raab sei der ihm angewiesene Aufenthaltsort gewesen, und daß er in der Stadt aufsichtslos habe umhergehen dürfen; denn es wird erzählt, er habe einen Plan der Festungswerke daselbst aufgenommen. Doch möchte diese Nachricht kaum zu verbürgen und nur dem guten Willen späterer Lobredner beizumessen sein, welche den Männern, deren Verdienst eine frühere Zeit nach Kriegsthaten maß, gar zu gern auch den Schmuck der Kenntnisse und der Bildung zu leihen wünschten, zu denen im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts und im Frieden der Sinn und die Ansprüche sich mehr und mehr gesteigert hatten. Es ist nicht wahrscheinlich, aber auch nicht nöthig, daß Seydlitz Pläne gezeichnet habe. Die Auswechslung erfolgte noch während der Kriegszeit, und kaum angelangt im preußischen Lager, wurde er sogleich zum Könige geführt. Hier mußte er den Hergang des Gefechts, durch das er in Gefangenschaft gerathen, umständlich erzählen, und konnte, sogar durch Vorlegung der ehrenvollen Kapitulation, die er mit dem österreichischen Befehlshaber abgeschlossen, und sorg=

fältig bewahrt hatte, dem Begehren des Königs genügen, der streng die Wahrheit wissen wollte und jede Angabe genau prüfte. Da die gute Meinung, welche der König von der Sache schon gefaßt hatte, sich durchaus bestätigte, und ihm der junge Offizier sowohl Belohnung als Aufmunterung zu verdienen schien, so fragte er ihn: was er lieber wolle, der erste zu ernennende Lieutenant in einem Kürassierregiment, oder Rittmeister und Befehlshaber einer Schwadron Husaren sein? Die Husaren standen damals der andern Reiterei in der Meinung sehr nach, als eine neue, noch nicht genug bewährte Truppe, die der König aber gern heben wollte. Seydlitz wählte von beiden Anerbieten das letztere, welches dem Könige zu gefallen schien, der ihn sogleich dem Regimente von Natzmer, den sogenannten weißen Husaren, zutheilte. Durch so viel Gnade ermuthigt, empfahl Seydlitz dem Könige nun auch seine braven Kürassiere, durch deren heldenmüthige Ausdauer allein es ihm möglich geworden, dem überlegenen Angriffe so lange zu widerstehen. Der König nahm diese Bitte gut auf, ließ jene Leute besonders auswechseln, und beschenkte sie. Der Oberst von Rochow hatte von allem diesen keine Ahndung, und empfing den aus der Gefangenschaft wiederkehrenden Kornet, als dieser, von dem Könige entlassen, nun auch bei ihm sich meldete, mit heftigen Vorwürfen und strengen Drohworten; durch jene Kapitulation, meinte er, sei die Ehre des Regiments verletzt, er müsse dem Könige den Vorgang melden und auf Bestrafung antragen. Zu sehr im Vortheil, um sich so leicht aus seiner Fassung bringen zu lassen, erwiederte Seydlitz mit größter Ruhe, es bedürfe keiner Meldung mehr, der König sei von allem unterrichtet, und er selbst komme nur, um dem Herrn Obersten zu danken, daß er durch jenen Auftrag, der so unglücklich geschienen, ihm den Weg des Glücks eröffnet habe; denn der König habe ihn jetzt eben zum Rittmeister ernannt, und ihm eine Schwadron in dem Husarenregiment von Natzmer verliehen.

Auf diese Weise, nicht wie gewöhnlich erzählt wird, machte Seydlitz den ersten außerordentlichen Vorschritt in seiner Dienstlaufbahn, den großen Sprung vom Kornet zum

Rittmeister. Einer Sage zufolge wäre er dies bei ganz anderem Anlaß geworden. Er soll nämlich zu Berlin im Jahre 1743, nach geschehener Truppenschau, im Gefolge des Königs noch als Kornet mitreitend, auf dem Heimwege zu andern Offizieren, die neben ihm ritten, die Umstände seiner Gefangennehmung erzählt, die Schuld derselben auf die Nothwendigkeit, zu Fuß und auf geschlossenem Boden zu fechten, geworfen, und laut und keck behauptet haben, ein Reiteroffizier, der noch zu Pferde sei, dürfe sich nie gefangen geben; der König habe dies gehört und nichts gesagt, bei der Brücke des Zeughauses aber sei er allein vorgeritten, habe Seydlitz herbeigerufen, und dann die in der Mitte der Brücke befindlichen Aufzüge emporheben lassen, wodurch das übrige Gefolge abgesperrt worden: dann habe er sich zu Seydlitz gewendet, und lächelnd gesagt: „Nun hat Er ja noch sein Pferd, und ist doch mein Gefangener?“ dieser jedoch, wie sehr auch überrascht, sei keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, habe sein Pferd gespornt, im hohen Sprunge sattelfest über das Brückengeländer in den Fluß hinab gesetzt, und glücklich wieder das jenseitige Ufer erstiegen. Der König soll ihn darauf als Rittmeister begrüßt, und ihm bei den weißen Husaren eine Schwadron gegeben haben. Es klingt ganz artig: „Als Kornet sprang er in die Spree hinein, und als Rittmeister schwamm er an's Land;“ aber das Geschichtchen ist nicht wahr.

Durch den Frieden von Breslau war Schlesien eine preußische Provinz geworden, und eine ansehnliche Truppenstärke blieb zur Hut dieser neuen Erwerbung dort zurück; darunter auch das Husarenregiment von Natzmer, in welchem Seydlitz stand; er selbst rückte mit seiner Schwadron nach Trebnitz, einer kleinen Landstadt, auf dem rechten Oderufer. Hier traten die gewöhnlichen Friedensbeschäftigungen wieder ein, und neben der Zucht des Dienstes und der Einübungen, welche besonders für die noch nicht ganz geregelten Husaren nöthig schienen, und wobei Seydlitz mit aller Strenge und sogar Härte verfuhr, die einem Befehlshaber damals gegen seine Untergebenen gewöhnlich waren, bestand zwischen ihm und seinen Offizieren ein lebensfrohes und freundschaftliches

Verhältniß, in welchem es an gemeinsamen Wagnissen und kleinen Abentheuern nicht mangelte. Doch dauerte die Friedensruhe nur kurze Zeit: im Jahre 1744 begann der zweite schlesische Krieg, und Seydlitz rückte mit seiner Schwadron in's Feld, wo er meistens im Vortrab der von dem Generallieutenant von Nassau befehligten Truppen mit dem Feinde hart zu thun hatte. Der Oberstlieutenant von Schütz, vormals Hauptmann in russischen Diensten, befehligte die weißen Husaren, und führte mit ihnen manchen verwegenen und geschickten Streich aus. Er war als Partheigänger berühmt, und seiner guten Dienste wegen dem Könige wichtig, aber seine schonungslose Grausamkeit hatte ihn zugleich furchtbar und verhaßt gemacht. Man erzählte von ihm die gräßlichsten Züge von Unmenschlichkeit, die er gegen Freund und Feind verübte; so pflegte er bei seinen heimlichen Märschen die armen Landleute, welche von seinen Partheien, theils um sie als Wegweiser zu gebrauchen, theils um dem Feinde jede Erkundigung abzuschneiden, eingefangen und ihm gebracht waren, eine Zeit lang ruhig mitzuschleppen, sobald sie ihm aber unnütz und beschwerlich wurden, und es doch noch gefährlich schien, sie freizugeben, so ließ er die schuldlosen Leute jämmerlich niederhauen, und sein Weg war fast immer durch solche Mordthaten bezeichnet. Der König wollte diesen Gräueln Einhalt thun, und ordnete daher an, daß Seydlitz, auf dessen Gemüthsart er bei dieser Gelegenheit ein ehrenvolles Vertrauen setzte, bei der Person des Oberstlieutenants verbleiben, demselben in Kriegssachen gehorchen, die unnützen und schändlichen Grausamkeiten aber verhindern sollte. Es gelang ihm in der That, jenes gräßliche Niedermetzeln völlig abzuschaffen, und diese Art von Gefangenen wurden fortan bis zum Ablaufe der Zeit, innerhalb deren ein Verrath schaden konnte, genau bewacht, dann aber, ohne daß ihnen ein Leid geschah, heimgeschickt. Auch andere Grausamkeiten, welche Schütz durch zweckloses Niederbrennen der Wohnstätten so wie durch körperliche Peinigungen sonst vielfältig ausübte, wußte Seydlitz meistens glücklich abzuwenden. Er war hiebei allerdings auf die Befehle des Königs gestützt, allein daß diese so gut und leicht befolgt wurden, war sein eignes

Verdienst, und hauptsächlich der Achtung zuzuschreiben, welche der junge Rittmeister durch seine schon anerkannten und immer mehr sich bewährenden militairischen Eigenschaften dem wilden Anführer einflößte, der über dem tüchtigen Gefährten den lästigen Aufseher vergessen mochte. Im nächsten Feldzuge während des Jahres 1745 wurde Seydlitz den Wütherich los, indem derselbe bei einem Zusammentreffen mit dem Feinde, der keinen Pardon geben wollte, in Stücken gehauen wurde. Er war nur einunddreißig Jahr alt.

Seydlitz hatte an vielen größern und kleinern Gefechten, welche gegen die zahlreichen leichten Truppen der Oesterreicher zu bestehen waren, den glücklichsten Antheil, und zeichnete sich durch Muth und Geistesgegenwart jederzeit aus. Seine Husaren bildeten sich nach ihm, und folgten vertrauungsvoll dem Anführer, der alles, was er von Andern forderte, auch selbst leistete. Als bei Landshut in Schlesien am Pfingsttage 1745 die Oesterreicher durch ein scharfes Gefecht aus dortiger Gegend zurückgedrängt warden, rückten die weißen Husaren in der zweiten Linie gegen Reich-Hennersdorf vor, und der Oberst Soldan, der mit seiner Truppe in erster Linie war, ließ die feindlichen Husaren den Engweg durch das Dorf ruhig zurücklegen. Seydlitz, Malachowski und Warnery, alle drei jung und feurig und der Gegend kundig, wollten dies nicht dulden, zogen sich mit ihren Reitern durch die Zwischenräume der ersten Linie durch, fielen über den Feind her, und jagten ihn. Sie schickten sich eben an, auf gleiche Weise 10 Schwadronen feindlicher Husaren in dem Engwege von Fallbrück anzugreifen, als der Oberst Soldan, der eine seiner Schwadronen nachfolgen sah, Appell blasen ließ, worauf alles umkehrte, und in Unordnung, und nun selber vom Feinde verfolgt, zurückkam; damals wurde die durch das Gefecht aufgelöste Reitertruppe immer rückwärts wieder vereint, wovon Seydlitz hier den Nachtheil empfinden mußte, und es war ganz im Sinne seiner Bemerkungen und seiner Kühnheit, daß der König in den nächsten Jahren bei seiner Reiterei durchgängig anbefahl, die Sammlung der zerstreuten Truppe stets vorwärts und gegen den Feind gerichtet zu bewirken. Der König scheint in dieser Zeit den jungen

Offizier, der wegen seines Verhaltens in dem Treffen bei Landshut auch von Winterfeldt ihm besonders angerühmt worden war, stets günstiger in's Auge gefaßt zu haben, da derselbe bei jeder Gelegenheit in seiner Person die Eigenschaften glänzend bewies, welche der preußischen Reiterei noch am meisten zu wünschen waren; denn der König fand, daß diese im Vergleich des Fußvolkes in ihrer Ausbildung und Brauchbarkeit noch sehr zurückstünde, und war eifrig bedacht, größere Gewandtheit und rascheren Ungestüm in ihre Bewegungen zu bringen.

In der Schlacht bei Hohenfriedberg, am 4. Juni 1745, wo die preußische Reiterei die staunenswürdigsten Erfolge durch Wunder von Tapferkeit errang, focht Seydlitz auf dem rechten Flügel gegen die den Oesterreichern verbündeten Sachsen, und nahm persönlich den sächsischen General von Schlichting gefangen. Gleich nach diesem großen Siege wurde er zum Major ernannt, erst vierundzwanzig Jahr alt, aber schon über sein Alter hinaus im Kriege gereift und namhaft geworden. In der Schlacht von Sorr, am 30. September 1745, führte er seine Husaren mit glänzender Tapferkeit auf's neue zum Sieg, und wurde bei einem heftigen Angriff gegen feindliche Reiterei durch den Schuß einer Karabine in den linken Arm verwundet. Dies hinderte ihn nicht, an den weiteren Kriegsereignissen, die bis tief in den Winter fortdauerten, bald wieder Antheil zu nehmen. Bei Zittau überfiel er mit Warnery gemeinschaftlich die österreichische Nachhut, die unter dem Grafen von Burghausen bei schlechtem Weg und Wetter langsam einherzog, und durch die raschen Angriffe der Husaren gänzlich aufgerieben oder versprengt wurde. Noch vor dem Schlusse des Jahres aber, nachdem die Preußen noch die Schlacht bei Kesselsdorf gewonnen, kam der Frieden von Dresden zu Stande, durch welchen der zweite schlesische Krieg beendigt wurde. Seydlitz kehrte mit dem Frieden in sein früheres Standquartier nach Trebnitz zurück.

Die Preußen hatten in dem eroberten Lande noch immer vielfachen Widersinn zu bekämpfen, und besonders war ihnen die katholische Geistlichkeit so wie ein Theil der ehemals

österreichischen Beamten hartnäckig abgeneigt; diese Stimmung zeigte sich nicht selten in unverhohlenem Trotz, öfter in kalter Zurückhaltung und Unfreundlichkeit. In Trebnitz befand sich ein weibliches Cisterzienserkloster, dessen Aebtissin der neuen Ordnung der Dinge nicht hold war, und nun auch durch die Nähe der ketzerischen, zu Abentheuern aufgelegten und dabei höchst einnehmenden Offiziere, wie Seydlitz und seine Untergebenen waren, die Klosterzucht mannigfach gefährdet sah. Eine Folge dieser Verstimmung war, daß der Schwadron von den Klostergütern für die Pferde nur sehr schlechtes und kaum zureichendes Futter geliefert wurde; der Landrath ließ die deßfallsigen Klagen unbeachtet, und so glaubte Seydlitz dem Uebel andere Abhülfe suchen zu müssen. Die Aebtissin pflegte jeden Tag mit einigen Nonnen auf die nahen Klostergüter spaziren zu fahren, in einer großen schweren Kutsche, die von vier wohlgenährten Hengsten nicht allzu rasch gezogen wurde. Auch Seydlitz fuhr mit vier Hengsten, die aber mager und muthig, mit den klösterlichen gar nicht zu vergleichen, den leichten Wagen im Flug entführten. Zur wohlberechneten Stunde kam Seydlitz in einem Hohlwege, wo kaum auszuweichen war, mit seinem Viergespann dem der Aebtissin entgegen, und kaum wurde sein Kutscher des Klosterwagens ansichtig, als er seiner Pferde scheinbar nicht mehr mächtig sie nur noch heftiger antrieb und wild in die entgegenkommenden hineinjagte, so daß unter den acht aufgereizten und einander bedrängenden Thieren ein furchtbares Getümmel entstand, in welchem die Frauen sich schon verloren glaubten, und selbst ihr Kutscher und Bedienter, von Schreck erstarrt, an keine Hülfleistung dachten. In diesem Augenblicke der größten Noth sprang Seydlitz herbei, und indem seine Leute geübt und beherzt sich der Pferde zu bemeistern suchten, hob er die Damen aus dem Wagen, und jede von ihnen glaubte ihm ihr Leben zu verdanken. Er beklagte den widrigen Vorfall, und versicherte, sein Kutscher solle auf das härteste bestraft werden; da jedoch die Aebtissin dies feierlichst verbat, und ihn mit den freundlichsten Worten begütigte, so ließ er sich nachgiebig finden, antwortete verbindlichst auf die schönen Dank- und Freundschaftsversicherungen, und schloß endlich

mit der Bemerkung, er glaube wirklich, sein Kutscher habe weniger Schuld, und seine Pferde seien aus einer Art von Neid und Eifersucht gegen die der Frau Aebtissin losgestürmt, weil sie wohl sähen, daß diese das gute Futter von den Klostergütern bekämen, ihnen aber nur das schlechte zu Theil würde. Der Scherz wurde in seiner ganzen Bedeutung aufgefaßt; das Futter gab keinen Anlaß zur Klage mehr, und es fand forthin zwischen beiden Theilen ein leidliches Vernehmen statt.

Schlimmer, als den guten Klosterfrauen, war dem widriggesinnten Landrath zu begegnen. Dieser hatte, um gegen die ihm verhaßten Offiziere desto sicherer im Vortheil zu sein, sich bei dem General von Natzmer einzuschmeicheln gesucht, der ohnehin sehr peinlich war, und seine Untergebenen gern tadelte und beschränkte. Alles, was bei der Schwadron vorging, war dem General gleich bekannt; die Beschwerden über schlechtes und mangelndes Futter beantwortete er mit Ermahnungen gegen das zu rasche Reiten und unnütze Anstrengen der Pferde, und bei jeder Besichtigung fand er ihren Futterzustand nicht mäßig genug. Die Angebereien waren bisweilen falsch, meist übertrieben, aber auch oft nur zu sehr begründet, und in allen Fällen höchst lästig und verdrießlich. Lange war es verborgen, wer dem General alles zutrage, endlich entdeckte Seydlitz durch einen Zufall den Landrath als den Kundschafter und Ankläger. Dieses Handwerk sollte ihm verleidet werden; und da hier kein offenbares Entgegentreten zulässig war, so ersann Seydlitz folgenden Anschlag, in welchem sich Strafe und Warnung in wünschenswerthem Maße zu vereinigen schienen. Der Landrath ritt an bestimmten Tagen von seinem Gute zur Stadt, und pflegte hiebei die ebene Landstraße zu verlassen, um seitwärts einen Fußweg einzuschlagen, der über ungleichen Boden, aber um vieles schneller an's Ziel führte. An einem trüben Nebeltage, da der Landrath sich in der Stadt befand, und nach dem Gute wieder zurückreiten mußte, rückte Seydlitz mit seiner Schwadron zu einer Feldübung aus, theilte die Husaren in zwei Partheien, von denen die eine den Feind vorzustellen hatte, und ließ jenen Fußweg zwischen beiden die Scheidelinie sein,

welche demnach längs ihres ganzen Verlaufs, bald von der einen, bald von der andern Seite, durch vorgeschobene Posten besetzt oder beobachtet war. Der Landrath kam angeritten, stieß auf eine Vedette, wurde angehalten, und trotz aller Widerrede zu dem nächsten Posten gebracht; der hier befehlführende Unteroffizier entschuldigte die Husaren, die nur ihre Dienstvorschrift befolgt, auch wohl den Herrn Landrath nicht gekannt hätten, und ließ ihn auf den Fußsteig zurückbringen. Kaum hundert Schritt weiter geritten, findet er abermals eine Vedette, die ihn gleichfalls anruft, und da er sich auf die schon gehabte Erörterung stützen will, so wird er, als von dem Feinde herüberkommend, nur um so strenger auch hier zu dem nächsten Posten abgeführt. Abermals mit Entschuldigungen entlassen, und seinen Weg fortsetzend, fällt er alsbald in dasselbe unvermeidliche Begegniß, muß wieder auf jener Seite die gleichen Weitläufigkeiten bestehen, und so fortan zwischen beiden Partheien wechselnd bergauf und bergab die öfters weit zurückstehenden und mühsam erreichbaren Posten besuchen, und kommt auf diese Weise zuletzt ermattet und ergrimmt bei dem Hauptposten an, wo der Major sich befindet, gegen den er seine Klagen über die ausgestandene Behandlung ausschüttet. Seydlitz aber entgegnete mit großem Ernst, er bedauere das Mißgeschick des Herrn Landraths, aber seine Husaren hätten darin nur ihre Pflicht gethan, daß sie ihm mißtraut hätten, denn man könne niemals sicher sein, unter welcher Gestalt ein Spion erscheine, und sein Ritt auf solchem Nebenwege habe ihnen verdächtig sein müssen, da jeder, wer nichts Heimliches im Dunkeln zu betreiben suche, an solchen trüben Tagen die offne Straße hielte. Der Nachdruck, welchen Seydlitz auf seine Worte legte, machte sie dem Landrath vollkommen verständlich, und sie blieben nicht ohne Frucht; er fand es gerathen, manche bei der Schwadron vorfallende Dinge unerwähnt zu lassen, und selbst diesen ihm gespielten Streich mochte er nicht anzeigen.

Ein andrer Zug erwarb ihm den Dank und die Zuneigung aller Umwohner. Ein polnischer Edelmann, der in seiner Heimath ungestraft jeden Unfug verübte, durch seine Größe und Stärke überall Furcht erweckte, mit Faust oder

Säbel alles niederschlug, was sich ihm widersetzte, und seine benachbarten Standesgenossen durch Zweikämpfe, Ueberfälle, Brandstiftung, das untere Volk aber durch grausame Mißhandlungen fast ganz unter seine Willkür gebracht hatte, zog mit stattlichem Gefolge auf alle Märkte, wo die Kaufleute ihm aus Furcht ihre Waaren umsonst überließen, jederman sich in seine Laune fügte, und auch die Edelleute, besonders beim Pferdehandel, gewöhnlich seinem Befehle folgten. Auf dem Pferdemarkte Koblin, wo er mit Seydlitz zusammentraf, schrie er diesem gleich zu, er müsse ihm ein Pferd abkaufen! Seydlitz erwiederte gelassen, er wolle jetzt hier im Gasthofe Mittagsmahlzeit halten, wenn jener Pferde zu verkaufen habe, solle er sie nur hieher bringen. Der Pole jedoch bestand hitzig darauf, Seydlitz müsse sogleich mit ihm auf den Pferdemarkt, und wurde zuletzt so wüthend, daß Seydlitz seinen Hut auffetzte, seinen Säbel umschnallte, und den Polen seiner Wege gehen hieß. Augenblicklich zog dieser, und die Säbel kreuzten sich. Auf den dritten Hieb war der Pole über's Gesicht gehauen, und blutend floh er unter Schimpfreden zur Thüre hinaus; Seydlitz aber verfolgte ihn mit flachen Säbelhieben bis auf den Markt, wo polnische Edelleute zu Hunderten die unerhörte Züchtigung anstaunten, doch selbst von dem eignen Gefolge des Polen keiner sich zu regen wagte. Der kühne Preuße kehrte ruhig nach dem Gasthofe zurück, und da eine Genugthuung auf Pistolen, die er jedem anbieten ließ, der mit dem Vorgange nicht zufrieden sei, von niemand angenommen wurde, so ritt er ungestört und von vielen Segenswünschen begleitet heim. — Eine besondere Auszeichnung widerfuhr ihm auf einem Pferdemarkt in Krotozin, wo ein Armenier nebst vielen andern Pferden auch drei sehr wilde und noch nie gebändigte zum Verkauf anbot. Seydlitz verlangte sie zu reiten, aber der Armenier, der ihn im unscheinbaren Ueberrocke für einen geringen Mann ansah, erwiederte lachend: „Ei du wirst sie mir nicht abkaufen, die hat noch keiner geritten, und niemand kann sie reiten!" Doch Seydlitz bestand auf seinem Begehren, und ritt ein Pferd nach dem andern mit bestem Erfolg. Der Armenier, verwundert und begeistert, bot ihm nun hundert und zuletzt sogar

zweihundert Dukaten, falls er bei ihm als Stallmeister eintreten wollte; nachdem er jedoch erfahren, wer Seydlitz sei, überließ er ihm jene drei Pferde nun mit Freuden für sehr billigen Preis.

Die bedeutende Stufe, zu welcher Seydlitz so früh emporgestiegen, der Ruf, den er schon erlangt, und die gute Meinung, deren er bei dem Könige genoß, der ihn und gleichzeitig dèn Major von Warnery desselben Regiments nach der Herbstmusterung des Jahres 1746 mit kostbaren türkischen Säbeln beschenkte, und seinen Eifer wie seine Leistungen stets zu loben fand, mußten seinen Ehrgeiz mehr noch spornen als befriedigen, und scheinen auf sein Benehmen den größten Einfluß gehabt zu haben. Er fühlte wohl, wie sehr bei so ungewöhnlicher Auszeichnung er sich zusammenzunehmen habe, um nicht nur das Erlangte zu behaupten, sondern auch den verheißungsvollen Aussichten, die sich ihm für die Zukunft weit eröffnen durften, seinerseits in völliger Bereitschaft entgegen zu schreiten. Das Gefühl persönlichen Werthes und kräftiger Selbstständigkeit, verbunden mit der Vorstellung, noch zu Höherem berufen zu sein, bewirkte eine Haltung von Ernst und Würde, die bei solcher Jugend auffielen, ohne deren Anmuth und Wohlgefälligkeit zu stören. Das wortkarge, ja bis zur Beunruhigung schweigsame und schroff abgeschlossene Verhalten, welches Seydlitz in unvertraulichen oder gar fremdartigen Umgebungen, wie am Hofe, und selbst vor dem Könige, späterhin bezeigte, dürfte schon in dieser früheren Zeit begründet worden sein. Ganz und gar Soldat, und Reiter insbesondere, hatte er das Glück, in seinem Dienstberufe die vollständigste Befriedigung zu finden. Um nichts bekümmert, was außerhalb der diesem Beruf angehörigen Lebensweise lag, empfand weder sein Ehrgeiz noch seine Neigung einen Antrieb, diesen Kreis zu überschreiten. Gegen Vorgesetzte benahm er sich mit der Gemessenheit, welche dem Bescheidenen geziemen mag, aber auch dem Stolzen vortheilhaft ist, und seine Untergebenen ließ er zwar keinen Augenblick den Befehlshaber in ihm vergessen, allein bei aller unerbittlichen Strenge, die er ausübte, vermied er willkürliche Härte und gehässige Peinlichkeit. Er selbst gab in allem das Beispiel pflichtmäßigen

Sinnes und unermüdeten Eifers, er leistete mehr, als von ihm gefordert wurde, und forderte nichts, was er nicht selber leistete. Unverdrossen widmete er sich allen Obliegenheiten des Dienstes, der bei der Reiterei so mannigfaches Einzelne und Kleinliche umfaßt, und sich in seinen scheinbaren Geringfügigkeiten doch unmittelbar wieder auf die größten Erfolge bezieht. Die vervielfachten Uebungen, welche der König auch aus der Ferne durch unabläßlich eingreifendes Mahnen und selbstprüfende Aufmerksamkeit vorschrieb und leitete, hatten nicht überall den gewünschten Fortgang; bei den Reitern, welche Seydlitz befehligte oder unterwies, stiegen sie zur größten Vollkommenheit, und nach seiner Schwadron bildete sich das ganze Regiment, wiewohl der General von Natzmer den Sinn des Königs nicht in gleicher Weise zu fassen schien, sondern oft mit den Anordnungen seines Majors unzufrieden war, und darin nur das Verderben der Pferde und unnöthige Gefahr für die Mannschaft sah. Doch Seydlitz, der Zustimmung des König gewiß, ließ in seinem Eifer nicht nach, und wußte sich, bei allen Rücksichten der Unterordnung, die er zu beobachten suchte, von dem hemmenden Einflusse meist unabhängig zu erhalten. Was er ehemals aus verwegener Lust für sich allein vorgenommen, wurde jetzt für die ganze Truppe zur Aufgabe gestellt, und seine Reiter, fast nie durch Stockschläge, sondern durch Beispiel und Ehrgeiz getrieben, zeichneten sich bald durch außerordentliche Rüstigkeit und Gewandtheit aus. Er zuerst, wie Warnery sagt, lehrte die Husaren ihre Säbel zu Fuß und zu Pferde mit Geschick zu gebrauchen, ohne Bügel aufzusitzen, auf dem Pferde jede Stellung zu nehmen, ohne dessen Lauf inne zu halten. Roß und Mann sollten hier völlig in Eins verschmelzen, die Ungleichheiten des Erdbodens wie zur Ebene werden, im Sturme der Bewegung besonnene Geschicklichkeit walten. Das Pferd schulmäßig abzurichten, auch das wildeste folgsam zu machen, und des unbändigsten noch Herr zu bleiben, war die Aufgabe jedes gemeinen Husaren; über tiefe Gräben, über hohe Hecken und Zäune hinwegzusetzen, durch Gebüsch und Gewässer vorzudringen, das mußte, ungeachtet aller Zufälle und Beschädigungen, rastlos versucht und geübt werden; das

Gewehr im vollen Reiten zu laden und wohlgerichtet abzufeuern, war ein noch schwierigeres Ziel der Vollkommenheit. In allen diesen Stücken ging Seydlitz mit glänzendem Beispiele voran, das seinen Untergebenen wie seinen Kammeraden zur Nacheiferung diente.

Doch war er mit den ihm nahestehenden Personen nicht immer so schweigsam und ernst; außer dem Dienste, bei Spazirritten und auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, oder wenn Gesellschaft, wo man Damen fand, besucht wurde, liebte er freie und muntere Unterhaltung. Er hielt auf gutes Ansehen in allen Dingen, auf geschmackvolle, vornehme Einrichtung, und seine Tafel mußte stets gut und reich besetzt sein, ungeachtet er selbst im Essen und Trinken sehr mäßig war. Insbesondere sorgte er für gute und vielfache Weine, und konnte es nicht leiden, wenn ein Gast aus Bescheidenheit die Sorte verschwieg, die er am liebsten trinken mochte; womit der General von Natzmer seinen Unwillen aufzuregen pflegte, denn dieser, so oft er zur Besichtigung der Schwadron nach Trebnitz kam, und bei dem Major zu Tische blieb, forderte jedesmal, um zu zeigen, daß er nicht so vornehm lebe und die Ueppigkeit mißbillige, gewöhnlichen Franzwein, der ihm dann auch gereicht wurde; aber um der unwillkommenen Lehre durch die That gleich wieder zu begegnen, ließ der stolze Wirth für sich selbst und die andern Gäste gerade dann die feinsten und kostbarsten Weine geben. Seine untergebenen Offiziere pflegten ihn häufig zu besuchen, und brachten in der Regel jeden Abend bei ihm zu. Hier wurde stark Taback geraucht, wenig getrunken, und nie gespielt; die Unterhaltung bestand in freundschaftlichem Gespräch. Der Vorgesetzte trat alsdann ganz zurück, und jede Meinung und jedes Urtheil durfte sich zwanglos äußern. Man sprach von den Angelegenheiten des Dienstes, von Kriegsvorfällen, man erörterte schwierige Verhältnisse, mögliche Aufgaben und Leistungen. Auch die Jagd und scherzhafte Abentheuer kamen zur Sprache; allein so gern Seydlitz eine soldatische Munterkeit gestattete, so litt er doch nicht, daß in seiner Gegenwart ehrwürdige Vorstellungen zum Gespötte mißbraucht wurden, und eben so wenig konnten rohe Unanständigkeiten

seinen Beifall gewinnen, obgleich er seinen Hang zur Sinnlichkeit nicht verhehlte, und alle Rücksichten, welche diesem entgegenstanden, als Vorurtheile behandelte. Seydlitz hat die Jahre, die er in Trebnitz gestanden, oft für die glücklichsten seines Lebens erklärt. In Sponsberg, zwei Meilen von Trebnitz, besuchte er häufig zu Mittag einen Herrn von Rüdiger, der eine angenehme wackre Frau hatte. Erst Abends spät kehrte man aus dem gastlichen Hause zurück, in dunkler Nacht von weißen Windhunden geleitet, die in der bergigen Gegend oft vom Wege abschweiften, denen man aber stets folgte, weil man sich wechselseitig mit Ehrenwort verpflichtet hatte, immer bei den Hunden zu bleiben. Von den Offizieren, welche in dieser Zeit am meisten um ihn waren, sind drei namhaft geblieben, die damaligen Lieutenants von Lossow und Zetmar, und der Kornet Hohenstock, welche sämmtlich bei seiner Schwadron standen, und denen er späterhin, als er das Regiment verlassen mußte, das Versprechen gab, ihrer stets eingedenk zu sein, und ihnen nach seinen besten Kräften die Wege zu eröffnen, auf denen sie ihr Glück und Verdienst erproben könnten. Diese Zusage erfüllte er auch treulich, und er gedachte noch im Jahre 1768, als Hohenstock, der von bürgerlicher Herkunft und vom gemeinen Husaren zum Major aufgestiegen war, die Befehlführung des Husarenregiments von Usedom erhielt, der frühen Verheißung mit Wohlgefallen. „Ich habe“, sagte er zu Hohenstock, „mein in Trebnitz gegebenes Wort zu erfüllen gesucht, so gut ich konnte. Lossow, bereits Generalmajor, hat seinen Weg gemacht; Zetmar, der darauf gesetzt war, ist darauf umgekommen, und Ihnen ist der Wagen angespannt.“ Zetmar war nämlich in der Schlacht von Torgau an der Spitze des Husarenregiments von Zieten tödlich getroffen worden; von den beiden Andern aber wurde Seydlitz überlebt, Lossow starb als Generallieutenant, Hohenstock als Generalmajor, und aus den dankbaren Erinnerungen des letztern rühren die Nachrichten her, welche von diesem Verhältnisse treuer Kammeradschaft auf uns gekommen sind.

Im Herbste 1752 wurde Seydlitz zum Oberstlieutenant befördert, blieb als solcher aber in dem Husarenregimente

von Natzmer nur noch einige Wochen. Denn der König, unzufrieden mit dem Zustande, in welchem er bei der letzten Musterung das Dragonerregiment Prinz Friedrich von Würtemberg gefunden hatte, wollte demselben einen Befehlshaber geben, der es, wie der König zu sagen pflegte, in Ordnung brächte. Hiezu wurde Seydlitz ersehen, der seine bisherigen Kammeraden nun verlassen, und seinen Aufenthalt zu Treptow in Pommern nehmen mußte. Auch hier blieb er indeß nicht lange, denn schon im Anfange des Jahres 1753 wurde er als Kommandeur zu dem Kürassierregimente von Rochow, und hiedurch wieder nach Schlesien versetzt, wo das Regiment in Ohlau seinen Stab hatte. Die Verschiedenheit des Dienstes und der Fechtart, bei Husaren, Dragonern und Kürassieren, nahm der König hiebei vorsätzlich in Betracht; er setzte voraus, daß ein tüchtiger Reiteroffizier, besonders in höherer Stellung, an keine einzelne Waffengattung der Reiterei gebunden sein dürfe, sondern den Vortheil der Schnelligkeit und des Anstürmens, worin ihr Wesen im Allgemeinen beruhe, in jedem ihrer Zweige müssen finden und anwenden können. Die Bedingungen jeder Waffenart sollten von dem Anführer beherrscht werden, aber hiezu gerade mußten sie ihm genau bekannt und vertraut sein, und deßhalb brachte der König bei Beförderungen und Versetzungen der höheren Offiziere den für Einzelne oft unbequemen Wechsel von Husaren zu Dragonern und von diesen zu Kürassieren absichtlich hervor, damit in deren verschiedener Dienst- und Gebrauchsweise gleiche Fertigkeit erlangt würde. Bei Seydlitz fand sich diese schon ausgebildet. Er hatte als Kürassier angefangen, war dann lange Husar gewesen, darauf kurze Zeit Dragoner, und endlich wieder Kürassier geworden, und wiewohl er äußerlich bei dieser Waffe verblieb, als Inhaber eines Regiments zunächst ihr seine unmittelbare Sorgfalt widmete, und forthin nur in dieser Uniform und Rüstung erschien, so hielt er sich doch von partheiischer Vorliebe frei, blieb insbesondere doch den Husaren günstig, ließ aber jeder Waffe ihr Verdienst und ihre Ehre, und verlangte nur von aller Reiterei, daß sie neben ihrem besondern auch dem allgemeinen Zweck entspräche, und zum ungestümen Angriff muthig und brauchbar sei. Wirklich hatte er die Husaren

zum geschlossenen Einhauen gleich schwerer Reiterei ausgebildet, und jetzt bildete er diese zum kleinen Krieg und in zerstreuter Fechtart aus. Im Sommer des Jahres 1755 wurde er in dem genannten Regiment Oberst, und auf dieser Stufe fand der im folgenden Jahre ausbrechende siebenjährige Krieg den jungen Helden, der bestimmt war, eine der glänzendsten Erscheinungen dieser thatenreichen Feldzüge zu werden.

Beim Einrücken des preußischen Heeres in Sachsen war Seydlitz mit seinem Regimente in dem Truppenzug, welchen der Herzog Ferdinand von Braunschweig am 29. August 1756 von Halle über Leipzig gegen Pirna hinanführte. Seydlitz verweilte einige Tage in Leipzig, wo er mit Beitreibung von Kriegssteuern und Brodlieferungen, welche der Stadt auferlegt worden, zu thun hatte, und hierüber unmittelbar an den König berichtete. Bald aber befand er sich wieder bei dem inzwischen von Pirna nach Böhmen vorgerückten Theile des Heeres, der die Oesterreicher, welche zum Entsatze der bei Pirna eingeschlossenen Sachsen heranzogen, beobachten mußte. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig befehligte hier die Vorhut, der Feldmarschall Graf von Geßler die Reiterei, der Feldmarschall Keith den ganzen Heertheil, bis der König selbst hier eintraf, den Oberbefehl nahm, und den Feind anzugreifen beschloß. Am 1. Oktober bei dem Flecken Lowositz kam es zur Schlacht; ein dicker Nebel bedeckte das Feld, doch unterschied man feindliche Reiterei; der König ließ Seydlitz rufen, und fragte ihn, ob er mit seinen Kürassieren jene Reiterei werfen würde? „Ja, Ew. Majestät", antwortete Seydlitz, „doch die Kanonen von Lowositz würden auch mich bald wieder zurückweisen." Der König, dem diese Antwort nicht gefiel, ließ nun die gesammte Reiterei zwischen dem Fußvolk durch in drei Treffen aufrücken, und zuerst, um die Stellung und Stärke des Feindes aufzuhellen, erhielten 15 Schwadronen Dragoner den Befehl zum Angriff. Sie trafen auf 25 feindliche Schwadronen, schlugen diese augenblicklich in die Flucht, sahen aber bald im Verfolgen ihre Flanken feindlichem Fußvolk und Geschütz bloßgegeben, und mußten deßhalb zurückweichen, worauf die österreichische Reiterei verstärkt wieder vorrückte. Den Dragonern, die schnell

wieder in Ordnung standen, hatten sich indeß die Kürassiere, bei welchen auch Seydlitz mit seinen 5 Schwadronen war, so wie auch die noch übrigen Dragoner und Husaren, kampfbegierig ohne Befehl angeschlossen, und diese gesammte Reiterei, 71 Schwadronen stark, fiel mit Ungestüm abermals auf den Feind, der dieser Uebermacht keinen Augenblick widerstehen konnte, sondern in Verwirrung die Flucht ergriff. Ein tiefer, sumpfiger Graben, hinter welchem das österreichische Fußvolk gesichert stand, hemmte die Verfolgung, doch Seydlitz fand eine steinerne Brücke, sprengte hinüber, und ein Theil seiner Reiter folgte ihm, aber jenseits blieben viele Pferde im sumpfigen Boden stecken, zugleich hob in der Front und auf beiden Flanken ein heftiges Gewehr- und Geschützfeuer an, während herbeigeeilte frische österreichische Reiterei drohend in die rechte Flanke vorrückte, die preußischen Geschwader mußten nun wieder ihrerseits in Unordnung das Feld räumen, und konnten erst im Schutz ihrer Kanonen am Fuß einer Anhöhe sich wieder aufstellen. Sie hatten großen Verlust erlitten; unter den Getödteten waren zwei Generale, von Lüderitz und von Oertzen; und mehrere Offiziere und viele Gemeine, die ihre Pferde verloren hatten, waren in Gefangenschaft gerathen. Der König, dessen durch einen Adjutanten abgeschickte Befehle dem unzeitigen Angriff nicht hatten vorbeugen können, zog seine Reiterei hinter das Fußvolk zurück, führte nunmehr dieses in den Kampf, eroberte Lowositz, und nöthigte den Feind zum Rückzuge, der in guter Fassung geschah, indem die Schwierigkeiten des Bodens dem Sieger nicht erlaubten, seine Reiterei zum Verfolgen zu gebrauchen. Da Seydlitz in dieser Schlacht nicht selbstständig zu handeln hatte, so darf ihm die Unzeitigkeit des Angriffs nicht zur Last fallen, wohl aber ihm wie den anderen Ausführenden der augenblickliche Erfolg zur Ehre gelten. Auch scheint der König, wenn schon den Angriff mißbilligend, den Eifer und Ungestüm seiner Reiterei als Zeugniß ihrer Tüchtigkeit nicht ohne Wohlgefallen erkannt zu haben.

Nachdem der König durch den Sieg von Lowositz die Oesterreicher abgewehrt, ließ er seine Truppen zur Beobachtung in Böhmen stehen, und wandte sich gegen die Sachsen

zurück, denen jeder Ausweg und jede Hülfe versperrt wurde, und die endlich das Gewehr strecken mußten. Das preußische Heer nahm seine Winterquartiere in Sachsen und Schlesien längs der Gränzen von Böhmen. Seydlitz bekam in Dresden seinen Standort. Ein Schreiben, welches er am 24. Januar 1757 von dort an den König gerichtet, hat sich erhalten, und verdient, daß wir es auch hier aufbewahren, da es einen bezeichnenden Ausdruck sowohl für die Person als für die Verhältnisse liefert; dasselbe lautet: „Ew. Majestät sage im Namen sämmtlicher Offiziers Rochow'schen Regiments den allerunterthänigsten Dank vor die Winterquartier-Gelder, so Hochdieselben gnädigst geruhet uns auszahlen zu lassen. Wir haben dieser abermals empfangenen Wohlthat nichts als den ohndem schuldigen Eifer vor Ew. Majestät Interesse entgegenzusetzen, welcher bei uns unauslöschlich sein soll. Ein ungleich größerer Gewinnst wird es vor immer sein, wenn Ew. Majestät den heutigen Tag noch oft sieghaft und gesund zurücklegen." In jener Zeit war das Schreibewesen dem Kriegsmanne meist nur nothdürftig kund, aber der Karakter trat um so leichter an die Stelle des Talents, kurz und einfach sprachen Gesinnung und Sache sich aus, und man sieht in obigen Zeilen, bei aller Wortkargheit Seydlitzens, den Dank wie die Gelegenheit des Tages mit einer ganz guten Wendung ausgedrückt, die nicht ohne Anmuth ist. Daß die Ruhe der Winterquartiere für die Truppen nicht ungenützt verstreichen durfte, und besonders Seydlitz nichts versäumte, um seine Reiter in besten Stand zu setzen, und ihre Brauchbarkeit auf alle Weise zu erhöhen, ist mit Gewißheit anzunehmen, da der König dies wiederholt allen Befehlshabern einschärfte, und schon der Umstand, daß jede Kürassierschwadron während des Winters um 24 Köpfe vermehrt wurde, die thätigste Sorgfalt forderte; wobei den Vergnügungen, welche Dresden darbot, immer Zeit genug verbleiben konnte.

Den Feldzug des Jahres 1757 eröffneten die Preußen mit gerüsteter Kraft schon im April, und drangen mit vier Heertheilen zugleich von vier Seiten in Böhmen ein. Seydlitz war bei den Truppen, welche unter dem Oberbefehl des

Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau vom Erzgebirge her nach Kommotau und in dieser Richtung weiter gegen Prag vorrückten. Der General von Zieten befehligte den Vortrab dieses Zuges, und Seydlitz hatte sich bei dem Könige als besondere Gnade erbeten, mit seinem Regimente bei diesem Vortrab unter dem Befehl jenes von ihm sehr verehrten Generals dienen zu dürfen. Es fielen zahlreiche Reitergefechte vor, in welchen Seydlitz neben Zieten sich als tapferer Anführer auszeichnete; zum Theil unter den Augen des Königs, mit dessen Hauptstärke jener Truppenzug sich bald vereinigte. Bei Prag, wohin der Feind zurückgewichen war, folgte Zieten für seine Person dem Könige auf das rechte Ufer der Moldau, wo es am 6. Mai zu einer großen Schlacht kam, deren Verlauf hier um so weniger zu wiederholen ist, da die Truppen, bei welchen Seydlitz verblieben war, keinen Theil an ihr nahmen, denn Fürst Moritz, der auf dem linken Ufer der Moldau weilte, hatte zwar vom Könige den Befehl erhalten, an jenem Tage bei Klein-Kuchel oberhalb Prag über die Moldau zu gehen, um den Feind im Rücken anzugreifen, allein die vorhandenen Brückengeräthschaften reichten nicht aus, und diese Truppen, welche den geschlagenen Feind durch ihren Angriff hätten vernichten können, mußten den jenseitigen Vorgängen müssig zusehen. Seydlitz, von Ungeduld ergriffen, wollte bei Branick mit seiner Reiterei ohne weiteres durch den Fluß setzen, allein er wurde berichtet, die Schnelligkeit des Stroms und der bewegliche Triebsand erlaubten dies nicht; um zu erproben, wiefern diese Angabe richtig sei, wagte er sich persönlich in die Fluthen, gerieth aber alsbald in Lebensgefahr, denn zum Schwimmen war das Wasser zu seicht, und sein Pferd versank bis an den Hals im Triebsand, der sogar schon in die Pistolenhalfter einlief, und der Widerstrebende konnte nur mit großer Anstrengung und Gefahr durch einige seiner Leute vom Pferde gerissen, und wieder auf's Ufer gebracht werden.

Nach gewonnener Schlacht hielt der König den Feind in Prag eingeschlossen, und traf Anstalten, die Stadt durch Beschießung zur Uebergabe zu zwingen. Ein Theil der

österreichischen Truppen hatte sich aber tiefer in's Land zurückgezogen, und sowohl diese, als andere unter dem Feldmarschall Grafen von Daun heranrückende Truppen, die sich mit jenen zum Entsatz von Prag vereinigen konnten, mußten beobachtet werden. Diesen Auftrag erhielt Zieten, der mit 40 Schwadronen vorrückte, dann aber der Herzog von Braunschweig-Bevern, dem außer dieser Reiterei noch Truppen von allen Waffen zugetheilt waren. Da jedoch Daun täglich neue Verstärkungen erhielt und dreister heranrückte, so beschloß der König, sich selbst an die Spitze jener Beobachtungstruppen zu stellen, und nachdem er auch seinerseits noch einige Verstärkungen herangezogen, glaubte er es mit dem wenn auch zahlreicheren Feinde aufnehmen zu können.

Der König befand sich mit den wenigen Bataillons und Schwadronen, die er von Prag herbeigeführt, anfangs allein der ganzen Uebermacht Daun's ausgesetzt, der aber keinen Angriff wagte, und dem Könige Zeit ließ, mit seinen anderen Truppen zusammenzustoßen. Der Oberst von Warnery sagte hierauf zum Könige: „Daun hat einen guten Streich verfehlt.“ Der König schwieg, aber Seydlitz, der zugegen war, versetzte: „Daun hat natürlich nicht glauben können, daß ein König von Preußen eine Patrouille in's Land führt!“ Dieses kühne Wort mißfiel nicht, es stellte die Kühnheit des Königs heraus.

Bald aber zweifelte der König, ob wirklich Daun, und so stark wie ihm gemeldet worden, gegenüberstehe; doch bestätigten alle Nachrichten diese Thatsache, und der verneinende Eigensinn des Königs veranlaßte unangenehme Auftritte und bedenkliche Stimmungen. Am 17. Juni Mittags, als der König mit seinen Truppen aus der Gegend von Kaurzim gegen Kuttenberg vorrücken wollte, erblickte er endlich mit eignen Augen das ganze feindliche Heer vor sich, auf den Anhöhen vorwärts von Kriechenau sehr vortheilhaft gelagert, in einer Stellung, die in der Fronte durch sumpfige Niederungen gedeckt, in der linken Flanke aber deßhalb nicht anzugreifen war, weil die dazu erforderlichen Bewegungen des preußischen Heeres ihm die Verbindung mit Prag und Schlesien unterbrochen hätten. Nur die rechte Flanke der Oester-

reicher schien einen Angriff zuzulassen, und diesen wollte der König sogleich unternehmen, entschlossen wie er war, eine Schlacht zu liefern, zu der allerdings die wichtigsten Beweggründe ihn drängten. Noch am nämlichen Nachmittage ließ er sein kleines Heer links abmarschiren, und die Richtung auf Planian nehmen. Daun jedoch erkannte aus dieser Bewegung die Absicht des Königs, hob noch am Abend sein Lager auf, und nahm während der Nacht eine neue Stellung auf den Anhöhen hinter dem Dorfe Chotzemitz, in welcher ihn die Preußen am andern Morgen vorfanden. Der König setzte aber deßungeachtet seine Bewegung fort, und entwickelte seine Truppen längs der Kaiserstraße zwischen Planian und Kollin. In dieser Stellung wurde füreerst Halt gemacht. Aus den obern Fenstern eines an der Straße gelegenen Wirthshauses, zur goldenen Sonne genannt, prüfte der König durch sein Fernrohr nochmals genau die nunmehrige Stellung des Feindes, deren außerordentliche Stärke er sehr wohl erkannte, so daß er eine Weile sein Vorhaben aufzugeben schien; da jedoch die rechte Flanke Daun's wiederum als der verhältnißmäßig schwächere Theil seiner Stellung erkannt wurde, und eine Entscheidung durchaus nothwendig war, so blieb der frühere Beschluß fest, und seine Ausführung wurde nach der neuen Lage der Sachen durch den König selbst angeordnet, der den versammelten Generalen sogleich mündlich die näheren Befehle gab.

Es war schon über die Mittagszeit des 18. Juni, als die Preußen sich abermals in Bewegung setzten. Der König wollte mit seinem linken Flügel den rechten Flügel des Feindes angreifen, und hiezu seine ganze Stärke dorthin verfügbar haben; er befahl daher, sein rechter Flügel solle sich von dem gegenüberstehenden Feinde ganz zurückhalten, um zur Unterstützung jenes Angriffs frische Truppen liefern zu können. Die meiste Reiterei, 100 Schwadronen, wurde gleichfalls auf den linken Flügel gezogen. Hievon sollten 50 Schwadronen Husaren, unter Zieten's Anführung, die feindliche Reiterei, welche unter Nadasdy's Befehl die linke Flanke Daun's deckte, aus dem Felde vertreiben, die anderen 50 Schwadronen sollten zum Hauptangriff mitwirken. Die-

ser wurde durch den General von Hülsen mit 7 Bataillons, 30 Schwadronen und einigem Geschütz gegen das Dorf Krzeczhorz, welches der Feind vor seinem rechten Flügel stark besetzt hatte, lebhaft eröffnet. Der Widerstand war aber größer als man vermuthet hatte. Denn der österreichische Feldherr, aufmerksam gemacht, daß hauptsächlich sein rechter Flügel bedroht sei, hatte frühzeitig seine Stellung verändert, sich mit allen Truppen mehr rechts gezogen, und seinen rechten Flügel durch Geschütz und eine gegen Krzeczhorz gerichtete Flankenstellung gestärkt, so wie auch den rechts von diesem Dorfe liegenden Eichbusch mit Fußvolk besetzt. Nadasdy wich vor dem Angriffe Zieten's hinter den Eichbusch zurück, kam aber bald wieder hervor; Seydlitz, anfangs 15 Schwadronen befehligend, wurde jetzt mit 25 Schwadronen vom Könige zur Unterstützung Zieten's abgeschickt, und ein heftiger Reiterangriff warf Nadasdy's Truppen weit zurück, die Preußen aber, durch den Boden gehemmt, und aus dem Eichbusch in Flanke und Rücken beschossen, konnten ihren Vortheil nicht behaupten, sondern zogen sich in ihre frühere Aufstellung zurück. Mittlerweile hatte Hülsen das Dorf Krzeczhorz erstürmt und 7 Kanonen genommen, stieß dann auf die österreichische Flankenstellung, und für sich allein nicht stark genug zu neuem Angriff, behauptete er sich wenigstens in guter Stellung, indem er das Feuer fortsetzte, und das Herankommen von Unterstützung erwartete. Allein der König hatte das nachrückende Haupttreffen zu früh Halt machen lassen, und der Vorstellungen des Prinzen Moritz nicht geachtet, welcher meinte, daß die von ihm befehligten Truppen, um den bestimmten Angriffspunkt zu erreichen, noch länger im Marsch bleiben und bis gegen den Eichbusch vorrücken müßten. Da im Laufe des Tages Daun sein Heer stark rechtshin gezogen hatte, so befanden sich die preußischen Fußvölker, die jenem die Flanke abgewinnen sollten, nur erst vor dessen Front, und als der König bald darauf den Befehl gab, die Truppen sollten aufmarschiren und den Feind angreifen, erneuerte Prinz Moritz seine Vorstellungen ohne Erfolg. Der König gerieth in Zorn, und duldete keinen weiteren Widerspruch. Das Fußvolk, 22 Bataillons stark,

marschirte auf, und stand dem Dorfe Chotzemitz gegenüber; der linke Flügel dieser Linie mußte sogleich vorrücken, der rechte, unter dem General von Manstein, sollte noch außer dem Gefecht bleiben; diesen letzteren Befehl erhielt auch der Theil der Reiterei, der auf dieser Seite noch zurückgeblieben war. Ungeachtet große Lücken zwischen der Reiterei Zieten's, der Stellung Hülsen's und den Truppen des Prinzen Moritz bemerklich waren, und die letztern, welchen im Vorrücken sogleich vom Könige befohlen wurde, sich links zu ziehen, dadurch neue Zwischenräume entstehen ließen, zu deren Ausfüllung man einige Bataillons aus dem zweiten Treffen heranzog, so ließ doch im Ganzen die Sache der Preußen sich vortheilhaft an; Hülsen's Grenadiere drangen in den Eichbusch, und er selbst und Prinz Moritz, als dieser mit 9 Bataillons hieher gedrungen war, erstürmten die große feindliche Batterie bei Krzeczhorz, und warfen einen Theil des österreichischen Treffens in Unordnung zurück. Die preußische Reiterei schien jetzt einen Hauptschlag ausführen zu müssen, allein sie versäumte den Augenblick, sei es, daß die Schwierigkeiten des Bodens ihr zu groß dünkten, oder daß neuer Befehl und weitere Entwickelung der Sachen ihr nöthig schienen. Auf österreichischer Seite dachte man schon an Rückzug, und die Preußen waren im Begriff, den Sieg an sich zu reißen, allein Daun hatte seine Mittel noch keineswegs erschöpft. Sein Fußvolk eroberte den Eichbusch wieder, und setzte sich darin fest; auch Nadasdy's Reiterei drang nach erhaltener Verstärkung auf's neue vor, und wiewohl sie durch Zieten's raschen Anlauf sogleich geworfen wurde, so mußte dieser doch ebenfalls gleich wieder aus dem mörderischen Flankenfeuer des Eichbusches sich zurückziehen. Mit diesem Augenblicke begann die für die Preußen ungünstige Wendung der Schlacht. Der König wurde besorgt, und ließ von Zieten's Reiterei 15 Schwadronen unter dem Befehle von Seydlitz als Rückhalt hinter dem linken Flügel des vorgedrungenen Fußvolkes sich aufstellen. Unglücklicherweise konnte dieses Fußvolk durch kein frisches mehr unterstützt werden. Denn fast gleichzeitig mit dem linken Flügel hatte der General von Manstein, gegen den Befehl des Königs, aber durch

die Aeußerung eines Adjutanten desselben irr geworden, mit den Bataillons der Mitte einen Angriff gemacht; anfangs nur in der Absicht, das vor der Fronte liegende Dorf Chotzemitz einzunehmen, allein das Gefecht wurde bald allgemein, und alle Bataillons kamen in's Feuer. Der Feind wurde auch hier geworfen, die Preußen drangen muthig vor; allein ihr Vorrücken brachte sie nur unter die feindlichen Kartätschen. Der König eilte herbei, konnte aber den Kampf nicht mehr entwirren; auch mußte seine Aufmerksamkeit sich wieder dem linken Flügel zuwenden, in dessen Flanke zwei Linien österreichische Reiterei sich zeigten. Ein vom Könige befohlener Reiterangriff des alten Generals von Pennavaire mußte gleich den früheren, bei anfänglichem Erfolg, vor dem Gewehr- und Geschützfeuer aus dem Eichbusch allen Vortheil wieder aufgeben. Seydlitz, hier zum erstenmal selbstständig an der Spitze einer Kürassier-Brigade, nämlich 10 Schwadronen der Regimenter Rochow und Prinz von Preußen, denen 5 Schwadronen Dragoner — das Regiment Normann — zugetheilt waren, ersah einen günstigen Augenblick, brach aus seiner Stellung in den ebenen Raum hervor, der sich zwischen dem Eichbusche und dem feindlichen rechten Flügel darbot, und deckte dadurch die linke Flanke des preußischen Fußvolks, hielt sich aber dabei nicht auf, sondern fiel stürmend in den Feind, warf zuerst ein Regiment Fußvolk in die Flucht, dann zwei Reiterregimenter, die ihm entgegenkamen, und während er diese mit den Kürassieren verfolgte, drangen die Dragoner unter ihrem Anführer Major von Platen links in das zweite Treffen der Oesterreicher, wo sie abermals ein Regiment Fußvolk niederrannten und dessen Fahnen eroberten; sächsische Karabiniers wollten ihnen den Rückzug abschneiden, die Dragoner aber machten mit Zügen kehrt, und stürzten mit solchem Ungestüm auf die Sachsen, daß diese mit Geschrei davonjagten und 2 Standarten einbüßten. Allein dieser Sturm ließ sich nicht fortsetzen, die Pferde waren athemlos, die Schwadronen auseinander, und da feindliche Uebermacht abermals die linke Flanke bedrohte, so wurde auch diese glänzende Waffenthat nutzlos, und Seydlitz mußte seine Reiter bis hinter Krzeczhorz zurückführen. Ein

erneuter Angriff Pennavaire's gelingt nicht, so wenig wie zwei andere, welche der König selbst und dann Prinz Moritz mit wenigen und schon erschütterten Schwadronen versuchen. Noch behauptet sich auf der eroberten Anhöhe das Fußvolk im hartnäckigsten Kampfe, allein das Pulver fängt an zu fehlen, Unterstützung erscheint nicht, von Gewehr- und Geschützfeuer getroffen, durch die eigene Reiterei in Unordnung gebracht, und unvermuthet nun von der feindlichen angefallen, sehen die heldenmüthigen Schaaren sich überwältigt, und die Schlacht ist verloren. Vergebens will der König, so tapfer wie seine Grenadiere, einen kleinen Haufen noch zum Sturm führen. Daun rückte mit ganzer Macht vor, und auch die Mitte und der rechte Flügel der Preußen wurden nach großem Kampf und Verlust geschlagen. Auch Nadasdy zeigte sich nochmals, den aber die Reiterei von Zieten auf's neue zurückwies, und diese deckte, das Schlachtfeld bis zur Dunkelheit behauptend, den langsamen Rückzug, den keine Verfolgung störte. Zieten selbst war beim Angriff auf eine österreichische Batterie, wozu Prinz Moritz ihn aufgefordert, verwundet worden. Jede Reiterschaar folgte nun ihrem besondern Anführer. Der General Werner, und die Obersten Seydlitz und Warnery blieben die Nächsten am Feind. Seydlitz, der sich auf die Kaiserstraße gezogen, rückte auf dieser, längs der ganzen österreichischen Fronte, die beträchtlich vorgegangen war, ruhig gegen Planian, wo die Truppen sich wieder sammelten. Die Preußen hatten 45 Kanonen, 22 Fahnen und von 18,000 Mann Fußvolk über 12,000 verloren, von der Reiterei kaum 1500 Mann. Der König hatte für sein Unternehmen zu wenig Fußvolk, er selbst war von seinem ersten Angriffsplan, Manstein von dem erhaltenen Befehl abgewichen, deßhalb ging die Schlacht verloren; die Truppen jedoch hatten ihre Schuldigkeit gethan, und nur die Reiterei ihrer Aufgabe nicht ganz entsprochen. Der König war unzufrieden mit ihr, und nicht zu Lob und Anerkenntniß aufgelegt; aber Seydlitz hatte durch die kühne Sicherheit und unwiderstehliche Gewalt, mit denen er eingewirkt, als ein großes Beispiel hervorgeleuchtet, das nicht unbelohnt bleiben sollte. Am 20. Juni, zwei Tage nach der Schlacht von

Kollin, erhielt Seydlitz die Ernennung zum Generalmajor. Er war erst 36 Jahr alt, und also für diese Würde noch sehr jung; als aber der um 20 Jahr ältere Zieten, der nach der Schlacht bei dem Könige ihn bestens gerühmt und zu seiner Beförderung redlich beigetragen hatte, wegen derselben ihm jetzt Glückwünsche brachte, soll er lächelnd erwiedert haben: „Wenn etwas aus mir werden soll, Ew. Exzellenz, so war es Zeit, denn ich bin schon 36 Jahr alt.“ Der Major von Platen, der unter Seydlitz so tapfer mitgefochten hatte, wurde zum Obersten befördert.

Die nächste Folge der verlorenen Schlacht war die Aufhebung der Belagerung von Prag, und die allmählige Räumung Böhmens. Die bei Kollin geschlagenen Truppen übergab der König dem Befehl seines Bruders August Wilhelm, der mit ihnen, von der österreichischen Hauptstärke bedrängt, den Rückzug nach der Lausitz antrat. Die Geschichte dieses Rückzuges und seine traurigen Folgen sind anderweitig erzählt, und wir haben hier nur nachzutragen, was Seydlitz dabei betrifft. Er gehörte mit seiner Brigade von 10 Schwadronen zu den Truppen, welche der General Graf von Schmettau dem Heere vorausführte. Als diese am 19. Juli in der Lausitz bei Zittau anlangten, fanden sie den Eckartsberg von feindlichem Fußvolke stark besetzt, und etwa 40 Schwadronen Reiterei rückten in der Ebene heran. Hier beherrschten Einsicht und Besonnenheit den kühnen Kampfesmuth, und Seydlitz erklärte, einer solchen Uebermacht in dieser Lage mit 10 Schwadronen zu widerstehen, sei ganz unthunlich. Die Preußen wichen demnach aus, und zogen in die Stadt. Am folgenden Tage erschien die ganze Macht des Feindes, und besetzte die Anhöhen so wie die Ebene bei Herwigsdorf, wodurch die Preußen in Zittau für den Augenblick von der Hauptstärke des Prinzen August Wilhelm, die noch zurück in Böhmen war, sich abgeschnitten sahen. Schmettau mußte erwarten, daß die Stadt würde angegriffen und beschossen werden, wobei die Reiterei von keinem Nutzen sein konnte, sie sollte daher versuchen, zu dem Heere des Prinzen zurückzukehren. Seydlitz machte sogleich seine Anstalten. Die Vorstadt von Zittau gegen Herwigsdorf wurde

mit Fußvolk besetzt, darauf 100 Husaren, die bei Schmettau verbleiben sollten, und die Packpferde der Offiziere nebst den Zugpferden des Geschützes in die nächsten Felder geschickt, wo das Getraide rasch gemäht und auf die Pferde geladen wurde. Bei diesem Erscheinen der Preußen rückten die Oesterreicher aus ihrem Lager, und ein vorgeschobener Wachtposten von beinahe 1200 Reitern saß augenblicklich zu Pferde. Da jedoch die gesammte preußische Reiterei bereits abgesessen war und nur mit Futterholen beschäftigt schien, so kehrte das österreichische Fußvolk bald in's Lager zurück, und die Reiter saßen wieder ab: mittlerweile hatte Seydlitz mit seinen Schwadronen längs der Vorstadt hin eine Kette gebildet, und als das Futterholen beendigt war und die beladenen Pferde wieder zur Stadt kehrten, ließ er plötzlich Appell blasen, seine Reiter vereinigten sich rasch von beiden Enden gegen die Mitte, brachen ungestüm hervor, und überrannten in geschlossenem Angriff die feindliche Reiterei, bevor sie nur zum Aufsitzen kam; sie wurde zersprengt, und konnte gänzlich aufgerieben werden; allein Seydlitz durfte nicht säumen, die kurze Frist für sein Entkommen zu benutzen, er brach in geschlossener Ordnung gerade durch, ließ dann seine Linie abbrechen, und eilte im schärfsten Trabe seinen Weg dahin, der ihn dem erstaunten Feinde schnell aus dem Gesichte, und mit aller seiner Mannschaft glücklich zu dem Prinzen August Wilhelm führte.

Der König mußte sich alsbald gegen die Franzosen wenden, welche gegen seine Verbündeten in Westphalen und Hannover eingedrungen waren, und auch von Thüringen her gegen ihn anrückten. Er sandte von Dresden zuerst Seydlitz mit 10 Schwadronen Husaren und 5 Schwadronen Dragonern nach Leipzig voraus, um den französischen General Turpin zu verjagen, der sich mit seinen Husaren in die Gegend von Halle vorgewagt hatte. Seydlitz hoffte denselben in der Nacht zum 4. September in Merseburg aufzuheben, fand aber den Feind nicht mehr, und stieß bei Grimma wieder zu den Truppen, welche der König in Person gegen die Franzosen und die mit ihnen vereinigten österreichischen und Reichstruppen heranführte. Er machte den

Vortrab, und traf zuerst den Feind am 7. September in Pegau, wo das Thor jenseits der steinernen Elsterbrücke verrammelt und das nächste Gemäuer durch Schützen vertheidigt war. Seydlitz hatte kein Fußvolk, seine Reiter aber waren zu jedem Dienst eingeübt; er ließ 100 Husaren absitzen und das Thor angreifen, welches auch sogleich gesprengt wurde, worauf er mit sämmtlicher Reiterei im Galopp über die Brücke eindrang, und durch die Stadt durchjagend auf der entgegengesetzten Seite wieder in's Feld gelangte, dort zwei österreichische Husarenregimenter, die hinter einem Engwege vortheilhaft gestellt waren, ohne Säumen angriff, warf, bis Zeitz verfolgte, und mit 350 Gefangenen zurückkehrte. Am folgenden Tage zeigte sich ein Theil dieser geschlagenen Truppe wieder bei der Brücke über die Saale, unsern Schulpforta, wurde aber auf's neue mit Verlust geworfen und zerstreut. In Buttstädt erfuhr der König den unglücklichen Vertrag von Kloster-Seven, wodurch die hannöverschen Truppen wehrlos wurden, und nun auch das französische Hauptheer unter dem Herzog von Richelieu gegen ihn heranrücken konnte. Die kleine preußische Heerschaar durfte nun nicht weiter vorgehen, doch wollte der König gern die bei Erfurt unter dem Fürsten von Soubise versammelten Truppen aus dieser Nähe zurückdrängen, und führte in dieser Absicht 2000 Reiter und 3 Bataillons Fußvolk dorthin. Der Versuch gelang, Soubise wich zurück, und der König folgte ihm den 15. September mit seinen Reitern nach Gotha, wo die österreichischen Husaren nochmals geworfen und bis gegen Eisenach verfolgt wurden. Seydlitz blieb mit 20 Schwadronen zur Beobachtung des Feindes stehen, der König aber begab sich wieder nach Erfurt zu seinen übrigen Truppen, über deren Schwäche er den Feind auf alle Weise zu täuschen strebte. Am 17. September meldete Seydlitz, der mit seinen Husaren über Gotha hinausgerückt stand, seine Dragoner aber rückwärts theils in diese Stadt, theils nach Gumbstädt gestellt hatte, die feindlichen Truppen verschanzten sich bei Eisenach, und wollten dort den Angriff des Königs abwarten, froh daß ihnen diese Stellung verblieben. Da Seydlitz an diesem Tage den Tod des Generals von Winterfeldt erfahren, so

gedachte er in seinem Schreiben auch dieses Ereignisses, das ein jeder, dem des Königs Interesse zu Herzen gehe, beklagen werde; sein Antheil war aufrichtig, Partheisucht und Neid lagen ihm fern, er schmeichelte der Gunst nicht, wie er keine Feindschaft fürchtete; mit Winterfeldt hatte er in bestem Vernehmen gestanden, und in ihm die großen Eigenschaften des Kriegers wie den edlen hohen Sinn des Menschen verehrt, ohne deßhalb Schmettau's oder Zieten's Verdienst weniger zu achten.

Die Franzosen glaubten, der König sei noch in Gotha, und Seydlitz suchte sie darin zu bestärken, indem er sie angriffsweise beunruhigte, ihre vorgeschobenen Posten in der Nacht überfiel, und bis Mechterstädt zurückjagte. Der Prinz von Hildburghausen, der die Reichstruppen befehligte, hatte jedoch bessere Kundschaft, und forderte Soubise auf, mit vereinten Kräften die Preußen aus Gotha zu vertreiben. Sie rückten daher mit 6000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern nebst einigem Geschütz am 19. September früh von drei Seiten gegen Seydlitz an. Dieser, bei Zeiten benachrichtigt, zog sich in bester Ordnung allmählig weit hinter Gotha zurück, ließ dann seine Schwadronen gegen den Feind aufmarschiren, die Husaren von Szekely im ersten Treffen, das Dragonerregiment Meineke im zweiten, und weiter rückwärts mußte das Dragonerregiment Katt sich zu einer langen eingliedrigen Reihe ausdehnen, die für die Ferne das Ansehen einer großen Truppenstärke gab. Er hatte es so eingerichtet, daß diese lange Reihe, im Fall es nöthig würde, auf das erste Zeichen wieder geschlossen dastehen, und ihm den Rückzug decken könnte. Wirklich glaubte der Feind, eine bedeutende Macht vor sich zu haben, und Seydlitz bestärkte ihn darin durch Abschickung eines Dragoners nach Gotha, der dort als Ausreißer ankam und erzählte, der König sei mit ganzer Macht im Anzuge. Als der Feind unentschlossen in seinen Bewegungen innehielt, ließ Seydlitz einige Schwadronen Husaren absitzen, schob sie als Fußvolk in die Zwischenräume der Reiterei, und begann hierauf mit der ganzen Linie vorzurücken. Nun zweifelte der Feind nicht länger, da er Fußvolk sah, daß die Hauptmacht nahe sei; er bestand

die wiederholten Angriffe nicht, welche die vordersten Schwadronen, erst lässiger, dann ungestümer, auf ihn machten, bis zuletzt eine Schaar Husaren und Dragoner mit verhängtem Zügel in die Stadt sprengten, wo die Reichstruppen schon in vollem Rückzuge waren, und Soubise, der auf dem Schlosse zu Mittag speiste und der Herzogin mit größtem Lobe von den preußischen Husaren sprach, nicht eilig genug auf's Pferd kommen und das Freie gewinnen konnte. Ueber 60 Mann wurden in Gotha gefangen, dazu 4 Stabsoffiziere, 4 Lieutenants, und große Beute an Pferden und Gepäck, unter letzterem sehr viele Putz- und Bequemlichkeitssachen, welche dem Spott und Scherze reichlich Stoff gaben. Seydlitz griff jenseits Gotha den Nachtrab des Feindes nochmals an, brachte ihm neuen Verlust bei, und ließ ihn bis gegen Eisenach nicht zu Athem kommen. Dieser glänzende Erfolg, wo die Reiterei alles geleistet, was man von ihr und dem Fußvolk vereint nur erwarten durfte, wurde von dem Könige mit besonderem Wohlgefallen gewürdigt, so daß er einen eignen Zeitungsartikel darüber anfertigen ließ, und noch lange nachher, bei Abfassung seiner Geschichtbücher, das an diesem Tage von Seydlitz erworbene Verdienst umständlich zu dessen größtem Ruhm erörterte. „Jeder andere Offizier“, heißt es daselbst, „wäre mit sich zufrieden gewesen, aus einer so schwierigen Lage sich ohne Verlust herauszuziehen; Herr von Seydlitz würde nicht begnügt gewesen sein, hätte er sich nicht mit Vortheil herausgezogen. Dieses Beispiel beweist, daß die Fähigkeit und Entschlossenheit eines Generals mehr im Kriege entscheiden, als die Zahl der Truppen. Ein mittelmäßiger Anführer in solcher Lage wäre durch die sichtbare Uebermacht des Feindes entmuthigt worden, hätte sich bei deren Annäherung zurückgezogen, und die Hälfte seiner Leute in einem Nachtrabsgefecht verloren, welches die überlegene feindliche Reiterei schleunigst anknüpfen mußte. Die treffliche Verwendung des in breiter Ausdehnung dem Feinde von fern gezeigten Dragonerregiments gab dem Herrn von Seydlitz Gelegenheit, großen Ruhm in einer so mißlichen Sache zu erwerben.“ In seinem Bericht an den König von diesem Vorgange bat Seydlitz für's Künftige um Verstärkung,

„denn das heutige Manöver“, sagt er, „wird schwerlich zweimal gelten.“ Der König rief ihn aber schon am 20. September Abends mit allen Truppen von Gotha zurück, und da meinte Seydlitz, er getraue sich mit seiner schwachen Schaar am hellen Tage ohne Verlust abzuziehen, „denn die Furcht vor Ihro Majestät Waffen“, so schrieb er, „ist bei dem Feinde nicht geringe.“

Die Lage des Königs war in dieser Zeit überaus schwierig geworden, und es bedurfte großer Aufmerksamkeit und Anstrengung, um gegen die Menge seiner Feinde überall aufzukommen. Böhmen hatte er räumen müssen, Sachsen und Schlesien waren von den Oesterreichern bedroht, in Preußen rückten die Russen vor, die Schweden beunruhigten Pommern, und die Franzosen und Reichstruppen standen gegen die Elbe und in Thüringen. Der österreichische General von Hadik, mit 3000 Mann leichter Truppen, erschien am 16. Oktober sogar vor den Thoren Berlins, und besetzte einen Theil der Vorstadt. Der König mußte seine nächsten Truppen, um Spree, Elbe und Saale her, vielfach in Bewegung erhalten, bald hier bald dort seine Abtheilungen zu stärkerer Macht vereinigen, und den Franzosen und Reichstruppen blieb dabei das linke Saalufer eine Zeit lang Preis gegeben. Als der Feind aber auf das rechte Ufer herüberkam, und gegen Leipzig anrückte, wandte sich der König wieder ebenfalls dahin, und wollte, bevor ihn andre Bedrängniß vielleicht bald in größere Ferne riefe, wenigstens auf dieser Seite durch einen starken Schlag freien Raum schaffen. Der Feind zog sich bei des Königs Anmarsch über die Saale zurück, und die Preußen, nachdem sie bei Halle, Merseburg und Weißenfels den Uebergang erzwungen, folgten auf das linke Ufer nach. Die Franzosen und Reichstruppen unter Soubise und dem Prinzen von Hildburghausen, waren jetzt gegen 64,000 Mann stark, indem auch eine Abtheilung des französischen Hauptheeres, das unter Richelieu jenseits des Harzgebirges blieb, sich mit ihnen vereinigt hatte. Die Stärke der Preußen betrug höchstens 22,000 Mann. Der Feind hatte seine Macht bei Müchelu zusammengezogen, wohin der König am 3. November über Braunsdorf und Roßbach vorrückte. An der Spitze

einiger Reiterei besichtigte er die feindliche Stellung; ihre Schwäche, so wie die Sorglosigkeit des Feindes, aus dessen Zeltenreihen die preußischen Husaren Pferde und Gefangene herausholten, gaben günstige Aussicht für den Angriff. Allein noch in der Nacht änderte der Feind sein Lager, und als am 4. November in der Frühe des Tages die Preußen anrückten, fanden sie ihn in einer so vortheilhaften Stellung, daß der König sie unangreifbar erachtete, und daher durch das Dorf Schortau wieder zurückging, um hinter demselben ein durch unwegsamen Sumpfboden gedecktes Lager zu beziehen, dessen rechter Flügel an das Dorf Bedra, der linke an Roßbach sich anlehnte. Dieser kleine Rückzug wurde durch die Franzosen mit Geschützfeuer und mit dem Lärm von allen Trommeln und aller Musik, die sie zusammenbringen konnten, jubelnd begrüßt; die feindlichen Generale waren der Meinung, der König wolle schleunigst über die Saale zurückweichen, und es dünkte ein trefflicher Anschlag, ihm nach Weißenfels und Merseburg zuvorzukommen und den Rückzug abzuschneiden, ja man sah schon voraus, daß er, durch die Uebermacht eingeschlossen, sich würde ergeben müssen. Am folgenden Tage, den 5. November, sollte dies ausgeführt werden.

Um die eigne Bewegung zu verdecken, und die Preußen in ihrer Stellung zu beschäftigen, ließ der Feind ihrem rechten Flügel gegenüber einige Truppen ausrücken, die auch zu feuern anfingen, jedoch aus der Ferne ganz unwirksam. Seydlitz mit einigen Schwadronen besichtigte diese Truppen, doch ohne weiteres Ergebniß. Mittlerweile zog die feindliche Hauptmacht treffenweise rechts ab, und bald kamen Meldungen, daß diese Bewegung sich dem Dorfe Zeuchfeld vorbei gegen Pettstädt richte, und also die linke Flanke des Königs zu gewinnen suche. Der König wollte dies nicht glauben, und setzte sich um 12 Uhr in Roßbach ruhig zur Tafel. Seydlitz aber, der mitspeiste, und nach allem, was er gesehen hatte und jetzt nachträglich melden hörte, die Gefahr erkannte, schickte in der Stille seinen Adjutanten ab, und ließ die Reiterei satteln und sich bereit halten. Das schwere Geschütz, welches dicht neben der Reiterei stand, wurde diesem Beispiele nach gleichfalls in Bereitschaft gesetzt. Nach längerem Zweifel

über die Absichten des Feindes, ersah der König mit eignen Augen von dem hohen Schlosse zu Roßbach durch sein Fernglas die Gewißheit jener Richtung, und daß die Truppenzüge, wiewohl sie nur langsam fortschritten, schon über Pettstädt hinaus den Weg nach Reichertswerben einschlügen. Die Preußen hatten bis dahin still gewartet, jetzt um 2 Uhr Nachmittags erging der Befehl, die Zelte abzubrechen; das Lager war augenblicklich verschwunden, und die Truppen standen im Gewehr. Die Bereitschaft der Reiterei und des Geschützes kam jetzt wohl zu Statten. Der König setzte sich an die Spitze des Fußvolks, das mit einer Viertelsschwenkung links treffenweise abmarschirte, und derselben Richtung folgte, in welcher Soubise vorrückte; die sämmtliche Reiterei, mit Ausnahme einiger Schwadronen, die bei dem Dorfe Schortau zur Beobachtung des gegenüberstehenden Feindes zurückblieben, erhält Befehl dem Feinde die Straße nach Merseburg zu sperren, sie schwenkt aus dem dritten Treffen gleichfalls links ab, und eilt in raschem Trabe dem Fußvolke voraus; Seydlitz befehligt sie, obgleich der jüngste Reitergeneral, in den aber der König sein ganzes Vertrauen setzt. Beide Heere trennt erst die morastige Niederung, die von Braunsdorf im Halbbogen nach Roßbach und Lunstädt zieht, dann eine leichte Erhöhung, die sich hinter Lunstädt und Reichertswerben erstreckt, und als höchsten Punkt den Janushügel bildet. Der König behauptet sich im Vortheil dieser Höhen, welche den Truppenzug verdecken, und läßt auf dem Janushügel unter dem Befehl des tapfern Obersten Moller eine starke Batterie auffahren, die den Feind heftig beschießt, der unterhalb marschirt, und das Feuer seines Geschützes ohne Erfolg aufwärts richten muß. Die Spitzen beider Heere, die preußische ungesehen, kommen einander stets näher; auch auf französischer Seite ist die Reiterei voraus, sie eilt, damit die Preußen nur nicht entkommen mögen, ohne Vortrab leichtsinnig einher, sie schwenkt bei Reichertswerben links, und zieht gegen den Janushügel an, sich schon im Rücken der Preußen und des Sieges gewiß glaubend. Plötzlich dringt Seydlitz mit seinen Schwadronen im vollen Trab hinter dem Hügel hervor, sieht sich in der rechten Flanke des Feindes, erkennt die Wichtig-

keit des Augenblicks, und ohne das Fußvolk abzuwarten, und wiewohl schon ein weiter Zwischenraum ihn von diesem trennt, beschließt er sogleich den Angriff. Seine Reiterei ist gering an Zahl, der Aufgabe kaum gewachsen; er sieht sich genöthigt, um seine Linie gehörig auszudehnen, seine Schwadronen in großem Abstande von einander aufzustellen. Er läßt einschwenken, 15 Schwadronen stellt er in's erste Treffen, 18 in's zweite, 5 Schwadronen Husaren decken die linke Flanke. Zum erstenmale steht hier, wie fortan immer, die preußische Reiterei, anstatt wie bisher dreigliedrig, jetzt nach Seydlitz Neuerung in zwei Glieder gereiht. Beim Aufmarsch aber, der in größter Schnelligkeit geschieht, fällt noch ein Unheil vor; eine Schwadron vom Leibkürassierregiment, weil das Pferd des Rittmeisters scheu geworden, kommt etwas aus der Ordnung, die sich zwar augenblicklich herstellt, allein Seydlitz hat es gesehen, er sprengt heran, und im Vollgefühl des Meisters und Befehlshabers jagt er mit grimmigem Gebote, „er solle sich zum Teufel scheeren", den bestürzten Rittmeister vor der Fronte weg, der sich auch niemals wieder beim Regimente hat sehen lassen! eine Gewaltsamkeit und Eigenmacht, deren anmaßliches Beispiel der König zu rügen unterließ, vielleicht weil er darin nur denselben Heißzorn sah, der sich eben so unbezwinglich in den Feind stürzt. Jetzt ist alles bereit, noch aber das Gewehr nicht aufgenommen, was Seydlitz stets dem letzten Augenblicke vorbehält; er reitet weit voran, der ganzen Linie sichtbar, und durch Emporschleudern seiner Tabackspfeife giebt er das entscheidende Zeichen, worauf alles die Säbel zieht und im vollen Rennen ihm nach auf den Feind eindringt. Dieser ist 52 Schwadronen stark, die der Herzog von Broglio befehligt, sie versuchen in der Eile rechts aufzumarschiren, allein Seydlitz läßt ihnen keine Zeit; ehe sich die Schaaren nur aufstellen, sind sie niedergerannt und zusammengehauen; zwei österreichische und zwei französische Reiterregimenter wollen dem Sturm begegnen, wirklich werden 5 preußische Schwadronen des ersten Treffens geworfen, aber die großen Zwischenräume, zu welchen Seydlitz sich genöthigt gesehen, gewähren ihm jetzt den Vortheil, schnell mit dem zweiten Treffen hervorzubrechen, und im

nächsten Augenblick ist der vorgedrungene Feind zurückgeschlagen, und alles flieht in größter Verwirrung. Der Hohlweg bei Reichertswerben hemmt die Flüchtigen, und viele werden hier gefangen. Die geschlagene Reiterei flieht bis zur Unstrutt, und zeigt sich an diesem Tage nicht wieder; Seydlitz, der sie bis jenseits Reichertswerben verfolgt, sammelt nun seine athemlosen Schaaren, führte sie links über Tagewerben weiter vor, und steht jetzt im Rücken des feindlichen Fußvolkes.

In gleicher Weise, wie die Reiterei, hatte auch der König mit dem Fußvolke die rechte Flanke des Feindes gewonnen, ließ links einschwenken und die ganze Linie nebst dem Geschütz vom Janushügel zum Angriff vorrücken, wobei der linke Flügel sich immerfort weiter links zog, der rechte anfangs zurückgehalten blieb; das Dorf Reichertswerben war bereits durch 5 Bataillone besetzt. Der Feind war, wie schon mit der Reiterei, nun auch mit seinem Fußvolke sorglos eilend gegen Reichertswerben vorgerückt, ohne die Möglichkeit eines Angriffs zu denken; er wurde durch die preußische Linie völlig überrascht, seine Bataillone fanden keinen Raum sich zu entwickeln, ihre tiefen Reihen wurden durch das preußische Geschütz heftig beschossen, ihre rechte Flanke war Preis gegeben, im Rücken erschien die preußische Reiterei. Vergeblich suchten sie gegen die letztere eine Linie aufzustellen, vergeblich durch gedrängte tiefe Schaaren den König zu hemmen; das herangekommene Geschütz des preußischen linken Flügels schmetterte sie durch Kartätschen nieder, das Fußvolk eröffnete sein wirksames Gewehrfeuer, und nach kurzem Kampfe wandte sich alles zur Flucht, indem die vordersten Truppen auf die folgenden geworfen und diese in größter Unordnung mit fortgerissen wurden. Zwei französische Reiterregimenter, Kürassiere und Dragoner, hatten sich zu ihrem Fußvolke geflüchtet, und schlossen demselben die rechte Flanke zwischen beiden Treffen, etwas gedeckt durch deren hakenförmig vorgezogene Enden. Seydlitz hielt mit etwa 10 Schwadronen schlagfertig gegenüber, zögerte jedoch anzugreifen, weil diese Truppen durch das Anrücken des Königs ohnehin zum Weichen genöthigt sein mußten. Wirklich empfanden sie nach wenig Augen-

blicken das mörderische Feuer der Preußen, und setzten sich in Bewegung, um davonzukommen. Der Befehlshaber dieser eingeklemmten Reiterei beging die Ungeschicklichkeit, sie mit ganzer Linie rechts schwenken zu lassen, wobei ihr äußerster linker Flügel dicht an der Fronte der aufmarschirten preußischen Schwadronen vorüberjagen mußte und ihnen die ganze Flanke bloß gab; diesen Augenblick ersah Seydlitz, brach ungestüm auf die Fliehenden ein, warf sie auf das Fußvolk zurück, und brachte auch dieses in die furchtbarste Verwirrung. Ganze Schaaren gaben sich gefangen. Seydlitz aber bekam bei diesem Einhauen einen Flintenschuß in den Arm, und seine Verwundung machte den Angriff eine kurze Zeit stocken. Unter Begünstigung dieses Umstandes suchten noch zuletzt einige französische Regimenter den Kampf zu erneuen, und der linke Flügel der Franzosen sandte einige Reiterei den Rückzug zu decken; ein französisches Reiterregiment warf sich in vollem Trabe mit erhobenem Pallasch auf ein preußisches, welches zurückwich; doch Seydlitz war inzwischen verbunden, setzte sich auf's neue an die Spitze seiner Schaaren, warf den letzten Rückhalt des Feindes, 5 Reiterregimenter, durch wiederholte rasche Angriffe in die Flucht, und wandte sich alsdann mit aller Kraft wieder auf die Fußvölker, die gehemmt und genöthigt theilweise noch Stand hielten; allein auch dieser Widerstand war bald überwunden, und nach einem Kampfe von kaum zweistündiger Dauer, bevor noch die völlige Dunkelheit eintrat, der vollständigste Sieg erfochten. Von dem preußischen Fußvolke waren nur 7 Bataillons, unter der Anführung des Prinzen Heinrich von Preußen, zum Feuern gekommen, 10 Bataillons auf dem rechten Flügel hatten, gleich dem linken der Franzosen, gar keinen Theil an der Schlacht genommen, sie war durch die klugen Anordnungen des Königs, die richtige Bewegung der Truppen, durch die gute Aufstellung des Geschützes, und vor allem durch den entschlossenen Angriff der Reiterei gleich im Beginn entschieden worden. Der Feind hatte gegen 3000 Todte und Verwundete, über 5000 Gefangene, worunter 5 Generale und 300 Offiziere, 67 Kanonen, 7 Fahnen und 15 Standarten nebst unendlichem Gepäck verloren; die Preußen zählten

165 Todte, worunter 3 Offiziere, und 376 Verwundete, eingerechnet 20 Offiziere.

Selten ist eine Schlacht so rasch und vollständig gewonnen worden, selten ein Sieg so glänzend erschollen, so eindrucksvoll und weithin genannt worden; die Schlacht von Roßbach wurde durch ihre Folgen, wie die Flucht der Franzosen durch ihre lächerlichen Umstände, zur deutschen Volkslustbarkeit, an der sich jedes von den Franzosen verletzte Gefühl labte. Man hatte auf beiden Seiten keine Beachtung dafür, daß die Franzosen an eigentlicher Tapferkeit keinen Mangel, und ganze Regimenter in manchen Augenblicken den kühnsten Muth bewiesen hatten. Die Schlechtigkeit der Anstalten und die Schmach der unkriegerischen Hofgünstlinge überragte alles. In Frankreich selbst sah die Nation den Krieg gegen die Preußen nur als Sache des Hofes an, dem allein die Schande der Niederlage angerechnet und sogar gegönnt wurde, während Neigung und Bewunderung sich vielfach und laut für Friedrich und seine Helden aussprachen. Auch die gefangenen Generale und Offiziere, welche der König ehrenvoll behandelte, theilten diese Gesinnung; nach dem Könige stand Seydlitz in ihrer Meinung am höchsten, von dem es mit Bezug auf seine noch so jungen Jahre hieß: „que ce garçon était né général.“ Der König dankte allen Truppen für den erfochtenen Sieg, insbesondere doch der Reiterei, die an diesem Tage in einer vorher nie gesehenen Größe erschienen war, und im neuen Vollbewußtsein ihres Vermögens unter solchem Anführer sich fortan unüberwindlich glaubte. Seydlitz empfing vom Könige mit den huldreichsten Worten, denen dieser eine so ganz eigene Anmuth leihen konnte, den schwarzen Adlerorden, den bis dahin nur in zwei besondern Fällen und seitdem nie wieder ein Generalmajor bekommen hat. Nach einigen Tagen, am 20. November, wurde er auch Generallieutenant, und zugleich Inhaber des Kürassierregiments, das bisher seiner Befehlführung anvertraut gewesen, und gerade jetzt erledigt worden war.

In der kurzen Zeit eines halben Jahres von der Stufe eines Obersten zu der eines Generallieutenants aufgestiegen zu sein, und noch vor der letztern den höchsten Orden empfan-

gen zu haben, dessen mancher Generallieutenant nach langen Dienstjahren noch entbehren mußte, war eine Auszeichnung, deren bis dahin niemand im preußischen Heere sich rühmen konnte, und auch seitdem niemand wieder. Seydlitz bezeigte sich in seiner Erhebung dankbar und bescheiden, und suchte das Verletzliche zu mildern, welches sie für verdiente Kammeraden haben konnte; so benachrichtigte er den tapfern General von Meineke, der ebenfalls bei Roßbach war verwundet worden, von der außerordentlichen Beförderung, durch welche dieser ältere General nun ihm nachstand, mit der treuherzigen Versicherung, daß dieser Vorzug, den die Gnade des Königs ihm verliehen, ihn nie der Achtung werde vergessen lassen, die einem der bravsten Generale gebühre, der älter als er im Dienste sei, und dessen Freundschaft ihm sehr am Herzen liege. Jedoch fand er sich in seinem neuen Verhältnisse sogleich bequem, als ein Mann, der sich jeder Aufgabe seines Faches gewachsen fühlte, und mit der höheren Stufe nur seinen wahren Boden betrat. Seine erste Sorge war, die tapfern Offiziere zu bedenken, die sich unter ihm ausgezeichnet hatten, und er säumte nicht, dem Könige mehrere Beförderungen vorzuschlagen, welche dieser auch sofort genehmigte.

Seine Wunde, zwar an sich nicht bedeutend, aber von langsamer Heilung, hinderte ihn, an den nächsten Kriegsbegebenheiten, welchen der König nach Schlesien entgegenzog, Theil zu nehmen. Er blieb in Leipzig zurück, wo er alsbald die Nachricht von dem glänzenden Siege vernahm, den der König am 5. Dezember bei Leuthen über die Oesterreicher davongetragen. Der König ließ ihn durch den Prinzen Heinrich von den in Schlesien erfochtenen Vortheilen eigends benachrichtigen, und Seydlitz fühlte sich durch die Sache selbst, wie durch das schmeichelhafte Gedenken des Königs, freudigst angeregt. Inzwischen mußte er sich in Geduld ergeben, und die Zeit der Winterquartiere ferner in Leipzig auf Herstellung seiner Gesundheit verwenden. Der Geheimrath Dr. Cothenius fand leichter die Wunde, aber schwieriger den übrigen Krankheitszustand, in welchen Seydlitz verfallen war, zu behandeln. Es ist schon oben angedeutet worden, daß sinnlicher Reiz ihn früh bemeistert hatte, und ihm die nach-

theiligen Folgen achtloser Neigungen nicht erspart geblieben waren. In Schlesien hatte besonders der Umgang einer zwar von Geburt vornehmen, aber in ihrer Aufführung gemeinen Dame höchst verderblich auf ihn eingewirkt, und der bald darauf ausgebrochene Krieg durch seine heftigen und unaufhörlichen Anstrengungen jede Sorgfalt für die tief angegriffene Gesundheit unmöglich gemacht. Je mehr der Körper, so lange die Spannung der Thätigkeit waltete, mit gebotener Rüstigkeit geleistet hatte, um so mehr verfiel er, sobald jenes Gebot und Leisten einen Augenblick aufhörte. Durch angewandte Mittel trat nach und nach einige Besserung ein, doch hinderte ein örtlicher Umstand, der mit Erschlaffung der Gefäße und Schwäche der Nerven zusammenhing, noch längere Zeit am Reiten; der König erkundigte sich mehrmals theilnehmend, und Seydlitz berichtete mit unbefangener Aufrichtigkeit sein Uebel, das ihm noch nicht erlaube zu Pferde zu sein, indem bei allen bisher gemachten Proben eine gänzliche Versagung des Athems erfolgt sei. „Sobald dieser Umstand", setzt er hinzu, „nur bis zum Erträglichen gehoben, so hoffe mein Metier, welches mich ein ziemliches Glück, noch mehr aber Ew. Majestät Gnade schätzbar gemacht, mit der größten Treue nach wie vor zu verrichten, und in solchem zu ersterben ꝛc." Auch diese Worte, gleich den früher angeführten, bezeugen einen feinen Sinn, der sich bündig zu fassen weiß. Unter Beihülfe des Frühjahrs, und nachdem er zur Beschleunigung der Kur, wie er gegen Ende des März aus Pförten an den König schrieb, noch den Buchdorfer Müller angenommen, fand er sich genugsam hergestellt, um sich zu dem Heere des Königs zu begeben, der in Schlesien, nachdem er den Feldzug des Jahres 1758 durch Belagerung und Erstürmung der Festung Schweidnitz begonnen hatte, sich zu ernstlichern Bewegungen rüstete. Er wußte den Feldmarschall Daun, welcher einen Angriff gegen Böhmen fürchtete, und deßhalb sein Heer dort in fester Stellung zusammenhielt, geschickt zu täuschen, und rückte im Anfange des Mai mit seiner Hauptstärke über das Gebirge nach Mähren hinab.

Das nächste Ziel der Unternehmung war Olmütz. Allein

diese Festung wurde durch den österreichischen General von Marschall gut vertheidigt, die Anstalten zur Einschließung und Belagerung entsprachen dem Zwecke nicht, und für die mannigfachen Verwickelungen, die hier eintraten, war selbst die Truppenzahl der Preußen viel zu gering. Seydlitz erscheint im Gange dieser Kriegsereignisse nur auf Augenblicke, in untergeordneten Vorgängen, wobei keine bedeutende Reitermasse zu vereinigen, noch eine große Entscheidung zu bewirken war. Alle Befehle und Anordnungen ertheilte der König selbst, und auch das Verdienst der Ausführung konnte sich zu keinem Glanz erheben, da der Feind jedem größern Gefecht auswich. So marschirte Seydlitz am 12. Mai mit 2 Dragonerregimentern und 300 Husaren südlich von Olmütz nach Tobitschau, und nachdem Fußvolk ihm dahin gefolgt, weiter bis Kremsir, nahm aus dieser Gegend und vom linken Ufer der March zwischen Preran und Holeschau alle Lebensmittel und alles Futter weg, damit der Feind auf dieser Seite nicht vordringen könnte, und rückte am 17. wieder im Lager bei Neustadt ein. Am 29. Juni sandte der König ihn nur mit einigen Schwadronen Husaren und Dragonern in dieselbe Gegend, um Gewißheit über eine gemeldete Annäherung feindlicher Truppen zu erhalten, die sich aber nicht zeigten. Die Lage des Königs war inzwischen durch das Heranrücken Daun's, in dessen Heere besonders der General von Loudon durch seine Thätigkeit und Einsicht den Preußen verderblich zu werden anfing, sehr verschlimmert, die Festung so gut wie befreit, dagegen seine Verbindung mit Schlesien abgeschnitten, und nachdem Loudon in dem Engwege von Domstädtel am 30. Juni die Truppen Zieten's geschlagen, und große preußische Zufuhren theils genommen theils zerstört hatte, blieb nichts übrig, als Mähren zu verlassen. Der König hob die Belagerung auf; anstatt aber nach Schlesien sich durchzuschlagen, wie zu beabsichtigen er den Schein gab, nahm er unerwartet die Richtung nach Böhmen, selbst im Rückzuge wieder in Feindesland eindringend, von dessen Mitteln lebend, und die Vortheile der Stellung und Uebermacht des Gegners noch eine Zeit hindurch vereitelnd. Bei Ausführung dieses schwierigen und gefahrvollen Marsches bestand Seydlitz ein

rühmliches Gefecht bei Chlumetz, und deckte später an der Spitze der ganzen Reiterei den weiteren Rückzug, der nur sehr langsam der Gränze von Schlesien sich näherte. Endlich zog das Heer glücklich über das Gebirge, und stand am 8. August wieder im Lager bei Landshut und Grüssau. Doch war hier keine lange Rast gewährt.

Wie im vorigen Jahre die Franzosen, hatten in diesem die Russen mit großer Macht den Kriegsschauplatz betreten, und ihre drohenden Fortschritte zwangen den König, mit seiner Hauptstärke sich ihnen entgegenzuwerfen. Das russische Heer, über 50,000 Mann stark, unter dem Oberbefehl des Generals Grafen von Fermor, war durch Preußen und Polen in die Neumark bis zur Oder vorgedrungen, auf das rechte Ufer der Warthe übergegangen, und bedrohte die Festung Küstrin, nachdem die Stadt am 15. August bereits durch Wurfgeschütz in Brand geschossen worden. Die preußischen Truppen, unter dem Befehl des Generals Grafen von Dohna, hatten sich vor der Uebermacht allmählig zurückgezogen, und standen bei Gorgast zunächst der Festung hinter der Oder; sie waren durchaus zu schwach, um den Feind im offnen Felde zu bekämpfen. Schon am 11. August aber war der König mit 16 Bataillons und 28 Schwadronen seiner besten Truppen, zusammen etwa 14,000 Mann, aus dem Lager bei Landshut der bedrängten Mark zu Hülfe geeilt, ging bei Frankfurt über die Oder, und traf am 21. August in Gorgast ein. Er musterte hier die vorgefundenen Truppen, und sagte zu Dohna: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen.“ Auch war er sogleich entschlossen, nachdem er die Lage der Dinge genau erforscht, den Russen ungesäumt eine Schlacht zu liefern, um auf dieser Seite neuen Raum zu gewinnen, und dann wieder gegen die Oesterreicher sich zurückzuwenden. Er wußte den Feind zu täuschen, als wolle er bei Küstrin nur zum Schutze dieser Festung über die Oder gehen, zog aber indeß längs des Stromes hinab, ließ bei Güstebiese eine Brücke schlagen, die binnen drei Stunden fertig war, und befand sich am 23. August mit etwa 32,000 Mann, wovon beinahe ein

Drittheil Reiterei, und 117 Geschützen, auf dem rechten Oderufer im Anmarsche gegen den Feind.

Dieser stand gegen Küstrin, wandte sich aber eilig, als er in seinem Rücken das Heer des Königs erkennen mußte, und machte Front dorthin, woher der Angriff drohte. Er nahm eine gute Stellung hinter den Dörfern Quartschen und Zorndorf, den linken Flügel an die Mietzel, einen durch jenes Dorf zur Oder fließenden Bach, gestützt, den rechten an die Drewitzer Heide, die sich gegen Küstrin zieht, angelehnt; vor der Front erstreckt sich zuerst der Zabergrund, eine sumpfige Vertiefung, von Zorndorf nördlich gegen Quartschen hin, dann nach einigen Zwischenräumen der Einschnitt des Galgengrundes, der von Wilkersdorf fast in gleicher Richtung läuft, und noch weiter eine dritte Tiefe, welche nordwärts in dem Hofebruch sich gegen Quartschen zurückwendet, wo alle diese Niederungen an der Mietzel zusammenstoßen. Als die Preußen auf der linken Flanke dieser Stellung jenseits des genannten Baches bei Darmietzel erschienen, und von hier aufwärts bis zur Neudammer Mühle lagerten, richteten die Russen gegen diese Lagerung noch eine Hakenstellung, welche das Hofebruch und weiterhin einen großen Bogen der Mietzel vor sich hatte. So war die Stellung am 24. August Nachmittags. Der König aber beschloß, den Angriff nicht von dieser Seite, sondern von der ganz entgegengesetzten, auf den minder stark angelehnten rechten Flügel des Feindes zu machen, wobei er zugleich den Vortheil im Auge hatte, sich zwischen den Feind und Küstrin einzuschieben, und im Nothfalle sich auf diese Festung zurückziehen zu können. Hiezu mußte die ganze Stellung des Feindes umgangen werden, wozu die Gegend sich günstig genug darbot. Bei der Neudammer Mühle wurden in der Nacht Uebergänge über die Mietzel bereitet, die Truppen ließen das zunächstliegende Dorf Zicher rechts, zogen sich links in die Heide von Massin, und am 25. August frühmorgens marschirte das ganze Heer, durch die Waldung verdeckt, in drei Treffen heran. Fermor hatte jedoch in der Nacht seine Stellung geändert, war über den Zabergrund hinausgeschritten, und stand jetzt, zusammengedrängt in ein unregel-

mäßiges Viereck, zwischen diesem und dem Dorfe Zicher, im Rücken das Hofebruch, die Front gegen Wilkersdorf. Die Preußen kamen bei Batzlow aus dem Walde in die Ebene, rückten schlagfertig über Wilkersdorf gegen Zorndorf vor, und der König, der die neue Stellung des Feindes besichtigt hatte, fand auch jetzt noch dessen rechten Flügel als bestes Ziel des Angriffs. Die drei sumpfigen Niederungen aber, welche den vorliegenden Boden durchschnitten, und die zu umgehen die Absicht gewesen, deckten nicht mehr die Fronte der Russen, sondern liefen gerade auf sie hin, und die Fronte des Angriffs mußte dadurch ebenfalls, je weiter sie vorrückte, desto mehr getheilt werden.

Die preußische Vorhut drang über Zorndorf hinaus, und eröffnete den Kampf durch wirksames Geschützfeuer gegen die rechte Eckspitze der russischen Aufstellung; die Bataillone, links an den Zabergrund gestützt, drangen muthig vor, und warfen die erste Linie des Feindes zurück. Die beiden Haupttreffen schlossen sich dieser Bewegung an, in schräger Richtung vorschreitend, mit versagtem rechten Flügel, der erst später am Gefechte Theil nehmen sollte. Fast alle Reiterei war unter Seydlitz' Anführung auf dem äußersten linken Flügel aufgestellt, noch jenseits des Zabergrundes, der sie von dem Fußvolke, dem sie Unterstützung sein sollte, beim weiteren Vorgehen desselben mehr und mehr trennte; gleich im Beginn des Gefechtes erhielten aber drei Kürassierregimenter und bald darauf noch zwei Dragonerregimenter Befehl, sich auf den rechten Flügel hinzuziehen. Der König, welcher die ganze Truppenlinie übersehen konnte, bemerkte, daß die Reiterei nicht gehörig vorgehe, und sandte den Befehl, sie solle dem Fußvolke nachrücken. Allein Seydlitz wollte seine Reiter, für die es noch nichts zu thun gab, nicht unnütz dem feindlichen Kanonenfeuer aussetzten, und weigerte sich, selbst dem wiederholten Befehle des Königs zu folgen; er antwortete, es solle von der Reiterei nichts versäumt werden, er hoffe überall, wo und wann es noth thue, mit ihr zur Hand zu sein, und nach der Schlacht werde er sich rechtfertigen. Friedrich sandte nochmals, und ließ ihn wissen, er werde es nach der Schlacht mit seinem Kopfe zu verant-

worten haben, worauf Seydlitz ruhig erwiederte: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht steht ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache." Im Vorrücken hatte jedoch das preußische Fußvolk die befohlene Linie nicht gehörig eingehalten, und die linke Flanke, welche dem Zabergrunde angelehnt bleiben sollte, dem feindlichen Feuer bloßgegeben, das Vordertreffen fand sich in seinem Angriffe nicht unterstützt, indem das Fußvolk, welches hinter ihm nachfolgen sollte, neben ihm in dieselbe Linie eingerückt war; so vermochten denn die wenigen Bataillone die zweite russische Linie nicht gleich der ersten zu werfen; im Gegentheil, der Feind, in dichten Massen aufgedrängt, fühlt seine Uebermacht und ersieht seinen Vortheil; das russische Fußvolk bricht mit großem Geschrei hervor, wirft das preußische zurück, und die russische Reiterei stürmt in diesem Augenblicke rasch heran, und vermehrt die Verwirrung, die schnell über den linken Flügel der Preußen sich ausbreitet und ganze Bataillone zur Flucht fortreißt; die Russen nehmen 26 Kanonen und verfolgen ihren Sieg. Seydlitz aber, der mit 31 Schwadronen jenseits des Zabergrundes hält, hat mit scharfem Aug' und Urtheil den Gang des Gefechtes beobachtet; der Befehl des Königs, das feindliche Fußvolk, sobald es erschüttert zu weichen anfinge, mit allem Nachdruck anzufallen, findet sich durch die Nothwendigkeit überboten, den siegestrunken und auch hie und da schon ordnungslos vorrückenden Feind zu hemmen, und den auf dieser Seite fast verlorenen Kampf herzustellen. Seydlitz ruft den Führer der Gardedükorps, Rittmeister von Wakenitz, den der Gendarmen und den seines eignen Regimentes heran, und sagt ihnen: „Die Schlacht ist verloren; ich will Ihnen selbst nicht einmal befehlen anzugreifen, wer es aber gut findet mag es thun!" Worauf Wakenitz erwiedert: „Ich will nicht, daß eine Schlacht verloren sei, ohne daß die Gardedükorps angegriffen hätten, ich greife an." Die beiden Andern stimmen bei. Nun faßt Seydlitz neues Vertrauen, mit heller Einsicht erkennt er die Größe des Augenblicks und seiner Aufgabe, mit Ruhe ordnet er seine Mittel, mit der Sicherheit des Meisters schreitet er

zur Ausführung. Schon ist er mit seinen Schwadronen näher herangerückt, einige Stellen des Zabergrundes, wo Reiterei durchzudringen vermag, sind aufgefunden, im schnellen Fluge ziehen die Schaaren hinüber, stehen drüben gleich wieder schlagfertig, und auf das gegebene Zeichen stürzt alles mit verhängtem Zügel dem voranstürmenden Führer nach. In seiner kundigen Besonnenheit hatte er den Angriff gleich zwiefach geordnet; er selbst, an der Spitze zweier Husarenregimenter und seines Kürassierregiments, fällt mit erhobenem Säbel in die russische Reiterei, die von dem ungeheuren Stoße zerstiebt, in die sumpfigen Wiesengründe versprengt und auf der Flucht niedergemacht wird; die Gardedükorps und Gendarmen aber wenden sich gegen das russische Fußvolk, das unter den preußischen Klingen blutet, von den Rossen zertreten wird, aber nicht weicht, sondern hartnäckig im Kampfe beharrt. Seydlitz überläßt die russische Reiterei ihrer wilden Flucht, und greift mit seinen wieder schnell geordneten Schwadronen nun gleichfalls das feindliche Fußvolk an. Zu gleicher Zeit brechen 15 Schwadronen hervor, die hinter dem preußischen linken Flügel nachrückten, und 2 Dragonerregimenter, die vom Könige nach dem rechten Flügel beordert waren, und schon im vollen Trabe durch das brennende Zorndorf eilten, jetzt Gegenbefehl erhalten, und gleichfalls in diesen Kampf geworfen werden, der einer der blutigsten und verzweifeltsten ist, die jemals zwischen Reiterei und Fußvolk gestritten worden. Die Russen schaaren sich in dichte Klumpen, aus denen kein Entweichen, in denen keine Schonung möglich ist, die Getödteten und Verwundeten stürzen, aber die Stehenden rücken immer auf's neue dicht zusammen, und nähren die Wuth des Kampfes mit ausdauernder Gegenwehr. Husaren von Zieten dringen in solche Klumpen ein, werden darin umzingelt, und müssen sich mit größter Anstrengung wieder heraus hauen. Endlich aber siegte dennoch der Grimm und die Kraft der preußischen Reiter, ganze Massen des Feindes werden vertilgt, die runden Ungeheuer, in welche die zerstörten Ordnungen sich aufgeschaart, erliegen dem Schwerte, Tausende bedecken den Boden, wenige letzte Haufen fliehen, und in dem ganzen

Raum zwischen dem Zaber- und dem Galgengrunde steht kein Feind mehr. Hinter dem Galgengrunde jedoch steht die russische Hauptstärke noch unerschüttert, und durch die sumpfige Tiefe gegen den Reiterangriff geschützt; ihrem nahen Feuer würde Seydlitz seine Reiter nutzlos bloßstellen, sie müssen ohnehin nach so furchtbarem Kampfe sich sammeln, ordnen, erholen, und er führt sie zu diesem Zweck hinter Zorndorf zurück, wo er die Regimenter alsbald in neue Bereitschaft setzt, und aufmerksamen Blickes die weitere Entwickelung der Schlacht abwartet.

Seit 9 Uhr Vormittags hatte der Kampf auf dieser Seite begonnen, und es war jetzt ungefähr 1 Uhr, als hier die Erschöpfung beider Theile einen kurzen Stillstand gebot. Das Fußvolk des preußischen linken Flügels war unfähig, sogleich wieder zum Angriff vorzugehen, und der König beschloß, den durch Seydlitz und seine Reiter so kühn als unerwartet errungenen Vortheil zu verfolgen, und den bisher zurückgehaltenen rechten Flügel in den Kampf zu führen. Das Geschütz dieses Flügels rückte vor, und beschoß die zwischen dem Dorfe Zicher und dem Galgengrunde noch stehende russische Schlachtordnung, gegen welche bald auch wieder die Batterieen des linken Flügels ihr lebhaftes Feuer richteten. Die Kanonen des rechten Flügels waren aber unter zu schwacher Bedeckung der nachrückenden Linie zu weit vorausgegangen, russische Reiterei überfiel sie, bemächtigte sich ihrer, und warf sich alsdann mit Ungestüm auf das Fußvolk. Hier aber standen die Kerntruppen des Königs, die er aus Schlesien mitgebracht hatte, sie schlugen den Anfall muthig zurück, und bald auch trabte die preußische Reiterei dieses Flügels heran, warf die feindliche, und verfolgte sie bis über Zicher hinaus. Hiedurch war das Geschütz wieder befreit, und die ganze Linie der Preußen bewegte sich auf's neue vorwärts. Allein die Russen konnten bei ihrer Ueberzahl den Kampf immer noch mit frischen Truppen aufnehmen, und die Niederlage eines Theiles ihrer Reiterei hinderte nicht, daß ein andrer sogleich wieder hervorbrach, und den linken preußischen Flügel mit Ungestüm angriff. Die ersten Bataillone, noch erschüttert vom früheren Unfall,

erwarteten den Stoß nicht, und ihre Flucht riß die übrigen mit fort; 13 Bataillone, welche bei Groß-Jägerndorf rühmlich gekämpft hatten, hier aber von plötzlichem Schrecken erfaßt wurden, flohen in völliger Auflösung gegen Wilkersdorf; die Stimme der Befehlshaber wurde nicht gehört, die Gegenwart des Königs vermochte nichts, und das Beispiel seiner auch diesmal standhaften schlesischen Bataillone blieb vergebens. Keine frischen Truppen waren heranzuführen, alle standen im Feuer, und die große Lücke, welche diese unerwartete Flucht riß, schien dem Feinde den Weg des Sieges unwiderruflich geöffnet zu haben. Aber die Ehre und der Vortheil dieses blutigen Tages sollten dennoch für Preußen gerettet werden! Seydlitz hält hinter Zorndorf an der Spitze seiner Reiterei, die nach allen Mühsalen und Thaten dieses Tages noch unverdrossen und gespannt neuer Vollbringungen harrt. Er hat 61 Schwadronen vereinigt, die Gefahr des Augenblicks entgeht ihm nicht, er muntert die Truppen auf. „Kinder folgt mir!“ ruft er ihnen zu. „Wir folgen,“ antworteten ihm die vertrauenvollen Krieger; sein Befehl erschallt durch die Reihen, sein Beispiel leuchtet voran, und diese ganze Reitermasse wirft sich in jene Lücke, und stürmt in vollem Rennen auf den Feind, der durch sein eignes Vorrücken schon zerrüttet solchen Anfall nicht besteht; die russische Reiterei flieht in größter Verwirrung, und wird über das Schlachtfeld hinaus in die Moräste bei Quartschen gejagt. Jetzt führt der König den Kern seines Fußvolkes vom rechten Flügel gegen den russischen linken, durchbricht dessen Linien, findet aber immer neuen Widerstand, und die Tapferkeit der Russen macht jeden Augenblick das Gefecht wieder zweifelhaft. Da wendet sich Seydlitz von der Verfolgung, läßt seine Schwadronen, die er schnell auf's neue geordnet, links einschwenken, und stürzt mit aller Heftigkeit in die feindlichen Fußvölker. Kartätschen- und Gewehrfeuer schmettert entgegen, doch seine Reiter wanken nicht, sie dringen mitten in den Feind, und ein furchtbares Gemetzel entsteht, wo Reiterei und Fußvolk beider Theile in wildem Gemenge ficht, Schonung nicht gegeben noch gefordert wird, und zuletzt doch die kriegsgeübteren Preußen, deren Tapferkeit leichter sich wieder

ordnet und einigt, den hart bestrittenen Sieg behaupten. Gegen 8 Uhr Abends war der Feind in vollem Zurückweichen, seine ungeordneten Haufen zogen theils gegen die Mietzel, wo sie die Uebergänge zerstört fanden, theils hinter Zorndorf und in die Heide von Drewitz, nur auf dem Fuchsberge, zwischen dem Galgengrunde und dem Zabergrunde, hielt noch eine streitbare russische Schaar von allen Waffen, die sich unter dem General Demikoff wieder gesammelt hatte. Der König ließ sie in der Front und in der rechten Flanke angreifen, jedoch erfolglos, sein Fußvolk war erschöpft und verschüchtert, einige Bataillone, vom russischen Geschütz erreicht, wandten sich abermals zur Flucht, andre blieben im Galgengrunde mit Plünderung beschäftigt; die Reiterei war durch den sumpfigen Boden gehemmt. Erst in der Nacht verließ Demikoff seine Stellung. Die russischen Streitkräfte waren indeß am folgenden Tage noch bedeutend genug, um eine Erneuerung des Kampfes zu wagen, der sich aber auf einiges Geschützfeuer und einen verfehlten Reiterangriff beschränkte, nach welchem das russische Heer in der Nacht zum 27. August seinen Rückzug gegen Landsberg antrat. So verblieb den Preußen die Ehre und der Vortheil dieses denkwürdigen Kampfes, der in mehreren seiner Wendungen ihnen verderblich zu werden drohte, und dessen endlicher Erfolg nur mit den größten Opfern errungen war; sie hatten an Todten und Verwundeten fast 12,000 Mann, unter diesen 324 Offiziere, verloren. Der Verlust der Russen war größer, doch bei ihrer Ueberzahl minder fühlbar, er betrug über 21,000 Mann und darunter 941 Offiziere; Gefangene gab es wenige, und fast nur schwerverwundete, da Wuth und Erbitterung auf beiden Seiten während der Schlacht kein Leben schonten. Die Preußen hatten 26 Kanonen verloren, dagegen 103 Stücke russisches Geschütz erobert, und 27 Fahnen und Standarten genommen, jener Verlust war zunächst dem Fußvolk anzurechnen, dieser Gewinn aber hauptsächlich der Reiterei zu danken, welche hier abermals auf dem Gipfel ihres Ruhmes in ihrer kraftvollsten Entscheidung erschienen ist, und nach den Tagen von Roßbach und Zorndorf in aller neuern Geschichte keinen ähnlichen zu nennen hat. Sie hatte jeden

Preis errungen, den des Muthes, des Ungestüms, der Ausdauer; mit jeder Waffengattung war sie im Kampf gewesen, gegen jede siegreich geblieben, und jede Probe hatte sie doppelt und dreifach geleistet. Keine Schwadron hatte gewankt, keine gezaudert, kein Angriff mißlang, keiner war fruchtlos, sondern nothwendig, wohlzeitig und entscheidend jeder.

Im Glanze des Sieges strahlte vor Allen Seydlitz, dessen Name mit Begeisterung genannt wurde. Nach der Schlacht umarmte der König den Reiterhelden, dankte ihm in den gnädigst, rührendsten Ausdrücken, und sagte in der unwiderstehlichen Anmuth, die er seinen Worten voll Hoheit und Innigkeit zu geben wußte: „Auch diesen Sieg hab' ich Ihm zu danken." Seydlitz aber, im Gefühl der Anerkennung fremden Verdienstes mit dem Könige wetteifernd, rief bewegt: „Nicht mir, allergnädigster König! sondern den braven Leuten, die ich anführte, Ew. Majestät Reiterei hat den Sieg erkämpft, und sich der größten Belohnungen werth gemacht; vor Allen der Rittmeister von Wakenitz, der wie ein Löwe gefochten und die größten Thaten verrichtet hat." Wakenitz war an diesem Tage als ältester Schwadronsführer an der Spitze des Regiments Gardedükorps, welches besonders im Ueberwältigen des russischen Fußvolks den unerschrockensten Muth und beispiellose Kraft gezeigt hatte. Der König ernannte ihn sogleich zum Oberstlieutenant, und die beiden anderen Schwadronsführer desselben Regiments, von Posadowski und von Schätzel, zu Majors. Noch viele andere Offiziere, die Seydlitz zu Belohnungen vorschlug, erhielten Beförderung, andere den Verdienstorden, die Ausgezeichnetsten beides. Noch auf dem Schlachtfelde traf den König mit seinen Generalen der großbritannische Gesandte Sir Andrew Mitchell, der ihn im Kriege begleitete, und begrüßte ihn mit den Worten: „Der Himmel hat uns einen schönen Tag gegeben"; der König aber, noch ganz erfüllt vom thatsächlichen Eindruck, zeigte auf Seydlitz, und sagte: „Ohne diesen da würde es schlecht mit uns aussehen." Es wird erzählt, Seydlitz habe die Beförderung des Rittmeisters von Wakenitz, welchen der König auf jene Empfehlung sogleich zum Major ernannt hatte, nicht genügend gefunden, worauf ihn

der König auch noch zum Oberstlieutenant gemacht; als jedoch auch hiemit Seydlitz nicht zufrieden gewesen, und noch ferner in den König gedrungen sei, habe dieser mit einiger Ungeduld ausgerufen: „Ich werde ihn doch nicht gleich zum General machen sollen!“ Die Verschiedenheit des Standpunktes erklärt in solchen Fällen hinlänglich den Unterschied der Beurtheilung, ohne daß man deßhalb auf der einen Seite übertriebene Forderung oder auf der anderen unbillige Kargheit anzunehmen braucht; wir finden hier, sowohl Seydlitz als den König, jeden in seiner ihm zuständigen Weise, und der Groll, welcher in Betreff des Empfohlenen späterhin erwuchs, hat wenigstens hier noch keinen Grund. Ein anderer Umstand, die Schlacht von Zorndorf angehend, sei gleichfalls hier mit einigen Worten erwähnt. Der König sagt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, er habe zu dem Angriff, welchen Seydlitz ausgeführt, diesem den Befehl gesandt. Alle anderen Nachrichten aber stimmen dahin überein, daß Seydlitz nach eigener Einsicht und Entschließung gehandelt. Beides ist sehr wohl zu vereinbaren. Daß der König gleich anfangs Befehle zum Vorrücken an Seydlitz gesandt, ist auch von uns erzählt; die Richtung und Aufgabe der Reiterei mußte dadurch im Allgemeinen bestimmt sein, und was Seydlitz in solchem Sinne vollführte, darf hiernach wohl geboten heißen; daß er im Besonderen gerade nicht folgte, sondern Zeitpunkt und Oertlichkeit nach eigenem Urtheil wählte, ist zugestanden, und als sein Verdienst und seine Größe anerkannt; der Ausdruck des Königs spricht nur die erstere Thatsache aus, ohne die letztere zu verneinen; überhaupt ist der ganze Schlachtbericht des Königs äußerst kurz gehalten, und das Einzelne so wenig entwickelt, daß die wiederholten, in allen anderen Nachrichten sehr unterscheidbaren Angriffe nur als eine einzige Großthat der Reiterei zusammengefaßt werden. Man will vermuthen, der König habe die umständliche Schilderung unterlassen, weil ihm zu peinlich und doch unvermeidlich gewesen wäre, auch das schlechte Benehmen eines Theils seiner Fußvölker nach aller Strenge zu erörtern. Aber auch andere Berichte über die Schlacht von Zorndorf sind nicht sehr ergiebig, und wir

müssen ausdrücklich bemerken, daß über das Einzelne der taktischen Bewegungen, durch welche Seydlitz eine so große Reitermasse auf dem schwierigsten Boden kunstmäßig geleitet, so wie über die Befehlsworte, deren er sich bedient, ja sogar über die bestimmten Ausgangspunkte jedes einzelnen Angriffs, gar keine näheren Angaben übrig sind, und alle Vermuthungen hier der geschichtlichen Zuverlässigkeit entbehren. Wer den Plan einer Schlacht zeichnet, kann freilich die Truppen, die er auf dem Blatte anzubringen hat, nicht im Ungewissen darüber schweben lassen, sondern muß sie einem ganz bestimmten Punkte zuweisen, ohne dadurch seinen eigenen Zweifel aufzugeben; sehr zu tadeln aber wäre es, wenn die erzählende Darstellung aus der gezeichneten einen solchen Behelf ohne Noth in sich aufnehmen wollte.

Während die Russen ihren in Folge der verlorenen Schlacht angetretenen Rückzug fortsetzten, mußte der König sein siegreiches Heer alsbald wieder nach Sachsen wenden, wo die österreichische Macht unter Daun vorgedrungen war, und die preußischen Truppenschaaren unter Prinz Heinrich zum Widerstande nicht hinreichten. Der König eilte nach der Niederlausitz, zog Keith und den Markgrafen Karl mit den Truppen aus Schlesien an sich, besprach sich mit dem Prinzen Heinrich in Dresden, und stellte sich mit vereinter Macht dem Feinde gegenüber, hoffend, da Daun bei aller Ueberlegenheit an Truppenzahl doch keine Schlacht liefern wollte, durch fortgesetztes Andringen ihn nach Böhmen zurückzutreiben. Unter solchen drängenden Bewegungen hatte Daun zwischen Bautzen und Löbau die feste Stellung bei Kittlitz genommen, und der König, am 10. Oktober über Bautzen nachrückend, sein Lager fast im Bereich des feindlichen Geschützes bei Hochkirch aufgeschlagen. Durch Kundschafter getäuscht, rechnete er mit Sicherheit auf den weiteren Rückzug Daun's, und achtete nicht der Warnungen Keith's und seiner anderen Generale, welche diesen Stand der Sachen für höchst gefahrvoll hielten. Der König hatte zwar in besonderer Absicht den Aufbruch seines Heeres für den 14. Oktober Abends beschlossen, glaubte aber bis dahin keine Besorgniß haben zu dürfen, und verwies Seydlitz und Zieten, welche

anders urtheilten, und ihm am 13. dringende und flehentliche Vorstellungen machten, mit ungehaltenen Worten zur Ruhe, ja befahl sogar, anstatt, wie es diese Generale wünschten, die Truppen für die nächste Nacht unter Gewehr stehen zu lassen, sie sollten ausruhen, und die Reiterei ihre Pferde absatteln. Letzteres ließ Zieten nur zum Schein ausführen, und auch Seydlitz hielt seine Leute im Stillen vorbereitet. Er sagte zu den noch am späten Abend bei ihm versammelten Befehlshabern seiner Regimenter: „Der König hat ausdrücklich befohlen, wir müssen gehorchen! Meine Herren, lassen Sie absatteln; um 12 Uhr aber wieder aufsatteln; das hat er nicht verboten! So erfüllen wir den buchstäblichen Befehl des Königs, aber auch das wahre Pflichtgebot für seinen Dienst!“

Wirklich blieb Daun, der sonst einer solchen Nähe des Königs gern auswich, diesmal in seiner Stellung, benutzte die trotzige Sicherheit des Gegners, und überfiel denselben in der Nacht zum 14. Oktober mit ganzer Stärke. Die Preußen fochten im größten Nachtheil, und nur ihre schnelle Kampfbereitschaft, ihre heldenmüthige Ausdauer und Hingebung vermochten die schrecklichste Niederlage noch abzuwenden. Die Dunkelheit der Nacht mehrte die anfängliche Verwirrung der Preußen, ihren Verlust an Mannschaft und Geschütz. Keith sank tödtlich getroffen, Prinz Franz von Braunschweig wurde durch eine Kanonenkugel getödtet, Prinz Moritz von Dessau fiel schwer verwundet, die tapfersten Bataillone schwanden ohne zu weichen; Major von Lange und Lieutenant von der Marwitz vertheidigten den Kirchhof von Hochkirch mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit; der König hoffte die Schlacht noch zu gewinnen, und führte seine zusammengeschossenen Schaaren wiederholt zum Angriff. Allein der Sieg gehörte schon dem Feinde, und konnte ihm nicht mehr entrissen werden. Die Reiterei vermochte diesen Kampf nicht zu entscheiden; doch nahm die preußische mehrmals das Gefecht auf, die feindliche wurde wiederholt geworfen, auch das Fußvolk mit Erfolg angefallen, allein zu einem Hauptschlage zeigte sich keine Gelegenheit, und die Vortheile des Feindes überwogen zu schnell und verderblich. Als dem Könige ge-

meldet wurde, noch stünden einige frische Bataillone zu einem letzten Versuche bereit, sah er den Markgrafen Karl und Seydlitz, die sich um ihn befanden, stillschweigend an, was ihre Meinung sei, allein beide schwiegen, und so unterließ er den Angriff, der von diesen schon für unnütz erachtet wurde. Gleich darauf befahl er den Rückzug, der in fester Haltung nur bis zu den nahen Anhöhen von Kreckwitz ging, gedeckt von der Reiterei, die jetzt unter dem Oberbefehl von Seydlitz vereinigt war, und sich auf dem linken Flügel zusammengezogen hatte. Das nächste Fußvolk rechts von ihr war noch in einiger Unordnung, und gab der nachrückenden feindlichen Reiterei schlimme Blößen; diese folgte zwar noch in einigem Abstand, aber doch immer zum Einhauen bereit. Seydlitz erkannte die große Gefahr, wenn der Feind diese Truppen jetzt ernstlich angriffe, und beschloß dies zu hindern. Er ließ daher die ihm selber gegenüberstehende feindliche Reiterei für den Augenblick außer Acht, machte mit Viertelschwadronen eine Schwenkung rechts, führte seine solchergestalt aufgereihten Schaaren in vollem Laufe vor, und machte zwischen dem weichenden Fußvolk und der nachrückenden feindlichen Reiterei rasch Front gegen diese. Das ganze Gewicht des Angriffs mußte nun zuerst auf ihn fallen, und das Fußvolk gewann Zeit, den nächsten Engweg in Ordnung zurückzulegen. Allein die zweimal stärkere feindliche Reiterei, durch die unerwartete und kühne Bewegung stutzig, wagte nichts zu unternehmen, Seydlitz behielt auf der Ebene von Belgern noch gehörige Zeit eine drohende Stellung in zwei Treffen mit weit auseinander gerückten Schwadronen einzunehmen, der Rückzug des Fußvolks erreichte sein nahes Ziel ungestört, und nachdem das wieder geordnete Heer im Angesichte der Oesterreicher ein neues Lager, obgleich zum Theil ohne Zelte, genommen hatte, führte Seydlitz auch seine Reiter in die ihm angewiesene Stellung zwischen Klein-Bautzen und Kreckwitz ruhig ab, wo sie in das zweite Treffen einrückten, und gleich darauf, als wäre nichts vorgefallen, sich in der Gegend nach Futterung bemühten. Seydlitz hatte durch seine Einsicht und Kühnheit hier dem geschlagenen Heere ein noch größeres Verderben glücklich abgewendet, und sein Trotz den weit stärkern Feind

so kräftig geschreckt, daß nicht die geringste Verfolgung mehr versucht wurde, und kein Gefecht mehr Statt fand. Doch waren über 100 Kanonen, 28 Fahnen, 2 Standarten und der größte Theil der Zelten verloren, ein Viertheil der Mannschaft fehlte bei den Fahnen, und die Oesterreicher, bei minderem Verluste, standen beinah dreimal so stark als Sieger gegenüber.

Die meisterhafte Anordnung des Königs bei seinem Rückzuge vom Schlachtfeld, und die Kühnheit, ungeachtet des erlittenen Verlustes dem Sieger so nah zu bleiben, hemmten die weiteren Nachtheile, welche aus dem Unglück von Hochkirch sonst hätten hervorgehen müssen. Der König begann sogar zuerst wieder selbstständige Bewegungen, und bedingte vorgreifend die des Feindes. Er übertrug dem Prinzen Heinrich die Beobachtung Daun's, täuschte diesen über sein Vorhaben, und brach am 24. Oktober über Görlitz zum Entsatz der von den Oesterreichern belagerten Festung Neiße nach Schlesien auf. Hier stellten sich die Sachen durch die Anwesenheit des Königs schnell zu Gunsten der Preußen her. Darauf eilte er, um Daun's Unternehmungen zu hemmen, am 7. November wieder nach Sachsen, erfuhr aber schon am 17. in der Lausitz, daß der Feind sich nach Böhmen zurückziehe, worauf auch er selbst, nach kurzer Anwesenheit in Dresden, wieder nach Schlesien umkehrte, um in Breslau zu überwintern. Auf diesen Märschen, deren Schnelligkeit und Gelingen in Erstaunen setzten, war Seydlitz immer bei dem Könige, und blieb auch während der Winterquartiere demselben zur Seite, für die ihm untergebene Reiterei mit aller Sorgfalt und Beeiferung thätig.

Für den Feldzug des Jahres 1759 hatte der König den großen Anstrengungen und Planen seiner Feinde nur unverhältnißmäßige Mittel entgegenzusetzen. Um so mehr mußte das Uebergewicht seines Geistes in deren Benutzung gelten. Die außerordentlichen Vorzüge seiner Reiterei brachten ihn auf den Gedanken, den Reiterdienst mit der Bedienung des Geschützes zu verbinden, und im Mai des Jahres 1759 wurde bei Landshut die erste Einrichtung dieser Art getroffen, welche seitdem in allen Heeren nachgeahmt und ausgebildet

worden. Um den Feinden nach den verschiedensten Richtungen zu widerstehen, hatte der König seine Kräfte sehr vertheilen müssen, und selbst mit seinem Heere in Schlesien konnte er bei Eröffnung der Feindseligkeiten bloß vertheidigungsweise verfahren. Die Zerstörung der feindlichen Magazine war ein Hauptabsehen dabei. Während Prinz Heinrich beauftragt wurde, dies von Sachsen aus in Böhmen und Franken auszuführen, mußte der General von Fouqué am 16. April zu gleichem Zweck nach Mähren vordringen. Seydlitz, der bisher bei Frankenstein gestanden, um die Verbindung zwischen Fouqué und dem Könige zu erhalten, führte bei diesem Zuge 3 Bataillone und 22 Schwadronen gegen Troppau, wo er einige 100 Gefangene machte. Da jedoch die Oesterreicher ihre Magazine bereits nach Olmütz geschafft, und jenseits Troppau eine ansehnliche Truppenstärke versammelt hatten, so ging Fouqué ohne weitere Ausbeute am 21. in sein Lager bei Leobschütz zurück, und Seydlitz stieß mit 4 Kürassierregimentern über Neiße wieder zum Heere des Königs. Andere Bewegungen, bei welchen die größte Aufmerksamkeit und Klugheit erforderlich war, um die Zwecke des Feindes zu vereiteln und drohende Gefahren abzuwenden, blieben zwar nicht erfolglos, doch ohne bedeutendes Ereigniß. So mußte Seydlitz, weil die Nachricht eingegangen war, eine österreichische Schaar suche durch die Lausitz gegen Kottbus und Berlin vorzudringen, und sich jenseits der Oder mit den Russen zu vereinigen, am 18. Mai eiligst gegen Sagan vorrücken, und mit den Generalen von Puttkammer und von Wobersnow in Gemeinschaft jene Gegend bewachen, bis Prinz Heinrich von seinem Zuge nach Franken wieder in Sachsen eintraf, worauf Seydlitz mit seinen Truppen zu dem Könige zurückkehrte. Am 30. Juni gab Seydlitz, dem der König nicht vergeblich aufgetragen, auf jede Bewegung des Feindes zu merken und alle Nachrichten schnell einzusenden, von Hirschberg aus die erste Anzeige von Daun's Aufbruch aus seinem bisherigen Lager bei Schurz nach Gitschin, so wie auch, daß Laudon mit einer ansehnlichen Schaar gegen die Lausitz vorrücke. Es war offenbar, daß die Oesterreicher sich den Russen nähern wollten, und der König eilte, sich

ihnen in den Weg zu stellen. Seydlitz bildete hiebei die Vorhut, ging am 3. Juli über den Bober, und nahm ein Lager bei Hußdorf, unfern Lähn, wo sich am 4. die Reiter Laudon's zeigten, aber trotz ihrer Ueberzahl heftig zurückgeworfen wurden, und gegen 100 Gefangene zurückließen, ja Laudon selbst wäre beinahe in Gefangenschaft gerathen. Dieses Gefecht, wiewohl ohne sonstige Folgen, war für die preußische Reiterei höchst ehrenvoll, und Seydlitz rühmte besonders die große Auszeichnung der Offiziere, namentlich des Lieutenants Kordshagen vom Zieten'schen Husarenregimente, der schon im vorigen Feldzuge sich unter den Augen des Königs hervorgethan hatte. Daun nahm inzwischen am 6. Juli eine gesicherte Stellung auf den Anhöhen von Mark-Lissa, wogegen der König am 10. ein festes Lager bei Schmottseiffen zwischen Löwenberg und Lähn bezog, in welches auch Seydlitz mit seinen Truppen einrückte.

Da die Russen unter Feldmarschall Soltikoff von Posen her in Schlesien eindrangen, ohne daß der General Graf von Dohna, der ihnen entgegen stand, es wehren konnte, so sandte der König den General von Wedell zur Führung des Oberbefehls über die verstärkten Truppen, und ertheilte ihm unbedingte Vollmachten, woher ihm der Zuname Diktator wurde. Doch gleich am Tage nach seiner Ankunft erlitt dieser, den 23. Juli, bei Kay, unfern Züllichau, eine Niederlage, und die Russen rückten an die Oder vor. Daun hatte mittlerweile zwei starke Schaaren unter Hadik und Laudon abgeschickt, um sich mit Soltikoff in Verbindung zu setzen; Hadik sollte den Marsch beschützen, Laudon aber mit 12,000 Mann zu dem russischen Heere stoßen. Bei Guben trafen beide österreichische Schaaren am 1. August zusammen, Laudon zog weiter, und gelangte am 3. glücklich zu Soltikoff, der inzwischen Frankfurt besetzt, und auf dem rechten Ufer der Oder ein starkes Lager bezogen hatte. Hadik jedoch, von der Annäherung des Königs benachrichtigt, fand es rathsam, sich gegen die Spree zurückzuziehen. Der König hatte nämlich, auf die Nachricht von diesen Bewegungen und Unfällen, den Prinzen Heinrich mit seinen besten Truppen herbeigerufen, ihm das Lager zu Schmottseiffen und die Bewachung

Daun's übergeben, und mit einem Kerne von Truppen, denen sich andere noch anschließen sollten, am 29. Juli den Marsch in die Gegend von Frankfurt angetreten. Bei Guben traf die Vorhut einige Reiterei von Hadik, welche sogleich angegriffen, geworfen und bis Sommerfeld verfolgt wurde. Ein österreichisches Bataillon, das mit 4 Kanonen und 500 Wagen einherzog, mußte sich einer Schwadron Dragoner, welche Seydlitz selber anzuführen nicht zu gering fand, gefangen geben. Bei Müllrose zog der König am 6. August die geschlagenen Truppen Wedell's an sich, erwartete im Lager bei Boßen bis zum 9. den Heranzug einer Truppenschaar aus Sachsen unter dem General von Finck, und glaubte nun, mit etwa 48,000 Mann, die Russen und Oesterreicher unter Soltikoff und Laudon, welche bei Kunersdorf dicht bei Frankfurt eine verschanzte Stellung hatten, schlagen zu können. Eine Schlacht war für die Sache des Königs, der auch die österreichische Hauptmacht unter Daun über Kottbus in Anmarsch glaubte, dringend nöthig, und er wollte sie nicht aufschieben.

Der König ließ 3 Bataillons unter dem Befehle des Obersten von Wunsch gegen Frankfurt stehen, und führte in der Nacht vom 10. auf den 11. August sein Heer vom linken auf das rechte Oderufer, das Fußvolk über zwei unterhalb Lebus bei Reitwen gelegte Brücken, die Reiterei durch einen Furt bei Oetscher. Hier wäre Seydlitz beinahe verunglückt, und zwar durch das Mittel selbst, das er aus Vorsicht gewählt hatte, um die Gefahr zu meiden. Er konnte die großen Pferde nie leiden, sondern wollte nur solche, die, mit leichtem Vorder- und kräftigem Hintertheil, den Kopf und Schweif hoch, zu Sprung und Lauf und jeder Wendung gleich geschickt wären, welches alles er am meisten in den kleinen polnischen Pferden vereinigt fand; auch pflegte er keine anderen zu reiten. Für diesen Tag aber hatte er sich, weil das Wasser für jene zu tief schien, einen großen Holsteiner geliehen, der auch genugsam hervorragte, aber auf dem unebenen Flußboden stolperte, so daß der Reiter tief in's Wasser gerieth, und fast darin versunken wäre. Einer seiner Adjutanten half ihm heraus; er selbst aber bezeigte über den

Vorfall heftigen Verdruß, und wurde den großen Pferden nur noch mehr gram. Zur Bewachung der Brücken blieben 7 Bataillone und 5 Schwadronen bei Göritz aufgestellt; mit allen übrigen Truppen rückte der König aufwärts gegen die Stellung der Russen an. Diese standen auf steilen durchschnittenen Anhöhen, längs des Dammes, welchem die von Frankfurt nach Krossen führende Straße folgt; mit der Front gegen Norden, wo die Niederungen der Oder und das große Elsenbruch sich ausbreiten; die linke Flanke, zunächst dem Flusse auf die Judenberge gestützt; die rechte, gegen Trettin und Bischofssee hin, auf dem Mühlberge festgestellt, durch die vor demselben liegende Schlucht des Bäckergrundes und weiterhin durch sumpfige Vertiefungen gedeckt, in welchen kleine Seen liegen, und ein Abfluß derselben, das Hühnerfließ, den Niederungen der Oder sein träges Gewässer zuführt. Rückwärts gegen Süden senken sich die Anhöhen, der Boden bleibt aber ungleich, und den Gesichtskreis schließt ringsher die nahe Waldung von Frankfurt und Neuendorf. Durch den ganzen Zwischenraum von dieser Waldung bis zum Elsenbruch zeigt sich eine Vertiefung, welche anfangs sumpfige Teiche enthält, dann das Dorf Kunersdorf aufnimmt, und endlich unter dem Namen des Kuhgrundes als tiefe Schlucht die Anhöhen durchbricht. Eine zweite Schlucht, tiefer noch und breiter eingeschnitten, der hohle Grund, späterhin der Laudonsgrund genannt, bildet nochmals einen Durchbruch der Anhöhen, und trennt die Judenberge von der Mittelstellung. Auf diesen durchschnittenen Anhöhen hatten die Russen sich gut verschanzt. Der rechte Flügel auf dem Mühlberge war durch eine Art Sternschanze befestigt, von welcher nach beiden Seiten zusammenhängende Verschanzungen ausliefen, die rückwärts schon am Kuhgrunde endigten, in der Front aber längs den Anhöhen, mit Ausschließung des in der Tiefe liegenden Kunersdorf, über die Judenberge hinaus und bis zur Oder sich erstreckten. Innerhalb dieser starken Befestigungen stand das ganze russische Heer, gegen 70,000 Mann stark, mit reichlichem Geschütz versehen. Die Oesterreicher unter Laudon standen außerhalb vor dem linken Flügel, in der Niederung gegenüber von Frankfurt, von den

Russen durch die Verlängerung des Elsenbruchs getrennt, doch führte ein eigends angelegter Damm aus ihrer Stellung unmittelbar in den Laudonsgrund. Soltikoff erwartete, die Preußen würden über Frankfurt heranzukommen versuchen, nachdem sie aber bei Reitwen ihren Uebergang über die Oder bewerkstelligt hatten, änderte er seine Stellung, machte Front gegen Kunersdorf und gegen die Waldung von Neuendorf und Frankfurt, wogegen sein Rücken nun gegen die Oderniederung gewandt, und auch die Namen beider Flügel gewechselt wurden; die nunmehrige linke Flanke war dem Bäckergrunde zugekehrt, auf den Judenbergen jetzt die rechte angelehnt. Die Verschanzungen verursachten bei dieser Umstellung keine Schwierigkeit, sie waren gleichmäßig nach beiden Richtungen angelegt, und die Rückseite oder jetzige Front, der Oertlichkeit zufolge, gerade am stärksten befestigt. Die Beschaffenheit des Bodens im Allgemeinen, und die kurz vor der Schlacht angeordnete Veränderung der russischen Front, konnten an die ähnlichen Umstände erinnern, die bei der Schlacht von Zorndorf Statt gefunden; allein die besonderen Bedingungen dieser Umstände gaben hier eine wesentliche Verschiedenheit, welche zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen führte.

Die Preußen waren am 11. Abends bis Leissow vorgerückt, lagerten dort ein paar Stunden unter freiem Himmel, und setzten sich am 12. frühmorgens um 2 Uhr wieder in Bewegung. Der König überschaute von den Höhen bei Trettin die feindliche Stellung, und beschloß den Angriff ihres linken Flügels. Hiezu mußte das Heer die vorliegenden Tiefen überschreiten, und sich deßhalb links über das Hühnerfließ und zwischen den Seen durch in die Neuendorfer Haide ziehen, um von dort gegen die geeigneten Punkte hervorzubrechen, während der General von Finck mit einer rechts gehaltenen Nachhut von 8 Bataillons und 35 Schwadronen nebst ansehnlichem Geschütz die Anhöhen von Trettin besetzte, und durch seine Bewegungen und späterhin durch sein lebhaftes Geschützfeuer die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin zu lenken suchte. Der König war der Gegend nicht kundig; die Schluchten, welche die Stellung der Russen durch-

schnitten, so wie die Teiche bei Kunersdorf gegen die Frankfurter Haide hin, blieben seinem Standpunkte verborgen, auch über die Schwierigkeiten und Entfernungen der Waldwege empfing er nur unvollständigen Bericht. Nachdem im Walde das Fußvolk in zwei Treffen aufmarschirt war, und die Reiterei sich auf den äußersten linken Flügel geschoben hatte, mußte die ganze Linie aus dem Walde in's freie Feld vorrücken. Der Tag war sehr heiß, die Truppen hatten wenig geruht, der Marsch war weit und anstrengend, sie ermüdeten in dem sandigen Waldgrunde; der Branntwein, den man ihnen zur Stärkung austheilte, gewährte diese nicht. Es wurde beinah Mittag, bevor der Angriff wirklich beginnen konnte. Ein heftiges Feuer aus zwei Batterieen, welche der König auf den nächsten Anhöhen der russischen linken Flanke hatte errichten lassen, und das von der Batterie Finck's lebhaft unterstützt wurde, umfaßte die russische Sternschanze, und ein Theil bestrich die Linie des Feindes der Länge nach, wodurch dieser große Verluste erlitt. Die Russen antworteten aus beinahe 100 Feuerschlünden, welche sie auf ihrem linken Flügel vereinigt hatten. Das Feuer dauerte noch keine halbe Stunde, als die preußischen Grenadiere zum Sturm vorrückten. Der General von Schenkendorf an der Spitze von 4 Bataillons erstieg zuerst die russische Verschanzung, der General von Lindstedt folgte mit 4 andern Bataillons, das übrige Fußvolk des Heeres in zwei Treffen geordnet drang entschlossen nach. Das russische Fußvolk in der Flanke angegriffen, und in dem engen Raume keiner vereinten Gegenwendung fähig, sondern nur regimenterweise vergeblichen Widerstand versuchend, wurde übereinander geworfen, und schonungslos niedergemacht; die Preußen hatten bereits 70 Kanonen erobert, und da das Fußvolk von Finck über das Hühnerfließ nun gleichfalls in die russische Stellung einrückte, so hatte das Gefecht hier den besten Fortgang. Allein das Vorrücken des preußischen linken Flügels, der sich des Kirchhofs von Kunersdorf nach hartem Kampfe bemächtigt hatte, sah sich unvermuthet durch die zwischen diesem Dorfe und dem Walde liegenden Teiche gehemmt. Der König ließ die Batterieen vorrücken, um den Angriff mit Nachdruck fort-

zusetzen, und den Feind völlig aufzurollen. Das Geschütz war aber nur mühselig auf dem sandigen Hügelboden fortzuschaffen, und in der brennenden Sonnenschwüle versagten Pferde und Menschen. Die preußischen Bataillone, ohne Reiterei und gehöriges Geschütz, mußten innehalten, um ihre eigne Ordnung herzustellen, und sich in neue Angriffslinien zu reihen. Diese Stockung benutzten die Russen, um frische Truppen heranzubringen, und alles auf ihrem rechten Flügel entbehrliche Geschütz dem linken zuzuwenden. Sie stellten drei Linien Fußvolk hintereinander, und besetzten alle vortheilhaften Punkte von den Judenbergen bis Kunersdorf mit zahlreichen Kanonen, zugleich ließ Laudon aus der Niederung einige österreichische Regimenter auf das Schlachtfeld vorrücken. Nachdem auch das preußische Geschütz endlich wieder aufgefahren war, begann abermals das heftigste Kanonenfeuer, und zugleich drang das Fußvolk zu neuem Angriff vor; der König führte das erste Treffen in die mit größter Wuth erneuerte Schlacht. Die Russen standen unerschüttert, und ihr Geschütz= und Flintenfeuer richtete große Verwüstungen in den Reihen der Preußen an. Der König selbst hielt im dichtesten Kugelregen, und als Seydlitz auf die vielen einschlagenden Kugeln aufmerksam machte, und die bittende Warnung aussprach, hier nicht unnütz in der Gefahr zu bleiben, sah er sich mit den Worten abgefertigt: „Ei was! die Mücken spielen nur."

Der Kampf schwankte nun eine Zeitlang unter den größten Anstrengungen beider Seiten. Der König, voll Ungeduld, daß die Entscheidung hier sich verzögerte, befahl, daß die auf dem linken Flügel versammelte Reiterei vorbrechen und die feindliche Stellung angreifen sollte. Seydlitz und der Prinz von Würtemberg führten die Schwadronen links um die Teiche von Kunersdorf und durch die engen Zwischenräume derselben, und stellten sie jenseits auf, allein es fehlte hier sowohl der Raum als die Gelegenheit, diese Waffengattung mit Erfolg anzuwenden. Der König wartet vergebens, die Reiterei bleibt aufmarschirt stehen; er schickt den Befehl, Seydlitz solle angreifen, und da dieser noch zu gehorchen zögerte, sendet er zum zweitenmal. Seylitz aber wen=

det ein, Ort und Augenblick seien ungünstig, und verweigert den Angriff. Da schickt der König zum drittenmal, und läßt ihm sagen, er solle in's Teufels Namen angreifen. Nun widerspricht Seydlitz nicht länger, er setzt sich an die Spitze eines Kürassierregiments, und stürmt gegen die russischen Schanzen an. Als die Linie schon in starkem Rennen vorstürmte, ritt Seydlitz mit wunderbarer Gewandtheit und Sicherheit selber im Galopp längs der ungehemmt ansprengenden Fronte dicht hinab, und feuerte seine Offiziere durch den Zuruf an: „Vorwärts, meine Herren, vorwärts!" Dieses in seiner Art einzige Kunststück ist im Andenken der Augenzeugen aufbewahrt und später mündlich uns überliefert worden. Vor den russischen Schanzen aber bricht der Ungestüm der preußischen Reiter, sie stürzen in Wolfsgruben, ein furchtbares Kartätschenfeuer zerschmettert sie; Seydlitz selbst wird verwundet, eine Kartätschenkugel zerquetscht ihm den Degenkorb und die rechte Hand, er sinkt vom Pferde, und muß fortgebracht werden. Auf diese Nachricht sendet der König sogleich einen Flügeladjutanten, sich theilnehmend zu erkundigen; Seydlitz aber, im Verdrusse des ihm aufgenöthigten Mißlingens, und eingedenk der früheren Aeußerung des Königs, läßt ihm zurücksagen, es habe ihn bloß eine Mücke gestochen.

Die Reiterei wiederholte darauf ihren Angriff noch mehrmals; immer nur einzelne Regimenter, da der Raum zu eng war, um größere Schaaren zu entwickeln, allein sie hatte stets dasselbe Schicksal. Den Prinzen von Würtemberg, der sehr kurzsichtig war, trifft sogar der Vorwurf des Königs, den stärksten Punkt der Russen, den wohlverschanzten Judenkirchhof, zum Ziel des Anlaufs genommen zu haben; er soll im Zurückgehen zu dem verwundeten Seydlitz gesagt haben: „Hätte ich diese Anhöhe nehmen können, so war die Schlacht gewonnen!" worauf jener: „Das glaub' ich wohl, aber wo hat man je gehört, daß bloße Reiterei Festungswerke erstürmt?" Die tapfern Reiter wichen aus dem mörderischen Feuer mit großem Verluste zurück, und da zugleich russische und österreichische Reiterei gegen ihre Flanke hervorbrach, so wandten sie sich völlig zur Flucht, und konnten sich erst wieder hinter

den Teichen von Kunersdorf und dem zweiten Treffen aufstellen. Dieses erhielt nun Befehl vorzudringen, zog zwischen den Teichen und durch Kunersdorf hin, stellte sich drüben auf, und ging auf die nächste russische Batterie im Sturmschritt entschlossen an. Der König selbst ermuthigte sie durch seine Gegenwart und Führung; der Kampf erhob sich mit neuer Macht und Erbitterung. Ueber die näheren Umstände und Wendungen desselben verwirren sich dann die Angaben; ein klares Bild läßt sich aus den widersprechenden Berichten der sonst glaubwürdigsten Augenzeugen kaum noch entwirren. Die Preußen sollen über den Kuhgrund hinaus bis zu dem Laudonsgrunde gekommen, die russische Hauptbatterie auf dem Spitzberge schon verlassen worden sein. Der König, entschlossen den Feind heute gänzlich aus dem Felde zu schlagen, dachte durch eine letzte Anstrengung auch noch die Judenberge zu erobern, wodurch der Sieg vollständig geworden wäre. Zwar hatte der General von Finck dem Könige schon früher vorgestellt, mit dem errungenen Sieg über den feindlichen linken Flügel sei es für heute genug, man dürfe die erschöpften Truppen nicht einem neuen verzweifelten Kampf aussetzen, die Russen würden in der Nacht gewiß von selbst ihre Stellung verlassen; auch Seydlitz war dieser Meinung beigetreten, wie die meisten andern Generale; der König aber hatte dies nicht gebilligt, er wollte den Feind völlig aufreiben, dem auch der Rückzug über die Oder schon versperrt war, indem der Oberst von Wunsch auf dem linken Ufer seinen Auftrag schon erfüllt und während der Schlacht sich der Stadt Frankfurt glücklich bemächtigt hatte. Hiedurch aber wurde die Gegenwehr der Russen nur noch hartnäckiger, sie sahen keinen Ausweg als den Kampf. Ob wirklich die Preußen über den Kuhgrund hinausgeschritten, und im Angriffe der Judenberge bis zu dem Laudonsgrund gelangt seien, bleibt in Frage; Tempelhof verneint sie; der Bericht des Königs, der sie bejaht, enthält hinsichtlich der Oertlichkeit einen offenbaren Irrthum; Gaudi hinwieder stimmt mit dem Könige, Retzow mit Tempelhof. Eine dieser Tiefen aber war es, die den bis dahin siegreichen Fortschritt der Preußen hemmte, den Widerstand der Russen steigerte. Das Hervorbrechen der

Oesterreicher unter Laudon in diesem wichtigen Augenblicke gab der Schlacht sodann die entscheidende Wendung; diese frischen Truppen fielen den erschöpften und im Kampfe zum Theil aufgelösten preußischen Bataillonen in die rechte Flanke, und brachten sie zum Weichen; vergebens ließ der König die Reiterei vom linken Flügel auf den rechten eilen, und den Prinzen von Würtemberg einen Angriff durch das Elsenbruch in die linke Flanke der Oesterreicher unternehmen; die Reiterei wich, der Prinz wurde verwundet; der König vermochte sein Fußvolk nicht mehr vorzuführen, es hielt nicht mehr Stand; die Flucht wurde bald allgemein. Nun rafften auch die Russen sich wieder auf, brachten frische Truppen vor, nahmen ihr schon verlornes Geschütz wieder, dazu 172 preußische Kanonen, 26 Fahnen, 2 Standarten, und sahen den Sieg auf ihrer Seite. Ueber 18,000 Preußen, die Hälfte des Fußvolks, ein Viertheil der Reiterei, waren todt oder verwundet. Beinahe 16,000 Mann betrug der Verlust der Russen und Oesterreicher. Niemals hatten die preußischen Waffen eine so blutige und hoffnungslose Niederlage erfahren. Der König hielt einen Augenblick seine Sache für ganz verloren; doch stand auch der Sieger von den harten Kampfesschlägen betäubt, und die feindlichen Feldherren, uneinig und zweifelnd, wußten ihren ungeheuern Vortheil nicht zu nutzen, desto besser der König ihre Versäumniß, um sich in neuer Zurüstung und Stärke zu erheben.

In dem preußischen Zeitungsbericht über die Schlacht von Kunersdorf wurde geradezu gesagt, die preußische Reiterei habe nichts mehr ausgerichtet, weil Seydlitz verwundet und sie ihres Anführers beraubt gewesen sei. Dieser Ausdruck bezeugt, in wie hohem Werthe Seydlitz dem Könige stand, und wie große Zuversicht und Erwartung an sein Auftreten geknüpft waren. Man schien vergessen zu wollen, daß die Reiterei hier überhaupt wenig leisten konnte, wo der beengte Raum ihre Entwickelung hinderte, und der tapfre vereinzelte Anfall auf wohlbefestigte, durch Geschütz und Mannschaft stark vertheidigte Schanzen treffen mußte; und man glaubte vertrauenvoll, daß der Held von Zorndorf auch der von Kunersdorf hätte werden können, wiewohl er selbst die ganz

andere Lage der Dinge gleich anfangs einsah, und ein solches Vertrauen gar nicht hegte.

Seine Verwundung war übrigens bedeutend und gefährlich, und setzte ihn gleich außer Gefecht. Ihn befiel bald eine Art Schlagfluß, der ihm den Mund sperrte und während einiger Tage die Sprache raubte. Nach Berlin gebracht, bei guter wundärztlicher Pflege, sah er zwar seine Wunde bald besser werden, allein sein körperlicher Zustand im Allgemeinen blieb noch lange Zeit besorglich. Die schwierigen und harten Arbeiten des noch übrigen Feldzuges, der sich diesmal tief in den Winter hinein erstreckte, und in welchem der König seine verzweifelte Sache wunderbar herzustellen wußte, wurden ohne Seydlitz vollbracht, dessen Abwesenheit nur allzufühlbar war. Der König gedachte seiner mit Gunst, und ließ ihm durch den Marquis d'Argens, gleichzeitig wie seinem Bruder dem Prinzen Ferdinand, jedem ein Exemplar seiner Betrachtungen über Karl's des Zwölften Feldzüge überreichen; eine kleine Aufmerksamkeit, wie es der König gegen d'Argens nennt, die jenen vielleicht Vergnügen machen werde. Auch erkundigte er sich, durch ein gnädiges Schreiben aus dem Winterquartier zu Freiberg, bei Seydlitz selbst nach dessen Gesundheit, die sich allmählich schon besserte.

Mehr als diese Aufmerksamkeit erfreute ihn eine andere, seinem Sinn besser entsprechende. Der König schenkte ihm eines seiner schönsten Pferde, genannt der Tiger. Seydlitz ließ dieses Pferd täglich in dem Hofe seiner Wohnung herumführen, um sich an dem Anblick zu erlaben. Der Mahler Falbe mußte dasselbe mahlen, und durfte, nach eignem Wunsch, auch Seydlitz als Reiter daraufsitzend anbringen, wobei ihm dieser einschärfte, an dem Reiter sei nichts gelegen, nur das Pferd müsse in seiner Vollkommenheit getroffen werden. In der Folge ließ er das eigne Bild auf dem Tiger ausstreichen, und dafür das des Königs hinmahlen. Wohin das Bild gekommen sein mag, ist nicht bekannt.

Bei zunehmender Genesung gerieth Seydlitz in diesem Winter, noch ehe das Kriegsfeld sich wieder öffnete, auf ein anderes, das ihm von jeher nicht minder gefahrvoll gewesen war, und auch diesmal verhängnißvoll wurde. Bei leicht

gereizten Sinnen hatte Seydlitz in seinen Neigungen bisher wenig Beständigkeit gezeigt. Nur Einmal, kurz vor dem Ausbruche des Krieges, war er von den Vorzügen eines Fräuleins, die in der Nähe seines Standortes wohnte, so sehr eingenommen, daß er ein dauerndes Glück hoffen konnte, und durch Heirath zu erwerben dachte. Ein Unfall störte diese Aussicht. Die Geliebte saß neben Seydlitz am Klavier, das sie mit großer Fertigkeit spielte; um andre Noten zu nehmen, stand sie auf, glitt aber so unglücklich, daß sie den Fuß brach. Da die Heilung sich verzögerte, und die Aerzte erklärten, eine Lähmung würde in jedem Falle zurückbleiben, so glaubte das bescheidene Mädchen, für einen so lebensraschen und glanzvollen Mann wie Seydlitz nicht mehr geeignet zu sein, und entsagte der Verbindung. Der Krieg half diesen Beschluß befestigen, und diese Neigung sank allmählig in Vergessenheit. Jetzt aber, im aufgenöthigten Genusse weicher Friedensruhe, im Schimmer gebildeter Geselligkeit, und bei den sanften Stimmungen, welche durch theilnehmende Sorgsalt so leicht erweckt werden und den Genesenden empfänglich machen, erfuhr Seydlitz einen neuen Eindruck weiblichen Liebreizes, dem er sich ohne Widerstand ergab. Susanna Albertina Gräfin von Hacke, deren Vater als Generallieutenant und Kommandant von Berlin vor mehreren Jahren gestorben war, lebte damals bei Verwandten am Hofe, wo sie durch schöne Gestalt und einnehmendes Betragen hervorglänzte. Die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, welche das sechszehnjährige Mädchen dem leidenden Kriegshelden bewies, wußte diesen leicht zu fesseln, und er entschloß sich alsbald, um ihre Hand zu werben. Sein Schreiben dieserhalb an den König, dem ein solches Unternehmen, mitten in noch schwebendem harten Kriegsdrange, leicht mißfallen konnte, giebt mit derbem Gradsinn auch den Gesichtspunkt an, welcher dort am meisten Gültigkeit haben konnte; dasselbe lautet vom 12. März 1760 wie folgt: „Ew. Königliche Majestät bitte allerunterthänigst, gnädigst zu erlauben, daß ich den Tag zuvor, ehe ich von hier zur Armee abgehe, die jüngste Gräfin Hacke heirathen darf. Bei einer künftigen Blessur der Diskretion der Domestiken nicht wieder gänzlich unterworfen zu sein, ist nicht der

geringste Bewegungsgrund, warum Ew. Majestät mit dieser Bitte anzutreten mich unterstehe. Litte mein Eifer zum Dienst einen Zusatz, so würde er durch die gnädige Permission solchen erhalten, so aber kann nichts als die gewohnte Treue zu Füßen legen, mit welcher ersterben will Ew. Königlichen Majestät treu unterthänigster Knecht Seydlitz." Der König hatte in diesem eignen Falle mit der Lage und dem Karakter seines Generals besondere Nachsicht, und schrieb auf das Rückblatt des Briefes als Befehl zur Ausfertigung der begehrten Erlaubniß die eigenhändigen Worte: „Ich wünsche ihm Glück darzu. Fch." Am 19. März wurde das schöne und stattliche Paar getraut.

Gleich darauf verließ Seydlitz seine junge Gattin, und begab sich nach Leipzig zu dem Könige, der am 25. April mit seinem Heere bei Meißen ein Lager bezog, um sich gegen Daun vertheidigungsweise zu verhalten. Seydlitz hatte den freien Gebrauch seiner Hand noch nicht wieder, und durch Lähmung der Kinnladen, die einen Verband nöthig machte, war ihm das laute Sprechen erschwert. In diesem Zustande hatte er sich gleichwohl zum Dienst angeboten, und den König versichert, am Tage einer Schlacht würde er seine Pflicht erfüllen können. Da wirklich Anstalten getroffen wurden, die auf eine nahe Schlacht zu deuten schienen, so wiederholte er seine Erklärung, und bat den König, ihm seinen Posten anzuweisen. Der König antwortete, er habe nicht im Geringsten die Absicht, eine Schlacht zu liefern, und sobald er ihn nöthig habe, werde er es ihm schon zu wissen thun, bis dahin möge er sich beruhigen. Als aber Seydlitz am nächsten Tage die Anstalten fortdauern sah, und dabei Zeuge war, wie der König für den Fall eines Angriffs seinen Generalen mancherlei Befehle austheilte, fand er sich gekränkt, daß nicht auch ihm ein Posten angewiesen wurde, sondern der König ihn gleichsam unbemerkt ließ. Es kam in der That zu keiner Schlacht, und der König wollte Seydlitz nicht ohne Noth anstrengen, hielt ihn auch vielleicht noch nicht so ganz dienstfähig; allein dieser wollte die vermeinte Zurücksetzung nicht ertragen, äußerte mit Unmuth, er sehe wohl, der König habe ihn nicht nöthig, und erbat die Erlaubniß, die ihm

auch gewährt wurde, nach Berlin zurückzukehren. So verließ er mit allgemeinem Bedauern das Heer, besonders aber trauerte über sein Weggehen die gesammte Reiterei, welche ihr höchstes Vertrauen in seine Anführung gesetzt hatte.

Hiemit war eine Verstimmung zwischen den König und Seydlitz geworfen, die schon in manchen früheren Anlässen heimlich vorbereitet sein mochte. Das Verhältniß eines Kriegsfürsten, der zugleich Oberfeldherr ist, zu seinen Generalen, ist von beiden Seiten schwer in reine Fassung zu bringen und darin zu behaupten. Der Fürst muß und will aus dem Gebieter ein Kammerad werden, und indem er für sich die höchste Mannesehre, die der kriegerischen Tapferkeit, nur herabsteigend in der Gemeinschaft seiner Gefährten findet, erhebt er deren Verdienst durch gerechte Dankbarkeit und Gnaden zu höheren Stufen, wo dasselbe nothwendig immer selbstständiger wird, und Mißbehagen, Eifersucht, ja Gefahr zu wecken vermag. Friedrich der Große hat nicht minder, als Andere vor ihm, mit den Schwierigkeiten solcher Verhältnisse zu ringen gehabt, ohne daß man weder ihm noch seinen Generalen die Schuld einseitig beimessen darf. Seinem persönlichen Triebe nach war er innig und dankbar gegen seine Generale, eifrig in Anerkennung ihrer Verdienste, gern ihr persönlicher Freund; allein der Drang des Augenblicks und die Wirrniß unklarer Zustände ließen oft hinwieder nur die Strenge dienstmäßiger Unterordnung walten, und fehlgeschlagene Hoffnungen und schwere Unglücksfälle konnten auch ungerechten Vorwurf und herben Zorn hervorrufen. Seydlitz hatte bisher das Glück gehabt, mit dem Könige stets gleichmäßig gut zu stehen, neben seinem Verdienste hatte hieran auch sein Karakter Antheil; er war schweigsam, abgeschlossen, er verübte und litt keine Ungebühr; in seiner Erhebung behielt er Bescheidenheit, in seiner Unterordnung Würde und Festigkeit. Der König behandelte ihn mit besonderer Achtung. Jetzt erschien zum erstenmale dies Vernehmen getrübt, und der König mit Seydlitz unzufrieden. Daß die Angriffe der Reiterei bei Kunersdorf keinen Erfolg gehabt, konnte für Seydlitz kein Vorwurf sein, im Gegentheil sprach der König hierüber die seinem Generale schmeichelhafteste Meinung öffent-

lich aus. Doch unter der langwierigen Last der großen Nachtheile, welche jener unglückliche Tag für den König zu verarbeiten gab, durfte gewiß öfters auch die Ansicht Raum finden, daß dennoch die Reiterei mehr hätte thun können, und Seydlitz nicht die gewohnte Einsicht und Kraft gezeigt habe; der hinfällige Zustand, der seine Dienste dem Könige in Zeiten großer Noth vorenthielt, und die Heirath, welche weder seinen Eifer noch seine Rüstigkeit zu fördern schien, gaben schwerlich vortheilhaften Eindruck. Je erwartungsvoller und bedürftiger man seiner harrte, um so weniger befriedigte dann seine von Krankheit und Schwäche noch behaftete Erscheinung. Auf die alleinige Erzählung Warnery's darf man jedoch nicht annehmen, daß dem Könige leid gewesen, in dem Berichte von Kunersdorf die Verwundung Seydlitzens als eine der Ursachen des Verlustes der Schlacht angegeben zu haben, und daß er habe zeigen wollen, wie er auch ohne ihn Schlachten gewinnen könne. Im Gegentheile scheint es, daß der König den noch kranken General, der wirklich kaum brauchbar sein mochte, nur habe schonen, nicht aber zurücksetzen und kränken wollen. Daß Seydlitz die Sache mehr in letzterem Sinne nahm, und grollend zurückkehrte, kann freilich alsdann den Unmuth des Königs nur vermehrt haben. Das Mißvergnügen kam indeß auf keine Weise näher zur Sprache, und blieb in den gewohnten Formen von Unterthänigkeit und Gnade genugsam verhüllt.

Der König zog mit seinem Heere nach Schlesien, um die Vereinigung der Oesterreicher und der wieder herangerückten Russen zu verhindern. Hier stand die Sache der Preußen unaufhörlich in Gefahr, es bedurfte aller Kunst des Feldherrn und der größten Tapferkeit der Truppen, um gegen die von zwei Seiten drohende Uebermacht das Feld noch zu behaupten. Unter solchen mißlichen Umständen schlug der König am 15. August 1760 die Oesterreicher bei Liegnitz; obgleich für den Feldzug nicht entscheidend, war das Ereigniß doch für den Augenblick rettend. Der König begrüßte nach der Schlacht das Küirassierregiment Seydlitz, ließ es vorbeimarschiren, und dankte den Leuten für ihre bewiesene Tapferkeit; dann schrieb er auch an Seydlitz, um ihn von

dem Siege zu benachrichtigen. Dieser antwortete am 6. September: „Aus dem Bette, in welches mir übele Zufälle geworfen, lege ich Ew. Königlichen Majestät meine unterthänigste Gratulation zu Füßen, und wünsche, daß die Prise von Dresden diesem großen Siege folgen möge, noch mehr aber wünsche, daß nicht durch übele Folgen die Kontusion, so Ew. Majestät erhalten, uns den Sieg vergälle. Nach Stettin und Schlesien habe sogleich die Nachrichten verbreitet. Ich erhielt sie zu einer Zeit, da ich es als eine Ungnade von Ew. Majestät ansehen mußte, daß mich das Generaldirektorium in Ansehung der Rations nicht allein von dem Feldetat gestrichen, sondern auch die zu geben weigert, die Ew. Majestät mir als Obrister eines Regiments in Friedenszeit accordiren. Ohne Ew. Majestät gnädige Vermittelung bin also gezwungen, meine Pferde abzuschaffen. Der ich bis zum letzten Tag meines Lebens in unwandelbarer Treue beharre" u. s. w. Der König schrieb hierauf sehr gnädig den 21. September aus Dittersdorf, und drückte mit seinem Danke für die bezeigten Gesinnungen die frohe Hoffnung aus, die völlige Herstellung Seydlitzens zum Dienste bald vernehmen zu können. In der Verfügung, über welche Seydlitz so bündig als einfach spricht, hat man einen kleinen Groll des Königs erblicken wollen; sie stellt sich aber nur als die Anwendung allgemeiner Vorschriften dar, und die Entscheidung, welche der König sogleich gab, Seydlitz sollte das Futter für seine Pferde als Obrister erhalten, zeigt nur das feste Maß, wonach in solchen Angelegenheiten zwischen Kargheit und Verschwendung zu verfahren so richtig als nothwendig war.

Die Gelegenheit für den Dienst des Königs eifrig und thätig zu sein, sollte Seydlitz auch in Berlin nicht missen. Im Anfange des Oktobers 1760 drang eine russische Truppenschaar unter dem General Grafen von Tottleben über die Oder gegen Berlin vor, und suchte die Stadt einzunehmen. Der preußische Kommandant, General von Rochow, dachte sich mit seiner wenigen Mannschaft zurückzuziehen, allein Seydlitz, von dem Krankenlager aufstehend, und mit ihm der General von Knobloch, gleichfalls von seinen Wunden noch

nicht heil, wollten dies nicht zugeben. Auch der alte Feldmarschall von Lehwald trat ihnen bei. Seydlitz verläugnete seinen hohen Dienstrang, und ließ es sich nicht nehmen, an der Spitze weniger zusammengeraffter Mannschaft und freiwilliger Bürger auf der Straße von Köpenick hinauszurücken, um den Anmarsch und die Stärke Tottleben's zu erkunden; er stieß bald auf dessen Vortrab, der aus Kosaken bestand, lieferte ihnen ein Gefecht, in welchem er das Feld behauptete, mußte jedoch vor der heranziehenden Hauptschaar gleich zurückweichen, und verschanzte sich bei den zunächst bedrohten Stadtthoren. Leichte Erdwälle wurden aufgeworfen, einige vorgefundene dreipfündige Kanonen angefahren, die nächsten Theile der Stadtmauer mit Schützen besetzt. Das Köpenicker und das Kottbuser Thor wurden am stärksten von den Russen angegriffen, und hier auch hatte Seydlitzens persönliches Bemühen, indem er Tag und Nacht an den bedrohten Punkten weilte, den besten Erfolg. Die ersten Anfälle des Feindes wurden glücklich abgewiesen. Als aber die Russen Verstärkung erhielten, und auch die Oesterreicher unter dem General Lacy von Potsdam und Charlottenburg heranrückten, mußte Berlin aufgegeben werden, und Seydlitz folgte den wenigen abziehenden Truppen nach Spandau, wo jedoch sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer war, indem die fernern Kriegsereignisse den feindlichen Besuch bald wieder von Berlin entfernten. Der König nahm die Nachricht von Seydlitz rüstigem Eifer wohlgefällig auf, und that dessen in seiner späterhin abgefaßten Kriegsgeschichte ehrenvolle Erwähnung. Er beschloß diesen Feldzug durch den am 3. November erfochtenen blutigen Sieg bei Torgau, von dem er abermals an Seydlitz nach Berlin eigenhändige Nachricht schrieb, worauf dieser zurück meldete, daß am nächsten Sonntage sogleich ein Tedeum in allen Kirchen unter Abfeuerung der Kanonen und des kleinen Gewehrs gehalten, auch die Kunde von der ruhmvollen Schlacht nach Pommern und Schlesien eiligst verbreitet worden.

Im Anfange des Jahres 1761 wurden zwischen dem Könige und Seydlitz folgende Briefe gewechselt, welche besorgten Antheil von der einen Seite, treuen Eifer von der an=

dern, und keine Spur von der vorübergegangenen Mißhelligkeit zeigen. Der König schrieb aus Leipzig am 10. Januar: „Mein lieber Generallieutenant von Seydlitz. Ich vernehme mit besonderer Zufriedenheit, wie es sich mit Euren Zufällen dergestalt zu bessern angefangen und zeither kontinuiret hat, daß Ihr selbst vermeinet, mit nächstem wiederum im Stande zu sein, anhero zu kommen. Da ich Euch wiederum zu sehen und zu sprechen sehr verlange, so wird es mir lieb sein, daferne Eure Kräfte es sonsten zugeben wollen, wenn Ihr nächstens anhero kommen werdet, zumalen da Euer Medikus, der Geheimrath Cothenius, jetzo hier anwesend, und also nun füglicher vor die übrige völlige Herstellung Eurer Gesundheit wird sorgen können." Seydlitz aber war inzwischen auf's neue sehr erkrankt, und schrieb am 13. Januar die traurige Antwort: „Die seit einiger Zeit immer zunehmende Besserung hat mich die Hoffnung gegeben, bald wieder völlig hergestellt zu sein; seit zwei Tagen aber ist es dermaßen umgeschlagen, daß Ew. Königlichen Majestät gnädiges Schreiben im Bette erhalten; es gehet so weit, daß sogar das Gedächtniß leidet, ein Umstand, den außer Ew. Königlichen Majestät noch niemanden habe entdecken wollen. Den vermuthlichen Ursprung meiner Maladie wird, wenn Ew. Majestät gnädigst geruhen, der Geheimrath Cothenius, welcher mit meinem Doktor korrespondirt, benennen können. Befehlen Ew. Majestät aber, daß ich die Gnade haben soll, Ihnen den Rock zu küssen, so soll nach erhaltener Ordre nichts als der Tod mich davon abhalten. Der ich mit der treusten Submission ersterbe." Friedrich nahm Rücksprache mit dem Arzt, und schrieb hierauf schon am 16. Januar zurück: „Mein lieber Generallieutenant von Seydlitz. Es hat mir recht leid gethan zu ersehen, was Ihr mir in Eurem Schreiben vom 13. dieses von Euren etwas wiederum verschlimmerten Gesundheitsumständen an mich melden wollen. Da ich aber nach Eurem selbsteignen Verlangen den Geheimen Rath Cothenius darüber gesprochen habe, und derselbe des Sentiments ist, daß es Euch vielmehr gesund und zu Eurer baldigen Besserung ein vieles kontribuiren würde, wenn Ihr die Reise hieher unternehmet, indem nicht nur die Motion

von der Reise Euch ganz zuträglich sein, sondern Ihr auch hier mehrere Gelegenheiten als dorten haben werdet, durch mäßige Bewegungen Eurer Gesundheit aufzuhelfen, dabei Ihr jedesmal gegenwärtig sein könnt, um Euch mit gutem Rath darunter weiter zu assistiren, als hoffe ich, Ihr werdet Euch im Stande setzen, solche Reise hieher anzutreten, um Euch nicht außer Stand zu bringen, jemalen zu einer recht guten Gesundheit gelangen zu können oder besser zu werden. Es wird mir auch lieb sein, Euch alsdann auch selbst zu bezeigen, wie ich bin Euer wohlaffektionirter König." Und eigenhändig setzte er noch die Nachschrift hinzu: „Die Leipziger Luft wird Ihm gesunder wie die Berliner seind." Jedoch die Uebel, von welchen Seydlitz befallen war, erlaubten die Reise so früh noch nicht, und erst am 20. Mai konnte er dem Könige, der zu Anfange dieses Monats nach Schlesien gerückt war, schriftlich dorthin melden, daß er bei dem Heere des Prinzen Heinrich von Preußen eingetroffen sei, wo ihm die Bestimmung ertheilt war, die Reiterei zu befehligen; seine Kürassiere waren jedoch nicht dabei, sondern dem Könige nach Schlesien gefolgt. Der König bezeigte ihm große Befriedigung und Freude über seine Ankunft, und meinte, wenn auch die Besserung noch nicht gleich vollkommen erscheine, so würden doch Bewegung und Thätigkeit sie bald herbeiführen.

Während Friedrich seine Hauptmacht in Schlesien gegen die Oesterreicher, welche Laudon befehligte, und gegen das unter dem Feldmarschall Butturlin heranziehende russische Heer aufzubieten hatte, war dem Prinzen Heinrich die Aufgabe zugewiesen, sich in Sachsen gegen das österreichische von Daun befehligte Heer, so wie gegen das Reichsheer, das nunmehr der österreichische Feldmarschall Serbelloni anführte, zu behaupten. Die Preußen waren kaum 32,000 Mann stark, der Feind über 50,000 Mann, und dies Mißverhältniß mußte fast ganz durch die größere Geschicklichkeit der Anführer ausgeglichen werden, da die Tapferkeit und Kriegsübung der Truppen, welche früher ebenfalls zu solcher Ausgleichung auf Seiten der Preußen in Anschlag kommen durfte, jetzt in dem mehrmals erneuerten und minder kernhaften preußischen Heere nicht so vortheilhaft, wie in den ersten

Feldzügen, überwiegen konnte. Ganze Bataillone bestanden aus Ueberläufern oder Kriegsgefangenen, von denen die Sachsen nur gezwungen dienten; man verfuhr so eilig mit der Einverleibung, daß man den Truppen eine Zeitlang die fremde Uniform ließ, und Seydlitz beim Einreiten in eine kleine Stadt sich mitten unter Feinden glaubte, weil die Thorwache von rothröckigen Grenadieren besetzt war, die vor seiner Ankunft beim Heere in Langensalza gefangen genommen waren, und aus dem sächsischen in den preußischen Dienst hatten übertreten müssen. Zum Ersatz so vieler Mängel, die sowohl in der Zahl als in der Beschaffenheit seiner Truppen lagen, soll Friedrich hauptsächlich bewogen gewesen sein, seinen besten Reitergeneral, anstatt ihn, wie bisher, an seiner eignen Seite zu haben, dem Heere seines Bruders beizugeben, und dies noch um so mehr, als den beiden Bestandtheilen der feindlichen Heeresmacht gegenüber auch eine gesonderte Befehlführung auf preußischer Seite leicht nöthig sein konnte, und neben dem Prinzen Heinrich noch ein zweiter des höheren Krieges kundiger General erforderlich schien. Wirklich stellten sich die Sachen in diesem und dem folgenden Feldzuge fast immer so, daß Prinz Heinrich zwar das Ganze der Aufgabe umfaßte, die Oesterreicher aber noch zum besondern Augenmerke behielt, während Seydlitz vorzugsweise gegen die Reichstruppen thätig war. Nicht Willkür oder Abneigung, sondern Bedürfniß und Brauchbarkeit bestimmten diese Anstellung für Seydlitz, der nach vorübergegangener Unlust in völligen Gnaden bei dem Könige stand. Aber auch dem Prinzen Heinrich war diese Fügung angenehm, und kaum ein andrer General ihm so beliebt und befreundet. Der Krieg war auf dieser Seite nur wenig bewegt. Der feindliche Feldherr, anstatt seine Uebermacht anzuwenden, erwartete die entscheidenden Schläge von Schlesien her, mochte keinen Angriff wagen, und hielt sich vorsichtig in festen Lagerungen. Prinz Heinrich mußte seine Minderzahl durch gutgewählte Stellungen stärken, und hatte seinerseits allen Grund, jedem großen Kampfe auszuweichen. Desto lebhafter versuchte man sich in kleinern Gefechten, und während die größeren Truppenmassen ruhten, unternahmen abgesonderte Schaaren mehr oder

minder kühne Ueberfälle und Partheigänge. Bei den Preußen zeichnete sich der Oberst Friedrich Wilhelm von Kleist in solchen Unternehmungen aus; er befehligte ein Regiment Husaren, hatte ein Regiment Freidragoner und eine Schaar grüner Kroaten errichtet, und gewann durch leutseliges Betragen, glänzende Uniformen, und besonders auch durch sein Glück, fortwährend großen Zulauf. Obgleich Untergebener von Seydlitz, hatte er über diesen den Vortheil, daß er den Gelegenheiten zur Auszeichnung durch sein Verhältniß näher stand, und in kleineren Vorfällen großen Ruhm ärntete, während große Ereignisse, in welchen Seydlitz hätte glänzen können, gar nicht eintraten. So geschah es, daß Kleist, ohne dies zu beabsichtigen, in eine Art von Nebenbuhlerschaft mit Seydlitz gerieth, und persönlich diesen auf Augenblicke zu verdunkeln schien. Auch die wenigen Gelegenheiten, in welchen Seydlitz hervortreten konnte, waren beschränkten Umfanges, und Kleist hatte Theil an ihnen.

Dem österreichischen Obersten von Törreck, war am 18. August ein Ueberfall der preußischen Vorposten bei Siebenlehn und Neuenkirchen, zwischen Tharandt und Meißen, gelungen. Um dies zu rächen führte Kleist einen Streich gegen den österreichischen General von Zetwitz in der Gegend von Freiberg aus, und machte darauf den Entwurf eines geschickt angelegten Ueberfalls, wodurch diesem General übel mitgespielt werden sollte. Prinz Heinrich, welchem Kleist unmittelbar seinen Plan vorlegte, billigte denselben, und beauftragte Seydlitz mit der Ausführung. Dieser ließ von Döbeln aus 1000 Reiter nebst einigem Fußvolk unter Kleist's Anführung am 25. August über die Mulde gehen, und dem Feind in die linke Flanke und in den Rücken vordringen, er selbst führte ungefähr 1500 Reiter und mehrere Bataillons Fußvolk von Deutsch-Bohra über Dittmannsdorf gegen Nauendorf; zwei kleinere Schaaren suchten die Aufmerksamkeit des Feindes nach anderer Richtung abzulenken. Am 26. August in aller Frühe wurden die Oesterreicher angegriffen; allein der durchschnittene Boden begünstigte ihren Rückzug, der nach Dippoldiswalde in guter Ordnung geschah, und Seydlitz und Kleist machten nur einige Gefangene. Sie rückten darauf in

ihre früheren Stellungen wieder ein. Die Streifereien der Reichstruppen, welche Pegau, Weißenfels und Naumburg besetzten, und bis an die Thore von Leipzig vordrangen, machten eine größere Unternehmung nöthig. Seydlitz brach am 2. September mit ungefähr 8 Bataillons und 24 Schwadronen über Waldheim und Rochlitz gegen Penig auf, um daselbst eine starke Abtheilung Reichstruppen zu überfallen, und von dem Heere abzuschneiden. Kleist führte den Vortrab. Der Feind hatte sich aber schon über die Pleiße und hinter die Engwege von Lohma zurückgezogen. Seydlitz ereilte jenseits der Pleiße die Nachhut, und machte einige Gefangene; sodann sammelte er alle seine Truppen bei Schmöllen, und marschirte am 4. September über Weisenbach gegen die Hauptstellung des Reichsheeres, dessen rechter Flügel auf dem Berge bei Reust, der linke bei Ronneburg lagerte. Kleist hatte den örtlichen Stand des Feindes bereits mit eifrigem Blick erforscht, und meldete noch am Abend als Ergebniß, daß der Reusterberg sehr gut anzugreifen sei, habe man diesen aber genommen, so sei die Niederlage des Feindes unfehlbar, denn sein ganzes Lager werde von dieser Höhe beherrscht. Das Dorf Reust, durch welches man vorrücken mußte, hatte er schon besetzt. Seydlitz traf sogleich alle Maßregeln zum Angriff, und noch in der Nacht rückten die Truppen vor. Als aber Seydlitz am folgenden Morgen die feindliche Stellung selbst in Augenschein nahm, fand er sie seit Kleist's Meldung schon um vieles verändert, durch Geschütz und Fußvolk wohlvertheidigt, den Angriff dagegen äußerst schwierig; Engwege, zahlreiche Gräben, welche das Feld vor und hinter dem Berge durchschnitten, ein steiler Aufgang unter der vollen Wirkung des feindlichen Geschützes, machten das Gelingen sehr zweifelhaft, und selbst nach Ersteigung dieser Höhe blieb alsdann noch die eigentliche Truppenmacht des Feindes zu bekämpfen, dessen 36 Bataillonen und 40 Schwadronen die Preußen nur wenig Fußvolk und eine viel schwächere, des ungünstigen Geländes wegen kaum anwendbare Reiterei entgegenzusetzen hatten. In Betracht dieser Schwierigkeiten gab Seydlitz das Vorhaben auf, und zog mit allen Truppen im Angesichte des Feindes wieder ab,

und über Schmöllen gegen Altenkirchen zurück, ganz unverfolgt. Ohne allen Grund beschuldigt Heinrich von Bülow hier Seydlitzen der Schlaffheit, er habe rekognoscirt statt anzugreifen. Im Gegentheil bewährt sich in diesem ruhigen Ueberblick und sicheren Maße der Feldherr, dem ein tollkühner Versuch, wie ihn der kühne Anführer einer abgesonderten Reiterschaar allenfalls wagen durfte, nicht geziemte. Nachdem Serbelloni, für seine linke Flanke besorgt, sich hinter die Elster bei Weyda gezogen, ging Seydlitz am 6. September über Altenburg nach Borna zurück, und ließ Kleist mit den leichten Truppen bei Altenburg zur Beobachtung stehen. Am 12. September aber schlossen die Truppen dem Heere sich wieder an, und bezogen dann Quartiere vorwärts der Elbe zwischen Lommatzsch und Oschatz, Kleist etwas näher am Feinde bei Döbeln; sie blieben jedoch auf des Prinzen Heinrich's Befehl fortwährend in Bereitschaft, bei der geringsten Bewegung der Reichstruppen sogleich wieder vorzurücken, und Seydlitzens wachsame Sorgfalt gewährte von dieser Seite dem Prinzen volle Sicherheit.

Die Lage der Sachen war jedoch im Allgemeinen nur stets bedenklicher geworden, der König vermochte in Schlesien den Oesterreichern und Russen kaum zu widerstehen; Laudon hatte sich der Festung Schweidnitz durch einen Handstreich bemächtigt; die Franzosen rückten gegen Halberstadt heran; auch Daun und Serbelloni schienen thätiger zu werden. Letzterer ließ den General von Luzinsky mit leichten Truppen gegen Halle und Mansfeld vordringen. Prinz Heinrich durfte nicht zugeben, daß der Feind seine Streifereien so weit ausdehnte, während die Franzosen Magdeburg bedrohten, und auf der andern Seite Berlin gegen die Russen nicht gedeckt war. Um der vielfachen Gefahr wirksam entgegenzutreten, entsandte er Seydlitz mit ungefähr 2000 Mann Fußvolk und 1200 Reitern gegen Halle, um den Feind aus dortiger Gegend zu verjagen, Magdeburg zu decken, wenn die Franzosen anrückten, und selbst Berlin zu schützen im Falle die Russen von der Oder herankämen. Seydlitz brach mit seiner fliegenden Schaar am 10. Oktober auf, und war am 12. bei Leipzig; die Reichstruppen verließen Halle, die Franzosen

aber hatten bei Wolfenbüttel ein kleines Gefecht gewonnen, und schienen gegen Magdeburg andringen zu wollen. Seydlitz hielt seine Schaar zwischen Köthen und Bernburg jedem Ereignisse bereit; allein die Franzosen gingen wider Vermuthen zurück, und auch für Berlin schwanden die Besorgnisse. Desto dringender wurden diese entsendeten Streitkräfte wieder bei dem Heere des Prinzen Heinrich begehrt, wo Seydlitz am 21. Oktober zwischen Döbeln und den Katzenhäusern seine Quartiere nahm. Sein rüstiger Streifzug war ohne Thaten geblieben, erwägt man indeß die Mannigfaltigkeit und Bedeutung der Aufgaben, in deren Mitte Seydlitz hier gestellt war, so wird man bekennen müssen, daß ein General von solcher Entschlossenheit und Kriegskunde dazu gehörte, um solchen gehäuften und gefahrvollsten Möglichkeiten gegenüber die Zuversicht geben zu können, daß er ihnen gewachsen bleiben werde.

Daun hatte während der kurzen Entfernung Seydlitzens nicht aufgehört, die preußischen Vorposten zu beunruhigen, und nachdem er am 1. November seine bisherige Uebermacht noch durch 24,000 Mann, die ihm Laudon aus Schlesien senden mußte, verstärkt gesehen, gewann alles den Anschein, als würden die Preußen ernstlich angegriffen werden, und aus Sachsen weichen müssen. Prinz Heinrich war auf seiner Hut, und strebte durch Kühnheit sowohl als Klugheit den Nachtheil der Umstände auszugleichen. Daun versuchte seinen längst bedachten Angriff am 5. November, eine Schanze auf dem Lerchenberge vor Meißen wurde genommen, bei den Katzenhäusern, bei Siebenlehn und Roßwein die Vorpostenlinie zurückgedrängt. Zur Unterstützung des Postens bei Roßwein sandte Seydlitz vom Petersberge 5 Schwadronen Dragoner, die aber den Ort schon vom Feinde besetzt fanden. Er selbst rückte mit 5 Schwadronen Kürassieren näher zu den Katzenhäusern heran, um gleich zur Hand zu sein, wenn die dortige Hauptstellung der Preußen, welche schlagfertig im Gewehr standen, angegriffen würde. Prinz Heinrich veränderte seine Stellung den Umständen gemäß, und wandte seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf seinen rechten Flügel. Hier versuchte der Feind, sich auf dem rechten Ufer der Mulde

festzusetzen, Prinz Heinrich ließ ihn aber durch Seydlitz alsbald vertreiben. Daun wollte sich wenigstens des linken Ufers der Mulde versichern, um seine Winterquartiere angemessener ausbreiten zu können, und suchte deshalb am 14. November noch das Städtchen Döbeln zu besetzen, allein Seydlitz an der Spitze von 5 Schwadronen Kürassieren, denen Kleist mit seiner leichten Reiterei folgte, jagte die österreichischen Truppen über die Mulde zurück, und am folgenden Tage, nachdem Kleist ein unentschiedenes Gefecht geliefert, wurde beiderseits durch Uebereinkunft bestimmt, daß Döbeln weder von Oesterreichern noch von Preußen besetzt werden sollte. Hiemit hörten die Feindseligkeiten in Sachsen für diesen Feldzug gänzlich auf.

Der Winter verging ohne weitere Unternehmungen des Feindes, und die Preußen mochten seine Ruhe nicht stören. Nur häufige Scharmützel fielen vor, besonders mit den Reichstruppen, gegen welche Seydlitz ein besonderes Verfahren angenommen hatte. Seine Meinung war, man müsse diese Truppen so wenig als möglich zum ernsten Kampfe nöthigen; denn sie föchten meist ungern gegen die Preußen, schlügen sich aber genöthigt äußerst brav, aber man solle ihnen gern den Ausweg eines ehrenvollen Rückzuges lassen, oder noch besser, Gefangene zu machen suchen, welche größtentheils freiwillig sogleich in die Reihen der Preußen traten; selbst Offiziere waren nicht unzufrieden, daß sie die Waffen gegen den König, den sie bewunderten, nicht mehr zu führen brauchten, und Seydlitz erhielt von einem Generale der schwäbischen Kreistruppen, den er gefangen gemacht hatte und wegen seines Geschicks aus Höflichkeit trösten wollte, die überraschende Antwort: ihm sei dies eben recht, und er wünsche gar nicht ausgewechselt zu werden. So waren denn die kleinen Gefechte und Bewegungen längs der Vorposten fast immer gewinnreich für die Preußen. Allein die Nachtheile ihrer Lage im Allgemeinen blieben allzugroß, und das Mißverhältniß ihrer Kräfte wurde stets auffallender. Sogar der außerordentliche Glücksfall, daß durch den am 8. Januar 1762 erfolgten Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland die Zahl der Feinde Preußens um das ganze russische Heer vermindert wurde,

stellte das Gleichgewicht noch nicht her. Die günstige Umwandlung der Russen zu Bundesgenossen der Preußen endete schnell wieder mit der kurzen Regierung Kaiser Peter's des Dritten und die Gesinnungen seiner Nachfolgerin, der Kaiserin Katharina der Zweiten, mußten anfangs zweifelhaft erscheinen. Auch trat der Wechsel dieser Ereignisse unmittelbar und dringend nur auf dem Schauplatze ein, wo die Hauptstärke der Russen, Oesterreicher und Preußen sich zusammendrängte, in Schlesien, wo Friedrich selber die ganze Last seiner fast verzweifelten Aufgabe trug, und in kriegerischen Hinhaltungen und politischen Auswegen die letzten Hülfsmittel seines muthigen und klugen Geistes anstrengte. In Sachsen blieb die Lage der Preußen unabhängig von jenen Verwickelungen in zunehmender Mißlichkeit, und es bedurfte der großen Feldherrngaben des Prinzen Heinrich, seiner besonnenen und kräftigen Führung der Dinge, um hier nicht alles verloren sein zu lassen. Er hatte im Anfange des Feldzuges kaum 25,000 Mann, und erhielt nur spät und langsam die nöthigen Ersatzmannschaften für seine geschwächten Regimenter. Dabei mußte er einen großen Umfang Landes besetzt halten, und seine Kräfte weit auseinanderziehen. Seydlitz erkannte lebhaft die Gefahr dieser Ausdehnung einem wenigstens doppelt so starken Feinde gegenüber, und machte den Prinzen aufmerksam, der aber unter den vorhandenen Umständen von dieser Anordnung nicht abgehen zu dürfen glaubte, und den wiederholten Tadel nicht gelten ließ.

Inzwischen mußte Daun die Befehlführung des österreichischen Heeres in Schlesien übernehmen, und Serbelloni erhielt den Oberbefehl in Sachsen über das österreichische Heer und das Reichsheer zusammen, welches letztere der Anführung des Generals Prinzen von Stolberg vertraut war. Diese Truppen, um 20,000 Mann geschwächt, welche Daun mit nach Schlesien zurückgeführt hatte, aber dabei noch immer die stärkeren an Zahl, standen von Dresden bis nach Thüringen ausgedehnt, und wiewohl ihre Stellungen gut gewählt, und die wichtigsten Posten stark besetzt und wohl verschanzt waren, so bot doch eine so lange Linie manche Blößen dar. Den Uebelstand, welcher den Preußen so gefährlich werden

konnte, sah Prinz Heinrich also auch auf des Feindes Seite, und er dachte dem eignen Schaden am besten auszuweichen, indem er alle Nachtheile der ganzen Lage durch vorgreifende Thätigkeit auf die Gegner fallen ließe. Ein wichtiges Augenmerk erschien hiebei, die am 28. April bei Chemnitz angekommenen und mit einigen Regimentern bis Freiberg vorgerückten Reichstruppen von den Oesterreichern möglichst wieder abzusondern und getrennt zu halten. Da Serbelloni durch die Befehle des Hofkriegsraths aus Wien sehr gehemmt, und auch nach eignem Sinne zu thätiger Unternehmung kaum geneigt war, so durfte Prinz Heinrich seinen Anschlag vorbereiten, ohne ihn übereilen zu müssen. Er wartete einige Verstärkung ab, suchte durch verschiedene Bewegungen den Glauben zu erwecken, er wolle auf seinem linken Flügel bei Meißen seine Truppen in engere Stellung zusammenziehen, und traf indeß alle Anordnungen, auf seinem rechten Flügel die Mulde zu überschreiten, die dortige Postenkette des Feindes zu sprengen, und die Reichstruppen gegen Franken zurückzuwerfen. Die Oesterreicher hatten alle Uebergänge über die Mulde zerstört, und auf dem linken Ufer von Roßwein bis Leißnig zahlreiche Befestigungen aufgeworfen, jede Nacht rückten aus den nächsten Quartieren gegen 3000 Mann in diese Schanzen ein, und zogen frühmorgens, wenn die Sicherheit der Tageshelle eingetreten war, mit Zurücklassung der nöthigen Wachtposten wieder ab; auf diesen Umstand gründete sich der Anschlag des Prinzen Heinrich. Noch am 10. Mai marschirten einige preußische Regimenter zum Scheine gegen Meißen, am 11. Abends aber wurden die vorausbestimmten Truppen rasch gegen die Mulde zusammengezogen, und am 12. früh in vier Abtheilungen zum Angriffe bereit gehalten. Seydlitz führte die erste Abtheilung, aus etwa 37 Schwadronen Reiterei und einigem Fußvolke bestehend, die zweite und dritte Abtheilung bestanden hauptsächlich in Fußvolk und Geschütz, die vierte, von Kleist geführt, aus allen drei Waffengattungen gemischt. Sie rückten auf verschiedenen Wegen vor, und sollten sich verdeckt halten, bis der Feind gewohnterweise die Schanzen verlassen hätte, dann aber zu gleicher Zeit über den Fluß dringen und die feind-

liche Stellung von vorn und in beiden Flanken heftig angreifen. Die beiden Abtheilungen auf den Flügeln, von Seydlitz und Kleist befehligt, hatten hiebei die Hauptaufgabe, und Seydlitz für das Ganze die entscheidende Leitung; durch einen Kanonenschuß bei Technitz wollte er das Zeichen zum allgemeinen Angriff geben. Allein die Jäger und grünen Kroaten von Kleist wurden zu früh an der Mulde sichtbar, es entstand zwischen ihnen und den feindlichen Posten einiges Gewehrfeuer, und Kleist, welcher die österreichische Haupttruppe schon abgezogen wußte, aber nun fürchtete, sie möchte zurückkehren, und dann der günstige Augenblick verloren sein, glaubte jetzt alles beschleunigen zu müssen, ließ eine Kanone lösen, und gab dadurch das Zeichen zum allgemeinen Angriff, welches eigentlich Seydlitz geben sollte, aber freilich seinerseits, unbekannt mit dem bei Kleist vorgefallenen Geplänkel, noch nicht so beeilt haben würde, weil es wichtig war, die feindlichen Truppen, welche abmarschirten, sich erst weiter entfernen zu lassen. Um 7 Uhr morgens drangen die Preußen an vier Orten rasch über die Mulde; die feindlichen Schanzen, deren Geschütz durch das preußische bald zum Schweigen gebracht war, wurden erobert, und der österreichische General von Zetwitz, der sich an der Spitze einiger Bataillons tapfer und hartnäckig vertheidigte, mit dem Reste seiner Schaaren zuletzt gefangen. Die Truppen, welche zum Abmarsche nach ihren Quartieren begriffen waren, kehrten zwar, als sie das Kanonenfeuer vernahmen, sogleich wieder gegen die Mulde zurück, fanden aber die Sache dort schon entschieden, und konnten nur die Flüchtlinge aufnehmen. Die Oesterreicher verloren durch diesen Ueberfall das linke Ufer der Mulde, in den Schanzen einiges Geschütz, und gegen 2000 Mann, meistens an Gefangenen; allein der Streich war gleichwohl nur halb gelungen, denn eine Stunde später, der anfänglichen Festsetzung zufolge, wären die abmarschirten Oesterreicher schon zu weit gewesen, um sich dem Kampfplatze wieder zuwenden zu können, sondern wären selber in ihren Quartieren überfallen und vielleicht aufgehoben worden. Die Gründe, welche Kleist dafür anführen konnte, daß er das Zeichen des Angriffs, den entscheidenden Kanonenschuß,

den er hatte abwarten sollen, aus eigener Macht und früher ausgehen lassen, scheinen dem Prinzen Heinrich genügt zu haben, aber keineswegs war Seydlitz damit befriedigt, und das bisherige gute Vernehmen beider Anführer zeigte seitdem merkliche Störungen.

Einige kleinere Angriffe auf anderen Punkten hatten gleichfalls Erfolg gehabt, den Feind zurückgedrängt, und dem preußischen Heere zu neuen Bewegungen Raum geschafft. Prinz Heinrich brach daher am 13. Mai mit ganzer Macht auf, und rückte gegen Freiberg an; Seydlitz und Kleist führten den Vortrab, warfen einige feindliche Reiterei, die sich verspätet hatte, in die Flucht, und nahmen ihr 200 Gefangene. Die Oesterreicher verließen ihr festes Lager bei Freiberg, und zogen sich nach Dippoldiswalde zurück. Seydlitz griff die Nachhut an den folgenden Tagen noch mehrmals an, drängte sie aus den Posten, die sie behaupten wollte, und bemächtigte sich der Engwege, die zu dem feindlichen Heere führten. Am 16. Mai rückte das preußische Heer nach Pretschendorf vor, und verschanzte sich daselbst. Durch diese Bewegungen war die Linie des Feindes in der Mitte durchbrochen, und der Prinz von Stolberg, der sich mit dem größeren Theile des Reichsheeres zu Chemnitz von den übrigen Reichstruppen und den Oesterreichern getrennt und in Gefahr sah, daß die ganze Macht der Preußen auf ihn allein fiele, war schon am 13. Mai nach Tzschopa zurückgegangen, und setzte am 16. seinen Rückzug bis Zwickau fort. Um diese Vortheile zu verfolgen, sandte Prinz Heinrich den General von Bandemer am 18. Mai mit 4 Bataillons und 6 Schwadronen gegen Chemnitz vor; Seydlitz mißbilligte diesen Zug als zu gefahrvoll, da die feindlichen Generale Kleefeld und Luzinski noch zu günstig in der Flanke stünden, der Prinz nahm aber seine Gründe nicht an, und als die Meldung kam, Bandemer sei bis Chemnitz vorgedrungen, wurde Seydlitz zu dem Prinzen gerufen, der ihm diese gute Nachricht selbst mittheilen wollte. Jener aber beharrte in seinen Bedenklichkeiten, und da sie sich durch den Ausgang bestätigten, indem Bandemer bald von allen Seiten angegriffen wurde, und nur mit Verlust von 7 Kanonen und 800 Mann nach Oederan entkam, wohin

der General von Kanitz ihm zu Hülfe geschickt wurde, so konnte der Prinz seinen Verdruß nicht verläugnen, und bezeigte einige Kälte gegen Seydlitz.

Die Heere blieben hierauf einige Zeit unthätig, einige Gefechte abgerechnet, in welchen um den Vortheil einzelner Stellungen gekämpft wurde, Serbelloni wollte jedoch die Preußen aus dem Erzgebirge, wo sie sich festgesetzt hatten, wieder vertreiben, und zu diesem Zwecke sollten sie in ihrem Rücken durch das Reichsheer beunruhigt werden, welches den Befehl erhielt, gegen Leipzig und Magdeburg vorzudringen. Prinz Heinrich hingegen dachte das Reichsheer völlig aus Sachsen wegzudrängen, und griff der Thätigkeit des Feindes glücklich vor. Seydlitz erhielt den Befehl über die hiezu bestimmten Truppen, und rückte mit 4000 Reitern, 3000 Mann Fußvolk und nöthigem Geschütz, am 21. Juni über Waldheim und Rochlitz gegen Altenburg vor. Mit diesen unverhältnißmäßigen Kräften durfte er das Reichsheer geradezu nicht anzugreifen wagen, er suchte daher dessen Rücken und linke Flanke zu gewinnen, und der Prinz von Stolberg, für seine Verbindung mit Franken besorgt, wich eiligst nach Zwickau und weiter bis Reichenbach zurück. Seydlitz ließ ihn durch den Obersten von Belling verfolgen, der erst vor kurzem aus Pommern einige Truppen herbeigeführt hatte, und unter diesen sein eigenes Husarenregiment, das aus 15 vollzähligen Schwadronen bestand, und in seinen Reihen den jungen Blücher hatte. Das Reichsheer zog sich immer weiter zurück, und wurde über Hof hinaus verfolgt, wobei die Preußen viele Gefangene und große Beute machten. Serbelloni wollte dem Reichsheere dadurch Hülfe bewirken, daß er gegen den linken Flügel des Prinzen Heinrich angreifende Bewegungen richtete, welche diesen nöthigen sollten, den die Reichstruppen drängenden Seydlitz abzurufen, und zur eigenen Verstärkung heranzuziehen. Allein Prinz Heinrich wußte die österreichischen Angriffe mit den Kräften, die zur Stelle waren, hinreichend abzuwehren oder zu lähmen, und Seydlitz verblieb dem Reichsheere gegenüber, das er durch kleine Gefechte, Ueberfälle und Wegnahmen unaufhörlich in Verlust und Unruhe hielt. Nur Kleist war zurückgerufen worden,

um einer neuen Bestimmung zu folgen; er fiel mit seiner Schaar am 2. Juli über Marienberg und Einsiedel in Böhmen ein, lieferte glückliche Gefechte, machte Gefangene und Beute, und nachdem er im Angesichte einer doppelt so starken bei Töplitz aufgestellten Feindesschaar bis Osseck und Brüx gestreift, kehrte er am 6. Juli wieder in das Erzgebirge zurück. Einen zweiten, noch erfolgreicheren und umfassenderen Streifzug führte Kleist vom 17. bis 20. Juli über Brüx und Kommotau nach Sebastiansberg aus.

Serbelloni konnte jedoch in seinem Unmuthe nicht länger zugeben, daß der viel schwächere Feind überall im Vortheil bliebe und gegen entschiedene Ueberzahl das Feld behauptete. Er gab daher dem Prinzen von Stolberg den bestimmten Befehl, gegen Seydlitz wieder vorzurücken, und sich dem Hauptheere näher anzuschließen. Diese Bewegung wurde versucht, aber sehr langsam; am 14. Juli sah Belling bei Plauen und Reichenbach seine Posten zurückgedrängt, und am 17. rückte das Reichsheer nach Schneeberg, wodurch Seydlitz, welcher im Lager bei Zwickau stand, in seiner linken Flanke bedroht wurde. Allein die Gefahr umgangen zu werden, erweckte hier keine große Besorgniß; im Gegentheil wurde diese schnell dem Reichsheere fühlbar. Denn am 20. Juli rückte Kleist, der eben General geworden war, mit seiner Schaar nach Marienberg vor, und stand nun in der rechten Flanke des Prinzen von Stolberg, Seydlitz aber von Zwickau her in der linken; der Prinz glaubte sich schon völlig geschlagen, und sah nur Heil im schleunigsten Rückzuge. Gleich in der Nacht trat er ihn eiligst an, und setzte ihn an den nächsten Tagen ohne Aufenthalt über Hof bis Münchsberg fort, verfolgt von Belling und Seydlitz. Auf diesem Zuge fand Letzterer unerwarteten Anlaß, seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit glänzend darzuthun. Er war mit seinem Gefolge weit voran geeilt, und hielt auf dem Felde, um die von allen Seiten sich entscheidende Flucht des Feindes in der Nähe mit anzusehen. Während Belling den Flüchtigen mit dem Vortrabe nachsetzte, und die Haupttruppe noch nicht herangekommen war, sprengte plötzlich ein österreichisches Reiterregiment des Weges daher, das dem Reichsheere zu-

getheilt war, und sich verspätet zu haben glaubte. Das Regiment war allerdings auf der Flucht, es kam aber sehr ungelegen zwischen die preußischen Abtheilungen, und Seydlitz mit seinem ganzen Stabe konnte gefangen mitfortgenommen werden. Jeder Versuch zu entrinnen hätte hier den Feind nur entschiedener angelockt; auch wußte Seydlitz im ersten Augenblicke sogleich besseren Rath. Die dreißig bis vierzig Personen, welche er um sich hatte, Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, einige mit Gefangenen zurückgekommene Husaren und Dragoner, Reitknechte und was sonsten zur Hand war, vertheilte er schnell in kleine Trupps von drei bis vier Mann, stellte diese mit großen Zwischenräumen in langer Linie auf, und befahl, daß sie in raschem Wechsel auf die Flanke des vorübertrabenden Regiments mit Geschrei hinanjagen, ihre Karabiner und Pistolen losfeuern, und im Fall ein Zug gegen sie einschwenkte, schleunig wieder feldein zurückweichen sollten. Diese Scheinangriffe verwirrten den Feind, der sich in der Nähe stärkerer Reiterei glaubte, und nur eilte fortzukommen, ohne sich mit dem seitwärts ablenkenden Geplänkel aufhalten zu wollen. Seydlitz aber hatte nicht nur sich selbst glücklich aus der Gefahr gezogen, sondern inzwischen auch den Vortrab von dem Annahen dieser Reiterei benachrichtigen können.

Das Reichsheer zog sich am 24. Juli bis nach Baireuth zurück, unter stetem Verlust an Mannschaft, Gepäck und Fuhrwerk; auch die Kriegskasse wurde von Belling's Husaren erbeutet. Seydlitz ließ darauf eine fliegende Schaar zur Beobachtung des Prinzen von Stolberg bei Zwickau zurück, und folgte mit seiner Haupttruppe einer neuen Bestimmung, die ihm Prinz Heinrich ertheilte. Er sollte mit Kleist vereinigt in Böhmen einbrechen, um einen feindlichen Truppentheil, der bei Töplitz aufgestellt war, zu vertreiben, wodurch Serbelloni genöthigt werden konnte, sich aus dem Erzgebirge nach Böhmen zurückzuziehen. Seydlitz marschirte mit etwa 1000 Reitern und 2000 Mann Fußvolk über Annaberg und Sebastiansberg, und kam den 31. Juli bis Kommotau, zog Belling über Eger zu sich heran, vereinigte sich bei Scherwina mit Kleist, der mit fast gleicher Stärke

über Vorschenstein vorgegangen, und gelangte am 1. August bis Brüx, wo das Fußvolk stehen blieb, während beide Generale mit aller Reiterei den Feind in Augenschein zu nehmen gegen Töplitz weiterrückten. Sie fanden ungefähr 10,000 Mann unter dem General Prinzen von Löwenstein auf Anhöhen gelagert, in unvortheilhafter Stellung, in völliger Unbereitschaft, die österreichische Reiterei hatte nicht gesattelt, das Fußvolk lag in den Zelten, die Preußen hatte niemand in solcher Nähe vermuthet, und die von ihnen zurückgeworfenen Feldwachten setzten das ganze Lager in Verwirrung. Kleist ersah diese Vortheile sogleich, und rieth zu ungesäumtem Angriff, überzeugt, daß hier der Reiterei die glänzendste Waffenthat bereitet sei. Man konnte die feindliche Stellung umgehen, und von allen Seiten in das Lager eindringen, der Feind mußte unter diesen Umständen völlig geschlagen und aufgerieben werden; selbst im Falle des Mißlingens war kein besonderer Nachtheil zu befürchten, da der Feind keine leichte Reiterei hatte. Allein Seydlitz, der sonst rasche und entschlossene Reiteranführer, zweifelte diesmal und zauderte; er fand die Stellung des Feindes zu vortheilhaft, den Angriff zu gewagt, er wollte das Herankommen des Fußvolks abwarten. Kleist und Belling machten ihm vergebens die dringendsten Vorstellungen. Die Nacht verging. Als am 2. August frühmorgens das Fußvolk eintraf, ließ Seydlitz ungesäumt den Feind angreifen, und führte selber die Reiterei; allein der Feind hatte während der Nacht seine Stellung verändert und noch Verstärkung an sich gezogen; das Fußvolk auf beiden Seiten focht mit hartnäckiger Tapferkeit; die Vortheile der Ueberraschung und des Ungestüms waren für die Preußen verloren, und die Oesterreicher behaupteten ihre Stellung. Seydlitz mußte nach wiederholtem Versuche, die vom Feinde besetzten Anhöhen zu ersteigen, von seinem Vorhaben abstehen, und sich mit Verlust von 2 Kanonen und 600 Mann zurückziehen. Hier zum erstenmale war diesem ein solches Unternehmen mißlungen; er schien seinem Karakter als Soldat und Feldherr für einen Augenblick untreu geworden zu sein. Nach allen Zeugnissen und Urtheilen der Unterrichteten läßt sich nicht bezweifeln, daß die Verstimmung,

welche zwischen ihm und Kleist unlängst eingetreten und durch mancherlei Vorgänge seitdem nur gesteigert worden war, als die Hauptursache dieses Mißlingens anzusehen bleibt.

Seydlitz hielt seine Truppen noch zwei Tage bei Ober-Leitensdorf trotzig im Angesichte des Feindes gelagert, der sie weder zu verfolgen noch zu beunruhigen wagte, und den preußischen Husaren das Feld ließ, ja bis gegen Prag zu streifen nicht verwehrte; am 5. August aber ging Seydlitz nach Porschenstein und Kleist bis Böhmisch-Einsiedel, Belling aber zur Beobachtung des Reichsheeres nach Zwickau zurück. Der Prinz von Stolberg rückte wieder vor, und stand am 11. August bei Hof, wo er den Befehl erhielt, durch Böhmen zu dem österreichischen Hauptheere zu stoßen. Er setzte sich langsam in Bewegung, und Belling folgte ihm durch Böhmen im Rücken und zur Seite nach, das Land weithin durch seine Streifzüge beunruhigend und brandschatzend. Seydlitz beobachtete mittlerweile zu Porschenstein den bei Töplitz stehenden Feind, und ging, als der Prinz von Löwenstein durch die herankommenden Reichstruppen sehr verstärkt wurde, auf Befehl des Prinzen Heinrich am 2. September über die Mulde in das Lager bei Pretschendorf zurück, wo ihm seine Stellung hinter dem rechten Flügel angewiesen wurde. Erst am 6. September gelangte das Reichsheer, nach langwierigem und mühsamen Durchzuge durch Böhmen, in der Nähe von Dresden zur völligen Vereinigung mit dem österreichischen Heere, wo am folgenden Tage der General Graf Hadik, anstatt Serbelloni's, der abberufen worden, den Oberbefehl übernahm.

Hadik übertraf seinen Vorgänger an kriegerischer Einsicht und Thätigkeit, und wollte den so viel schwächeren Gegner nicht in den Vortheilen lassen, welche er nach und nach zu gewinnen gewußt. Nachdem er die ganze Stellung und Stärke der Preußen genau besichtigt und erforscht, hielt er für das Zweckmäßigste, in ihre rechte Flanke eine ansehnliche Truppenstärke vordringen zu lassen, und zu gleicher Zeit die preußische Stellung von vorn durch vielfache Angriffe zu beschäftigen, damit Prinz Heinrich, der nicht Truppen genug hatte nach zwei Seiten den Kampf aufzunehmen, den Rückzug

wählen müßte. Prinz Heinrich aber war auf solchen Fall gefaßt, gab Seydlitz den Oberbefehl über den bedrohten rechten Flügel, und hielt die Truppen in Bereitschaft, jeden Angriff kräftig zurückzuweisen. Die Oesterreicher griffen längs der ganzen Kette die preußischen Posten an, und vom 27. bis 29. September fanden zahlreiche Gefechte Statt, in welchen die Vortheile und Nachtheile schwankten, wobei die Preußen doch großentheils ihre Stellung behaupteten. Seydlitz und Kleist, die mit 14 Bataillons und einiger Reiterei anfangs auf dem linken Ufer der Mulde standen, wurden dort verdrängt, und rückten näher zu dem Prinzen Heinrich heran, der selber jedoch seine bisherige Stellung zu verlassen beschloß, und am 1. Oktober sein Heer in vier Truppenzügen auf das linke Ufer der Mulde führte, wo er bei Freiberg ein vortheilhaftes Lager nahm. Am 14. und 15. Oktober erneuerte Hadik seine Angriffe, und wandte seine Uebermacht besonders gegen den rechten Flügel der Preußen, wo Seydlitz vergeblich mit schwachen Kräften widerstand, und zuletzt den Feind schon völlig im Rücken hatte. Die Oesterreicher blieben in dem errungenen Vortheil, und Prinz Heinrich mußte nach dem schlimmen Ausgange des Gefechts, in welchem er 10 Kanonen und 2000 Mann verloren hatte, am 16. Oktober in der Nacht abermals zurückgehen; jedoch nicht weit, er nahm ein Lager zwischen Reichenbach und Klein-Voigtsberg.

Die Preußen hatten einen Schlag erhalten, waren aber dadurch nicht außer Fassung gesetzt, sondern standen geordnet und muthig zu neuem Kampfe bereit. Prinz Heinrich machte sogar den Plan, in dieselbe Gegend, die er hatte räumen müssen, angriffsweise wieder vorzudringen, und den Feind hinauszuschlagen. Die Oesterreicher hielten sich einige Zeit ruhig, und erwarteten eine Verstärkung, welche Daun aus Schlesien schickte. Eben daher waren 20 preußische Bataillons und 55 Schwadronen unterwegs, welche der König seinem Bruder sandte, allein der Prinz mochte sie nicht abwarten, weil er den günstigen Augenblick, der sich ihm darbot, zu versäumen fürchtete. Die Reichstruppen, bei welchen die ganze sächsische Reiterei und 12,000 Oesterreicher eingetheilt

waren, hatten die Gegend von Freiberg besetzt, und ihre durch die Oertlichkeit verursachte Absonderung, so wie ihre schlechte Beschaffenheit und Führung, welche Hadik's Oberbefehl nicht zu ändern vermochte, gaben einem auf sie gerichteten kühnen Unternehmen gute Aussicht. Die Preußen nahmen eine feste Stellung vor Freiberg, links durch die steilen Ufer der Mulde, rechts durch die tiefabgeschnittene Asbach gedeckt, und schienen nur auf Vertheidigung bedacht. Doch am 28. Oktober traf Prinz Heinrich in aller Stille seine Anstalten für den folgenden Tag. Die Verstärkung aus Schlesien war nur wenige Märsche entfernt, allein bis zu ihrer Ankunft wären auch die Verschanzungen, welche der Prinz von Stolberg zu seiner Sicherheit errichtete, fertig geworden, und diese mußte der Angriff noch unvollendet finden; und gleicherweise mußte man dem Eintreffen der österreichischen Verstärkung zuvorkommen. Auch soll der Ehrgeiz des Prinzen Heinrich ihn bestimmt haben, die Truppen aus Schlesien, welchen zugleich ein Günstling des Königs, der Oberstlieutenant von Anhalt, als kriegskundiger Rather und Leiter beigegeben war, nicht abzuwarten, um den Ruhm des Gelingens für sich allein zu ärnten. Die kunstvollen Anordnungen, durch welche der Prinz die Schlacht einleitete, werden als meisterhaft gerühmt, und der glänzendste Erfolg bewährte sie. Am 29. Oktober frühmorgens rückte das Heer, 29 Bataillons und 60 Schwadronen stark, in 4 Truppenzügen vor; Seydlitz befehligte den rechten Flügel, welcher den entscheidenden Schlag zu thun hatte, und Prinz Heinrich selbst befand sich bei dieser Abtheilung. Der Feind stand mit 49 Bataillons und 78 Schwadronen vorwärts Freiberg, rechts an die Mulde gelehnt, links an den Spittelwald; die Anhöhen hatte er mit Geschütz bepflanzt, die vorliegende Waldung durch Verhaue gesichert. Kleist eröffnete das Treffen mit der Vorhut, die anderen Truppen rückten in den vorgeschriebenen Richtungen zum Angriff nach. In dem Spittelwalde, vor dem linken Flügel des Feindes, kämpfte man sehr hartnäckig, und das Gefecht blieb hier eine Zeitlang zweifelhaft; das Kanonenfeuer wurde ebenfalls von beiden Seiten heftig fortgesetzt. Als der rechte Flügel der

Preußen endlich die linke Flanke der feindlichen Stellung erreicht hatte, und zum Angriff links einschwenken sollte, entdeckte es sich, daß der Feind noch weiter hinaus den Kuhberg mit ungefähr 6000 Mann besetzt hatte, denen die Preußen, wollten sie in ihrer begonnenen Bewegung fortschreiten, nun selber die Flanke und den Rücken zuwenden mußten. Prinz Heinrich war einen Augenblick unentschlossen; Kleist aber versicherte, wie er den feindlichen General von Meyer, der dort befehlige, kenne, werde dieser höchstens einige Kanonenschüsse, sonst aber nichts thun, und man könne getrost an ihm vorbeimarschiren; daher wurden ihm nur 4 schwache Bataillons und 6 Schwadronen auf der Höhe von St. Michael entgegengestellt, die ihn auch festhielten, und die übrigen Truppen zogen vorwärts. Der Prinz von Stolberg, die Gefahr in seiner linken Flanke wahrnehmend, ließ sein zweites Treffen dorthin vorrücken. Die ganze Linie war bald im stärksten Kampfe. Die Oesterreicher hielten gut Stand, und waren im Vortheile der Anhöhen. Prinz Heinrich, der zum erstenmale als Feldherr eine Schlacht lieferte, glaubte dieselbe schon verloren, weil das Vordringen so lange stockte; Seydlitz aber war gutes Muthes, und behauptete, die Sache ginge gut und müsse gelingen. Da sich indeß das Gefecht allzulang unentschieden fortsetzte, so führte Seydlitz 2 Grenadierbataillone mit gefälltem Bajonet auf die Anhöhe der drei Kreuzer los, wo ungarisches Fußvolk stand; die feindliche Reiterei suchte mehrmals anzudringen, wurde aber jedesmal abgewiesen, und die preußischen Grenadiere rückten geschlossen aufwärts; inzwischen hatte Seydlitz, da sich die feindliche Reiterei gerade weit genug abgewendet, auch einige Schwadronen Husaren in die linke Flanke und in den Rücken des feindlichen Fußvolks vordringen lassen, das er nun mit größter Heftigkeit von vorn angriff, und größtentheils gefangen nahm, die Flüchtlinge aber mit seinen Reitern bis an die Thore von Freiberg verfolgte. Nach diesem wichtigen Erfolge wurden allmählig alle Stellungen des Feindes überwältigt; die ungestümen Anfälle der preußischen Reiterei schlugen das feindliche Fußvolk, das von seiner Reiterei verlassen war, in die Flucht. Der linke Flügel der Preußen

gab den letzten Ausschlag, wobei der damalige Rittmeister, nachherige Feldmarschall, Graf von Kalkreuth, als Ueberbringer der Befehle des Prinzen sich zugleich um ihre Ausführung großes Verdienst erwarb. Der Prinz von Stolberg nahm mit seinen geschlagenen Truppen die Flucht über die Mulde bis Frauenstein. Er hatte an Todten und Verwundeten gegen 4000 Mann, und eben so viele an Gefangenen, nebst 28 Kanonen und 9 Fahnen verloren. Der preußische Verlust an Todten und Gefangenen betrug ungefähr 1500 Mann. Freiberg wurde von den Preußen besetzt; der Feind übrigens nicht sehr verfolgt, so eifrig auch Seydlitz sich dazu erbot, indem Prinz Heinrich seine Truppen bei der Nähe Hadik's zusammenhalten wollte. In den folgenden Tagen aber traten die Reichstruppen ihren weiteren Rückzug an, und überließen den Preußen das ganze Erzgebirge; Hadik hingegen zog seine Truppen bei Dresden zusammen.

Die Schlacht von Freiberg war die letzte des siebenjährigen Krieges, und schloß denselben für die preußischen Waffen auf das ruhmvollste. In Anordnung dieser Schlacht hatte Prinz Heinrich, in Ausführung derselben Seydlitz das Hauptverdienst, wie auch jener laut anerkannte, und unter den Geschichtsschreibern Warnery unumwunden sagt. Beachtenswerth ist hiebei noch, daß Seydlitz, wie überhaupt in diesen letzten Feldzügen, so auch in dieser Schlacht, nicht mehr bloß als Reitergeneral erscheint, sondern mehr als Kriegsführer im Allgemeinen, ja sogar im Gegensatze jenes eigensten Berufes, an der Spitze des Fußvolkes anstürmend gegen Fußvolk. Er beweist sich hiedurch in der That als Feldherr, der nicht einer bestimmten Waffe angehört, sondern dem alle Truppengattungen brauchbar sind. Allein, wie gewiß er dieser höheren Sphäre einzurechnen sei, so bleibt doch zu erkennen, daß er nur vermittelst der Vollendung, die er als Reitergeneral besitzt, in sie hineinragt, und daß er seine glänzendste Erscheinung als dieser gefunden hat. Wie groß auch sein Verdienst in diesen letzten Feldzügen zu erachten, wie unentbehrlich solches Heldendasein überhaupt gewesen sei, damit hier die preußische Sache nur habe können erhalten und getragen werden, immer muß dies Spätergeleistete

gegen das Frühere um vieles zurückstehen, und den Seydlitz, der bei Roßbach und bei Zorndorf an der Spitze seiner Reitergeschwader wie ein zürnender Kriegsgott über das Schlachtfeld stürmt, und die Schickungen des Tages im Augenblicke feststellt, diese leuchtende Glanzgestalt sehen wir freilich darauf nicht mehr. Irrig hat man der Voraussetzung Raum gegeben, er sei nicht mehr an Kraft und Feuer derselbe gewesen, wie seinen Körper habe auch seinen Muth und Geist die erschlaffende Krankheit gehemmt. Wir sehen aber im Gegentheil überall, wo es Anstrengung und Entschlossenheit gilt, ihn sowohl in den letzten Kriegsereignissen, als in der nachherigen Friedenszeit, vollkommen rüstig und bewährt. Der wahrnehmbare Unterschied erhält seinen Aufschluß von anderer Seite her. Nicht der einzelne Feldherr, der ganze Krieg war herabgekommen, der Kern des preußischen Heeres hingerafft, der Werth und selbst die Zahl der früheren Streiter nicht mehr aufzubringen, der König selbst im unablässigen Ringen gegen die Uebermacht fast erschöpft; die großen Schlachten lieferte nur noch die Noth; die Gelegenheiten, in welchen Seydlitz geleuchtet hatte, konnten nicht wiederkehren. Dem ist schon viel vergönnt, der ein- oder zweimal im Leben zeigen kann, was er zu leisten fähig ist; da dies Vielen stets versagt bleibt.

Die Verstärkung aus Schlesien war am Tage nach der Schlacht bei dem Heere eingetroffen; am 6. November kam auch der König selbst aus Schlesien in Meißen an, und besah am 9. das Schlachtfeld von Freiberg, wo er nicht unterließ, seinem Bruder und den Generalen, die unter dessen Oberbefehl die Sachen geführt, große Lobsprüche zu ertheilen. Inzwischen hatte Rußland Frieden mit Preußen, und Frankreich Frieden mit Großbritannien geschlossen; Oesterreich aber, seiner Verbündeten theils beraubt, theils in Gefahr sie zu verlieren, hatte wenig Neigung den Krieg allein fortzuführen. Gleich nach der Ankunft des Königs in Meißen geschahen durch sächsische Vermittelung österreichische Friedensanträge, welche günstig aufgenommen wurden. Friedrich wünschte auch seinerseits eifrig die Beendigung eines Krieges, der keinen Gewinn mehr bringen konnte, und jetzt ohne weite-

ren Schaden, als den sein Verlauf gebracht, ausgehen konnte. Um die mit Oesterreich eingeleiteten Verhandlungen zu befördern, achtete er es nützlich, wenn durch raschen Einbruch in die deutschen Reichslande die bedeutendsten Reichsfürsten genöthigt würden, ihre Truppen von dem Reichsheere abzurufen, und unabhängig von Oesterreich besondere Verträge einzugehen, welches sogar auch dieser Macht, die sich dann von lästigen Verpflichtungen befreit sah, insgeheim genehm war. Kleist war mit seiner Schaar in Böhmen bis Saatz eingedrungen, und mit Gefangenen und Beute zurückgekehrt. Jetzt ließ der König ihn mit 6000 Mann in Franken einbrechen, wo er so großen Schrecken verbreitete, daß der Reichstag zu Regensburg den preußischen Bevollmächtigten von Plotho um Schutz anrief, und die angesehensten Reichsstände nicht zögerten, ihre Gesuche um Frieden einzureichen. Mit Oesterreich war inzwischen ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, während dessen Friedrich am 3. Dezember einen Besuch in Gotha machte. Eingedenk der früheren Waffenthat, durch welche Seydlitz auf diesem Schauplatz das glänzende Vorspiel der Schlacht von Roßbach geliefert hatte, wählte der König vorzugsweise ihn zum Begleiter dorthin, und das günstigste und zufriedenste Vernehmen erwies sich hiedurch ungetrübt. Am 15. Februar 1763 kam der Friedensvertrag auf dem Jagdschlosse Hubertusburg endlich zu Stande, und die Heere kehrten aus den Feldlagern in die heimathlichen Standorte zurück.

Aber nicht allen preußischen Kriegern, welche siegreich aus dem Felde kamen, war eine frohe Heimkehr zugedacht. Friedrich hatte neben den alten Stammtruppen seines Heeres im Laufe des Krieges eine beträchtliche Anzahl sogenannter Freischaaren zugelassen, welche von einzelnen unternehmenden Offizieren errichtet wurden, und hauptsächlich auf deren persönlichem Verdienst und Glück beruhten. Diese Freibataillone und Freiregimenter, theils Fußvolk, theils Reiterei, hatten im Kriege vortreffliche Dienste geleistet, sich durch die größte Tapferkeit hervorgethan, und in den letzten Feldzügen nicht wenig zu den Erfolgen beigetragen, durch welche die preußische Sache in Augenblicken der größten Noth und Gefahr noch

immer glücklich gerettet worden. Dennoch mußten diese Freischaaren, da im Frieden eine beträchtliche Verminderung des Heeres nöthig wurde, gleich die ersten Truppen sein, zu deren Auflösung geschritten wurde. Die Mannschaft wurde theils untergesteckt, theils entlassen, die Offiziere fast insgesammt verabschiedet. Diese tapfern Kriegsleute wollten verzweifeln, als man ihnen ihr Loos ankündigte; der Frieden nahm ihnen Unterhalt und Stand, schnitt sie von der Vergangenheit wie von jeder Hoffnung ab. Seydlitz war mit den nach Schlesien bestimmten Truppen kaum dort angelangt, als ihm die Abdankung der Freiregimenter zu Pferde aufgetragen wurde. Er suchte das harte Geschäft durch möglichste Schonung zu mildern, allein die Sache selbst regte den bittersten Unmuth auf; es entstand eine Meuterei, die Gemeinen wollten zusammenbleiben, und sich der Auflösung widersetzen. Dies Vergehen wider die Kriegszucht mußte rasch unterdrückt werden. Seydlitz sprengte sogleich dahin, wo die Meuterer am gedrängtesten laut wurden, riß die Pistolen hervor, und wollte eben den kecken Führer des Aufruhrs niederschießen, als ihm sein Adjutant Rittmeister von Tschirske, dem er großes Vertrauen und Ansehen einräumte, den Arm hemmte, und ihm sagte: „Wenn es geschehen soll, so lassen Ew. Exzellenz mich es thun!“ durch welches mahnende Wort Seydlitz seinen Zorn glücklich bemeistern ließ, und einer Uebereilung auswich, durch die nur noch mehr Unheil und Verwirrung entstehen konnte. Die Auflösung ging darauf ohne Blutvergießen von Statten, und Seydlitz bemühte sich, das Schicksal der davon Getroffenen wenigstens auf alle Weise zu erleichtern; die besten Offiziere suchte er in beibehaltenen Regimentern unterzubringen, in sein eigenes Kürassierregiment nahm er drei derselben auf, unter welchen der Lieutenant von Blankenburg, den er zu seinem ersten Generaladjutanten machte; für Andere wurden anderweitige Versorgungen ermittelt.

In Ohlau, dem Stabsquartiere seines Regimentes, nahm Seydlitz ganz die frühere Lebensweise wieder auf, und nur der Umfang und die Bedeutung seines Verhältnisses waren verändert, und erstreckten sich, da der König ihm bald nach

dem Frieden das neuerrichtete Amt eines Generalinspekteurs der in Schlesien stehenden Reiterei übertrug, durch die ganze Provinz. Doch für den Augenschein mochte sich hieraus wenig Unterschied ergeben; zunächst auf sein Regiment angewiesen, und in diesem wieder auf die Schwadron, welche in Ohlau stand, und deren Haltung, Dienst, Exerziren und sonstiges Verhältniß ihn täglich unmittelbar ansprechen und beschäftigen mußte, — wie ja der König selbst einen solchen persönlichen Bezug zu seinem ersten Bataillon Garde in Potsdam besonders festhielt und täglich ausübte, — war der General in dieser Hinsicht nicht viel anders, als ein Major, der auch in seinem Bereiche fast mit gleicher Macht und Selbstständigkeit schaltete. Der Einfluß aber, welchen Seydlitz auch schon durch sein bloßes Beispiel, als ruhmvoller Kriegsheld und vollkommener Meister und Führer alles Reiterwesens, auszuüben berufen war, mußte allerdings durch die ihm übertragene Generalinspektion ungemein gehoben und gekräftigt werden. Ihm war durch dieses Amt, welches eigentlich zwei Inspektionen, die oberschlesische und die niederschlesische, zusammenfaßte, die Aufsicht über 20 Schwadronen Kürassiere, 10 Schwadronen Dragoner und 40 Schwadronen Husaren verliehen. Jedoch war dieses Verhältniß im Anfange weniger auf die Zwecke kriegerischer Thätigkeit, als auf die Vortheile gleichmäßiger und haushälterischer Verwaltung gerichtet. Der König wünschte nach dem zerstörenden Kriege dem Ackerbau und dem Gewerbfleiße bei seinen Unterthanen möglichst aufzuhelfen, und daher ihre Kraft und Zeit für den Kriegsdienst weniger in Anspruch zu nehmen; daher mußte die Zahl der Ausländer im Heere vermehrt werden. Hiezu fand er neue Einrichtungen erforderlich, indem er weder die Anwerbung der Leute noch die innere Wirthschaft in Betreff der Verpflegung den Regimentern wie bisher überlassen wollte. In diesen Angelegenheiten sollte strenge Aufsicht und genaue Gleichförmigkeit Statt finden. Diese Neuerungen erregten großes Mißvergnügen, indem nicht nur der Nutzen und das Ansehen vieler Betheiligten dadurch gekränkt, sondern auch manche Fürsorge und Thätigkeit geschwächt wurde, welche bisher dem Ganzen ersprießlich gewesen, in den neuen Ver-

hältnissen aber auf die frühere Weise nicht zu fordern war. Seydlitz machte dem Könige hierüber die triftigsten Vorstellungen, die sich aber dem höheren Zwecke unterordnen mußten, und er kam sodann in den Fall, als Generalinspekteur diese Neuerungen theils einführen zu helfen, theils auf ihre strenge Befolgung zu sehen. Sein neues Amt aber war selbst eine Neuerung, welche den Inhabern der Regimenter sehr mißfiel, ja gegen die Ehre derselben zu verstoßen schien. Alte verdiente Generale, welche bisher in unmittelbarem Bezuge zu dem Könige gestanden, von ihm ihre Befehle zu empfangen, ihm ihre Rechenschaft abzulegen hatten, sollten jetzt diesen mit vollem Rechte höchst wichtig erachteten Verkehr durch einen vielleicht jüngeren Kammeraden vermittelt sehen, sich von dem Könige gleichsam getrennt und einer Zwischenbehörde zugewiesen finden, für welche nicht immer Achtung und Vertrauen bereit sein konnten. Manche Generale widersprachen laut der neuen Anordnung, und suchten sich ihr zu entziehen, oder die Wirksamkeit derselben zu hemmen und zu erschweren. Seydlitz freilich, nachdem er einmal auf die Sache eingegangen, wenn schon vorher bedenklich und abrathend, war nicht der Mann, der die Befugnisse seines Amtes hätte willkürlich beschränken lassen; ihn leitete kein selbstischer Eigensinn, aber durfte ihn auch nicht hindern; von den Höchsten wie von den Geringsten erzwang er die ihm gebührende Ehrerbietung und Folgsamkeit unfehlbar. Ihn unterstützte hiebei vor Andern sein anerkanntes Verdienst, sein Ruhm als Feldherr und der Glanz seiner Person; allein nicht minder das allgemeine in seinen ernsten Willen für das Rechte und Richtige gesetzte Vertrauen.

Besonders war seine Reinheit von allem Eigennutz eine sittliche Stärke, welche diesen bei jedem Zusammentreffen siegend niederschlug. Er hatte sich während des ganzen Krieges in diesem Betreff vollkommen unbefleckt erhalten. Der Gelegenheiten sich zu bereichern waren ihm viele dargeboten, andere konnte er leicht herbeiführen; er verschmähte sie aber nicht nur für sich, sondern auch im Allgemeinen zeigte er gegen alle Bedrückungen, Lieferungen und Kriegssteuern, welche die feindlichen Lande treffen mußten, einen solchen

Widerwillen, daß der König niemals ihn mit Beitreibungen solcher Art beauftragen mochte. Von ihm wäre im ähnlichen Falle dieselbe hartnäckige Weigerung zu erwarten gewesen, durch welche der General von Saldern die ihm vom Könige befohlene Aufräumung des Jagdschlosses Hubertusburg, wobei er sich selber auch bedenken sollte, geradezu von sich wies. Seinen Truppen ebenfalls untersagte er alle Gewaltthaten und Plündereien, und so sehr besonders bei der leichten Reiterei die Kriegsbeute zum Anreiz der Kühnheit und Tapferkeit dienen durfte, so streng wachte er darauf, und machte es zum Ehrenpunkte selbst für den gemeinen Reiter, daß nur die dem Feinde und zwar durch Kampf abgenommene Beute des Kriegers würdig sei. In dieser Denkart stimmte er besonders mit dem Prinzen Heinrich überein, der zwar genöthigt war, mit seinem Heere größtentheils auf Kosten der sächsischen Lande zu leben, und bei den Entsendungen nach Böhmen und Franken viele Brandschatzungen und Plünderungen mußte geschehen lassen, deren Ertrag großentheils dem Allgemeinen entzogen blieb, allein bei jeder Gelegenheit erklärte der edle Prinz seinen Abscheu gegen diese Handlungsweise, und als nach der Schlacht von Freiberg die aus Schlesien von dem Fürsten von Neuwied herbeigeführten preußischen Verstärkungstruppen anlangten, welche auf ihrem Marsche durch Sachsen überall schlecht gehaust und ihren Weg durch die größten Ausschweifungen bezeichnet hatten, empfing er den General und die Offiziere mit der strengen Anrede, ihr Zug sei dem von Räuber- und Diebsbanden, nicht aber dem einer Kriegsschaar gleich gewesen. Nicht alle Truppenführer damals im preußischen Heere, aber viele seiner ersten Generale waren dieser würdigen Gesinnung, die dem Kriegerstande keinen andern Gewinn zugesteht als den Ruhm, welchen die That, und die Belohnung, welche der Fürst verleiht; schöner aber hat diese Gesinnung sich selten bewährt als in Keith, der ganz Böhmen gebrandschatzt hatte und bei seinem Heldentode im nächstfolgenden Jahre kaum 70 Dukaten hinterließ, und in Seydlitz, dem ähnliche Gelegenheit reichlich geboten war, und an dessen Namen in Betreff der Uneigennützigkeit und Großmuth niemals ein Zweifel gehaftet

hat. Daß Seydlitz seinen Vermögensumständen keine Sorge widmete, wußte der König zu gut und sicher, um nicht selbst einen Theil dieser Sorgen zu übernehmen. Noch während des Krieges hatte er ihn zum Drost von Blotho ernannt, womit ein jährliches Einkommen verbunden war. Auch empfing Seydlitz, gleich anderen Generalen, deren Verdienst bei dem Könige Anerkennung und Gunst erlangt hatte, von Zeit zu Zeit bei gelegenen Anlässen kleine Geldgeschenke. Späterhin belief sich das Diensteinkommen, welches er als General, als Inhaber eines Regiments und als Inspekteur der Reiterei bezog, auf ungefähr 15,000 Thaler jährlich, und diese Summe war gewiß hinlänglich, um davon jeden seiner Lage nöthigen Aufwand und wünschenswerthen Glanz reichlich zu bestreiten. Allein der König wollte noch mehr für ihn thun, und als Seydlitz das Gut Minkowsky bei Namslau mit seinen großen der Jagdlust besonders günstigen Forsten ankaufte, und daselbst ein Schloß erbaute, schenkte der König ihm dazu 20,000 Thaler. Auch erlaubte er ihm, zur bessern Benutzung der zu dem Gute gehörigen Waldung, das darin geschlagene Holz auf dem Königlichen Flößbach unentgeldlich abzuschwemmen.

Wie unter dem alten Dessauer die kleine Wiese bei Halle der Lehrboden des preußischen Fußvolks geworden war, so wurde jetzt Ohlau die Pflanzschule der preußischen Reiterei. Sein eigenes Regiment erhob sich als das Vorbild aller anderen. Von der geringsten Uebung der Waffen, dem kleinsten Anfange des Reitens, bis zu dem vollständigsten Felddienste und den wichtigsten Ausführungen im Großen, war alles von ihm streng angeordnet, genau beaufsichtigt, in folgerichtigem Zusammenhang erhalten. Das ganze Regiment, Gemeine und Offiziere, ritt in gleichmäßiger Weise, nach einer und derselben Vorschrift, rasch, leicht, gewandt, mit größter Kühnheit und Sicherheit. In der heftigsten Bewegung mußte der einzelne Reiter und ganze Schwadronen die vollkommenste Gewalt über sich haben, jedem Winke des Befehls augenblicklich folgen können, den vollen Ungestüm der Rosse loszulassen und zu beherrschen wissen. Die Verwegenheit des Reiters wurde bis zur Tollkühnheit getrieben, und

kein Unglücksfall geachtet. Die Einweihung der Neulinge geschah durch harte Prüfungen. Kam ein rüstiger Bursche als Rekrut, oder trat ein derber Junker ein, — denn unansehnliche und schwache fanden gar nicht Aufnahme, — so wurden sie auf ungezähmte Pferde gesetzt und mit diesen im Dahinrennen über Stock und Stein dem Schicksal Preis gegeben; wer den Hals brach oder sonst zu Schaden kam, von dem war weiter nicht die Rede; wer diese erste wilde Probe bestand, und sitzfest und unverzagt blieb, der wurde zu geregelteren zugelassen. Hieraus ergab sich bald, daß im Regimente, und besonders in der ersten Schwadron, nur die erlesensten, muthigsten Reiter zu sehen waren, und jeder Gemeine im stolzen Bewußtsein seines Werthes die Art und das Ansehen eines Offiziers hatte, dem Offizierkorps aber kein anderes zu vergleichen war. Wie weit der Meister seine Jünger in kriegerischen Kunstübungen gebracht, zeigt folgendes Beispiel, dem fast jeder Tag ähnliche zur Seite stellen konnte. Der König hatte eine Anzahl Reiteroffiziere der märkischen Inspektion nach Ohlau geschickt, um Seydlitzens Exerzirart sich anzueignen. Der General ließ erst sie ihre Künste darthun, und gab ihnen eine Schwadron zu exerziren, allein es ging schlecht, und er endete den Versuch alsbald, indem er ihnen zugleich ankündigte, am anderen Tage wolle er ihnen zeigen, wie Reiterei exerziren müsse. Er führte seine Leibschwadron persönlich an, und hatte ihr für diesen Tag seine besten Offiziere zugetheilt. Die Schwadron hielt auf dem Markte, dort wurde das Gewehr aufgenommen, dann zu Dreien rechts abgebrochen, und im Trabe auf den Exerzirplatz marschirt. Hier wurden alle möglichen Uebungen im schnellsten Tempo durchgemacht, und darauf im Trabe wieder abgezogen. Anstatt aber gleich in die Stadt zurückzukehren, führte Seydlitz seine Reiter in den Ohlaufluß hinein, ließ im Wasser die Schwadronen formiren, dann wieder zu Dreien abbrechen und so zum Marktplatze reiten, wo in Zügen aufmarschirt und mit diesen dann wieder in der Art eingeschwenkt wurde, daß der vierte und dritte Zug zwischen das Rathhaus und die linke Häuserreihe, der zweite Zug zwischen Rathhaus und Hauptwacht, und der erste Zug

zwischen diese und die rechte Häuserreihe zu stehen kam. Nun ließ er in gestrecktem Laufe die Schwadronen formiren, vorrücken, und als er Halt rief, stand die Schwadron geschlossen und gerichtet vor seinem Quartier. Die fremden Offiziere staunten und bewunderten; solche Schnelligkeit und Meisterschaft war nie gesehen worden, jede Bewegung war vollständig gelungen. Da lächelte Seydlitz vergnügt, und sagte: „Meine Herren, ich habe ihnen zeigen wollen, was Reiterei zu leisten vermag, wenn Fleiß und guter Wille da ist." Er dankte seinen Offizieren für ihre Aufmerksamkeit, und gab den Küraſſieren zur Belohnung einen Ball, bei welchem es an keinerlei Bewirthung fehlen durfte.

Die schönsten und tüchtigsten Jünglinge aus den vornehmsten Häusern des In- und Auslandes drängten sich zu diesem Regiment, und da die beschränkte Zahl der Offizierstellen für die Menge nicht ausreichte, so mußten viele sich begnügen, nur als Freiwillige einzutreten. Die jungen Edelleute, reich ausgestattet, kraftvoll und eifrig, wetteiferten in strengen Leistungen, die leicht wieder zu einer Art Ueppigkeit wurden; der Ruhm, die schönsten Pferde zu haben, stellte sich neben den, sie am kühnsten und geschicktesten zu gebrauchen, der Glanz und Schmuck einnehmender Erscheinung neben den ehrbaren Stolz kriegerischer Haltung. Der mäßigende Zügel, welchen der Krieg durch seine Gefahren und Zwecke dem Uebermuth auferlegt, fehlt im Frieden, und dieselben Kräfte, welche dort die vortrefflichsten sind, werden hier oft als die tadelnswürdigsten erscheinen müssen; Auszeichnung und Vorzug werden auch in eitlem Prunk, in stutzerhafter Uebertreibung, in wilder Ausgelassenheit gesucht. Die Offiziere von Seydlitz blieben in dieser Art nicht zurück, allein entgingen auch hiebei harter Strenge nicht, die sie zum Theil freiwillig übernahmen. Da man auf knappe, enganliegende Bekleidung hielt, so wurde keine Pein gescheut, um sich in diese einzuzwängen. Die Uebertreibung wird durch die Sage bezeichnet, welche scherzhaft-spöttisch erzählt, daß die Seydlitz'schen Offiziere, um ihre ledernen Beinkleider anziehen zu können, in die naß aufgehängten hineinsteigen, und dann darin hängend stundenlang abwarten mußten, bis sie völlig in

diese Behautung hinabgesunken waren, die dann freilich, nachdem sie auf dem lebenden Körper trocken geworden, diesem wie angegossen war, und jede schöne und kraftvolle Form zeigte. Wir geben die Sage, wie sie noch umgeht, und lassen dahingestellt, ob ein oder mehrere Beispiele solchen Verfahrens jemals vorgekommen. Daß in Ohlau nicht alles Stutzerhafte vermieden, sondern durch Seydlitz manches der Art geduldet, ja sogar veranlaßt worden, ist aus mancherlei Nachrichten, wie auch aus seinem Karakter, mit Grund anzunehmen.

Diese leichtfertige Rüstigkeit erstreckte sich aber nicht nur auf unwesentliches Aeußere, sondern wurde nicht minder in ernstlicheren Beziehungen verspürt. Des Generals eigner Hang begünstigte gegen seine Absicht Anordnungen, die dann ihn selber hart betrafen. Er führte von seinem großen Einkommen einen reichlichen Haushalt, bewirthete gern seine Offiziere, und fremde Gäste durften jederzeit einsprechen. Seine Gattin liebte muntern Umgang, gesellige Lustbarkeit und zerstreuungsvollen Wechsel. Er selber mag, um vorübergehender Neigungen willen, die ihn augenblicklich anzogen, die häuslichen Verhältnisse mehr als billig verabsäumt, und scheint von kleinen Uebelständen, deren Erörterung auch ihm empfindlich geworden wäre, gern hinweggesehen zu haben. Den Gesellschaften, welche sich bei seiner Frau versammelten, entzog er sich bald nach der ersten Begrüßung; an den Konzerten, Spazirfahrten und Festlichkeiten, welche sie mit der jüngern Welt genoß, nahm er keinen Theil, sondern ritt lieber in's freie Feld, auf die Jagd, oder saß auf seinem Zimmer, wo er Taback rauchte, und des Gesprächs leicht entbehrte, oder genug hatte, wenn es mit einem Tabacksgenossen dann und wann ein Wort zu wechseln gab. So geschah es, daß die leichtsinnige Frau den Umgang jüngerer Offiziere, der sich ihr so bequem darbot, bald sehr angenehm fand, und da sie gleicher Sinnesart begegnete, und jeder Strebende, wie in andrem Ruhme, so auch in dem der Liebesabentheuer, sich ein Seydlitz zu sein wünschte, so konnte es an ärgerlichen Vorgängen nicht mangeln, wobei die Ehre des Generals zu leiden hatte. Das Aergerniß dieser Aufführung wurde zuletzt so öffentlich, daß eine Scheidung erfolgen mußte, nachdem

die Ehe kaum vier Jahre gedauert. Frau von Seydlitz begab sich nach Berlin, zwei Töchter, welche sie geboren hatte, blieben bei dem Vater, der sich indeß wenig um sie bekümmern konnte, und ein so geringes Vertrauen in ihre Zukunft setzte, daß er an dem Morgen selbst, da die Mutter abreiste, und die ältere Tochter heftig weinte, weil ihre Berliner Porzellantasse mit eingepackt worden, und nur eine von Fayence für sie hingestellt war, die ihm berichtete Klage mit den Worten abfertigte: „Das ist dummes Zeug! wer weiß, ob sie nicht noch einmal froh ist, wenn sie nur aus einer Plätsche von Bunzlauer Thon noch frühstücken kann!" Das häusliche Mißgeschick wurde von Seydlitz gleichgültig ertragen, und leicht vergessen; doch vermehrte dasselbe seine Abneigung gegen geräuschvolle Gesellschaft und gegen das Leben in der Hauptstadt und am Hofe; er zog sich nur um so lieber in seine soldatische Abgeschlossenheit zurück, deren scheinbare Langweile für seinen Geschmack noch Reiz und Anmuth genug einhüllte. Die Umgegend gewährte seiner Leidenschaft zur Jagd reiche Gelegenheit, und auch die fehlte nicht, welche seinem guten Glücke bei Frauen förderlich sein konnte. In Betreff des letztern war er selber nicht sehr schwierig, und suchte weder Feinheit noch Eleganz; ihn reizte ein volles frisches Aeußere, ein zierlich weißgekleideter Fuß; derbe Natur und einfacher Sinn genügten ihm.

Die kühnen Reiterübungen, welche Seydlitz auch für seine Person fortsetzte, und bei denen er selber alles wagte und ausführte, was er seinen Untergebenen zu leisten auferlegte, liefen nicht immer glücklich für ihn ab. Er hatte im Jahre 1765 bei Lissa, wo der König Truppenschau hielt, den Unfall mit dem Pferde so gefährlich zu stürzen, daß er im ersten Augenblicke für todt gehalten wurde, und längere Zeit ohne Bewußtsein blieb. Der König kam schleunigst herbei, stieg vom Pferde, und freute sich der Nachricht, daß wieder Lebenszeichen sichtbar würden, er ließ seinen eigenen Wagen aus dem Hauptquartier herbeischaffen, und sandte einen Pagen nach Breslau, um den berühmtesten Arzt von dort zu holen. Als der Zustand wieder Hoffnung gab, aber dennoch mit Gefahr verbunden blieb, und Seydlitz zwar aufblickte, jedoch nicht

sogleich die Sprache wiederfinden konnte, wurde der König so gerührt, daß er sich wegwenden mußte. Er fand sich sodann jeden Tag, den er noch hier verweilte, persönlich zur Nachfrage ein, wie es dem Kranken ergehe, besprach mit den Aerzten umständlich die Bedeutung des Falles und die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Mittel, und empfahl, als er wegreisen mußte, noch scheidend die fürsorglichste Behandlung. Seydlitz genas bald wieder, ließ aber durch seinen Unfall sich nicht abschrecken, sondern trieb sein verwegenes Reiten nach wie vor. Er wiederholte sogar die Wagstücke seiner Jugend, und ritt als General, wie sonst als Page, zwischen umlaufenden Windmühlenflügeln durch; sein Gefolge that es ihm dann sogleich nach. Einst traf er in der Gegend von Ohlau beim Spazirenreiten auf eine Halbkutsche, die sehr langsam im Sande hinfuhr, ein Landprediger und dessen Frau saßen darin; Seydlitz betrachtete das Fuhrwerk, dessen Vordertheil sehr gestreckt war, und also zwischen Kasten und Kutscherbock einen ziemlichen Raum gab; der muntre Reiter besinnt sich nicht, giebt seinem Pferde die Sporen, und setzt über den Wagen hinaus, alle seine Begleiter ebenso hinter ihm drein, zum großen Schrecken der darin Sitzenden, die aber ganz unbeschädigt blieben. Wer sich selbst in dieser Art nicht schonte, von dem war auch für Andre keine zarte Besorgniß zu erwarten. Jeder Gefahr zu Pferde mußte der entschlossene Reiter unverzagt entgegensehen, und nur sie zu überwinden streben, nicht aber sie vermeiden. Die Unglücksfälle häuften sich, allein Seydlitz achtete ihrer nicht, sondern hielt sie für Opfer, die der Kriegsdienst auch dem Frieden auferlege. Als der König ihn einmal fragte: „Seydlitz, wie kommt es, daß bei Seinem Regimente so viele Leute den Hals brechen?“ antwortete er: „Ew. Majestät dürfen nur befehlen, und es soll nicht wieder kommen, aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet.“ Die Ministerin von Schlabrendorf, welche ihre Angst nicht verhehlte, daß ihr Sohn durch das tolle Reiten, von dem sie mit Entsetzen hörte, ein Unglück nehmen könnte, tröstete er auf andere Weise: „Ihro Excellenz können ruhig sein, sagte er, einen Kornet und eine Katze kann man vom Thurme herab-

werfen, sie brechen nicht gleich den Hals." Die Jagd gab noch besondern Anlaß zu mannigfachen Fährlichkeiten, denen sich niemand ohne Schande entziehen durfte; den jüngern Offizieren war es so reizend als ehrenvoll, daran Theil zu nehmen; nächst schönen Pferden hielt man gute Jagdhunde in hohem Werth; die des Generals waren so abgerichtet, daß sie auf's Pferd apportirten. Im Schießen mit der Büchse und mit Pistolen, worin Seydlitz sowohl zu Fuß als zu Pferde die größte Fertigkeit hatte, wurde gleicherweise vieles gewagt, das Leben in die Geschicklichkeit der eignen oder fremden Hand gesetzt; es wird versichert, Seydlitz sei eben so erbötig gewesen, einem guten Schützen einen Thaler als Zielscheibe zwischen den Fingern hinzuhalten, als selber darauf zu schießen. Dem Glöckner in Ohlau, der eine kleine am Rathhause hängende Glocke täglich dreimal läuten mußte, schoß er von seinem Fenster aus nicht selten den Strick entzwei; Thonpfeifen, in die Erde gesteckt, pflegte er zu kleinen Stücken nach und nach abzuschießen.

Ueber die Art, wie Seydlitz den Dienst behandelte, geben folgende Regiments- und Inspektionsbefehle, die von ihm ausgegangen sind, ein noch glücklich aufgefundenes, den meisten Lesern gewiß willkommnes Zeugniß. Am 20. Januar 1766 erließ er nachstehende Ermahnung: „Alle Kommando's sollen von den Chefs der Kompanieen genau durchgesehen werden, ob so gesattelt, gepackt, gezäumt, und die Bügel so geschnallt sind, wie es im Regiment üblich ist. Da ich wahrnahm, daß schon wieder viele Leute zu kurz reiten, so muß durchgängig darauf gesehen werden, daß die Bügel so lang, daß die Leute auf dem Sattel nicht wie auf einem Polsterstuhl sitzen, sondern die Füße beinah gerade herunter haben. Aufgeschweift soll niemals werden, als bei sehr kothigem Wetter. Bei jedem neuen Licht sollen die Schweife verschnitten werden, und darauf gesehen, daß sie nicht durch Kämmen oder anderes ungeschicktes Reinmachen ruinirt werden. Die Rekruten sollen nicht eher auf die Pferde gebracht werden, bis sie zu Fuß fleißig ausgearbeitet sind, und nicht eher mit dem Karabiner exerziren, bis sie so stehen und marschiren können, wie es sein soll. Wenn sie anfangen reiten zu lernen, soll solches so

lange ohne Bügel geschehen, bis sie eine untadelhafte Positur haben. Ueberhaupt wird nochmals erinnert, daß die Herren Offiziers sich alle mögliche Mühe geben, den Bauer aus dem Gemeinen und Unteroffizier zu bringen, und selbigen soviel Ambition als möglich einprägen, indem man nicht eher einen Reiter vor einen ausgearbeiteten Soldaten passiren lassen kann, bis er außer dem Gewehr und ohne die Gegenwart seines Offiziers wie ein rechtschaffener ordentlicher Mensch aussieht. Die Herren Offiziers werden sich bemühen, ihre Leute gänzlich ausgearbeitet zu haben, ehe das Frühjahr anfängt, damit alsdann gleich eine jede Garnison in Einem Gliede zusammen exerziren und marschiren kann, und daß nicht mit dem, was in der Garnison schon hätte fertig sein sollen, erst der Anfang gemacht werden muß, wenn das Regiment zusammenkommt, wie im vorigen Jahr." Diese Sorge, daß der Soldat durch sein Aeußeres als solcher unter allen Umständen erkennbar und ausgezeichnet sei, erfüllte den General in dieser Zeit sehr lebhaft, denn gleich am folgenden Tage hieß es abermals: „Da ich von Zeit zu Zeit Beurlaubte sehe, die durch nichts von Bauern unterschieden werden, als daß sie einige wenige Montirungsstücke von der Königlichen Montirung anhaben, und die so unwissend sind, daß sie nicht einmal den Namen ihres Kompaniechefs angeben können, so bin ich gezwungen, die Herren Chefs der Regimenter hiedurch zu erinnern, ihre unterhabenden Regimenter sowohl selbst zu revidiren, als auch durch die Stabsoffiziere den Königlichen Befehlen gemäß von Zeit zu Zeit bereisen zu lassen, und nachzusehen, ob nicht einige von denen Herren Rittmeisters vielleicht alles beurlauben, was nur auf Urlaub gehen will, wovon denn nothwendigerweise die Folge wäre, daß nach so langem Frieden sich Leute bei denen Eskadrons finden würden, die bei einmal entstehendem Marsch nicht die geringste Kenntniß von ihrer Schuldigkeit gegen den Feind hätten. Die Herren Stabsoffiziere und Kommandeurs werden sich also bemühen, und ihre untergebenen Offiziers dazu anhalten, daß sie ihre Leute ausarbeiten, einen zu der Eskadron kommenden Rekruten nicht sogleich beurlauben, sondern ihn erst zum Soldaten machen, weil sonst bei entstehender Aug-

mentation die Regimenter stark an Köpfen, an brauchbaren Leuten schwach sein würden. Die Beurlaubten sollen alle Monat durch einen Unteroffizier revidirt werden, und muß der hiezu Kommandirte nicht nach der Tour, sondern ein verständiger Mensch genommen werden, der den Leuten sagen kann, wie sie sich auf Urlaub als Soldaten zu konduisiren haben. Denen Herren Stabsoffiziers wird es von Alters bekannt sein, wie des Königs Wille ist, und wie es auch allemal sonst in der preußischen Armee der Brauch gewesen, daß ein Beurlaubter, des Sonntags und wenn er nicht in Arbeit, derselbe nicht anders als in kompletter Montirung und mit Seitengewehr sich in Städten und Garnisonen hat dürfen sehen lassen. Ein jeder kommandirende Offizier in der Garnison, wo er steht, wird darauf halten, daß dieser Ordre gehörig nachgelebt wird, und daß die Reiter, Dragoner und Husaren von denen in Schlesien stehenden Regimentern, in ihren respektiven Garnisonen, des Sonntags, und wenn sie außer in Arbeit zu sein hereinkommen, nicht in einem der preußischen Armee so despektirlichen Aufzug sich sehen lassen. Ich bin versichert, daß, da mein unterhabendes Regiment bisher des Königs Zufriedenheit erworben, es auch selbige zu konserviren, und das Vorstehende auf das genaueste zu observiren, bemüht sein wird."

Merkwürdig durch die Genauigkeit, und man könnte fast sagen Naivetät seiner Bestimmungen, ist auch ein späteres Befehlschreiben an den Major von Minkwitz in Strehlen, welches also lautet: „Ew. Hochwohlgeboren werden die Güte haben, das Regiment zu bereisen, und Nachstehendes in Erfüllung zu setzen. Ein jeder Offizier vom Ersten bis zum Letzten soll sich in die Umstände setzen, daß er zum etwa einmal sich ereignen könnenden Marsch bis auf die Packpferde alles in gehöriger Bereitschaft habe, und werden Ew. Hochwohlgeboren sich bei denen Subalterns die Packsättel und Zubehör vorzeigen lassen, und mir anzeigen, bei welchem es nicht in gehörigen Umständen. Vom 1. April an soll kein Offizier meines Regiments in und außer dem Dienst andere Stiefeln als Montirungsstiefeln mit Stülpen tragen, deßgleichen soll ein jeder Offizier den 1. Mai einen Sürtoutrock

haben, mit weißer Serge gefüttert, von der Weite, daß er ihn über das Kollet ziehen kann; Knöpfe, Aufschläge, Kragen, alles accurat so, wie ich mir einen bei dem Schneider Lange habe machen lassen. Zwischen Futter und Tuch kann sich ein jeder etwa Flanell, Frieß, oder was er will, setzen lassen, das Aeußere aber, und was zu sehen ist, muß gänzlich egal sein bei einem wie bei dem andern; indem ich das Differente im Regiment vom Ersten bis zum Letzten absolument nicht ferner statuiren werde, weil ich sehe, daß bei fernerer Nachsicht das Regiment so scheckig werden wird, als wie es sich vor ein preußisches Regiment nicht schickt. Außer diesem befehle ich ferner, daß bei Wachen, Exerziren und allem andern Dienst die Offiziere eiserne Sporen haben, und die silbernen bis auf weitere Ordre nur zur Revue bleiben sollen. Der Herr Obristwachtmeister werden den Chefs der Kompanieen sagen, daß sie vorzüglich dafür sorgen sollen, daß die Sattelbäume, in denen Kompanieen sowohl, als von der Augmentation, von der Art seien, daß nicht auf dem ersten Marsch, schon viele brechen, und das Regiment gedrückte Pferde bekommt, deßgleichen, daß Karabiner und Pistolen in solchem Stande, daß ohne einen besondern Zufall ein jedes Stück gewiß losgeht; alles dieses versteht sich von der Augmentation so gut als wie von der Kompanie. Ich werde im Frühjahr ohnvermuthet die Garnisons bereisen, Sättel und Gewehre besehen, und von demjenigen Chef der Kompanie einen schlechten Begriff haben, der die essentiellsten Sachen negligirt. Unter diese essentiellen Sachen gehören diejenigen Decken mit, so die Pistolenhalfter zudecken, und daß solche in der Art seien, daß die Pistolen vom Regen nicht naß werden. Die Proviantwagen, Geschirre, und alles was dazu erforderlich, werden der Herr Obristwachtmeister gleichfalls sich vorzeigen lassen, und mir melden, wo Sie es nicht in denen Umständen finden, daß es alle Augenblicke gebraucht werden kann. Vor ein paar Jahren habe ich schon befohlen, daß meine Ordres jeder Offizier wissen soll, ich wiederhole solches nochmalen; sie haben die Ehre des Regiments und des Königs Dienst zum Grunde, und da ich die Ehre habe, größtentheils Leute von einer wahren Ambition zu kommandiren, so hoffe, daß ein

jeder in seinem Fach sich bemühen wird, um dasjenige zu bewirken, was zur Erhaltung der alten Reputation des Regiments nöthig ist."

Zum Beschlusse möge hier noch stehen, was Seydlitz nach der letzten Truppenschau, der er beigewohnt, in dieser Art ergehen ließ: „Da ich bei der letzten Revue — so beginnt der Befehl — einige Flanquers gesehen, die ihre Sache ziemlich mit der Adresse machen, wie ein schlesischer Bauer, wenn er als Hochzeitbitter seine Pistolen abfeuert, und ich daher glauben muß, daß die Königlichen Ordres, nach welchen Kürassiers, Dragoner und Husaren, einzeln Mann vor Mann ausgearbeitet werden sollen, und wie ihnen der Gebrauch des Karabiners, der Pistolen und Degens gewiesen werden muß, von Einigen vergessen, von Andern vielleicht nicht einmal gelesen, so wiederhole es ernstlich nochmals, daß alle Ordres, die in dieser Art an die Regimenter kommen, einem jeden Offizier bekannt gemacht werden sollen und müssen, und daß die Herren Stabsoffiziere sich bei Bereisung der Regimenter genau erkundigen, ob solches befolgt worden. Es ist des Königs Wille, daß kein gesund Pferd zwei Tage im Stall stehen soll, und daß beständig darauf gedacht werde, wie man den Soldaten adroiter und gewisser in dem Gebrauch seines Pferdes und Waffen mache. Ich ersuche demnach alle Stabsoffiziere, diejenige Einrichtung im Regiment zu machen, daß beständig an der Verbesserung desselben gearbeitet werde, und daß die jungen Offiziers nicht so entsetzlich unbeholfen wie bisher bei denen Evolutions seien, die ohnvorhergesagt exerzirt werden müssen. Ein jeder Kommandeur wird an mich durch Ordonnanz alle vierzehn Tage einen Rapport schicken, was im Regiment in denen verflossenen vierzehn Tagen in jeder Garnison zur Erreichung Seiner Majestät Willens gemacht worden."

Aus der Schilderung des Karakters und Lebens unsres Helden, welche der Hauptmann von Blankenburg entworfen, fügen wir den eben mitgetheilten Besonderheiten den allgemeineren Umriß hinzu, in welchem dieser achtbare Vorgänger, dessen eignen Worten hier der Raum nicht fehlen soll, die erwähnten Bezüge zusammenfaßt. Er sagt: „Die Art mit

welcher Seydlitz die Regimenter behandelte, die Nachsicht und Schonung, mit welcher er ihre Fehler rügte und ihre Mängel und Unvollkommenheiten bemerkte, erweckte denn so sehr ihren guten Willen, solchen selbst abzuhelfen, als die Einsicht, mit welcher er ihnen die Ursachen davon, und die Mittel zu ihrer Verbesserung zeigte, sie in den Stand setzte, ihnen abhelfen zu können. Die Uebungen, welche er bei Bereisung einzelner Schwadronen und ganzer Regimenter machen ließ, enthielten gleichsam die Keime der Vollkommenheit aller militairischen Uebungen, und öffneten gleichsam den Verstand über das, was vorzüglich betrieben werden mußte. Für ein Regiment zum Beispiel, von welchem er glaubte, daß es nicht kühn und entschlossen genug ritte, wählte er auf dem Uebungsplatze gerade denjenigen Theil desselben, welcher die mehrsten Ungleichheiten, abwechselnde Höhen und Thäler, oder andere Schwierigkeiten darbot. Denjenigen Offizieren, deren Diensteifer und Rechtschaffenheit er kannte, bezeigte er, auch wenn sie nicht durch außerordentliche Talente sich auszeichneten, vorzüglich Achtung und Zutrauen, und sogar eine freundschaftliche Theilnehmung an ihrem übrigen Geschick; die Verweise, welche er zu geben genöthigt war, waren nie kränkend für das Gefühl von Ehre, welches den Soldaten beleben soll, waren immer dem übrigen Karakter des Fehlenden, so wie, sowohl durch die Art ihrer Aeußerung als durch ihren Inhalt, seiner wahren Würde angemessen. So lebhaft er auch war, so war er doch nie leidenschaftlich; er blieb beim Unwillen eben so sehr Meister seiner selbst, als in der Gefahr. Er brach nie bei solchen Gelegenheiten, wie es zuweilen der Fall sein soll, in heftige Gestikulationen, oder gar in Geschrei aus."

Wir können aus einzelnen Vorgängen, von denen sich theils schriftliche, theils mündliche Ueberlieferung erhalten hat, sowohl das Allgemeine der Zeit als das Eigne der Person, so wie das Wechselverhältniß beider, deutlich genug erkennen. Wir haben schon gesehen, daß Seydlitz in befehlshaberischer Gewalt gegen Untergebene den Karakter seiner Zeit und seines Faches nicht verläugnete; der folgende Zug beweist, daß er aber auch den Anforderungen in Behandlung der Ehre freisinnig zuvorkam, sobald diese sich mit Grund voranstellte.

Während der Schlacht von Freiberg war Seydlitz, im Drange der Ungeduld, daß der preußische Angriff nicht rascher fortging, gegen einen Offizier, der mit einer Schaar Kürassiere unthätig zu warten schien, in schnöde Worte ausgebrochen, denen dieser nichts erwiederte, aber sogleich, da auch in demselben Augenblicke die Gelegenheit sich aufthat, mit seiner Truppe das zu Leistende ausführte. Der General fühlte, daß er den Mann mit Unrecht gekränkt habe, und ließ ihn am folgenden Tage durch den Befehlshaber des Regiments wissen, er sei bereit, ihm persönliche Genugthuung zu geben; ein großmüthiges Anerbieten, welches unter den waltenden Verhältnissen vollständig die Sache selbst war, und daher unnöthig, ja unmöglich machte, weiter zu gehen. Dieselbe Triebfeder konnte auch in entgegengesetzter Richtung wirksam werden. Ein Offizier seines Regimentes stützte sich in der Noth, um die Klage eines Gläubigers unwirksam zu machen, auf die Königliche Verordnung, wodurch die Schulden der Offiziere für außergesetzlich und unverbindlich erklärt wurden; kaum erfuhr Seydlitz diesen Bruch des Vertrauens und der Ehre, als er sofort den Offizier in Verhaft setzte, und sein unedles Verfahren aufzugeben zwang. Dem Mißbrauche der Befehlsmacht war oft schwer zu entgehen, doch wurde hier ein glückliches Einlenken nur um so schätzenswerther. In Ohlau war eine Familie, deren Kreis durch hübsche anziehende Töchter belebt wurde, und für eine derselben hatte Seydlitz, aber zugleich einer seiner Offiziere, die entschiedenste Neigung gefaßt. Dem General war der Nebenbuhler unbequem, und er versetzte ihn deßhalb an einen entfernteren Ort. Allein der Verliebte kam nun heimlich um so öfter, wagte sich ohne Urlaub Abends in Bürgerkleidung nach Ohlau, und kehrte vor Tag unbemerkt in sein Standquartier zurück. Die Sache wurde jedoch verrathen, und Seydlitz ritt an einem nebligen Herbstmorgen sehr früh auf die Jagd, wählte aber den Weg, auf welchem jener heimreiten mußte. Nichts ahndend gallopirt der Sorglose in Pekesche und Mütze gekleidet heran, findet sich unerwartet dem General gegenüber, dem er nicht mehr ausweichen kann, und fängt in größter Zerknirschung Entschuldigungsworte zu stammeln an; doch Seydlitz, begnügt

durch diese Verlegenheit, und im Gefühl, daß auch seine eigne Rolle hiebei nicht die ganz richtige sei, fällt ihm in die Rede, und sagt: „Reiten Sie nur weiter, ich kenne Sie nicht; aber nehmen Sie sich in Acht, daß es der General nicht erfährt, es möchte sonst nicht gut ablaufen.“ Der Offizier heirathete das Mädchen späterhin. Aehnliche Fälle persönlicher Nachsicht ereigneten sich öfters, und erhöhten das Zutrauen, ohne die Furcht zu schwächen. Nicht selten geschah es, daß Offiziere ohne Urlaub von Ohlau nach Breslau ritten; erfuhr dies Seydlitz, so warf er sich nach seiner raschen Weise gleich auf's Pferd, und setzte nach. Wurde der Verwegne eingeholt, so mußte er sich der schwersten Ahndung gewärtigen; entkam er aber durch erfolgreiche Anstrengung, so blieb er nicht nur straflos, sondern wurde noch wegen seines wackern Reitens und braven Pferdes öffentlich gelobt.

Jede Verweichlichung und Bequemlichkeit haßte Seydlitz, und litt sie nicht in seiner Nähe. Alle Offiziere mußten im Dienst, und wenn sie sonst von ihm gesehen wurden, steife Halsbinden von Rasch wie die Gemeinen tragen, und als einer derselben eine Sammtbinde umgethan hatte, und so zum Mittagessen kam, ließ Seydlitz ihn unmuthig an: „Ich bin nicht gewohnt, Handwerksburschen am Tisch zu haben;“ war nur zufrieden, als er vernahm, daß der Sammt, der hier seltsam genug den Handwerksburschen zugewiesen wurde, durch ein zufälliges Halsübel seine Entschuldigung finde. Der König selber war allen Gegenständen des Luxus und der Weichlichkeit im Militair sehr feindselig, und ließ keine Gelegenheit vorbei, sie zu verfolgen. Einst sah er in seinem Vorzimmer einen prächtigen Muff, und warf ihn in's Kaminfeuer: er glaubte, Seydlitz habe den Muff hier abgelegt, und wollte auch diesem geschätzten General die herbe Lehre nicht sparen; der Muff gehörte jedoch dem spanischen Gesandten, und Seydlitz hatte sein schadenfrohes Ergötzen an dem Mißgriff, der ihm gleich bekannt wurde. Er selbst nahm es bei seinen Rügen solcher Art nicht so genau, und mischte dem öffentlichen Tadel Bezüge bei, die nicht dazu gehörten. In seinem Regimente befand sich ein tapfrer und kenntnißreicher Offizier, der aber bei lässiger Gemüthsart seine Mußestunden

zuweilen mit damals üblichen Handarbeiten ausfüllte; Seydlitz achtete ihn sehr, doch verdroß ihn jene Liebhaberei, und einst rief er ihm beim Exerziren zu: „Herr, sitzen Sie doch nicht so schläfrig vor dem Zuge, als wenn Sie vor dem Filetkästchen säßen.“ Bei andrer Gelegenheit mochte er dem Vorwurfe zugleich nach andrer Seite ehrendes Lob gesellen. Ein Regiment sollte von ihm besichtigt werden und eben ausrücken, als ein starker Strichregen einfiel, welchen der Inhaber als ein Hinderniß ansah, und deßhalb fragen ließ, ob die Sache nicht verschoben bleiben solle; worauf aber die Antwort erfolgte: „Es wird wohl gehen, das Regiment hat sich ja durch schlechteres Wetter auf dem Schlachtfelde nicht abschrecken lassen.“

Für niemanden war das Verhältniß zu dem General so unmittelbar und persönlich, als für seine Adjutanten, die jedem Willen und Einfall desselben sich als nächstes Werkzeug darzubieten, jede Eigenschaft desselben am stärksten und unvermeidlichsten zu erfahren hatten. Unter ihnen ist des Regimentsadjutanten von Reibnitz besonders zu gedenken; aus seinen hinterlassenen Nachrichten sind viele der Züge geschöpft, welche hier zum erstenmal öffentlich erzählt werden. Er war als Junker des Werner'schen Husarenregiments dem General auf einem Besichtigungsritt als Ordonnanz beigegeben, und gefiel ihm durch sein rasches Reiten, sichres Antworten und genaues Ausrichten jedes Befehls. Folge dieser Gunst war, daß Seydlitz ihn als Kornet in sein Küraſſierregiment nehmen wollte. Allein der Junker war ohne alles Vermögen, und hatte von seinem Schwadronskommandeur, Major Grafen von Krockow, das Versprechen, wenn er im Regimente Offizier werden würde, die Equipirung geschenkt zu bekommen; jetzt sollte er zwar unvermuthet Offizier werden, aber ohne die gehoffte Unterstützung, in einem fremden Regimente, wo sie der kostbarerern Einrichtung wegen nur noch dringender nöthig gewesen wäre. Der Major enthielt sich nicht, dem General in Gegenwart des Junkers, der auf sein Glück nur mit Thränen in den Augen blickte, freimüthig vorzustellen, der Junker sei zu arm, um in ein Kürassierregiment einzutreten, und Seine Exzellenz möchten lieber einen andern wohl-

habenden Junker auswählen. Seydlitz antwortete kalt und streng: „Wenn ich einen Vorschlag haben wollte, würde ich Sie gefragt haben. Der Junker Reibnitz gefällt mir, ich nehme ihn als Kornet in mein Regiment, und thut er seine Pflicht, und vertraut auf Gott und mich, so wird er nie verlassen sein.“ In der That wurde ihm ein großer Theil dessen, was Krockow ihm zugesagt hatte, jetzt durch Seydlitzens Freigebigkeit zu Theil. Nachdem der Kornet mehrere Jahre unter scharfer Beobachtung seinen Fleiß und Eifer in aller Art bewährt hatte, und endlich Lieutenant geworden war, beschloß der General ihn als Regimentsadjutanten zu sich zu nehmen. Gleich zuerst aber sollte er eine Probe bestehen, wie weit er in seiner bisher bewiesenen Raschheit und Unverdrossenheit auszuharren fähig sei. In einer stürmischen Winternacht läßt der General den neuen Adjutanten zu sich rufen; derselbe erscheint sogleich, dienstmäßig angezogen, im bloßen Kollet, ohne Ueberbekleidung; Seydlitz fragt, wie viele verheirathete Inländer beim Regimente seien, wie viele Kinder sie haben, und andres dergleichen; der Adjutant antwortet bestimmt und gut, und wird entlassen. Nachdem die ungefähr nöthige Zeit verstrichen, sich zu entkleiden, und zur Ruhe zu begeben, wird der Adjutant abermals gerufen, der wieder eben so flink bei der Hand ist, auf die Frage, bei welcher Schwadron der größte Kürassier stehe, kurze Antwort giebt, und dann fortgeschickt wird. So geht es in derselben Nacht noch ein drittesmal, wegen lauter unbedeutender Sachen, welche bis zum nächsten Morgen und noch länger Zeit haben konnten; der Adjutant aber ist, wie beim erstenmal, rüstig, heiter, beeifert, und läßt nicht die geringste Verwunderung merken. Als er um 4 Uhr morgens zum viertenmal vor dem im Lehnstuhl sitzenden General steht, betrachtet dieser mit Wohlgefallen den unverdrossenen Offizier, und sagt: „Ich wollte nur sehen, ob Sie nicht verdrießlich sind, daß ich Sie wegen der Kleinigkeiten so oft rufen lasse, da Sie aber immer schnell da waren, und auf die unbedeutendsten Fragen mir gleich antworten konnten, Ihre Garderobe jedoch so beschaffen ist, daß Sie sich bei den kalten Nächten leicht schaden können,

so bitte ich Sie, diese fünf Dukaten anzunehmen, und sich einen Sürtoutrock davon machen zu lassen."

Die Bedrängnisse und Mühen, so wie der Ertrag, die einem solchen eben so reizenden als ehrenvollen Verhältnisse fortwährend zugetheilt blieben, schildern sich anschaulich in folgenden Erzählungen. Es kam in einer Zeit öfters der Fall vor, daß Kürassiere während des Exerzirens den Hut verloren. Diese Störung nahm Seydlitz sehr übel, und eines Morgens beim Ausrücken machte er bekannt, daß der Reiter, dem wieder der Hut abfiele, mit zwanzig Hieben, der Unteroffizier des Beritts mit dreitägigem, und der Offizier des Zuges mit vierundzwanzigstündigem Arrest bestraft werden würde. Desselben Tages war er mit dem ganzen Exerziren sehr unzufrieden, und befahl, daß sämmtliche Offiziere nachmittags zu Pferde sich einfinden sollten, um die Uebungen ohne Mannschaft für sich allein durchzumachen. Er befehligt alle Bewegungen selbst, die Offiziere strengen Aufmerksamkeit und Eifer an, und die Sachen gehen gut, der Vorbeimarsch im Galopp soll den Beschluß machen. Reibnitz an der Spitze des Regiments galoppirt eben heran, da wird sein Pferd unruhig, und schlägt ihm vor des Generals Augen den Hut herab, der aber, bei der damaligen Art eines unten ganz geraden und breiten Hutstutzes, so glücklich fällt, daß er auf einer Ackerscholle aufrecht und mit dem Federbusch nach oben stehen bleibt. Der Adjutant ersieht diesen Vortheil, macht eine kleine Volte, biegt sich vom Pferde herab, ergreift den Hut am Federbusch, und stülpt sich ihn schnell auf den Kopf, so daß er noch zur rechten Zeit, und ohne aus dem Galopp gekommen zu sein, bei dem General vorüberreitet, der für jetzt nichts sagt, als daß er ihn nach dem Einrücken zu sich bescheidet. Der Adjutant erscheint höchst verlegen, findet aber den General behaglich rauchend, der ihn freundlich anredet: „Warum glauben Sie wohl, daß ich Sie habe kommen lassen?" Reibnitz bekennt, daß er fürchte, der Erste zu sein, an welchem die heutige Androhung sich erfüllen solle, bemerkt jedoch, sein Hut sitze sonst wie angenagelt auf dem Kopfe, und nur das Platzen einer Schnur habe den Unfall möglich gemacht. Er muß ihn zur Probe aufsetzen,

und Seydlitz erklärt, die Strafe solle ihm geschenkt sein, da er den Fehler so geschickt gut gemacht habe, und damit sein allzu mageres Pferd ruhiger werde, möge er ihm mehr Futter kaufen, und hiezu die auf dem Kamin liegenden Geldrollen anwenden. Mit ähnlicher Wendung endet die zweite Geschichte. In der Nähe von Ohlau hatte der Blitz eingeschlagen, und es brannte ein Dorf; allein wegen der vielen Waldung und dem starken Gewitterregen war der bestimmte Ort nicht gleich zu erkennen. Der Adjutant erhielt also den Auftrag in die Gegend hinauszureiten, um das Feuer aufzufinden und den Zustand der Sachen zu erkunden; nach anderthalb Stunden kehrt er ganz durchnäßt zurück; Seydlitz sieht ihn kommen, und ruft ihn aus dem Fenster an, Reibnitz wendet sogleich sein Pferd, setzt über einen sogenannten Röhrtrog, der am Brunnen vor dem Quartiere stand, und jenseits parirend fragt er, was der General befehle. „Jetzt nichts, antwortete dieser, als daß Sie nicht den Hals brechen sollen; ziehen Sie sich trocken an, und kommen dann zu mir.“ Als Reibnitz wiederkehrte, und seinen Bericht erstattete, kam heraus, daß er in der kurzen Zeit beinah vier Meilen geritten sei, und der letzte Sprung mit dem so angestrengten Pferde erschien nun um so halsbrechender. „Ich befehle Ihnen, sagte der General, nicht so toll zu reiten, man bricht den Hals nur Einmal; damit aber Ihr Pferd bei Kräften bleibe, und mehr Fleisch bekomme, so nehmen Sie diese zwanzig Thaler, und meinen Dank für Ihren Eifer.“ Solches Wort vor vielen Zeugen ausgesprochen, da Seydlitz gerade angesehenen Besuch hatte, wurde der höchsten Belohnung gleich erachtet.

Im Jahre 1767 wurde Seydlitz zum General von der Reiterei ernannt, welche Stufe des Kriegsdienstes, da der König nach dem siebenjährigen Kriege die Beförderung zum Feldmarschall gar nicht eintreten ließ, für jene Zeit die höchste zu erlangende war. In seiner Stellung wurde dadurch nichts verändert, noch sein Wirkungskreis erweitert. Nach wie vor behielt er die Aufsicht über die schlesischen Reiterregimenter, bereiste und exerzirte sie, bearbeitete besonders sein Kürassierregiment mit Eifer, und am meisten seine Leibschwadron in

Ohlau selbst, welche, beständig unter seinen Augen, im höchsten Grade seine Strenge wie seine Gunst erfuhr. Kam der König zur Heerschau nach Schlesien, so war Seydlitz in seinem Selbstgefühle gewiß, durch die Leistungen seiner Reiter jedem billigen Anspruche zu genügen, wenn auch bisweilen das Lob nur kärglich ertheilt wurde. Zu den Truppenübungen nach Potsdam begab er sich selten, und nur wenn die Einladung des Königs als wirklicher Befehl erschien; im Jahre 1768 war er zum letztenmale dort. Auch wurden keine Offiziere seiner Inspektion dorthin gefordert, um Musterhaftes zu sehen und zu lernen; die Schule von Ohlau, war man überzeugt, sei jeder andern weit voraus. Dieser Ruf ging durch das ganze Heer, und war auch im Ausland anerkannt; daher an den Tagen großer Musterung Seydlitz immer in größter Auszeichnung erschien; Einheimische und Fremde blickten begierig auf den berühmten Reitergeneral, die Truppen und das Volk nannten ihn mit antheilvoller Bewunderung.

Als im Jahre 1769 Kaiser Joseph der Zweite mit Friedrich dem Großen eine Zusammenkunft zu haben wünschte, und hiezu die Musterung, welche der König über die Truppen Oberschlesiens bei Neiße zu halten pflegte, als geeignete Gelegenheit bestimmt worden, erbat sich der Kaiser bei dem Könige ausdrücklich das berühmte Kürassierregiment von Seydlitz dort zu sehen. Zwar gehörte das Regiment eigentlich zur niederschlesischen Musterung; allein dem hohen Gaste war ein Wunsch dieser Art nicht abzuschlagen. Dem Könige war jedoch insgeheim die Sache unlieb, und neben diesem Umstande trug auch noch ein besonderes Mißgeschick dazu bei, für Seydlitz den Ruhm und die Ehre dieser Tage durch mancherlei Verdruß zu trüben. Der König hatte ihm gleich zuerst von dem Vorhaben des Kaisers Nachricht ertheilt, und dabei auf der Rückseite des Schreibens eigenhändig bemerkt: „Solches bleibt aber zu Eurer alleinigen Kenntniß.“ Seydlitz, diese Nachschrift nicht bemerkend, sagte im Gegentheil seinem Inspektions-Adjutanten, er könne diese Neuigkeit seinem Vater, dem Minister von Schlabrendorf in Breslau, gleich mittheilen. Nun verbreitete sich die Nachricht schnell, und wurde selbst in Berlin ruchtbar. Den König verdroß dies

ungemein, und er wußte bald, aus welcher Quelle das Gerede gekommen sei. Als er darauf in Schlesien den General zuerst wiedersieht, redet er ihn widrig an: „Seit wann hat Er denn vom Hühnersteiß gegessen, daß Er nichts bei sich behalten kann?“ Seydlitz, gegen seine Gewohnheit beschämt und verwirrt, sucht eine Ausrede, und sagt, er habe seinem Adjutanten die Sache mittheilen müssen, und durch den sei es bekannt geworden. Der König pflegte sonst mit dem jungen Schlabrendorf einiges zu reden, sah ihn jetzt aber nur verdrießlich an, und ritt weiter. Dieser kann sich über die unverdiente Ungnade nicht beruhigen, und Seydlitz, selber aufgebracht, glaubt ihn trösten zu müssen, indem er ihn aufmerksam macht, daß der König übel aussehe, und sehr die Beine hängen lasse, daher die Gnade oder Ungnade wohl nicht viel mehr bedeuten werde. Der König hatte auch fragen lassen, ob Seydlitz nicht für sein Regiment neue Fahnen haben wolle, oder sonst etwas zum stattlichen Erscheinen der Truppen nöthig glaube. Seydlitz erwiederte, ihm dünke es für das Regiment ehrenvoller, mit den im Kriege zerschossenen Standarten zu paradiren, bat sich aber neue Pauken-Behänge aus, weil die Pauken eroberte österreichische seien, und ihre Behänge noch als solche dem Kaiser kenntlich sein könnten. Der König bewilligte die Bitte sogleich, allein obwohl er selbst für den Kaiser alle zarten Rücksichten hatte, und sorgfältig jedes vermied, was jenem empfindlich sein konnte, so schien er doch unnöthig zu finden, daß seine Generale sich dies ebenfalls angelegen sein ließen.

Bei der Heerschau selbst ärntete Seydlitz die größte Bewunderung. Der Kaiser nahm von allen Gegenständen des Dienstes genaue Kenntniß, ließ sich jede Einrichtung erklären, und machte alle Feldübungen, welche Seydlitz durch sein Regiment vollbringen ließ, persönlich mit. Bei einer Gelegenheit benutzte Seydlitz eine große Sandgrube, die in einen Hohlweg auslief, um sein Regiment vollkommen zu verstecken, und brach dann unerwartet mit ungeheurer Schnelligkeit hervor. Nach dieser glücklich und glänzend ausgeführten Bewegung sagt der Kaiser ihm die schmeichelhaften Worte: „Herr General Seydlitz, das war ein Stückchen von Roß-

bach.“ Zum Aufschwenken der Schwadronen und zum Vorbeimarsch vor dem Kaiser war absichtlich ein Platz erwählt worden, den ein breiter Graben durchschnitt. Das Hinderniß wurde glücklich von der Truppe besiegt, nur ein neuberittener Offizier stürzte, was aber in dem alles umhüllenden Staube nicht einmal bemerkt wurde, weder von dem Könige noch von Seydlitz selbst. Die Lobsprüche, welche der Kaiser der preußischen Reiterei und ihrem ruhmvollen Anführer austheilte, mögen indeß einiges an ihrem Werth dadurch eingebüßt haben, daß sie häufig verriethen, der Kaiser habe mehr Absicht als Sachkunde bei seinem Lobe, und es wurde einleuchtend, wie viel mehr das geringste Wort der Zufriedenheit werth sei, wenn ein Kenner wie Friedrich es ausspräche. Allein dieser gab auch nicht das geringste Zeichen von Wohlgefallen, und schien seinen bewunderten General ganz unbeachtet zu lassen. Hiedurch entstand eine Stimmung der Kälte und Empfindlichkeit, in welcher Seydlitz keinen Eifer, sich dem Könige zu nähern, sondern im Gegentheil schroffe Abwendung zeigte. Aus dieser Stimmung erklärt sich denn auch das sonst befremdliche Benehmen, welches er bei einem Vorfall beobachtete, den Friedrich Nicolai nach beglaubigter Ueberlieferung so erzählt: „Es war am dritten Tage der Manöver, als der König auf einer Anhöhe hielt, und aufmerksam durch sein Perspektiv sah, ob alles nach den gemachten Anordnungen von Statten ginge. Der Kaiser war mit dem Prinzen Heinrich auf einem entfernten Platze, und in der ganzen Gegend um den König hielt niemand, als etwa hundert Schritt seitwärts der General Seydlitz mit seinem Regimentschirurgus. Unvermuthet fing des Königs Pferd an sich zu schütteln, legte und wälzte sich. Der König fiel, aber nicht unter das Pferd, das aufsprang und davon lief. Der Regimentschirurgus erschrak, und fragte den General, ob er zum Könige reiten solle, im Fall er etwa Schaden genommen hätte. Der General, welcher sah, daß der König schon wieder auf den Beinen war, sagte: „Bleiben Sie nur hier, der König sieht es eben nicht gern, daß jemand so etwas bemerkt, besonders wenn es ohne Schaden abgeht.“ Der Regimentschirurgus fragte, ob er nicht hinreiten solle, um eines von des Generals

Handpferden zu holen. Der General schüttelte den Kopf und sagte: „Nein! wofern es nicht der König ausdrücklich verlangt! Meine Pferde möchten Streiche machen. Sie sind etwas scheu um die Köpfe;" womit er auf des Königs Art, die Pferde zu strafen, zielte. So stand der König wohl beinahe eine Viertelstunde ganz allein zu Fuß, und sah mit seinem Glase unverwandt nach den Evolutionen der Truppen, und der General sah seitwärts, als ob er nicht bemerkte, was mit dem Könige vorgegangen war." Das Pferd wurde dann wieder eingefangen, und der König bestieg es sogleich, ohne was zu sagen. War in diesem höchsten und wichtigsten Verhältnisse Mißmuth und Widerwärtigkeit zu verwinden, so fehlte auch der Verdruß nicht, der aus den kleinsten Nebendingen oft im Augenblicke zu größter Pein erwächst. Ein Beispiel dieser Art ist uns aus diesen Tagen aufbewahrt. Ein sehr eitler Offizier, der wegen seines Großthuns den Spottnamen Großmogul trug, hatte kurz vor der großen Parade das Unglück, sein bestes Pferd lahm zu reiten, und der Umstand, daß ein nächtlicher Vergnügungsritt den Schaden veranlaßt, bestärkte die Abneigung der Kammeraden, ihm durch eines ihrer Pferde auszuhelfen. Er war also gezwungen, auf seinem zweiten, sehr häßlichen Pferde, das einen Rattenschwanz hatte, bei dem Kaiser vorbeizumarschiren. Der Kaiser war voll Bewunderung, und konnte das Regiment wegen seiner Schönheit, Ordnung und Gewandtheit nicht genug rühmen. Das Gefolge stimmte mit den lebhaftesten Aeußerungen ein, nur bemerkte Einer der Herren, es sei Schade, daß ein Offizier einen Maulesel geritten habe. Dies hörte Seydlitz, und fühlte seinen Stolz empfindlich verletzt; der Schimpf war ihm unerträglich, und damit solch Aergerniß nicht erneut würde, und zugleich sein Zorn eine Genugthuung erhielte, gab er dem Offizier, der den Rattenschwanz ritt, für die noch übrigen Musterungstage Verhaft.

Nach beendigten Uebungen ritten der Kaiser und der König mit großem Gefolge von Generalen und Stabsoffizieren nach Neiße, wo vor der Thüre der bischöflichen Residenz der Kaiser noch ein besonderes Gespräch mit Seydlitz anhob, ihn über mancherlei befragte, mit größten Lobeserhebungen seiner Gnade

versicherte, und endlich mit den Worten schloß: „Wenn die Verhältnisse es mir erlaubten, so käme ich zu Ihnen, um den Reitereidienst zu lernen, allein da dies nicht sein kann, so wünschte ich, Sie kämen in meine Dienste;" worauf Seydlitz antwortete: „Ew. Kaiserliche Majestät würden an mir eine schlechte Acquisition machen, denn ich weiß nur einem Herren zu dienen, und das ist mein gegenwärtiger." Der König beobachtete ganz in der Nähe mit sichtbarer Eifersucht die lange Unterredung, und wiewohl er die letzten Worte gehört haben konnte, da Seydlitz ganz laut und freimüthig, und sogar mit einer Hindeutung auf den König, gesprochen hatte, so rief dieser ihn doch sogleich heran, fragte ihn ganz unwillig: „Was hat Er so lange mit dem Kaiser zu sprechen?" und schloß, nachdem jener alles genau wiederholt hatte, mit den verweisenden Worten: „Er ist dem Herrn keine Erläuterungen schuldig." — Der Kaiser aber behielt Seydlitz in gutem Andenken, und sandte ihm von Wien späterhin drei schöne türkische Pferde zum Geschenk, und dabei, weil ihm auch die sinnlichen Neigungen des Generals bekannt und bemerkbar geworden waren, eine reizende zirkassische Sklavin; diese war jedoch, wie es schien, der freieren Verhältnisse und Rechte, in welche sie aus dem Morgenlande versetzt war, schon ganz kundig, und benahm sich so, daß Seydlitz nur kurzes Gefallen an ihr fand, und sie bald fortschickte.

Auch aus Rußland empfing Seydlitz ein prächtiges Ehrengeschenk, indem der russische Feldmarschall Fürst Repnin ihm einen afrikanischen Zuchthengst aus türkischer Beute zusandte, eine Aufmerksamkeit, die von einem sonst hochfahrenden und stolz gebietenden Manne doppelt schmeichelhaft war. Ein gefangener Janitscharenfähndrich mußte daß Pferd überbringen; dieser war ursprünglich ein Gerber, und bei einer Musterung, zu der ihn Seydlitz mitnahm, wollte es durchaus nicht gelingen, ihm ein Erstaunen oder Bewundern abzulocken; die Geschicklichkeit der Truppen ließ ihn gleichgültig, ihm gefielen nur die hohen Mützen der Grenadiere und das Pistolenschießen der einzelnen Husaren, weil er jene bei den Janitscharen, dies bei den Spahi's gesehen hatte. Seydlitz beschenkte ihn reichlich, und ließ ihn nach Rußland zurückkehren. Als er beide

geschenkten Pferde neben einander späterhin einmal einem besuchenden Freunde vorführen ließ, äußerte er scherzend: „Die Franzosen müßten mir doch auch eins verehren; sie werden's aber bleiben lassen."

Das Verhältniß mit dem Könige behielt auch in der Folge seine mannigfachen Schwankungen. So sehr der König den General achtete und ehrte, sein Verdienst jederzeit höchlich anerkannte, und seinem Urtheil und Anordnen die höchste Geltung einräumte, so gern ergriff er wieder die Gelegenheit, Einzelnes zu tadeln, und konnte hierin gerade oft am empfindlichsten verletzen. Nach der Musterung im Jahre 1770, wobei er große Zufriedenheit bezeigt, machte er zuletzt noch die Bemerkung: „Mein lieber Seydlitz, ich dächte sein Regiment ritte viel länger, als meine übrige Reiterei." Seydlitz, der allerdings darauf hielt, daß die Steigbügel gehörig lang wären, aber das Rechte nicht als Uebertreibung wollte tadeln lassen, antwortete kurz: „Ew: Majestät, das Regiment reitet heute noch eben so, wie bei Roßbach." Der König schwieg. Auch ein anderesmal ließ der König solche dreiste Erwiederung gelten, als er seinen Generalen einen neuen Plan des Bestandes und Ersatzes der Pferde bei den Regimentern vorgelegt hatte, und endlich auch von Seydlitz, der nachdenkend schien, ein Urtheil hören wollte; dieser antwortete: „Ich habe eben ausgerechnet, daß bei dieser Einrichtung binnen zehn Jahren das jüngste Pferd von Ew. Majestät Reiterei fünfzehn Jahr alt sein wird." Der König wandte sich ab, und ließ den Plan unausgeführt. Einmal wurde in Gegenwart des Königs die Frage verhandelt, ob die Reiterei zweischneidige oder Rückenklingen führen solle? Seydlitz machte dem Streite, der ihm langweilig wurde, mit dem kurzen Ausspruch ein Ende: „Wenn die Reiterei nur eher an den Feind kommt, ehe dieser sich die Klingen besehen kann, so mag sie nur Spießgerten in der Hand haben, sie wird doch siegen." Bei andrer Gelegenheit wußte Seydlitz geschickt auszuweichen. An einem Musterungstage hielt die Reiterei beim Aufmarsche nicht die rechte Linie, schnell ritt Seydlitz auf den Flügel zu, der zu fehlen schien, und rief: „Vor! vor!" In demselben Augenblicke kam aber auch der König, und rief: „Zurück!

zurück!" Seydlitz wandte sogleich sein Pferd, stieg ruhig ab, besah etwas an der Zäumung, und that, als ob ihn hier sonst nichts anginge; worauf der König weiterritt, und dem Flügel seine Richtung selbst zu finden überließ.

Oft war man ganze Tage hindurch schroff und kalt, und beiderseits auf seiner Hut, bis etwa durch einen weiteren Anlaß die Spannung sich befestigte oder löste. Mit bezaubernder Anmuth wußte der König zuweilen durch Ein Wort allen Groll zu tilgen. Eines Tages an der Königlichen Tafel saß Seydlitz stumm und mürrisch; der König sprach nicht mit ihm, desto mehr aber mit einem französischen General, der sich nach manchen Kriegsvorfällen erkundigte. Die Schlacht von Zorndorf wurde besprochen, der König erörterte die einzelnen Bewegungen und Angriffe, und nach Maßgabe, daß er sich die einzelnen Umstände vergegenwärtigte, blickte er auch antheilvoller auf Seydlitz, der aber seine Miene nicht änderte. Endlich rief der König lebhaft aus: „Was soll ich mehr davon sagen? Da sitzt er ja, — auf Seydlitz zeigend, — der die Schlacht gewonnen hat!" Und Heiterkeit und freundschaftliche Stimmung waren sogleich hergestellt.

In welche Achtung Seydlitz durch sein Benehmen sich bei dem Könige und dessen Umgebungen gesetzt hatte, beweist folgende Aeußerung, die an der Königlichen Tafel vorfiel. Der König pflegte bei der Mahlzeit seiner witzigen Laune freien Lauf zu lassen, und manche seiner Tischgenossen waren das gewöhnliche Ziel seiner oft beißenden Scherzreden. Dem Oberstallmeister Grafen von Schwerin, der durch redseliges Wesen und andre schwache Seiten manche Blöße gab, wurde regelmäßig hart mitgespielt, und eines Tages gerieth er darüber in solche Aufreizung, daß er es nicht länger aushielt, sondern unerwartet mit Heftigkeit losbrach: „Mir können Ew. Majestät wohl so was anthun, ich muß mir alles gefallen lassen; aber da sitzt Einer, — und er zeigte auf Seydlitz, — versuchen Sie's doch einmal mit dem!" Die Anwesenden erschraken und staunten, der König wurde still und ernst, und die Spöttereien hatten für diesmal aufgehört. Nie war Seydlitz dem Könige gegenüber furchtloser und freimüthiger, als wenn ihn Gerechtigkeitsliebe und Pflichtgesinnung

für andere zu reden antrieben. Auch war sein Wort alsdann fast immer von gutem Erfolg. Einmal drängten sich viele Invaliden in Breslau zu nahe um den König und belästigten ihn, so daß er unwillig befahl sie wegzuschaffen. Da versetzte Seydlitz: „Das sind die braven Männer, die ihr Leben und ihre Knochen drangegeben, um Ew. Majestät Sieg und Ruhm zu gewinnen, und die nun betteln gehn mögen!" Der König besann sich, ließ die Leute beschenken, und freundlich abfertigen. Dem Generalmajor von Bredow hatte der König den gesuchten Abschied, aber ohne Gnadengehalt, ertheilt; der verdiente, jedoch in seinem Alter nun hülflose General versuchte, sich umzubringen, allein die Kugel glitt an der Hirnschale ab. Seydlitz, unter dessen Inspektion Bredow gestanden, stellte dem Könige so nachdrücklich das Unglück des Mannes vor, und forderte so bestimmt Hülfe für ihn, daß demselben mehr als er je hatte hoffen können, nämlich ein Jahrgeld von 1000 Thalern, bewilligt wurde. Ein ähnlicher Fall trat für einen General ein, dessen Dragonerregiment gleicherweise der Inspektion von Seydlitz angehörte. Jener hatte dem Könige, auf eine Bemerkung über die letzte Remonte, eine freimüthige Antwort gegeben, welche den Königlichen Generaladjutanten von Anhalt bloßstellte, als dem die Besorgung der Remonte mit übertragen war. Der General erhielt bald nachher, ohne Zweifel auf Anhalt's Betrieb, seinen Abschied mit geringer Pension. Seydlitz schrieb sogleich dem Könige, jener sei stets ein braver Soldat gewesen, habe Familie und sei arm, die ausgesetzte Summe reiche nicht hin, der König müsse mehr geben. Unverzüglich wies der König demselben hierauf jährlich 1500 Thaler an, und bezahlte überdies seine Schulden. Eben so widersprach Seydlitz mit großem Eifer dem Könige, als dieser über den General eines schlesischen Husarenregiments ein hartes Urtheil fällte; anstatt dieses zu bestätigen, wie der König um so mehr zu erwarten schien, da der Angeschuldigte ein Widersacher von Seydlitz war, sprach dieser lebhaft für ihn, und warf dem Könige vor, daß er falschen und unreinen Berichten allzuleicht Glauben geschenkt. Dabei wußte Seydlitz sehr wohl, was er that und wagte, indem er gegen den König eine solche Sprache führte. Als

er einst gebeten worden war, eine Sache, welche der König schon abgeschlagen hatte, nochmals in Anregung zu bringen, sagte er unverhohlen: „Glauben Sie nur, daß weder ich noch einer meines Gleichen je ganz sicher sind, aus dem Kabinet des Königs unmittelbar nach Spandau zu wandern.“ Auch benahm er sich in gewöhnlichen Sachen, und wo nicht ein besonderer Grund oder Antrieb etwas wagen hieß, mit Vorsicht und Klugheit, und nahm des Augenblicks und der Umstände wahr. Dies ging so weit, daß er in Zeiten der Ungunst alle Angelegenheiten des Regiments, welche der Entscheidung des Königs bedurften, gänzlich ruhen ließ; kein Urlaubsgesuch, keine Bitte um Heirathsbewilligung, um Abschied oder Pension, wurde eingegeben; aber sobald die Stimmung sich günstiger zeigte, wurde alles Versäumte nachgeholt, und dann mit sichrem Erfolg. Auch in den Bezügen der persönlichen Geselligkeit, wie in den Sachen des Dienstes, war das Benehmen des Königs von Eindrücken abhängig, die ganz dem Augenblicke gehörten. So liebte der König zum Beispiel das Tabackrauchen nicht, und ließ die Raucher seinen Widerwillen oft unangenehm empfinden. Auch einmal gegen Seydlitz, der stark nach Taback roch, und auf die Frage, wo er denn herkomme, erwiedert hatte, er habe Hofbesuche gemacht, brach er ungehalten in die Worte aus: „Frag Er doch einmal die Hofdamen, seit wann sie Taback rauchen.“ Zu andrer Zeit jedoch, im Gefühl des Werthes eines solchen Mannes und voll sorgsamer Güte für ihn, soll er ihn sogar aufgefordert haben, in seiner Gegenwart zu rauchen.

Die höchsten Ansprüche, welche Friedrich's edel und reich gebildeter Sinn an geistige Unterhaltung machen durfte, konnte freilich Seydlitz durch die seinige nicht befriedigen, und hierin mußte er sogar vielen andern Generalen nachstehen, welche durch lebhaften und ursprünglichen Geist, oder auch durch wissenschaftliche und ästhetische Bildung, wenigstens durch Kenntniß der französischen geselligen und litterarischen Welt, besser zu Gesellschaftern des Königs taugten, als Seydlitz, der sich keiner dieser Eigenschaften rühmen konnte, sondern meist in finstrem Ernste schweigend dastand, höchstens an Gesprächen von Reiterei und Jagd, und auch dann nur ein=

silbig, Theil nahm, und die wenige gute Laune, die er unter andern Umständen noch hätte zeigen können, in Gegenwart des Königs lieber zügelte. Es war natürlich, daß dieser eine Gesellschaft, welche sich so streng und gewichtig, und dabei so unergiebig darstellte, nicht sehr behaglich fand, und zu dem alleinigen Zeitvertreibe, den aus einer Tabackspfeife aufwirbelnden Rauchwolken nachzublicken, gähnend den Kopf schüttelte. Allein der König hegte neben den Ansprüchen seines Geistes eine tiefe Herzensneigung, die ihn mit zarter Innigkeit seinen alten Waffenbrüdern verband, und die mit seinen Jahren nur stets zunahm. Es war ihm Bedürfniß, die alten Helden, mit denen er den Wechsel so vieler Geschicke erlebt, so viele Gefahren getheilt und so großen Ruhm geärntet, von Zeit zu Zeit wiederzusehen, ihnen seine Anerkennung und Dankbarkeit zu bezeigen. Aus solchem Gefühl ohne Zweifel ging auch die in ihrer Kürze so naive als freundliche Einladung hervor, welche der König am 10. April 1772 aus Potsdam an Seydlitz erließ; sie lautet: „Mein lieber General von der Kavallerie von Seydlitz. Ihr seid, dünkt mich, in so langen Jahren nicht allhier gewesen, um schon curieux zu sein, auch die hiesige Regimenter einmal wieder zu sehen. Mir wird daher ganz lieb sein, wenn Ihr Euch in dieser Absicht den 1. Mai c. allhier einfinden wollet. Frdch." Allein bevor dieses Schreiben nach Ohlau gelangen konnte, war Seydlitz daselbst durch einen Anfall vom Schlagflusse getroffen worden, dem die frühere Nervenschwäche und die späterhin rücksichtslos fortgesetzte Anstrengung seinen Körper allmählig entgegengeführt hatten. Die Aerzte riethen ihm zu einer Herstellung den Gebrauch des Karlsbades an, und nachdem er dies dem Könige melden lassen, empfing er folgende Antwort, welche den liebreichsten Antheil ausdrückte: „Es thut mir gewiß recht sehr leid, aus Eurem Schreiben vom 14. zu ersehen, daß, anstatt das Plaisir zu haben, Euch hier zu sehen, Euch eine Attaque vom Schlagflusse betroffen hat. Da mir selber in Anno 1747 ein dergleichen Vorfall begegnet ist, und ich gleichwohl davon dergestalt glücklich wieder hergestellt worden, daß mir auch nicht die mindeste Empfindung davon übrig geblieben ist, so habe ich, sobald Ihr bei

der herannahenden guten Witterung Euch des Karlsbader Brunnens und sonstiger Bäder bedienet, zu Eurer vollkommenen Wiederherstellung gleiche Hoffnung. Ich wünsche solche wenigstens mit aufrichtigem Herzen.“ Doch Friedrich war in der Kraft der Jugend, als ihn der erwähnte Unfall traf, Seydlitz dagegen in vorgerückten Jahren, und durch seine bisherige Lebensart sehr geschwächt. Seine Herstellung, die er durch Nichtachten des Uebels und der Vorschriften der Aerzte anfangs sehr hinderte, gelang mit Hülfe einer Brunnenkur zu Spa doch soweit, daß er im Herbst sein Regiment noch exerziren und seine Inspektion bereisen konnte; allein der gute Anschein war nicht von Bestand, bei der schlesischen Musterung erschien er im Lager, konnte sich aber nur eben zu Pferde halten, und mußte der Theilnahme an den Truppenübungen entsagen. Weder den Warnungen der Aerzte, noch seiner eignen Erfahrung gab er Gehör. Ein zur Abholung von Remontepferden für das Regiment in die Türkei gesandter Offizier mußte dem General, nach dessen ausdrücklichem Auftrage, auch zwei schöne Zirkassierinnen mitbringen. Sie wurden ihm, der jeder Schonung bedürftig war, doppelt verderblich; die schwächenden Reize brachten auch neuen Krankheitsstoff, und es thaten sich die traurigsten Erscheinungen hervor.

Im Frühjahr 1773 waren seine Uebel nur vermehrt, seine Kräfte sehr geschwunden. Er empfing von dem Könige wiederholt die sorglichsten Briefe voll guter Mahnungen und Wünsche; auch Prinz Heinrich schrieb ihm sehr theilnehmend. Ein zweiter Gebrauch des Karlsbades scheint ihn völlig erschöpft zu haben, ernstlich erkrankt wurde er aus Böhmen nach seinem Gute Minkowsky gebracht, und konnte nicht mehr das Zimmer, bald auch das Bette nicht mehr verlassen. Als sein Regiment im Sommer zur Uebung bei Ohlau zusammenrückte, ließ er sich dahin bringen, um die matten Augen noch an dem Anblicke seiner Reiter zu erfrischen. Hier traf auch der König bei seiner Bereisung Schlesiens im August dieses Jahres ein, besuchte den theuern Kranken und setzte sich an sein Bett. Seydlitz war schon ein Anblick des Jammers: die Krankheit zeigte sich in der widrigsten Gestalt, sie hatte

die Nase angegriffen, und er hielt, während der König mit ihm sprach, immer den Kopf abgewendet, um die schreckliche Zerstörung weniger sehen zu lassen. Der König verweilte über eine Stunde lang, sprach gerührten Herzens ihm Trost und Hoffnung zu, und rief mehrmals gegen ihn aus: „Ich kann Ihn nicht missen! ich kann Ihn nicht missen!“ Er redete ihm liebreich zu, doch die verordneten Arzneien zu nehmen: „Mein lieber Seydlitz, sagte er, Er muß nicht eigensinnig sein, und muß schon dem Doktor folgen,“ worauf er auch zu diesem sich wandte, und hinzufügte: „Ihr Doktors müsset aber auch nicht eigensinnig sein, und den Patienten nicht mit Pulvern quälen, wenn er lieber Tropfen haben will, und eins so gut wie das andere ist.“ Seydlitz war zu Thränen gerührt, und faßte nun, durch den König aufgeregt, neue Lebenslust. Seine Krankheit war nicht genannt worden, der König sprach nur immer vom Schlagflusse. Draußen im Weggehen aber hatte er darüber ein Gespräch mit dem Arzt, und sagte, als dieser sich über die Launen des Kranken lebhaft beklagte: „Nicht so laut! nicht so laut! denn wo Seydlitz es in seiner Stube hört, so holt der Teufel Ihn und mich!“ Seydlitz hatte der Königlichen Gnade die Offiziere empfohlen, welche er als besonders brauchbar und diensteifrig kannte, und unter diesen auch seinen treuen Adjutanten, dem er, als dieser nach der Abreise des Königs mit bekümmertem Blick an seinem Krankenlager stand, tröstend zurief: „Reibnitz, sein Sie ruhig; hilft mir Gott noch Einmal, so ist Ihnen auch geholfen, wo nicht, so sind Sie der Gnade des Königs empfohlen.“ Auch nahm der König auf diese Empfehlung gewissenhaft Rücksicht, und erfüllte alles, was er dem General zugesagt hatte. Als der König nach Potsdam zurückgekehrt war, soll er an Seydlitz geschrieben haben, er könne sich an den Gedanken, ihn zu verlieren, unmöglich gewöhnen, wenn aber dies Unglück einmal kommen sollte, so möchte er wenigstens wissen, wen Seydlitz für den Würdigsten halte, ihm als Befehlshaber der Reiterei nachzufolgen; diese letzte Freundschaft dürfe der König, und diesen letzten Dienst das Vaterland von ihm hoffen. Hierauf habe der General, wird behauptet, nach seiner wahren Ueberzeu-

gung, die aber durch die Umstände zugleich wie ein Trotz aussehen konnte, den Obersten von Wakenitz empfohlen, denselben, welchen er auf dem Schlachtfelde von Zorndorf empfohlen hatte, der aber seitdem aus preußischen Diensten in hessische getreten war, und dem Könige durchaus nicht genehm sein konnte. Friedrich soll auch diese Empfehlung als eine ganz ungehörige schlecht aufgenommen, und lächelnd gesagt haben: „Cela prouve que les plus grands hommes radottent quand ils sont aux abois.“ Blankenburg will den ganzen Vorgang bezweifeln, mit nicht genügendem Grunde, wie es scheint, denn die Züge sind dem beiderseitigen Karakter nicht entgegen, und der Major von Kaltenborn, welcher in den Briefen eines alten preußischen Offiziers die Sache ganz bestimmt erzählt, ist sonst nicht unglaubwürdig. Auch Retzow erzählt die Sache als vollkommen wahr, setzt aber den Vorgang an das Krankenbett Seydlitzens, und läßt diesen auf des Königs Einrede: „Wie kann er zu einem solchen Posten einen Offizier vorschlagen, der nicht mehr in meinen Diensten steht?“ die freimüthige Antwort geben: „Ich kenne keinen geschicktern,“ worauf der König unwillig fortgegangen sei.

Der Prinz von Preußen, nachmals König Friedrich Wilhelm der Zweite, besuchte den kranken General in dieser Zeit ebenfalls. Seydlitz bat ihn, ein schönes Pferd von ihm anzunehmen. Der Prinz nahm dies wohlgefällig auf, und erließ an ihn aus Breslau unter dem 27. August 1773 nachstehendes Dankschreiben: „Mein lieber General von Seydlitz. Der Lieutenant von Kleist hat mir alleweile das Pferd überliefert, das Sie so gütig sind, mir zu geben; es gefällt mir sehr wohl, und ich kann Ihnen nicht genug dafür danken. Ich hoffe, daß meine Gesinnungen gegen Ihnen bekannt genug sind, um jemals zu glauben, daß ich einen so verdienstvollen Mann und einen Freund vergessen könnte, und nehme also das Pferd, wie ein Zeichen Ihrer Freundschaft, aber nicht wie ein Andenken, mit Freuden auf, bitte Ihnen noch vielmals, dem Rath des Dokters und Chirurgi in allen Stücken zu folgen, und zweifle nicht, Ihnen sodann wieder restituirt zu sehen. Da Sie Ihr Leben so oft mit Ruhm

und Nutzen des Vaterlandes gewaget haben, so ist es gleichsam eine Pflicht, dieses Leben anjetzo zu erhalten zum Besten des Vaterlandes, und für Ihre Freunde, worunter ich mit allem Rechte mich rechne, der ich bin Dero sehr wohlaffektionirter Freund Friedrich Wilhelm.“ Die Mahnungen und Hoffnungen waren schon fruchtlos; der Kranke lebte nur noch einige Wochen in großer Schwäche, und entschlief gefaßt und sanft am 7. November 1773 im dreiundfünfzigsten Jahre seines Lebens.

Auf die Nachricht von dem Tode des Helden schrieb der König an den General von Röder, der jenem in der niederschlesischen Inspektion der Reiterei, so wie der General von Pannewitz in der oberschlesischen, nachfolgte, daß er an demselben einen seiner würdigsten Generale verloren, und um der Armee ein überzeugendes Merkmal zu geben, wie sehr er dessen Verdienste auch nach seinem Tode schätze, befehle er, daß sämmtliche Stabsoffiziere der schlesischen Inspektion ihn mittelst vierzehntägiger Tragung eines Flors um den Arm betrauern sollten. — Die schnell in Verwesung übergehende Leiche mußte, der Anordnung des Verstorbenen gemäß, nach seinem Gute gebracht werden, sie empfing auf dem Wege dahin jenseits der Oderbrücke die kriegerischen Ehrenbezeigungen, und wurde dann im Garten zu Minkowsky still beigesetzt. Auf diesem von Wäldern umgebenen düstern Landsitze hatte Seydlitz nach eignem Sinne sein Wohnhaus und auch seine Grabstätte eingerichtet. Jenes war stattlich, doch von etwas rohem Ansehen, den meisten Raum nahmen große Pferdeställe ein; über den Eingängen der Wohnung hatte er den Curius mit den Rüben und den Cincinnatus mit den Pflugstieren bildlich anbringen lassen. In einer kleinen Einsiedelei unter alten Eichen ist sein Grab; ein ovales Denkmal aus Sandstein trägt auf seiner Deckplatte eine Urne von schwarzem Marmor und einen schlafenden Löwen. Eine schwarze Marmortafel an der Vorderseite hat in goldenen Buchstaben diese Inschrift: Herois Fried. Wilh. L. B. de Seydlitz, nat. a. 1721. denat. a. 1773. Cineres.

Seine Nachkommenschaft war nicht gesegnet. Er hinterließ keinen männlichen Erben seines Namens. Die ältere

seiner beiden Töchter verheirathete sich mit einem Kriegsrath von Massow zu Breslau, wurde geschieden, heirathete zum zweitenmal, einen polnischen Grafen Monczinski, durch den sie ihr ganzes Vermögen verlor, wurde katholisch, und starb, nach vielfachen traurigen Abentheuern, im Irrenhause zu Brieg; die jüngere lebte bis zu hohem Alter, und zuletzt in sehr dürftigen Umständen auf dem Lande in der Niederlausitz.

Von Seydlitz' Person und Karakter ist in unserer Erzählung schon das Wesentliche mitgetheilt. Doch ist hier noch einiges nachzutragen. Er war nicht besonders groß, aber von schönem Verhältnisse der Glieder, sein Körper hatte den Ausdruck der Stärke und Gewandtheit. Seine gerade und stolze Haltung behauptete er bis in die letzten Jahre; zu Pferde war sie nach allen Zeugnissen unübertrefflich. Es ist gewiß, sagt Blankenburg, daß seine Figur allein, auch ohne den Geist, der sie beseelte, eine Linie Reiterei in den Feind hinein gebracht haben würde. Sein Gesicht wäre nicht aufgefallen, aber sein Auge strahlte von lebhaftem Scharfblick, und verrieth den Muth und das Feuer, die er in Gefahren und Abentheuern zeigte.

In dem Grunde seines Karakters lag unstreitig Edelsinn und Großmuth; unter den Kriegsmännern seiner Zeit war er einer der menschlichsten; er haßte grausame Strafen, und brachte die Stockprügel bei seinem Regimente fast ganz außer Gebrauch. Für den Landmann war er besonders gut gesinnt, und wollte ihn, so sehr er den Bauer gegen den Soldaten herabsetzte, in seinem Berufe stets geschont wissen. So richtete er einst, als ein junger Offizier bei Ausrichtung eines Auftrags, der eben nicht Eile forderte, geradeswegs über ein bestelltes Ackerfeld geritten war, an den Wiederkehrenden die Frage: „Sie haben gewiß kein Gut?“ worin für den Betroffenen der bündigste Vorwurf ausgedrückt war. So nahm er sich auch gern solcher Offiziere an, deren Thätigkeit ihm bekannt, aber durch keinen Glanz äußerer Eigenschaften getragen war; einen seiner Offiziere, der über einen Rittmeister die Achseln zuckte, weil der alte Kriegsmann einige Vorschriften nicht gefaßt zu haben schien, wies er mit den

Worten zurecht: „Lassen Sie ihn nur machen; er hat dergleichen Dinge vor dem Feinde mehr gemacht, als wir beide!“ Wir haben schon gesehen, daß er im Drange des Augenblicks auch rücksichtsloseste Gewaltsamkeit und Eigenmacht ausüben konnte, ganz im Sinne seiner Zeit und seines Standes. Dies galt vollends bei jedem Widerstreite, in welchem der Gegensatz des Militairs und des Civils zur Sprache kam, wo sich die eifersüchtige Ehrbegier des Kriegers gegen den Bürger jedesmal in maßlosem Vorrecht glaubte. Hievon liefert eine mündlich erhaltene Erzählung des Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen ein merkwürdiges Beispiel. Dieser stand in seiner Jugend im Regimente von Tauentzien zu Breslau, und war oft in Ohlau, um Seydlitz zu sehen, der, wenn er genug geritten hatte, seinen ganzen übrigen Tag, jenem Berichte zufolge, nur mit Tabackrauchen und aus dem Fenster sehen hinbrachte. Der Bürgermeister von Ohlau, der ihm gegenüber wohnte, fand an letzterem Vergnügen ebenfalls Geschmack, und legte sich morgens mit der Nachtmütze in's Fenster. Das aber fand Seydlitz respektwidrig, und befahl ihm, die Mütze abzulegen; der Bürgermeister seinerseits nahm das für eine ehrenrührige Zumuthung, und behielt die Mütze auf, bis Seydlitz eine Pistole holte und nach ihm schoß, da dann jener sich erschrocken zurückzog, aber auch sogleich durch eine Stafette dem Könige den Vorgang meldete. Der König indeß ließ die Klage unbeantwortet, und entzog sich damit der Verlegenheit, den Uebermuth eines Mannes von solchem Rang und Verdienste gleich dem Frevel eines jungen Tollkopfes zu bestrafen. Die Einfachheit seiner Gemüths- und Geistesgaben bewahrte ihn vor häufigeren Ausbrüchen solcher Leidenschaft. Es gab eine Menge Dinge, die ihn völlig gleichgültig ließen, bei welchen er keine Meinung zu verfechten, keine Betheiligung durchzusetzen hatte. Daher war er auch allem Partheiwesen fremd, und lebte mit den Meisten seiner Kammeraden in guter Freundschaft. In besonders vertraulicher Brüderschaft stand er mit dem General von Warnery, der schon bei dem Natzmer'schen Husarenregimente sein treuer Gefährte war. Seydlitzens Laufbahn, seine Beförderung in jungen Jahren zu den

höchsten Kriegsehren, waren beispiellos glänzend, aber das Verdienst seiner Thaten leuchtete so hell, daß nicht leicht jemand wagen durfte, ihm jene zu neiden. Eigentliche Widersacher hatte er nur wenige; der General von Pannewitz, der ihm auch als Inhaber seines Regiments nachfolgte, war es mit Willen und Absicht, und suchte auch späterhin alles umzuändern, was Seydlitz eingerichtet hatte; er wiederholte gern und oft: er wolle dem Regiment die Seydlitz'schen Mucken schon austreiben! und als der König bei der nächsten Revüe ihn fragte: „Er ist doch mit dem schönen Regiment recht zufrieden?" antwortete er: „Ja wenn es nur reiten könnte!" worauf indeß der König ganz verdrießlich und herb erwiederte: „Erhalte Er es nur so, wie Er es bekommen hat." Des Generals übler Wille gegen das Regiment veranlaßte doch manche Offiziere späterhin ihren Abschied zu nehmen, oder ihre Versetzung zu anderen Regimentern nachzusuchen. Mehr durch Zufall und Umstände war der General von Kleist im Kriege Seydlitzens Nebenbuhler geworden, und es ohne sein Zuthun auch im Frieden noch geblieben, indem bei allen Gegenständen, welche die Reiterei betrafen, der König neben Seydlitzens Meinung auch noch den nicht selten davon abweichenden Rath Kleist's einzuholen pflegte. Doch erkannte Seydlitz den Werth dieses Mannes mit Gerechtigkeit an, und machte seiner Inspektion den im August des Jahres 1767 erfolgten Tod des vermeintlich Gehaßten zum allgemeinen Erstaunen mit den rühmenden Worten kund: „Ich habe den Schmerz bekannt machen zu müssen, daß die Armee durch den Tod des Generallieutenants von Kleist einen ihrer ausgezeichnetsten Kavalleriegenerale und Seine Majestät der König einen seiner treuesten Diener verloren hat."

Eine bisher bei Aufzählung der Eigenschaften unseres Helden fast immer unerwähnt gebliebene, aber seinem Wesen ganz angehörige Seite, ist die von früher Kindheit, durch wilde Jugend und stürmische Mannesjahre hindurch, in ihm bewahrt gebliebene Achtung der Frömmigkeit und ihrer kirchlichen Gebräuche. Zwar konnten seine Leidenschaften von diesen Vorstellungen niemals gemeistert werden, und er mag diese kaum in solchen Bezug zu stellen je versucht haben;

allein er hielt auf andächtige Gottesverehrung, und während des siebenjährigen Krieges ließ er vor jedem vorauszusehenden Gefechte seine Reiter durch den Feldprediger zur Tapferkeit und Ausdauer anfeuern, auch mußte derselbe den Verwundeten und Sterbenden geistlichen Trost einsprechen und das Abendmahl reichen. Einst während des Krieges ritt er mit dem Könige, als ein Dragonerregiment daher kam, welches ein geistliches Lied im Marschiren sang. „Das sind mir Poltrons von Reitern, sagte der König, die da singen!“ Seydlitz pflegte zwar selbst nicht zu singen, vertheidigte aber die Leute, und erinnerte, daß auch der General von Zieten sänge, worauf der König die Sache gut sein ließ. Mit dem Feldprediger seines Regiments, der erst im Jahre 1791 als Pastor in Ohlau starb, hatte Seydlitz ein freundschaftliches Verhältniß, und ehrte ihn öffentlich bei jedem Anlaß. Auch litt er nicht, daß jüngere Offiziere leichtsinnige Scherzreden gegen die Religion und ihre Diener führten, so wenig er sonst um ihren Glauben und ihre Denkart sich bekümmerte.

Die Geistesbildung darf bei Seydlitz nur nach dem Maße seiner Zeit gemessen werden; sie war für seine Stellung und Aufgabe genügend, allein es bleibt ein fruchtloses Bemühen, in diesem Betreff ihn besonders rühmen zu wollen. Seine natürlichen Anlagen nach dieser Richtung waren nicht groß, und die vorhandenen kaum entwickelt; er war kein weiter Kopf, doch innerhalb gegebener Schranken ein vortrefflicher, wie sowohl seine Thaten, als seine Antworten, und selbst seine kurzen schriftlichen Aeußerungen darthun. Die französische Sprache war ihm geläufig genug; daß er Kenntniß von französischer Litteratur gehabt, ist nicht vorauszusetzen, und gewiß von deutscher eben so wenig. Es ist möglich, daß er bei einem Gespräch über die Ehre, welche der Sohn eines reichen Finanzmannes herabsetzen wollte, die zwei Verse von Haller, wie Blankenburg berichtet, zitirt habe:

„Der Held, der sucht sein Glück auf hunderttausend Leichen,
Und vieler Dörfer Noth macht einen einz'gen Reichen,“

diese Zeilen konnte der Zufall auf sein Gedächtniß geworfen haben; aber es ist ein ungeschicktes Mährchen, und selbst die löbliche Absicht ein Mißverstand, wenn uns derselbe Schrift=

steller überreden will, Wieland's Agathon sei ein Lieblingsbuch des Reitergenerals gewesen! Indeß erkannte Seydlitz genug den Werth wissenschaftlichen Unterrichts, um diesen im Kriegswesen gern zu fördern. Er gründete für die Offiziere seines Regiments eine Büchersammlung, aus welcher bloße Unterhaltungsschriften ausgeschlossen blieben. Von einem größeren Plane zur Ausbildung junger Offiziere erzählt Warnery: „Seydlitz hatte in Schlesien unter seiner Inspektion ungefähr hundert junge Leute, welche Standartenjunker waren. Diese adeligen Unteroffiziere wollte er sämmtlich nach Ohlau ziehen, wo er sie nach seiner Hand unterrichten, exerziren und bilden wollte. Sie sollten fremde Sprachen, Mathematik und alle nöthigen Leibesübungen lernen, und zwei Monate vor der Musterung, wenn die Regimenter sich zum Exerziren versammeln, sollten sie bei diesen wieder einrücken. Sie hätten bei Seydlitz große Fortschritte machen können, ohne daß es den König mehr, als höchstens fünfzig Dukaten für die Lehrmeister, gekostet hätte. Allein Ränke vereitelten die Sache." Im Gegensatze mit solcher Pflanzschule glaubte er dem Kriegsbedürfniß auch noch ganz andere Kräfte nöthig. Er sagte einst zu Warnery, daß im kleinen Kriege Gelegenheiten vorkämen, welche den Unternehmungsgeist, die List und Verwegenheit eines Cartouche und Mandrin erforderten, und daß man bei einem Heer immer einige Leute dieses Schlages haben müßte, um sie als Führer halsbrechender Wagnisse zu gebrauchen; doch dürfte man ihnen nicht Offiziere der Linientruppen unterordnen, auch sie selbst nicht über den Hauptmannsrang erheben, aber dafür sie gut bezahlen, da sie mehr um Geld und aus Lust, als um Ehre dienten, und ihr Handwerk allerdings über die Gränzen der Zucht und Ordnung, die dem Kriegerstande gebührten, leicht hinausginge; sie seien wie Kettenhunde zu halten, die man gut füttert und anbindet, aber zu gewissen Zeiten losläßt, wo sie dann vortreffliche Dienste leisten.

Ueber sein Verdienst als Krieger sind die Zeugnisse aller Urtheilsfähigen, von Friedrich dem Großen bis auf die neueste Zeit, einstimmig zu seinem Ruhme. Canitz in seinen Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei hat

mit geistreicher Schärfe das Bezeichnendste darüber ausgesprochen. Er war ein Reiter ohne Gleichen, und als solcher auch Feldherr, der mit stürmender Gewalt Schlachten entschied; groß als Kampfesheld, groß als Waffenmeister, der die preußische Reiterei auf den Gipfel der Vortrefflichkeit erhob. Unter den Kriegsgehülfen Friedrich's stehen Winterfeldt und Seydlitz in erster Reihe. Die Eigenschaften dieser Beiden, ihre Thaten und Erfolge, Neigungen und Lebensgeschicke, so wie auch ihr Tod, geben reichen Stoff zu vergleichender Betrachtung.

Zu Berlin auf dem Wilhelmsplatze ließ der König am 2. Mai 1784 ein Denkmal für Seydlitz aufstellen, das Standbild des Helden in seiner Kriegstracht, welches der Bildhauer Tassaert in Marmor ausgeführt, und dabei, nach Vorschrift des Königs, für die Aehnlichkeit der Gesichtszüge ein wohlgelungenes, früher dem Lord Marischal gehöriges Bild, benutzt hatte. Das dem Ruhme der Helden Preußens zu Rheinsberg durch den Prinzen Heinrich gewidmete Denkmal nennt den Namen Seydlitz mit höchstem Lobpreis. Nach einem Gemählde des Hofmahlers Frisch, Seydlitz in der Schlacht bei Roßbach vorstellend, erschien im Jahre 1799 ein Kupferstich von Berger. Die vaterländischen Dichter, Gleim, Ramler, Stägemann, haben den Ruhm des großen Reitergenerals besungen. Im preußischen Heere ist sein Andenken unvergänglich.

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Mündliche Ueberlieferungen in Halle, Dessau ꝛc.

Handschriftliche Mittheilungen von Herrn Hofrath und Bibliothekar Wilhelm Müller in Dessau.

Mémoires pour servir à l'histoire du Prince Leopold, Prince regnant Sénieur d'Anhalt etc. etc. Anno 1751.

Handschriftlich in dem Herzoglichen Archiv zu Dessau. Genau in den Zeitangaben und andern äußerlichen Bestimmungen.

Eigenhändige Memoiren des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau.

Der russische General Graf von Anhalt gab diese Memoiren, eine Abschrift des in Dessau bewahrten eigenhändigen Originals des Fürsten, in Königsberg dem Pfarrer Borowski zur gelegentlichen Herausgabe. Sie gehen von 1676 bis 1703 und sind abgedruckt in Baczko's Annalen des Königreichs Preußen. Jahrgang 1793. Königsberg. 8. S. 26—36. u. 73—98.

Des weltberühmten Fürstens Leopoldi von Anhalt-Dessau Leben und Thaten. Leipzig, 1742. 8.

Von M. Ranfft; nachher verbessert und fortgesetzt in

M. Michael Ranfft's Leben und Thaten des letztverstorbnen weltberühmten Fürstens Leopolds von Anhalt-Dessau. Dritte Auflage. Frankfurt am Main, 1750. 8.

Geschichte und Thaten des jüngstverstorbenen großen Kriegshelden Herrn Leopolds regierenden Fürstens ꝛc. zu Anhalt. Von Joachim Arenkow. Zweite Auflage. Frankf. und Leipzig, 1747. 8.

Gleich dem vorigen ohne sonderlichen Werth.

Militairisches Taschenbuch für 1801. Berlin, 1800. 12.
Eine biographische Skizze Leopold's.

Militairische Biographieen berühmter Helden neuerer Zeit. Berlin, 1803—1806. 5 Bde. 8.
Ein kurzer Abriß von Leopold's Leben in Thl. 5.

Der Biograph. Bd. 6. St. 2. Halle, 1807. 8.
S. 117—164. Ein guter, nur allzukurzer Abriß vom Feldprediger Spieker in Halle. Anekdoten daraus noch besonders im Morgenblatte.

Samuel Baur's biographische Schilderungen ausgezeichneter Menschen unseres Zeitalters. Leipzig, 1821. 8.
Bd. I. S. 90—143. Eine Darstellung Leopold's; sehr gelungene Arbeit.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Berlin, 1827. 8.
Hft. 5. „Die Fürsten aus dem Hause Anhalt in brandenburgisch-preußischen Kriegsdiensten."

Joh. Christoph Becmann's Historie des Fürstenthums Anhalt. Zerbst, 1710. fol.

Samuelis Lentzii Becmannus enucleatus, suppletus et continuatus, oder historisch-genealogische Fürstellung des Hochfürstlichen Hauses Anhalt. Köthen u. Dessau, 1757. fol.

D. Ph. E. Bertram's Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt, fortgesetzt von M. J. C. Krause. Halle, 1780. 1782. 2 Thle. 8.

Ueber Mißheirathen teutscher Fürsten und Grafen. Vom Geh. Justizrath Pütter zu Göttingen. Götting., 1796. 8.
S. 186. Von der Anne Luise Föjen.

Beiträge zur brandenburgischen Kriegsgeschichte unter Kurfürst Friedrich III. Von C. W. Hennert. Berlin und Stettin, 1790. 4.

Curieuses Bücher-Kabinet, oder Nachrichten von historischen, Staats- und galanten Sachen. Frankf. a. M., 1711—1718. 8.
Besonders Thl. 2.

Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Königs von Preußen Friderici Wilhelmi. Erster Theil. Hamburg und Breslau, 1735. Zweiter Theil. Frankfurt und Hamburg, 1741. 8.
Von Dav. Faßmann.

Histoire de la vie et du regne de Frédéric-Guillaume roi de Prusse. à la Haye 1741. 2 Vols. 8.

Ueber Friedrich Wilhelm den Ersten. Ein nachgelassenes Werk vom Hofrath und Professor Morgenstern, Mitglied des Tabackskollegii Friedrich Wilhelms des Ersten. s. l. 1793. 8.

Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. nebst verschiedenen Anekdoten rc. Berlin, 1787—1789. 12 Sammlungen. 8.

Die 10 ersten Sammlungen sind vom Präsidenten von Benekendorf.

Heldenthaten des Prinzen Eugen von Savoyen. Nürnberg, 1726 ff. 5 Thle. 8.

Histoire du prince François Eugène de Savoye. Amsterd. 1750. 5 Vols. 8.

Histoire de Charles XII. Roi de Suède. Par Voltaire.

Ant. Friedr. Büsching's Magazin für die neue Historie und Geographie. Halle, 1779—1793. 23 Thle. 4.

Einiges über den Feldzug in Pommern und Rügen.

Ant. Friedr. Büsching's Reise nach Rekahn. Berlin, 1780. 8.

Confession de Clément.

Handschriftlich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 12.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric II. écrits de sa main. Brunsvic, 1810. 2 Vols. 8.

Journal secret du baron de Seckendorff, cavalier d'ambassade auprès du maréchal comte de Seckendorff à Berlin, depuis 1734 jusqu'à la fin de l'année 1738. Tubingue, 1811. 8.

Viele Einzelheiten, zur Bezeichnung der Zeit und der Personen wichtig.

Beiträge zu der Lebensgeschichte merkwürdiger Personen. Von Büsching.

Bd. I. Lebensbeschreibung Nüßler's.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français etc. Par M. M. Erman et Réclam. Berlin, 1782—1799. 9 Vols. 8.

Friedrichs des Großen Jugendjahre, Bildung und Geist. Aus unbekannten Aktenstücken, hier zuerst mitgetheilten Briefen und den Schriften des Königs dargestellt von Fr. Förster. Berlin, 1823. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Von J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—1834. 4 Bde. 8. Urkundenbuch dazu. 5 Thle. 8.

Die Lebensgeschichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für jedermann, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1837. 2 Thle. 8.

Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

Friedrichs des Großen Jugendleben und Thronbesteigung. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

Friedrichs des Großen Briefe an seinen Vater, geschrieben in den Jahren 1732—1739. Berlin, Posen und Bromberg, 1838. 8.
Eine sorgsame Ausgabe, von Herrn Major von Hahnke.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Histoire de mon temps, par Frédéric II.

Mémoires des négociations du marquis de Valori. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.
Viele besondere Züge vom alten Fürsten Leopold, der hier aber von seinem gleichnamigen Sohne wohl zu unterscheiden ist.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.
Von Luise von Blumenthal.

Lebensbeschreibung des Königl. Preuß. Generals der Infanterie Heinrich August Baron de la Motte Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff, meist aus ungedruckten Nachrichten bearbeitet. 1792. 2 Thle. 8.
Von Theresius von Seckendorff.

Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Von Dr. Friedrich Cramer. Leipzig, 1836. 2 Bde. 8.

Vollständige Geschichte aller Königlichen preußischen Regimenter. Halle, 1767. 6 Stücke. 8.
Von Joh. Friedr. Seyfart, Auditeur zu Halle. Im St. 4. die Geschichte des Regiments Anhalt.

Betrachtungen über die Kriegskunst. Leipzig, 1797—1799. 3 Abtheilungen. 8.
Von Georg Heinrich von Berenhorst. Geistreiche, treffende Bezeichnung des Fürsten von Dessau.

Geist des neuen Kriegssystems. Hamburg, 1805. 8.
Von Heinrich von Bülow.

Leben Franz Balthasar Schönberg v. Brenkenhof, Königl. Preuß. geheimen Ober-Finanz-Kriegs- u. Domainenrath. Leipzig, 1782. 8.
Von Meißner.

Joh. Wilh. Ludw. Gleim's Leben. Aus seinen Briefen und Schriften von Wilh. Körte. Halberstadt, 1811. 8.

Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Luise. 1676—1722. Herausgegeben von Wolfgang Menzel. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des litterarischen Vereins. 1843. 8.

General Freiherr von Seydlitz.

Mit bestem Fleiße sind die mündlichen Ueberlieferungen, welche über Seydlitz noch aufzufinden waren, von sehr verschiedenen Seiten her, und aus zum Theil sehr schätzbaren Quellen, gesammelt worden.

Ein reiches Heft handschriftlicher Mittheilungen, welche der gütigen Sorgfalt des Herrn Major von Reibnitz in Gnadenfrei zu verdanken sind.

Ein Band handschriftlicher Briefe, die zwischen Seydlitz und dem Könige Friedrich dem Großen gewechselt worden, und deren Benutzung von Seiten des Königlichen Geheimen Archivs günstig verstattet worden.

Tagebuch des Obersten von Gaudi über die Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Wesel, 1778. 10 Bde. Folio.
Handschriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalstabs in Berlin.

Des Ministers von der Horst Bemerkungen zu Büsching's und Anderer Schriften über Friedrich den Großen.
Handschrift, in Auszügen benutzt.

Sammlung einiger Schriften dem Andenken Sr. Excellenz Herrn Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz gewidmet von Johann Balthasar Freiherr von Kurtzbach-Seydlitz. 1776. 4.

Genealogischer Militairischer Kalender auf das Jahr 1787. Berlin. 16.
Bildsäule, Grabmal und Lebensabriß von Seydlitz.
Der Lebensabriß ist vom Kriegsrath Karl Friedrich Trost.

Der Gesellschafter. Von Gubitz. Berlin, 1825. 4. Nr. 148 ff.
Briefe Friedrich's des Großen an den General von Seydlitz

Wahrheit und Freimüthigkeit in schwesterlicher Umarmung. Erstes Bändchen. Nürnberg, 1789. 8.
Von Dr. Kausch herausgegeben. Darin Anekdoten von Seydlitz.

Mémoires pour servir à l'histoire des années 1744 et 1745. Berlin, 1746. 8.
Vom General von Still.

Beitrag zur Geschichte des zweiten Schlesischen Krieges. Aus den eigenen Papieren Sr. Exc. des General-Lieutenants von Nassau. Frankf. u. Leipzig, 1780. 120 S. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—1834. 4 Bde. 8.
Urkundenbuch dazu. 5 Bde. 8.

Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

Friedrichs des Großen Jugend und Thronbesteigung. Eine Jubelschrift. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

König Friedrich der Zweite und seine Zeit. 1740—1769. Nach den gesandtschaftlichen Berichten im brittischen Museum und Reichsarchive. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

L. Müller's kurzgefaßte Beschreibung der drei schlesischen Kriege. Potsdam, 1785. 4.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland. Von Lloyd und Tempelhof. Berlin, 1794—1801. 6 Bde. 4.

Tielcke's Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges. Freiberg, 1776. 8.

Des Herrn Generalmajor von Warnery sämmtliche Schriften. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Planen und Erläuterungen vermehrt. Hannover, 1785. 9 Thle. 8.

Geständnisse eines österreichischen Veterans in politisch-militairischer Hinsicht auf die interessantesten Verhältnisse zwischen Oestreich und Preußen &c. Breslau, 1788 ff. 4 Thle. 8.
Von Cogniazo.

Des Prinzen de Ligne Tagebuch während den Feldzügen in den Jahren 1757—1760. Aus dem Französischen übersetzt. Dresden, 1798. 2 Thle. 8.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.
Von Retzow.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorlesun-

gen, mit Benutzung authentischer Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabs. Berlin, 1824 ff. 5 Bde. 8

Dieses, sowohl dem veranlassenden und leitenden Gedanken als der in einzelnen Abschnitten meisterhaften Ausführung nach preiswürdige Werk hat mehr als jedes frühere die Ereigniss dieses verwickelten Krieges für das militairische Urtheil erhellt

Der siebenjährige Krieg. Von Maximilian Fr. Thielen. Wien 1836. 8.

Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschicht des siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen. Von P. F. Stuhr. Hamburg, 1842. 2 Bde. 8.

Oeuvres de Frédéric II. roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Militairischer Nachlaß des Generallieutenants Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbst, 1846. 2 Bde. 8.

Minerva. Von Dr. Friedrich Bran. Jena, 1839. 1840. 8.

Darin: Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen von Kalckreuth, aus dem französischen Manuskripte seiner Dictées. Von Friedrich Grafen von Kalckreuth.

Militairische Blätter. Von F. W. von Mauvillon. Essen, 1825. 8. Bd. II.

Ueber die Schlacht von Roßbach.

Beschreibung der Schlacht bei Kunersdorf. Von Joh. Ludw. Kriele. Berlin, 1801. 8.

Leben des Herrn Robert Scipio von Lentulus, weiland Generallieutenant in Königl. Preußischen Diensten. Beschrieben von Fr. Ludwig Haller. Bern, 1787. 8.

Mémoires du baron de la Motte-Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8. Von Büttner.

Lebensbeschreibung des Generals Baron de la Motte-Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8. Von Luise von Blumenthal.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8. Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris, 1809. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Historisches Portefeuille. 1786. Januar.

Des preußischen Stabsfeldpredigers Küster, Bruchstück seines Kampagnelebens im siebenj. Kriege. Berlin, 1791. 8.

Offizier-Lesebuch. Berlin, 1796. 4 Thle. 8.
Von Küster.

Deutsches Museum. 1780. März.
Auszüge aus Briefen eines reisenden Engländers.

Militairisches Pantheon. Neue Auflage. Berlin, 1797. 4 Thle. 8.
Vom Ordensrath König.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei in den Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit. Berlin und Posen, 1823. 2 Thle. 8.
Vom General Freiherrn von Canitz.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1835. 4. Nr. 967. Vom 3. Januar.

Graf von Lindenau. Bemerkungen eines Veteranen über edle Pferde. Braunschweig, 1831. 8.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.